Die thiere des waldes

Alfred Edmund Brehm, Emil Adolf Rossmässler

E. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

Digitized by Google

QL.
112
.B83

Digitized by Google

Digitized by Google

Front:

Digitized by Google

From:

Digitized by Google

36742

Die

Thiere des Waldes.

Geschildert

von

A. E. Brehm und E. A. Roßmäßler.

Mit 20 Kupferstichen und 71 Holzschnitten,

gezeichnet von T. F. Zimmermann, gestochen von A. Krauße, Ad. Neumann und A. Schleich, geschnitten von Aarland, Illner und Wendt.

Erster Band.

Die Wirbelthiere des Waldes.

Leipzig und Heidelberg.
C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
1864.

Digitized by Google

Verfasser und Verleger behalten sich das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen vor.

Digitized by Google

Rec'd 4-11-39 mgr
Reclass

J. H. Blasius

gewidmet

von

den Verfassern.

Digitized by Google

Vorwort.

Nachdem der zweitgenannte Verfasser 1862 in gleichem Verlage unter dem schlichten Titel „Der Wald“*) für die „Freunde und Pfleger“ desselben eine eingehende Schilderung unseres schönen deutschen Waldes hatte erscheinen lassen, in welcher dieser vorzugsweise in forstbotanischer, forstwirthschaftlicher und landschaftlicher Beziehung aufgefaßt war, lag der Gedanke sehr nahe, neben dem pflanzlichen nun auch das thierische Leben des Waldes in ähnlicher Weise zu schildern, die stillen Waldgründe mit den munteren Schaaren zu bevölkern, welche eben so sehr den Forscher und Naturfreund wie den Waidmann anziehen.

Schnell war daher zwischen uns beiden und mit der Verlagshandlung der Pakt geschlossen. Das vorliegende Buch bestimmte sich gewissermaßen von selbst zu einem zweiten, ergänzenden Bande des „Waldes“. Diese innere Verwandtschaft der beiden Bücher erklärt es, daß in dem vorliegenden die Beziehungen des Waldes

*) Der Wald. Den Freunden und Pflegern des Waldes geschildert von E. A. Roßmäßler. Mit 17 Kupferstichen, 82 Holzschnitten und 2 Revierkarten in lithogr. Farbendruck.

unerwähnt bleiben, welche in jenem geschildert worden waren, daß der Wald als die Schaubühne in allen ihren Beziehungen als bekannt vorausgesetzt wird, auf die wir nun das Mimenpersonal eintreten lassen.

Der Stoff, welchen wir in allgemein verständlicher Weise zu bearbeiten hatten, war von vorn herein streng abgeschlossen worden. Es sollte sich in unserm Buche einzig und allein um Thiere handeln, welche in irgend welcher Beziehung zum Walde stehen. Die Gemeinsamkeit gewisser Beziehungen bestimmte die Anlage, die Bedeutung derselben gab den Maßstab ab für die eingehendere oder mehr gedrängte Schilderung des Einzelnen. Es konnte und mußte oft von dem ohnehin schwankenden System abgesehen werden, und die Reichhaltigkeit des Stoffes gebot eine knappe Form der Behandlung. Demungeachtet dürfte auch der kundige Leser wichtige Angaben über Gestalt und Leben der Thiere kaum vermissen.

Unser Buch wendet sich aber gar nicht an Den, welcher sich schon eingehend mit Thierkunde beschäftigt hat und solcher Werke, wie das vorliegende eins sein will, entbehren kann; es versucht vielmehr, in weitere Kreise einzudringen, es bezweckt, *auch die Thiere des Waldes zu Gunsten des Letzteren und des ihm verwandten Feld- und Gartenbaues „unter den Schutz des Wissens Aller zu stellen“*.

Wenn es nöthig geschienen hatte, den maßlosen Ansprüchen an den Wald gegenüber, und bei dessen klimatologischer Bedeutung ihn „unter den Schutz des Wissens Aller zu stellen“, und dies den Grundgedanken jenes Buches ausmachte, so darf das Gleiche auch von jenen Thieren, größtentheils Waldbewohnern, gelten,

welche, von sinn- und herzloser Verfolgungswuth mehr als decimirt, diejenigen schädlichen Thiere im Zaume halten, welche als Wald- und Feldverwüster unsere Feinde sind, gegen die wir ohne jene Bundesgenossen fast Nichts auszurichten vermögen.

Es ist Dies ein ferneres Band, wodurch beide Bücher zu einem Ganzen gemacht werden.

Damit haben wir eigentlich gesagt, was über den Zweck des Buches überhaupt zu sagen ist.

Wir haben uns jedoch in anderer Hinsicht zu rechtfertigen. Es ist unmöglich geworden, den Raum einzuhalten, welchen wir uns ursprünglich zugemessen hatten. Im Verlaufe der Zeit sind wir wiederholt und gerade von urtheilsfähigster Seite aufgefordert worden, auch die niederen Thiere so ausführlich zu schildern, als ihre Bedeutung für den Wald es verlangt. Wir haben die Berechtigung einer solchen Forderung anerkennen müssen und uns entschlossen, auf vorliegenden Band einen zweiten folgen zu lassen, welcher die Naturgeschichte der wirbellosen Thiere des Waldes zum Gegenstand haben, jedoch als selbstständiges Ganze auftreten wird.

Fehlt es auch nicht an ausgezeichneten Hülfsmitteln, um diese unabläſſig am Leben des Waldes nagenden kleinen aber mächtigen Feinde kennen und vertilgen zu lernen — wir nennen nur Ratzeburg's ausgezeichnetes Buch „die Waldverderber“ — so sind doch solche Bücher mehr blos für den berufsmäßigen Beschützer des Waldes geschrieben, und indem sie kaum in die Hand des größeren Lesekreises kommen auch nicht wohl geeignet, eben in dieser Hinsicht den Wald unter den Schutz des Wissens Aller zu stellen.

Es wird darum in dem folgenden zweiten Theile dem Heer der forstschädlichen Insekten eine eingehende Behandlung gewidmet werden und zwar wesentlich von dem Zweitunterzeichneten, während der vorliegende erste Theil fast ausschließend die Arbeit des Andern ist.

Was die äußere Ausstattung unserer „Thiere des Waldes" betrifft, so schließen sie sich auf das Genaueste an den „Wald" an und haben wir hierin wie bei diesem wiederum die angenehme Verpflichtung, der Verlagshandlung zu danken, die keine Kosten scheute, um das Buch den hohen Ansprüchen unseres Zeitgeschmackes und einer möglich vollständigen Lösung unserer Aufgabe entsprechend herzustellen, wobei sie von unseren Künstlern wacker unterstützt worden ist.

Hamburg und Leipzig, im October 1864.

A. E. Brehm.
E. A. Rossmässler.

Inhaltsübersicht.

Der Wald und die Thiere.

Seite

Erster Abschnitt. Die Waldthiere 3

Der Wald als Thierherberge. — Abhängigkeit der Thiere von ihrer Heimath. — Uebersicht der Waldthiere überhaupt.

Zweiter Abschnitt. Die Einwohnerschaft des deutschen Waldes 15

Verhältnißmäßige Thierarmuth unserer Wälder. — Uebersicht unserer Waldsäugethiere. — Ursache des spärlichen Auftretens derselben. — Uebersicht der deutschen Waldvögel, der Lurche und Fische.

Verschollene und zurückgedrängte Thiere des deutschen Waldes.

Dritter Abschnitt. Die Verschollenen 33

Verfall des Thierlebens im Walde. — Der Riesenhirsch und Auer. — Das weiße schottische Rind als wahrscheinlicher Nachkomme des Urstiers.

Vierter Abschnitt. Grenzbewohner des deutschen Waldes 45

1. Der Wisent 45
2. Das Elch 54

Raub- und Jagdthiere.

Fünfter Abschnitt. Das Raubzeug 63

1. Der Luchs 70
2. Die Wildkatze 78
3. Der Wolf 85
4. Der Fuchs 95
5. Der Baummarder 104
6. Der Steinmarder 110
7. Der Iltis 111

Das Frettchen 114

8. Das Hermelin 116
9. Das Wiesel 122
10. Der Nörz 124
11. Der Fischotter 126
12. Der Dachs 132
13. Der Bär 137

Digitized by Google

Seite

Sechster Abschnitt. **Die Raubvögel** 145
1. Der Stein- und Goldadler 151
2. Der Schreiadler 158
3. Der Seeadler 162
4. Der Flußadler 169
5. Der Schlangenadler 172
6. Die Bussarde 176
7. Die Milane 183
8. Der Thurmfalk 186
9. Die Edelfalken (Wander-, Baum- und Zwergfalk) 190
10. Habicht und Sperber 200
11. Der Uhu 209
12. Die Waldohreule 215
13. Der Waldkauz 218
14. Der Rauchfußkauz 222
15. Der Zwergkauz 224

Siebenter Abschnitt. **Das Wild** 228
1. Der Edelhirsch 231
2. Der Damhirsch 240
3. Das Reh 242
4. Das Wildschwein 246
5. Hase und Kaninchen 251

Achter Abschnitt. **Das Federwild** 261
1. Das Auerhuhn 264
2. Das Birkhuhn 273
Das Rackelhuhn 276
3. Das Haselhuhn 277
4. Der Fasan 281
5. Die Waldschnepfe 287

Waldhüter und Waldverderber.

Neunter Abschnitt. **Die Waldhüter** 293
1. Die Fledermäuse 296
2. Die Spitzmäuse 303
3. Der Igel 308

Zehnter Abschnitt. **Höhlenbrüter und andere Wohlthäter des Waldes** . . 313
1. Die Spechte 317
2. Der Wendehals 326
3. Der Baumläufer 328
4. Der Wiedehopf 331
5. Der Kleiber 334
6. Die Meisen 338
7. Das Goldhähnchen 345
8. Die Laubvögel 349
9. Der Fliegenfänger 354
10. Der Ziegenmelker 358

Digitized by Google

Seite

Elfter Abſchnitt. Nager und Wühler 363
1. Das Eichhorn 366
2. Die Schläfer 369
3. Die Mäuſe 377
4. Die Wühlmäuſe 383
5. Der Biber 391

Die Tonkünſtler des Waldes.

Zwölfter Abſchnitt. Die Meiſterſänger 401
1. Die Nachtigallen 405
2. Die Grasmücken 411
3. Die Droſſeln 417
4. Der Waſſerſchwätzer 425
5. Die Stelze 428
6. Die Blaukehlchen 431
7. Das Rothkelchen 435
8. Der Waldrothſchwanz 438
9. Der Zaunkönig 440
10. Der Flüevogel 443
11. Die Haidelerche 445
12. Der Baumpieper 449

Dreizehnter Abſchnitt. Die Finken 452
1. Der Kernbeißer 454
2. Der Grünling 458
3. Der Edelfink 461
4. Der Hänfling 465
5. Der Stieglitz 468
6. Die Zeiſige 470
7. Der Girlitz 476
8. Die Gimpel 478
9. Die Kreuzſchnäbel 483

Vierzehnter Abſchnitt. Die Choriſten des Waldes 486
1. Die Würger 490
2. Der Staar 496
3. Der Pirol 501
4. Die Rake 504
5. Heher und Nußknacker 506
6. Die Elſter 512
7. Die Raben 515
8. Die Ammer 525
9. Der Kukuk 527
10. Die Tauben 531

Anſiedler im Walde.

Funfzehnter Abſchnitt. Die Niſtgäſte des Waldes 539
1. Der Eisvogel 540

2. Der Waldwasserläufer 543
3. Der schwarze Storch 545
Sechzehnter Abschnitt. Brutansiedlungen und ihre Bewohner 552

Die niederen Wirbelthiere des Waldes.

Siebzehnter Abschnitt. Die Lurche 578
1. Die Eidechsen 591
2. Die Blindschleiche 602
3. Die Nattern 607
4. Die Kreuzotter 618
5. Die Frösche 628
6. Die Kröten 636
7. Die Salamander 649
Achtzehnter Abschnitt. Der Fisch der Waldes 646

Verzeichniß der Holzschnitte.

Bachſtelze, gelbe 429.
Baumfalk 193.
Baumläufer 329.
Baumpieper 446.
Bergfink 456.
Berghänfling 456.
Biber 392.
Bilch, großer 371.
Blaukehlchen 429.
Blaumeiſe 339.
Blauracke 502.
Blindſchleiche, gemeine 603.
Bluthänfling 460.
Brandmaus 379.
Buchfinke 460.
Bunt- oder Bandſpecht 320.
Buntſpecht, mittlerer 320.
Citronenzeiſig 471.
Dohle 517.
Dorngrasmücke 412.
Eichelheher 507.
Eidechſe, graue 594.
Eidechſe, grüne 594.
Eisvogel 541.
Elſter 517.
Erlenzeiſig 471.
Feldmaus, gemeine 384.
Feuerſalamander 641.
Fichtengimpel 479.
Fichtenkreuzſchnabel 484.
Fiſchreiher 561.
Fitis-Laubſänger 350.
Fliegenfänger, gefleckter 355.
Fliegenfänger, kleinſter 955.
Fliegenfänger, ſchwarzrückiger 355.
Flüevogel 436.
Forelle 647.
Frettchen 112.
Froſch 630.
Gartengrasmücke 412.
Gartenlaubſänger 350.
Gartenrothſchwanz 436.
Gartenſchläfer 371.
Gimpel, gemeiner 479.
Girlitz 471.
Goldammer 525.
Goldhähnchen, feuerköpfiges 346.
Goldhähnchen, gelbköpfiges 346.
Grauſpecht 320.
Grünling 460.
Grünſpecht 320.
Haidelerche 446.
Halsbandfliegenfänger 355.
Haſe 252.
Haſelmaus, kleine 373.
Haubenmeiſe 346.
Hermelin 117. 118.
Hohltaube 532.
Hühnerhabicht 201.
Igel 308.
Iltis 112.
Kaninchen 258.
Karmingimpel 479.
Kernbeißer 456.
Kiefernkreuzſchnabel 484.
Kleinſpecht 320.
Kohlmeiſe 339.
Kolkrabe 516.
Kreuzſchnabel, weißbindiger 484.
Kröte 637.
Kukuk 528.
Laubſänger, grüner 350.
Luchs 71.
Milan, rother 184.

Milan, ſchwarzbrauner 184.
Miſteldroſſel 419.
Mönchsgrasmücke 412.
Mopsfledermaus 302.
Nachtigall 406.
Nebelkrähe 516.
Nörz 125.
Nußknacker 507.
Ohrenfledermaus 301.
Ortolan 525.
Pirol 502.
Rabenkrähe 516.
Rauchfußbuſſard 181.
Rauchfußkauz 219.
Rieſenhirſch 35.
Rind, milchweißes 40.
Ringdroſſel 420.
Ringeltaube 532.
Röthelmaus 385.
Rothkehlchen 436.
Saatkrähe 517.
Scharbe 568.
Schermaus 384.
Schlingnatter 603.
Schreiadler 159.
Schwanzmeiſe 339.
Schwarzſpecht 327.
Seeadler 163.
Singdroſſel 419.
Spechtmeiſe 327.
Sperber 201.
Sperbergrasmücke 412.
Sproſſer 406.
Staar 502.
Stieglitz 460.
Sumpfmeiſe 339.
Tannenmeiſe 346.
Thurmfalke 187.
Turteltaube 532.
Uhu 210.
Wachholderdroſſel 420.
Waldkauz 219.
Waldmaus 378.
Waldſpitzmaus 307.
Waldwaſſerläufer 541.
Wanderfalke 192.
Waſſerſchwätzer 429.
Weidenlaubſänger 350.
Weindroſſel 420.
Wendehals 327.
Weſpenbuſſard 181.
Wiedehopf 329.
Wiesel 117. 118.
Wildkatze 79.
Wolf 86.
Würger, großer 492.
Würger, kleiner 492.
Würger, rothköpfiger 492.
Zaungrasmücke 412.
Zaunſchlüpfer 436.
Ziegenmelker (Nachtſchwalbe) 359.
Zwergfalke 193.
Zwergkauz 219.
Zwergmaus 380.

Der Wald und die Thiere.

Digitized by Google

Erſter Abſchnitt.

Die Waldthiere.

Wer in der Erde eine große Herberge ſieht, in welcher die Lebendigen offene Tafel halten bei Tage und bei Nacht und ſchmauſend und jubelnd ihres Daſeins ſich freuen, wird bald bemerken müſſen, daß die Herberge gewiſſe Geſellſchaftsräume enthält, welche auf die große Maſſe eine beſondere Anziehung ausüben und deshalb einer ſtarken Einkehr ſich erfreuen. Unbewohnt, unbelebt iſt kein Theil unſerer Erde; einzelne Strecken aber ſcheinen es zu ſein. Es hält hier ſchwerer als anderswo, die Bewohner zu bemerken, welche einzeln und ſtill ihr Weſen treiben, während ſie an den bevorzugten Orten durch ihre Menge wie durch ihr anſcheinend regeres Leben bald ſich bemerklich machen.

Ein ſolcher Vereinigungspunkt des mannfaltigſten Lebens iſt der Wald. Er bildet eine eigne Welt für ſich; er beherbergt und ernährt die allerverſchiedenartigſten Geſchöpfe. Man darf ihn, ohne ſich einer Uebertreibung ſchuldig zu machen, ein Paradies nennen; denn er verſinnlicht wirklich den Garten Eden der kindlichen Sage, und zwar um ſo lebhafter, je richtiger, bedeutungswahrer er ſeinen Namen trägt. Er weiß faſt Jedem, der ihn betritt und ſich in ihm heimiſch zu machen ſucht, Etwas zu bieten; und darin eben beruht ſeine Anziehungskraft auf die große Menge, darin iſt der Grund zu ſuchen, daß ſeine Einwohner die bunteſt zuſammengeſetzte Geſellſchaft unter der Sonne bilden.

Vergleicht man den Wald mit anderen Gebieten der Erde, ſo erkennt man, daß er einer der reichſten „Geſellſchaftsräume" dieſer Herberge iſt. Er gewährt einer geradezu unſchätzbaren Menge von Thieren Obdach und

Nahrung. Die meiſten Klaſſen und Ordnungen des Thierreichs ſind in ihm vertreten; — blos diejenigen nicht, deren Mitglieder in Folge ihrer geringen oder einſeitigen Bewegungsfähigkeit an andere, von ihm durchaus verſchiedene Oertlichkeiten beſtimmt gebunden ſind. Diejenigen Thiere dagegen, welche nur einiger Freiheit ſich erfreuen, gehören ihm zur großen Mehrzahl an: gerade die edelſten unter ihnen weiß er an ſich zu feſſeln.

Es bedarf keiner beſonders ausführlichen Beobachtung, um das Warum dieſer Herbergungsfähigkeit des Waldes, wie wir uns ausdrücken wollen, zu erkennen. Der Wald iſt in jeder Hinſicht geeignet, eine bevorzugte Wohnſtätte der Thiere zu ſein. Einige Worte über die Verbreitungsgeſetze der Geſchöpfe überhaupt werden Dies leicht erkenntlich werden laſſen.

Die Verbreitung der Thiere oder, was ungefähr Daſſelbe ſagen will, ihr Vorkommen an beſtimmten Oertlichkeiten darf nicht als zufällig angeſehen werden. Beſtimmte, uns nur zum geringſten Theil bekannte Geſetze regeln die eine oder das andere. Auch das Thier, und wäre es das bewegungsfähigſte, klebt an der Scholle, iſt an Raum und Ort gebunden. Dieſer kann ausgedehnt oder beſchränkt, jener mannichfach verſchieden oder einförmig, gleichmäßig ſein: im Grunde bleibt beider Bedeutung für das Thierleben dieſelbe. Jedes Thier füllt einen beſtimmten Lebenskreis, übt eine beſtimmte Thätigkeit aus. Seine Geſtaltung iſt die Urſache hiervon: ſie weiſt ihm Heimath und Beruf an. Somit darf man wohl ſagen, daß es für eine gewiſſe Oertlichkeit geſchaffen ſei — vorausgeſetzt natürlich, daß man bei ſolchen Worten die Anſchauung nicht verleugnet, welche die heutige Wiſſenſchaft uns zur Pflicht macht.

Es führt uns keinen Schritt weiter vorwärts, wenn wir uns bemühen, über den Urſprung des Thieres, über die Erſchaffung ſelbſt uns klar zu werden. Alles Grübeln hierüber iſt vergeblich. Die weiteſt auseinandergehenden Anſchauungen gelangen ſchließlich zu ein und demſelben Endergebniß: zu dem rückhaltloſen Eingeſtändniß unſerer vollſtändigen Unwiſſenheit in dieſer Frage. Es bleibt alſo im Grunde auch ziemlich gleichgiltig, ob wir uns hierbei der kindlichen Sage alter Völker oder der Anſicht unſerer Zeitgenoſſen, z. B. der des Naturforſchers Darwin, anſchließen: ob wir glauben, daß jedes Thier mit einem Male, ſo wie wir es heute vor uns ſehen, ins Leben trat, oder ob es, bevor es zu Dem ward was es iſt, erſt verſchiedene ſeiner gegenwärtigen Beſchaffenheit immer näher kommende Umwandelungen durch-

ging und somit nur im Laufe von Jahrhunderttausenden sich gestaltete, vielleicht noch heutigen Tages einer weiteren Umwandlung fähig ist. Noch gewährt uns keine Forschung, keine Wissenschaft nennenswerthen Anhalt bei derartigen Grübeleien; und deshalb bleibt uns auch nur der eine Ausgangspunkt für unsere Forschungen übrig: das Thier zu nehmen, so wie es heute vor uns steht.

Damit stellen wir uns auf den Boden der Wissenschaft und gehen, wenn auch noch immer langsam, doch stetig vorwärts.

Betrachten wir nun irgend ein Thier genauer, so muß uns das Abhängigkeitsverhältniß desselben von seiner Heimath bald augenscheinlich werden. Wir sehen im Fischotter — um ein Beispiel zu geben — einen nahen Verwandten des Edelmarders, finden es aber höchst natürlich, daß dieser das Eichhorn im Gezweige, jener die Forelle im Wasser überholt. Beide sind — falls man so sagen will — nach ein und demselben Grundplan gebaut, beide einander geistig innig verwandt, und gleichwohl hinsichtlich ihrer Lebensweise außerordentlich verschieden. Erst wenn man — wohlverstanden, nach vorher gewonnenem Ueberblick einer größeren Anzahl thierischer Gestalten! — beider Leibesbau sorgfältiger prüft, kommt man zu der Ueberzeugung, daß Dem gar nicht anders sein kann. Man braucht blos noch einige Verwandte dieser beiden Thiere mehr mit zur Vergleichung zu ziehen, meinetwegen den Dachs und den Seehund — den Marder des flachen Bodens und den Fischotter des Meeres — um seiner Sache gewiß zu werden. Grimbart als Wasserbewohner und den Seehund als Baumthier uns zu denken, ist ein Ding der Unmöglichkeit; aber man begreift sofort, daß der gewandte Vetter des ersteren nach der Höhe streben muß, daß er um ebenso viel biegsamere Verwandte des massigen Seehundes wenigstens noch nach einer gewissen Höhe streben kann, so vollkommen er auch das Element der Robbe beherrscht. Bei allen übrigen Thieren ist es nicht anders, wenn auch ihr Verwachsensein mit ihrer Wohnstätte nicht immer so augenfällig erscheinen will wie bei den erwähnten. Scharfe Beobachtung läßt jedoch unter allen Umständen die eine Wahrheit erkennen: Heimath und Thätigkeit eines Thieres stehen ausnahmslos im genauesten Einklange mit seiner Gestaltung; und diese ist es nun, welche den nachlebenden Geschlechtern, — den Abkömmlingen jener, an welchen sich dieses Gesetz allmälig entwickelte — den Aufenthalt gebieterisch anweist.

Nun kommt aber noch ein zweiter Punkt in Betracht: die Abhängigkeit des Thieres von der es umgebenden Pflanzenwelt und bezüglich von der Thiergesellschaft, in welcher es sich bewegt. Diese Abhängigkeit ist größer, als man gewöhnlich annimmt. Sie spricht sich im Thiere kaum weniger scharf aus, als jene Uebereinstimmung zwischen Gestalt und Heimath.

Eine Gewisse Gegend hört auf, Wohnstätte für Thiere zu sein, wenn ihr alle Pflanzen gänzlich mangeln. In einer wirklichen Wüste, sei sie nun eine des Sandes oder eine des Eises, giebt es kein Thierleben mehr: dieses giebt sich dann nur noch in den Oasen kund, d. h. auf den mit Pflanzen bestandenen Stellen, dieselben mögen so dürftig sein als sie wollen.

Eine Ausnahme hiervon scheint der Gletscherfloh, Desoria glacialis, zu machen, jenes kleine schwarze, zu den Springschwänzen gehörige Kerbthier, welches auf den Gletscherrücken in dem Schmelzwasser der Eisgrübchen lebt. Aber selbst dieses Thier, das Stiefkind des Lebens, erhält ohne Zweifel durch die zerfallenden Alpenpflänzchen, die auf den noch höheren Felsengraten wachsen, seine Nahrung zugeführt. Kaum weniger bestimmt zeigt sich das Gleiche in reicheren Gegenden. Das Thier ist an bestimmte Nährpflanzen unmittelbar oder mittelbar gebunden; wo diese fehlen, kann es nicht bestehen. Ein Wald ohne Unterholz, ohne Blößen, ohne Felder in seiner Mitte oder seiner Nähe kann dem Hirsch, jenem ureigentlichen Waldesthiere, keine Herberge mehr gewähren, ebenso wenig, als die gänzlich pflanzenlosen „Hamadas", d. h. die „durchglühten" Sandstrecken der Wüste, die Gazelle an sich zu fesseln vermögen. Mittelbar ist es nicht anders. Der schönsten Anwaldung fehlt die Nachtigall, wenn das Unterholz gänzlich mangelt; das muntere Heer der Sänger verläßt Busch und Hag, wenn mit den fallenden Blättern das kleine Gesindel, dessen Jagd jene betreiben, sein kurzes Dasein endet oder sich in die versteckten Winterbehausungen zurückzieht.

Bei den niederen Thieren, zumal bei den Kerbthieren, tritt die Abhängigkeit an die Nährpflanzen noch schärfer hervor als bei den Wirbelthieren: denn sie sind oft ohne das Vorhandensein einer einzigen Pflanze in einer gewissen Gegend geradezu undenkbar oder finden sich umgekehrt überall, wo die ihnen zusagende Pflanze wächst, gleichviel ob nur wenige Minuten oder Hunderte von Meilen zwischen dem einen und dem anderen Wohnorte liegen. Der furchtbare Verwüster unserer Kiefernwaldungen, der

Kiefernſpinner, Gastropacha Pini, findet ſich nur auf Kiefern, deren Nadeln ſeine einzige Speiſe ſind.

Kaum brauchen wir nach Dieſem die Abhängigkeit eines Thieres von dem andern noch beſonders hervorzuheben. Was die Nährpflanze dem einen, iſt das zur Nahrung dienende Thier dem andern. Der Anfang des ſchönen Gedichtes unſeres Freiligrath: „Wüſtenkönig iſt der Löwe“ enthält eine entſchiedene Unwahrheit: denn keine eingentliche Wüſte iſt im Stande, ſolchen König zu ernähren — in Wüſten verlieren die Majeſtäten ihre Bedeutung. In gleicher Weiſe entbehrt für den Fiſchotter ein Waldbach ohne Forellen, ein Fluß, in welchem die Fiſchbrut durch ſchädliche Abflüſſe aus Fabriken vergiftet iſt, ein ausgefiſchter Teich, in welchem nur noch Fröſche leben, allen und jeden Reiz.

Somit haben wir die Geſtaltung und den wiederum von dieſer abhängigen Nahrungserwerb eines Thieres als die feſteſten Bande anzuſehen, welche es an ein beſtimmtes Gebiet, an einen beſtimmten Ort feſſeln. Umgekehrt aber dürfen wir nach ſolcher Erkenntniß auch ohne Weiteres annehmen, daß ein an ſich wechſelreiches Gebiet die Wohnſtätte ungleichartig geſtalteter, ungleichmäßig ſich ernährender Thiere ſein wird; denn je manchfaltiger die Heimſtätte iſt, um ſo leichter und vollſtändiger muß ſie verſchiedenartig lebenden Geſchöpfen die Erforderniſſe zu Wohlſein und Gedeihen gewähren können.

Dieſe Anſchauung erklärt uns die Manchfaltigkeit und Reichhaltigkeit der thieriſchen Bewohnerſchaft des Waldes; ſie überzeugt uns aber auch zugleich, daß dieſe Bewohnerſchaft keineswegs eine zufällig zuſammengekommene, ſondern eine ganz beſtimmte, abgeſchloſſene, ſcharf begrenzte iſt.

Ebenſo verſchiedenartig, wie der Wald iſt, ſind die Thiere, welche in ihm herbergen; aber alle dieſe Thiere werden durch ihre Geſtaltung und Färbung ſo wie durch ihre Lebensweiſe bekunden, daß ſie ihrer Heimath — um uns ſo auszudrücken — nicht angehören wollen, ſondern angehören müſſen. Sie gehorchen ohne Ausnahme beſtimmten Heimathsgeſetzen; ſie tragen die Zeichen ihrer Hörigkeit ſelbſt äußerlich zur Schau: denn ſogar ihr Kleid nimmt die Waldesfarben an — die Farben des Waldbodens wie der Bäume, der Stämme wie der Wipfel, ja ſelbſt der Blüthen, der Rindentheile mit den bunten Flechten, welche auf ihnen ſich anſiedelten. Es iſt hier nicht der Ort, dieſe Behauptung zu beweiſen; wir werden aber bei

Einzelbetrachtung der Waldthiere wiederholt Gelegenheit haben, ihre Wahrheit zu erkennen. Einstweilen versuchen wir, einen Ueberblick der Waldthiere überhaupt zu gewinnen.

Im Eingange wurde bemerkt, daß der Wald gerade die edelsten, d. h. höchststehenden Thiere an sich zu fesseln wisse. Daß Dies keine unachtsam hingeworfene Aeußerung war, wird aus dem Nachfolgenden zu erkennen sein.

Die Affen, unter unseren „erstgeborenen Brüdern" die uns am innigsten Verwandten, gehören mit wenigen Ausnahmen dem Walde an. Ihre vier Hände machen sie zu den vollkommensten Beherrschern des Gezweiges, welche wir überhaupt kennen. Sie fliegen ohne Flügel von Baum zu Baum. Nur sehr wenige unter ihnen sind auf dem flachen Boden wirklich zu Hause, einzelne auf ihm geradezu fremd. Eine fünfte Hand, der Wickelschwanz, verbindet diese in des Wortes eigentlichster Bedeutung mit dem Gezweige. Ihr ganzes Leben verfließt in den Kronen der Bäume, welche ihnen Heimath und Wohnstätte sind, Obdach und Nahrung gewähren.

Ihre Verwandten, die Halb- oder Nachtaffen, lösen sie gewissermaßen ab. Sie versuchen es, ihnen nachzuleben, während der Nachtzeit, wo die eigentlichen Affen mit Ausnahme einer einzigen Sippe der Ruhe pflegen. Die einen wie die andern sind echte Baum- und bezüglich Waldthiere — auch hinsichtlich ihres Nahrungserwerbes die vollkommensten unter allen, weil ihnen die Pflanzenwelt kaum mehr als die untergeordnete Thierwelt des Waldes die nöthige Nahrung liefern muß. Sie verstehen es also, alle Erzeugnisse ihrer Heimath auszubeuten.

Auch die Mitglieder der nächstfolgenden Ordnung, die Flatterthiere, gehören zum größten Theil noch dem Walde an. Je reicher er ist, um so vollständiger fesselt er diese Zwittergestalten an sich. In den Wendekreisländern der alten Welt giebt es eine Menge von Flatterthieren, welche den Wald gar nicht mehr verlassen und schon im Gezweige die erwünschten Ruhestätten und in den Früchten die alleinige Nahrung finden; in den Gleichergegenden der neuen Welt dagegen ersehen sich die meisten Flatterthiere nur in Baumhöhlungen ein Obdach und in den mittelbaren Erzeugnissen des Waldes, in den Kerbthieren ihr tägliches Brod; während hier eine große Anzahl den Wald schon meidet.

Treuer halten die Raubthiere zu ihm. Die Katzen gehören ihm zur größten Mehrzahl entschieden an, die Hunde finden in ihm wenigstens

theilweiſe ihre Wohnſtätte, die Schleichkatzen, Marder und Bären nicht minder. Bei den kleineren und ſchwächeren Raubthieren, den Kerbthierjägern beſteht ein ähnliches Verhältniß wie bei den Flatterthieren: je vollkommener der Wald, um ſo mehr von dieſen, eigentlich dem Erdboden angehörigen Geſchöpfen werden zu Wald- und ſelbſt zu wirklichen Baumthieren.

Die aus ſo verſchiedenartigen Thieren zuſammengeſetzte Ordnung der Beutelthiere ſtellt, wie zu erwarten, in den höchſtgebildeten Gliedern ihren Beitrag zur Waldbevölkerung: alle Räuber und Fruchtfreſſer dieſer Zunft ſind Waldbewohner; ſogar von den ſcheinbar ſo unbehülflichen Kängurus leben einzelne nur auf Bäumen.

Genau Daſſelbe läßt ſich von der nächſtfolgenden Ordnung ſagen. Die wohlgebauten und anmuthigen Nagethiere ſind mit wenigen Ausnahmen im Walde zu ſuchen, während die weniger ſchmucken, ſchwerfälligeren Geſtalten dieſer Gruppe, wie zu erwarten, auf den Boden gebannt ſind oder gar unter ihm ihr Wohnungsgebiet gefunden haben.

In der Ordnung der Zahnloſen finden wir nur wenige Waldthiere, aber ſo eigentliche Baumthiere, als in irgend einer anderen. Die Faulthiere verwachſen förmlich mit den Aeſten der Baumkronen, in denen ſie leben.

Alle noch übrigen Ordnungen der Säugethiere gehören der Tiefe, dem Boden an und haben im Walde nur wenige Vertreter. Bei den Hufthieren erleidet die Regel zum erſten Male eine Ausnahme: das Pferd, welches wir als das höchſtſtehende von allen anſehen müſſen, meidet den Wald. Im Uebrigen hat unſere Behauptung wieder Giltigkeit. Die Ordnung der Wiederkäuer iſt im Walde zwar durch wenige, aber durch ſehr hochgebildete Thiere vertreten. Eine Familie, die der Girafen, gehört ihm ausſchließlich, eine zweite, die der Hirſche, faſt ausſchließlich an, und auch die Rinder ſind als Waldthiere zu betrachten. Selbſt von den ſo recht eigentlichen Kindern der freien Ebenen, den Antilopen oder den Gebirge bewohnenden Moſchusthieren leben viele Arten nur im Walde. — Die Ordnung der Vielhufer, welche in früheren Zeiträumen im Walde eine ſo große Rolle ſpielte, findet auch jetzt noch in ihm ihren bevorzugten Aufenthalt: ihr edelſtes Mitglied, der Elephant, iſt ſelbſtverſtändlich Waldthier.

In der Klaſſe der Vögel geſtalten ſich die Verbreitungsverhältniſſe noch günſtiger für den Wald. Man kann die „Luftgeſtalten der gefiederten

Geſchöpfe“ mit vollſter Wahrheit die Lieblingskinder des Waldes nennen. Sie ſind es, welche ihm ſein wahres Leben verleihen, welche ihm ſeinen Klang und Sang, ſeine Lieder, ſeine Melodien geben. Keine Ordnung dieſer Klaſſe fehlt dem Walde gänzlich: ſelbſt die wahrſten Erdvögel, die Strauße, ſind ihm nicht fremd, ſelbſt die dem Waſſer angehörenden Schwimmvögel ſind in ihm vertreten.

Für die Papageien, die Affen unter den Vögeln, gilt genau Daſſelbe, was von den Affen ſelbſt geſagt wurde: ſie ſind faſt ausſchließlich auf den Wald angewieſen und theilweiſe ebenſo feſt an die Bäume gebunden wie ihre Umprägungen, wie wir ſagen können, in der Klaſſe der Säugethiere. Es hält ſchwer ſelbſt für den Unkundigen, ſie außerhalb des Waldes ſich zu denken.

Unter den Tagraubvögeln giebt es wenige, welche wirklich fremd im Walde ſind, wie der Geieradler der Alpen oder bedingt der Kranichgeier der Steppen. Die große Mehrzahl darf man ohne Bedenken im Walde vermuthen. — Bei den Nachtraubvögeln iſt es nicht anders.

Für die Ordnungen der Sing- und Klettervögel, der Tauben und Hühner bedarf es einer beſonderen Erwähnung ihrer bevorzugteſten Heimſtätte nicht. Wir alle wiſſen, wo wir eine Droſſel, einen Specht, eine Wildtaube, ein Waldhuhn zu ſuchen haben.

Dagegen iſt es vielleicht nothwendig, zu erwähnen, daß von den ſogenannten Sumpfvögeln, und zwar von allen Familien, eine keineswegs unbeträchtliche Zahl im Walde leben; die Straußenvögel ſind durch die waldbewohnenden Kaſuare und Schnepfenſtrauße im Walde vertreten, und die Schwimmvögel endlich zählen wenigſtens mehrere Arten ihrer beiden erſten Familien, der Enten und Pelekane, welche im Walde, in Baumhöhlungen und in frei auf den Zweigen ſtehenden Neſtern ihr Leben begannen.

Die Klaſſe der Lurche iſt verhältnißmäßig nicht weniger in unſerem Gebiete heimiſch. Es giebt keine Ordnung in ihr, aus welcher ſich nicht mindeſtens einige Mitglieder im Walde feßhaft gemacht hätten. Selbſt die ſchwerfälligen Schildkröten dürfen wir kaum ganz ausſchließen. In der Ordnung der Eidechſen nimmt die Zahl der wirklichen Waldthiere bedeutend zu: ſehr viele Arten dieſer reichen Zunft leben nur auf Bäumen. Das Gleiche gilt für die Ordnungen der Schlangen, von denen viele ganz vor-

züglich klettern. Und selbst von den Nackthäutern, welche im Ganzen ziemlich streng an das Wasser gewiesen sind, klettern einzelne ganz lustig im Gezweige herum und verleben theilweise sogar ihre Jugendzeit, welche sie zu echten Wasserthieren macht, in den kleinen Ansammlungen von Regenwasser, welches in feuchten Urwaldungen zwischen den Scheiden der riesigen Blätterstiele gewisser Pflanzen oft lange Zeit sich verhält wie in einem auffangenden Regenmesser.

Erst die Angehörigen der vierten Klasse, die Fische, meiden den Wald. Ihr ganzes Sein und Leben verlangt andere Bedingungen, als dieser bieten kann. Demungeachtet kann man noch immer von Waldfischen reden, auch wenn man die sonderbaren Mittelglieder zwischen Lurchen und Fischen, die Protopteren, welche in einem Neste von Blättern die trockene Jahreszeit verschlafen, nicht zu den Fischen, sondern zu den Lurchen rechnen will. Es giebt echte Fische, welche die Waldgewässer allen übrigen vorziehen und deshalb als Bewohner unseres Gebietes betrachtet werden können. Wenn wir uns daran erinnern, daß der waldgeborene Gebirgsbach, der in den tiefen Thalflächen des Waldgebirges rauscht, die köstlichsten Forellen liefert, so werden wir diese nicht unpassend einen Waldfisch nennen dürfen.

Die wirbellosen Thiere stellen der Zahl nach noch eine weit größere Menge von Waldthieren. Alle unsere Kenntnisse von der Thierwelt reichen noch nicht aus, diese Anzahl auch nur annähernd zu bestimmen, wenn wir, wie wir es bisher in dieser vorbereitenden Betrachtung gethan haben, nicht blos an den deutschen, sondern an den Wald in allen Zonen denken; und auch mit der deutschen Beschränkung würde eine einfache Namensaufzählung der uns bis jetzt bereits bekannten wirbellosen Waldthiere dennoch viele Bogen füllen.

Wie das unendliche Meer unter seinem schweigenden Spiegel eine unerschöpfliche Fülle niederer Thiere birgt, so beherbergt der sich weit hin dehnende Wald unter seinem rauschenden Laubdache ein noch lange nicht völlig ausgeforschtes Heer von Angehörigen der niederen Halbschied der Thierwelt. Von der großen Abtheilung der Gliederthiere hat sich das Meer die eine Hälfte, die Krebsthiere, zum größten Antheile vorbehalten, während es sich der anderen, der Kerbthiere, bis auf das letzte entäußert, und zwar ist es der Wald, welchem die meisten davon zufielen. Ja, die kleinen schwachen Kerbthiere sind die Tyrannen des Waldes, in dem sie zuweilen schlimmer

hauſen als Feuer und Schwert. Wir werden uns davon ſpäter überzeugen; wir werden erfahren, daß der Forſtmann nicht ſelten gezwungen iſt, einen Vernichtungskampf gegen ſie zu führen, in welchem er häufiger der Beſiegte als der Sieger iſt. Wie es auf dem nicht zu tief gelegenen Meeresgrunde vielleicht keinen Fuß breit giebt, der nicht niedere Thiere beherbergte, ſo iſt es ein Gleiches mit dem Waldboden, und wenn wir die wallenden Laubkronen den Wellen des Meeres vergleichen, ſo regt es, wie in letzteren, auch in ihnen ſich vom Getümmel niederer Thiere, von dem einen laubloſen Maiwinter herbeifreſſenden Maikäfer bis zu dem winzig kleinen Räupchen der Minir-Schaben, welches Wohnung und Nahrung findet in dem Blattfleiſche zwiſchen den beiden unverſehrten Oberhäuten des Blattes.

Die noch tieferſtehenden Klaſſen der Spinnen und der Schnecken ſind dem Walde nicht fremd, jene das trockene Luftrevier des Gezweiges, dieſe mehr die feuchten Verſtecke des kräuterreichen Waldbodens bewohnend.

Nach ſolcher Umſchau im Reiche der Thiere, wie wir ſie eben gehalten haben, iſt es unnöthig, über die Menge von Waldbewohner noch Weiteres zu ſagen. Wir haben erkennen gelernt, daß der Wald als Wohnſtätte hinter keinem anderen Gebiete zurückſteht. Höchſtens das Meer, der ausgedehnteſte und großartigſte Wohnkreis der Erde, mag reicher ſein als der Wald. Und noch iſt es fraglich, ob die Manchfaltigkeit ſeiner Bewohner nicht größer iſt als die Verſchiedenheit der Einwohnerſchaft des Meeres. Noch vermögen wir nicht mit Gewißheit zu ſagen, welches von beiden Gebieten die meiſten Thierarten zählt. Wir kennen gegenwärtig weder die Wald- noch die Meerthiere auch nur annähernd vollſtändig, wenngleich wir die aufgefundenen, benannten und beſchriebenen Arten bereits nach Hunderttauſenden zählen. Man nennt das Meer eine unerſchöpfliche Fundgrube, eine unverſiechliche Quelle für den Forſcher: — der Wald iſt Beides in nicht geringerem Grade.

Und deshalb belächeln wir ſchon jetzt Diejenigen, welche von „Waldeseinſamkeit“ reden — gewiß ohne zu ahnen, welches Sprachfehlers ſie ſich ſchuldig machen, welches Armuthszeugniß ſie ſich ausſtellen. Einſam iſt man wohl im Kerker, niemals und nirgends aber ſonſt wo auf der freien Erde und am wenigſten im lebenvollen Walde — ſo lange man nicht einſam ſein will, ſo lange man nicht, menſchenſtolz oder wiſſensarm, die Genoſſen ſeiner Heimath überſieht.

Wir dürfen behaupten, daß ein ſolches Ueberſehen geradezu unnatürlich iſt, und wollen hinzufügen, daß es einen unſerer edelſten und ausgiebigſten Genüſſe unmöglich macht. Wer es ſich, um auf unſern Wald zurückzukommen, nicht bewußt wird, warum er in ihm mit immer erneuter Luſt ſich ergeht, verkennt ſich und ihn gänzlich. Wir denken nicht daran, Diejenigen der Unrichtigkeit zu beſchuldigen, welche im Walde einen angenehmen, das leibliche Wohlſein befördernden Schutzort gegen die Gluth und Dürre eines Sommertages ſuchen und ihre Waldeszufriedenheit im Erlangen des Geſuchten finden: ſind aber dennoch ſo kühn zu behaupten, daß die behaglichen Gefühle, welche ein Waldgang in uns hervorruft, auch urſprünglich hauptſächlich auf einer geiſtigen Genugthuung beruhen.

Dieſe Genugthuung wird uns von dem Augenblicke an, welcher uns das Bewußtſein gab, eingetreten zu ſein in eine uns verſtändliche Geſellſchaft: — in den Kreis der ſtill lebendigen und der bewegungsfrohen Waldeskinder.

Wiſſentlich oder unwiſſentlich folgen, gehorchen wir Alle dem uns angeborenen Hange zur Geſelligkeit. Wir fühlen uns einſam und verlaſſen, wenn wir ihn nicht zu befriedigen vermögen. Ohne Leben um uns her genügt uns die Erde nicht, und ob ſie ihre großartigſten Bilder uns zeigen möge. Auf einem Gipfel des Hochgebirges, welches in all ſeiner Pracht vor dem Auge liegt, können wir uns ebenſo einſam fühlen wie in der Wüſte, in der Steppe, inmitten der Eisfelder des Nordens, auf hohem Meere. Die Erde allein iſt es nicht, welche uns an ſich feſſelt. Sie iſt erhaben, geſtalten- und farbenreich allüberall, im Süden wie im Norden, in der Höhe wie in der Tiefe: aber Geſtalt und Farbe befriedigen uns nur, wenn das Leben mit ihnen ſich verbindet. Das Starre, Bewegungsloſe, welches wir todt zu nennen pflegen, ertödtet uns ſelbſt. Nach dem Lebendigen verlangen wir mit vielleicht unbewußter Sehnſucht fort und fort; wir verlangen wenigſtens nach Dem, von welchem wir wiſſen, daß es lebt, wächſt, blüht, ſich vermehrt, daß es kämpft um ſein Beſtehen. Deshalb jauchzt die Seele des Wanderers in der Wüſte auf, wenn das vom Suchen müde Auge eine Palme auffand; deshalb fühlen wir uns ſofort in lebendigem Verkehr, wenn in derſelben Wüſte die kleine Sandlerche unſeren Pfad kreuzt, wenn von der weißen Schneedecke der nordiſchen Ebenen das ihnen eigene Moraſthuhn aufſchwirrt, wenn hoch über den eisumhüllten Felszacken im Gebirge

ein Geieradler ſtolz ſeine Kreiſe zieht, und wenn wir uns auch nach Dieſen vergeblich umſehen, ſo vermag der kleine ſchwarze Gletſcherfloh in dem Schmelzwaſſer der Eiswüſte uns über das doch niemals gänzliche Zurückziehen des Lebens zu tröſten. Wenn unter dem Gleicher die bewegungsloſe glühende Luft zuletzt unſer eigenes Leben zu verzehren droht und auch kein Fiſch aus der ſpiegelglatten Fläche emporſchnellt, ſo mahnt uns der über uns dahin ſegelnde Albatros, daß wir nimmer allein ſind.

Der Wald verſteht es, unſern Hang zur Geſelligkeit vollſtändig zu befriedigen, ſobald wir ihn verſtanden haben. Auch in ſeinem tiefſten Innern giebt es dann keine Einſamkeit mehr für uns; wir bewegen uns vielmehr in einem Kreiſe lebensfreudiger Genoſſen, deren Gemeinſchaft uns um ſo anziehender wird, je genauer wir ſie kennen lernen. Und dieſe Geſellſchaft hat vor mancher menſchlichen unendlich Vieles voraus: ſie „läßt keine Leere in der eigenen Bruſt zurück“ — wie gedankenloſe Schönſchriftler wohl zu ſagen pflegen und auch ſagen dürfen — ſondern ſie füllt uns Sinn und Herz mit immer reicheren Freuden und Schätzen.

Zweiter Abschnitt.

Die Einwohnerschaft des deutschen Waldes.

Es ist für den Thierkundigen, welcher die Waldthiere im Geiste an sich vorüberziehen läßt, eine schwere Aufgabe, den deutschen Wald mit seinen Bewohnern fest im Auge zu behalten, wie wir es hier zu thun beabsichtigen. Ohne daß er es wollen mag, schweift seine Phantasie in jene Waldesparadiese hinüber, welche in aller Fülle und Pracht der Gleicherländer prangen und ein unnennbar, unschätzbar reiches Leben erzeugen und erhalten. Das gaukelnde Volk der Affen, die farbenbunten Katzen, die riesigen Dickhäuter, die schillernden und schimmernden Prachtvögel: Papageien, Paradiesvögel, Kolibris, die bunten Eidechsen und Schlangen, die gaukelnden Schmetterlinge, welche in Blumengestalt verwandelt als Orchideen fest an den Bäumen haften, die flimmernden Käfer, welche selbst des Nachts als leuchtende Sterne noch den Wald erhellen und das ganze zahl- und namenlose Heer der übrigen Waldthiere — sie alle verlocken zu solcher Abschweifung. Unser Wald ist arm, sehr arm, jenen Gebieten gegenüber: aber er ist noch immer so reich, daß er uns längere Zeit ausschließlich beschäftigen kann.

Leider wissen noch heut zu Tage die wenigsten Deutschen, welche Schätze ihr Wald in sich birgt, und somit auch, welche Bewohnerschaft er beherbergt. Sie begnügen sich mit der oberflächlichsten Bekanntschaft derjenigen Wesen, welche ihnen, wie wir schon andeuteten, den „lieben Wald" besonders anziehend, besonders theuer machen; sie lauschen dem „lieblichen Gesang" im Walde, ohne sich um das Leben und Wesen der Sänger weiter zu kümmern; sie sind zufrieden, wenn sie das Wort „Singvogel", die Namen „Nachtigall"

oder „Amsel“ ausgesprochen haben und dabei wähnen dürfen, daß diese beiden Thiere zum „Waldconcert“, von welchem Alle reden, beitragen helfen. Von dem wirklichen Bestand der Waldbewohnerschaft haben sie gar keine Vorstellung.

Wenn diese Worte die bittere Wahrheit enthalten — und wer möchte Dies leugnen wollen! — bedarf es keiner Entschuldigung, daß wir vom Grunde auf zu bauen wünschen, daß wir hier einer Lebensschilderung erst ein Namensverzeichniß der Waldthiere vorausgehen lassen, so ausführlich, als es uns nothwendig scheint. Streng genommen müßten wir noch mehr thun: wir müßten so recht eigentlich vom Ei beginnen; wir müßten den Begriff „Thier“ überhaupt erläutern und seine Lebensgesetze erörtern. Aber wir wollen kein Lehrbuch der Thierkunde im eigentlichen Sinne und ebenso wenig ein Handbuch der Anatomie und Physiologie abfassen, sondern eine einfache Lebensgeschichte der Waldthiere schreiben, und müssen es also denjenigen Lesern, welche über Natur und Wesen der Thiere insgemein unterrichtet sein wollen, überlassen, sich die nöthige Belehrung aus anderen Werken zu schöpfen: — es fehlt ja an solchen nicht! Wir treten ohne Weiteres in die Mitte der Waldbevölkerung ein und nehmen zunächst nur einen wissenschaftlichen Führer mit: — das System, welches Regel und Ordnung bringt in das scheinbare Wirrsal der manchfaltigen Gestalten, welche der Wald an uns vorüberziehen läßt.

Unter der Waldbevölkerung nehmen die Säugethiere keine so hervorragende Stellung ein, wie sie ihrem Range sonst gebührt. Unser Wald war — vorgeschichtliche Zeiten wahrscheinlich auch nicht ausgenommen — von jeher arm an Säugethieren und ist im Verlaufe der Zeit noch ärmer geworden. Gerade seinen nächsten Verwandten gegenüber hat der Mensch seine Herrschaft und Herrschsucht am entschiedensten geltend gemacht. Von den Thieren, mit denen unsere Vorfahren lebten und kämpften, sind einige bereits gestrichen worden aus dem Buche der Lebendigen und andere wenigstens vertrieben aus den Gemarken unseres Vaterlandes. Doch giebt der deutsche Wald noch heutigen Tages einer ziemlichen Anzahl Obdach und Herberge, mehreren als man anzunehmen gewohnt ist.

Von den zwanzig und einigen Arten Fledermäusen, welche in Mitteleuropa leben, gehören die Mehrzahl dem Walde an; wenigstens finden die meisten in ihm das sichere, dunkle Versteck während des Tages, welcher solchen Gesellen nicht nur unangenehm ist, sondern auch verderblich wird.

Eine halbvermorſchte Föhre, eine kernfaule Eiche, eine alte Buche, ein anderer nicht mehr in voller Jugendkraft ſtehender Baum mit zugänglichen Höhlungen iſt ſicherlich von dieſer feinſinnigen Sippſchaft ausgeſpäht und zur behaglichen Wohnung gemacht worden. Erſt wenn man mit Dunkelwerden im Walde weilt und umherſtreift, erhält man einen Begriff von der Menge dieſer Art ſeiner Gäſte. Aus Löchern und Spalten, unter der halbgelöſten Rinde hervor kricht und humpelt es dutzendweiſe und in noch größerer Anzahl: ein einziger Baum kann Hunderten von Fledermäuſen Wohnung ſein, ohne daß man das Vorhandenſein einer einzigen ahnte.

Verſteckt, wie ſie, leben andere kleine Mitglieder der erſten Klaſſe, welche wir ſpäter als Waldhüter kennen lernen werden: der Maulwurf, die Spitzmäuſe und unſer alter Kinderfreund, der Igel. Gerade ihnen, zumal den letztgenannten beiden, bietet der Wald ſicheres Obdach und reichliche Beute.

Die Gewerbsgenoſſen dieſer kleinen Räuber, welche, weil ſie größer und ſtärker ſind, höhere Jagd betreiben, die eigentlichen Raubthiere oder Fleiſchfreſſer nämlich, ſind zur Zeit ziemlich ſelten geworden im deutſchen Walde. Noch verirrt ſich wohl zuweilen ein Luchs in einen an den Grenzen Deutſchlands liegenden Wald, gelangt aber ſchwerlich bis in das eigentliche Innere unſeres Vaterlandes: die Waldhut iſt dieſem ſchädlichſten, weil leckerſten, aller europäiſchen Raubthiere gegenüber zu ſtreng. Der letzte Luchs, welcher im eigentlichen Deutſchland geſchoſſen wurde, erlag ſeinem Geſchick am 15. Februar des Jahres 1846. Doch dürfen wir die gefährliche Katze noch nicht ſtreichen aus dem Namensverzeichniſſe der deutſchen Thiere, weil wir mit aller Sicherheit annehmen können, daß von den Karpathen und Alpen herab, oder aus den polniſchen Wäldern her, alljährlich Luchſe nach Deutſchland hereinſtreifen. Anders verhält es ſich mit der zweiten mitteleuropäiſchen Katze, dem Kuder oder der Wildkatze. In allen größeren Gebirgswaldungen läuft ſie noch alljährlich dem Jäger vor's Rohr, oder macht wenigſtens in gewiſſen Gegenden noch viel von ſich reden.

Unſere Wildhunde werden noch ungleich öfter angetroffen, als unſere Wildkatzen. Iſegrimm, der Wolf, iſt freilich auch ſchon recht ſelten geworden, aber doch immer noch weit häufiger als der Luchs. Er iſt zwar im Herzen Deutſchlands ebenfalls als ausgerottet anzuſehen, erſcheint jedoch in ſtrengen Wintern noch ziemlich regelmäßig in den Rheinlanden in Weſt-

preußen, in Mähren und in anderen östlichen Grenzländern des Vaterlandes. Sein listiger Vetter Reinecke, der Fuchs, dagegen ist nirgends dem Menschen gewichen. Allen Nachstellungen zum Trotz, sieht er mit Stolz sein Geschlecht wachsen und gedeihen. Er ist in jedem Dorfwalde heimisch, unvertilglich, unausrottbar. Der fürchterlichste Bannfluch, welcher über ihm schwebt, welcher ihn für vogelfrei erklärt im Sommer und im Winter und nur zu viele willfährige Schergen findet, die Acht, in welcher er lebt, kümmert ihn sehr wenig. Sein Leben ist ein beständiger Kampf auf Erden: er aber ist zur Zeit noch nicht als Besiegter anzusehen. Noch heutigen Tages ist er das gemeinste Raubthier Mitteleuropa's.

Zahlreicher als die beiden ersten Familien der Raubthiere, ist die dritte im deutschen Walde vertreten. Die Marder werden noch alljährlich zu Tausenden erlegt. Grimbart, der Dachs, haust noch in allen Gegenden unseres Vaterlandes, verhältnißmäßig wenig behelligt; der Edelmarder ist wohl kaum seltner, weiß sich und namentlich seine Wohnstätte aber viel besser zu verbergen; der Steinmarder, sein ihm so innig verwandter Sippschaftsgenosse, ist noch häufig; der Iltis in vielen Gegenden gemein, und Hermelin und Wiesel sind gewöhnliche Erscheinungen für Den, welcher derartige Thiere aufzusuchen oder wenigstens zu bemerken versteht. Auch der Fischotter, der Marder des Wassers, wird allerorten, in jedem größeren Fluß und oft genug auch in kleinen Bächen beobachtet, am öftersten da, wo dieselben von Wäldern eingeschlossen sind. Nur der Nörz, der Marder des Bruchwaldes und Sumpfes, ist sehr selten, möglicher Weise sogar schon aus Deutschland vertrieben worden.

„Freund Petz", der gewöhnlich jedoch sehr mit Unrecht gemüthlich genannte Bär, theilt das Geschick des Luchses und des Wolfes. Die Tage seiner Heimathsberechtigung in Deutschland sind gezählt. Gegenwärtig ist er nur in den Alpenländern noch ständig anzutreffen.

Viel günstiger sind unsere Zeitumstände für die Nager, obgleich auch unter ihnen arg aufgeräumt worden ist. Doch gilt die vernichtende Jagd nur einzelnen; die übrigen bleiben unangefochten. Das muntere Eichhorn, wohl das begünstigtste Mitglied der ganzen Ordnung, fehlt dem Walde nirgends ganz und ist an manchen Orten sehr häufig; die ihm so nah verwandten Schlafmäuse sind kaum seltner, obgleich hinsichtlich ihres Vorkommens beschränkt; sie werden aber wegen ihrer nächtlichen Lebensweise nicht oft auf-

gefunden. In allen größeren Laubwaldungen darf man den Siebenſchläfer mit ziemlicher Sicherheit vermuthen; der Gartenſchläfer kommt vereinzelter ebenfalls im größten Theile Deutſchlands vor, und die Haſelmaus, unbedingt das lieblichſte und harmloſeſte aller deutſchen Nagethiere, fehlt nur in den höher gelegenen Gebirgswäldern. Weit häufiger ſind einige Mäuſe, welche wir unſerem Gebiete zuzählen müſſen, namentlich die Waldmaus, die Waldwühlmaus und die Erdmaus. Auch die Feldmaus beſucht zuweilen den Wald und nicht zu deſſen Nutzen; denn ſie richtet manchmal in ihm entſetzlichen Schaden an. Lampe, der Haſe, iſt wie bekannt, ebenſo gut ſtändiger Waldbewohner; ja, er ſcheint ſich in ihm beſonders wohl zu fühlen und beſſer als ſonſtwo zu gedeihen. Sein Verwandter, das Kaninchen, iſt jedoch noch feſter an den Wald gebunden; es verläßt ihn niemals, nicht einmal in Folge der Vernichtungsmaßregeln, welche der Menſch über den Unvertilglichen verhängt hat. Nur dem anziehendſten Mitgliede der ganzen Ordnung, dem Biber, einem der ärgſten Waldverwüſter, iſt das Handwerk bei uns gelegt worden. Er lebt gegenwärtig blos noch unter dem beſonderen Schutze thierfreundlicher Förſter einzeln an der Elbe, Donau, Oder und Weichſel oder deren Zuflüſſen.

Sehr dürftig vertreten in unſerem Walde iſt die geſtalten- und artenreiche Ordnung der Wiederkäuer. Eigentlich darf man gegenwärtig nur noch drei Wiederkäuer dem deutſchen Walde zurechnen: den Edelhirſch, Damhirſch und das Reh. Das Elen kommt zwar noch in Gegenden vor, wo die deutſche Zunge klingt, iſt aber ſtreng genommen doch blos als Gaſt anzuſehen. Als ſolchen werden auch wir ihm eine Stelle unter den erwählten Thieren anweiſen dürfen, ohne uns derſelben Willkühr ſchuldig zu machen, mit welcher wir einen anderen urſprünglich deutſchen Angehörigen dieſer Ordnung, den Wiſent, „ſo die Polen Subr, die Deutſchen Biſon, die Nichtkenner Urochs nennen“, unſerem Buche einverleiben.

Die letzte Ordnung endlich, welche wir in Betracht zu ziehen haben, zählt in unſerem Gebiete, nur ein einziges Mitglied: das Wildſchwein. Dieſes Thier verſinnlicht den Verfall der Waldthiere unſeres Vaterlandes mehr als alle übrigen: es iſt der einzige Uebriggebliebene einer Zunft, welche in früheren Zeiträumen auch bei uns zu Lande zahlreich vertreten war. Und es ſcheint das gleiche Schickſal ſeiner Ordnungsverwandten theilen zu ſollen. Mehr und mehr wird es zurückgedrängt, vernichtet, und der Tag

iſt ſchon zu beſtimmen, welcher ſeinem Vorhandenſein in Mitteleuropa ein Ende machen wird.

Mit den Genannten haben wir die Säugethiere des Deutſchen Waldes erſchöpfend aufgezählt. Die übrigen, welche noch in unſerem Gebiete angetroffen werden, können höchſtens als Waldgäſte bezeichnet werden und nicht einmal in dem Sinne, in welchem wir des Elenthieres gedachten. Sie ſind keine eigentlichen Bewohner des Waldes mehr, ſondern beſuchen ihn nur zufällig und immer nur auf kurze Zeit. Auch ihre Zahl iſt gering, und ſomit ſind wir in unſerem vollen Rechte, wenn wir unſern Wald arm nennen an Säugethieren.

Dieſe Armuth läßt ſich leicht verſtehen. Unſerem Walde fehlen weſentliche Bedingungen zu einem behäbigen Leben der bisher in Betracht gezogenen Thiere. Er bietet kein hinreichend ſicheres Obdach und gewährt nur wenigen erwünſchte und unverborgen gebotene Nahrungsfülle. Genießbare Früchte, welche nicht nur unmittelbar als Speiſe dienen, ſondern auch Maſſen von Kerbthieren ernähren, die wiederum zum täglichen Brode werden für eine große Zahl von Säugethieren, fehlen ihm faſt gänzlich; nicht einmal Gräſer und Blätter grünen, gedeihen in ihm durch das ganze Jahr. Die Menge der Pflanzenfreſſer, welche die tropiſchen Wälder ernähren, würde in dem unſrigen verkümmern müſſen; für den Kerbthierjäger würde bald genug der bitterſte Mangel fühlbar werden; die großen Dickhäuter würden ungeheure Gebiete durchwandern müſſen, um ihren Bedarf an Nahrung zu decken, und die Raubthiere endlich würden durch das Verkümmern ihrer Beute entweder zum Auswandern gezwungen werden oder zu Grunde gehen müſſen. Seitdem der Menſch den Wald zum Forſte umgewandelt hat, iſt es ſelbſt für die wenigen, welche die arme Gegend urſprünglich bewohnten, eine harte Aufgabe, ihr Daſein zu friſten: es lebt ſich für ſie, auch abgeſehen von der durch den Menſchen unabläſſig drohenden Verfolgung, ſchwer im deutſchen Walde.

Eine ſcheinbare Bevorzugung der Säugethiere hängt hiermit, wenn auch nur loſe, zuſammen. Weit mehr, als von allen übrigen Klaſſen, kann man von ihnen ſagen, daß der ganze Wald ihre Heimath, ihre Wohnſtätte iſt. Je tiefer wir auf der ſyſtematiſchen Stufenleiter der Thiere hinabſteigen, um ſo ſchärfer, beſtimmter tritt uns ihre Abhängigkeit von dem Wohnkreis, Wohnbaum, entgegen. Bei den Säugethieren iſt ſie noch gering; ſie ſcheinen

ſich ihre hohe Stellung durch Ausübung einer größeren Freiheit wahren zu wollen. Von allen deutſchen Säugethieren ſind nur wenige an gewiſſe Formen des Waldes gebunden; alle übrigen leben im Nadelwalde ebenſo gut, als im Laubwalde, im Gehölz der Haide, wie in den üppigen Waldniederungen, in der Höhe, wie in der Tiefe. Eigentlich beſchränkt, an gewiſſe Formen des Waldes beſtimmt gebunden, ſind wohl nur der Biber und die Haſelmaus, kein deutſches Säugethier weiter. Wir ſehen hierin einen Vorzug unſerer Klaſſe, jedoch nur in einem Sinne; denn anderſeits müſſen wir wohl auch annehmen, daß ein Thier um ſo behaglicher, glücklicher lebt, je vollſtändiger ſein Wohnkreis es an ſich zu feſſeln vermag.

Schon bei den Vögeln ändern ſich dieſe Verhältniſſe. Es iſt bemerkenswerth, daß ſie, welche erdfrei geworden zu ſein ſcheinen, mehr als die Säugethiere an der Scholle kleben, feſter an gewiſſe Gegenden, an gewiſſe Waldesformen gebunden ſind.

Wir nannten die Vögel „die Lieblingskinder des Waldes.“ Dies gilt auch für unſere Gegenden. Der deutſche Wald zählt ſie ebenfalls nach Hunderten — heutigen Tages noch, wenngleich die Klage über die mehr und mehr überhand nehmende Verödung der Wälder durch Verminderung der Vögel kein leerer Schall, ſondern traurige Wahrheit iſt. Aber der deutſche Wald hat wenigſtens noch keins ſeiner gefiederten Kinder ganz verloren. Manche, viele ſogar ſind in demſelben Verhältniſſe ſeltner in ihm geworden, wie ſeine altehrwürdigen Bäume es wurden; gänzlich verſchwunden, ausgewandert, vertrieben ſind ſie jedoch noch nicht.

Jeder Waldſpaziergang beweiſt, daß unſer Gebiet unverhältnißmäßig mehr Vögel als Säugethiere beherbergt. Dieſes „Mehr“ gilt ſelbſtverſtändlich zunächſt für die Arten; es kann aber ebenſo auf die Stückzahl einer und derſelben Art bezogen werden. Auch ohne die in das Auge fallende Lebendigkeit und Regſamkeit der Vögel, auch ohne ihre heitere Lebensfreudigkeit, welche nicht blos durch die Luſt an der Bewegung, ſondern in demſelben Grade durch Sang und Klang ſich kundzugeben pflegt, würde der nur einigermaßen achtſame Beſucher des Waldes dieſes überwiegende Hervortreten der gefiederten Waldbevölkerung wahrnehmen müſſen.

Leider zeigt ſich auch bei den Vögeln die rückſichtsloſe Herrſchſucht des Menſchen, welche den Thieren gegenüber beinah ſo viel als Vernichtung bedeutet, in unverkennbarer Weiſe. Ihre Wirkung macht ſich am ſchärfſten

bei denjenigen bemerklich, welche in ihrer Weise ungefähr ebenso handeln, wie der Mensch: bei den Raubvögeln nämlich. Es ist bezeichnend für die Liebe des Menschen zur ganzen Klasse, daß wir mit dem Ausdruck „Raubvögel" nur diejenigen verstehen, welche die Jagd anderer Wirbelthiere betreiben, während wir in den von Kerbthieren sich nährenden Schwalben oder Sängern nimmermehr Geschöpfe sehen, welche sich in gleicher Weise wie die kerbthierfressenden Spitzmäuse, Maulwürfe, Fledermäuse ꝛc., die wir den Raubthieren zuzählen, ihr Brod erwerben. Die Raubvögel im engeren Sinne also sind es, welche wir jetzt zunächst in's Auge fassen; für sie gilt das so eben Gesagte. Sie werden, wie die Säugethiere, rücksichtslos verfolgt und von Jahr zu Jahr weiter zurückgedrängt. Noch dürfen wir Adler und Edelfalken Bewohner unseres Waldes nennen; aber sie sind doch schon recht selten in dieser Herberge geworden. Nur in sehr ausgedehnten, und vorzugsweise in Gebirgswaldungen haust — aber überall sehr einzeln — der stolze Steinadler, blos in großen Forsten in der Nähe der Seeküste der Seeadler. Etwas häufiger, namentlich in den östlichen Theilen Deutschlands findet sich der Schreiadler: alle übrigen Edeladler, welche in Deutschland beobachtet wurden, sind als Gäste anzusehen; ihre Wiege, das Nest, stand oder steht in östlicheren und südlicheren Gegenden. Kaum mehr als Gast ist der vollkommen harmlose Schlangenadler, obgleich er zuweilen bei uns horstet, wirklich heimisch dagegen und überall vorkommend der Fischadler, der karpfenzüchtenden Teichbesitzer bitter gehaßter und eifrigst verfolgter Feind. Von den Edelfalken, wirklich der edelsten Sippschaft unter den Raubvögeln, kommen bei uns blos drei Arten ständig vor: der Wander-, Baum- und Zwergfalk. Die letzteren finden sich an geeigneten Orten ziemlich regelmäßig, der erstere haust gegenwärtig aber häufiger und sicherer auf den Thürmen größerer Städte als im grünen Walde, und theilt das Schicksal der Edeladler: er wird in Folge der Nachstellungen, denen er ausgesetzt ist, immer seltener. Wir verkennen die Gerechtigkeit der Verfolgung dieser wirklich schädlichen Räuber keinen Augenblick, sehen sie jedoch mit demselben Bedauern aus unserem Walde verschwinden, mit welchem man jedes adelige Geschlecht untergehen sieht. Ganz andere Gefühle werden in uns wach, wenn wir der Buschklepper des Waldes, des Habichts und Sperbers gedenken. Ihnen gegenüber kann es keine zu rücksichtslose Verfolgung geben. Sie

ſind leider noch immer viel zu häufig in unſeren Forſten: ſie beeinträchtigen deren Beſtehen. Die noch übrigen Raubritter des Waldes ſind Königsweih und Milan, Wespen- und Mäuſebuſſard und endlich der Thurmfalk. Sie ſind, mit Ausnahme des Wespenbuſſards, nirgends gerade ſelten und werden hoffentlich noch häufiger werden. Zwar rechtet der Forſtmann noch immer mit den erſteren, weil ſie junges, niederes Wild mit größerem oder geringerem Erfolge befehden; doch hat ſchon jetzt eine ihnen günſtigere Meinung Platz gegriffen, und ſie werden wie die nur nutzenbringenden Buſſarde und Thurmfalken geſchont.

Die Nachtraubvögel ſind bei uns verhältnißmäßig reich an Arten. Dem Walde gehören ſtreng genommen ihrer vier an: der Uhu, die Ohreule, der Wald- und der Rauchfußkauz, falls man die hier und da vorkommende aber überall höchſt ſeltene Zwergohreule ihnen nicht noch zuzählen will. Die übrigen deutſchen Eulen ſind regelmäßige oder unregelmäßige Waldgäſte zu nennen, je nachdem man den Begriff „deutſche Vögel“ auf die wirklich in Deutſchland brütenden oder Deutſchland nur beſuchenden Vögel ausdehnen will.

Uebrigens kommen die Eulen leider nirgends ſo häufig vor, als dem Walde gut wäre. Namentlich der Uhu, in der That das am wenigſten nützliche Mitglied der Familie, iſt ſelten geworden: in unſeren Zeiten würde die Sage vom wilden Jäger und ſeiner tollen Jagd, deren Urheber der Uhu iſt, nicht entſtanden ſein.

An dieſe Nachtgeſellen reihen wir noch einen Vogel an, die Eule unter den Schwalben, den einzigen nächtlichen Jäger, welchen der Wald neben den Eulen beherbergt: — unſeren Ziegenmelker. Er lebt, wenn auch immer einzeln, in allen Gegenden Deutſchlands zur Freude Derer, welche ihn und ſeinen gemüthlichen Nachtgeſang kennen.

Wie er, iſt auch der Kukuk bei uns der einzige Vertreter einer artenreichen Familie; wie er, iſt dieſer in allen deutſchen Gauen heimiſch, in jedem Walde ſeßhaft. Nur macht der Kukuk mehr als jener von ſich reden, weil er ewig ſelbſt von ſich redet, und iſt gerade deshalb allmänniglich wohlbekannt, während man von jenem kaum den Namen nennen hört.

Ihnen reiht das Syſtem zwei andere einzelnſtehende Vögel an, den Pirol und die Blauracke. Der eine wie die andere iſt durch die Pracht

des Gefieders ſo ausgezeichnet, daß er da, wo er vorkommt, nicht überſehen werden kann. Beide Vögel herbergen nur in Laubwäldern.

Zahlreich an Arten und durchgehends häufig tritt in unſerem Walde die Familie der Raben auf. Ihre Mitglieder bilden, obgleich ſie allerorten ſich einzurichten wiſſen, einen weſentlichen Beſtandtheil der Waldbevölkerung, höchſtens mit Ausnahme der Dohle, welche es bequemer findet, ſich in unmittelbarer Nähe des Menſchen anzuſiedeln. Ein Glied der Sippſchaft, der Kolkrabe, iſt ſelten geworden; ſeine Neigungen und Beſtrebungen haben zu viel mit den Handlungen der Raubvögel gemein, als daß der Menſch ſeinem Treiben ruhig zuſehen und den frechen Geſellen unbehelligt laſſen könnte. Außer dieſem Häuptling der Familie hauſen bei uns noch die Raben-, Nebel- und Saatkrähe, die Dohle, Elſter und der Heher. Der letztgenannte iſt der treueſte Waldbewohner von allen.

Hier müſſen wir noch einen dem Raben naheſtehenden Vogel einſchalten, unſern Haus- und Kinderfreund Staar, dem wir künſtliche Gemächer zur Aufnahme ſeines Neſtes errichten und dadurch aus dem Laubwalde, ſeiner natürlichen Wohnſtätte, an uns locken, den wir ſelbſt in denjenigen Gegenden eingebürgert haben, wo er, weil der Laubwald fehlt, urſprünglich nicht vorkam, der jetzt häufiger in Gärten als im Walde geſehen wird.

Die Klettervögel beleben in acht verſchiedenen Arten unſeren Wald. Dem größten und ausgezeichnetſten unter ihnen, dem Schwarzſpecht, als Held der Sage von Alters her berühmt, will es freilich bei uns nicht mehr ſo recht gefallen, ſeitdem die uralten Bäume der Nadelwälder der Axt geopfert wurden; doch findet er noch in allen Gebirgsgegenden ihm zuſagende Wohnorte. Seine Verwandten, der Grün- und Grauſpecht, ſowie drei Arten von Buntſpechten, nach ihrer verſchiedenen Größe benamſet, ſind beſcheidener in ihren Anſprüchen, trotzdem aber hinſichtlich ihres Aufenthaltes beſchränkt. Nur dem Grünſpecht und großem Buntſpecht ſagt jeder Wald zu; die übrigen ziehen den Laubwald entſchieden vor. Daſſelbe darf man auch von der ſchmucken Spechtmeiſe oder dem Kleiber, einem Kletterkünſtler erſten Ranges, und von dem Baumläufer behaupten, obgleich dieſe anmuthigen Geſchöpfe in beiden Hauptformen des Waldes zu Hauſe ſind. — Strenggenommen müßten wir hier noch zwei Klettervögel, den dreizehigen und weißrückigen Specht, mit aufzählen; beide kommen jedoch nur im Oſten

unſeres Vaterlandes vor und ſind ſomit eher als deutſche Waldgäſte oder wenigſtens als Grenzbewohner zu betrachten.

Ein echt deutſcher, wenngleich in vielen Gegenden ſeltener Vogel iſt dagegen der altberühmte Wiedehopf, ein im Syſtem vielfach hin und her geworfenes Thier, welches in keine Ordnung recht paſſen will, als Specht der Erde aber hier ſeine Stelle finden ſoll. Er meidet die Gebirgsgegenden und zieht Laubwaldungen den übrigen vor.

Unſer Wald iſt reich an Klängen und Liedern, weil er einer zahlreichen Sängerſchaar Herberge gewährt. Die Singvögel bilden den Kern der Waldbevölkerung. Sie treten namentlich im Laubwalde in artenreicher Menge auf, fehlen aber auch glücklicher Weiſe dem Nadelwalde nicht. Ihnen danken unſere Wälder einen großen Theil ihrer Reize; ſie ſind es, welche uns mit deren Armuth auszuſöhnen wiſſen, weil ſie uns hundertfach beweiſen, daß dieſe Armuth eine edle iſt. Die Waldesparadieſe der Tropen mit all' ihrer Fülle vermögen nicht den Ton- und Liederreichthum unſeres heimathlichen Waldes vergeſſen zu laſſen: ſie beherbergen wohl Schreier und wunderſame Lautgeber, nicht aber ſo vollendete Ton- und Geſangeskünſtler wie unſer Wald. Dem Kundigen wird jeder einzelne Sänger lieb und werth, um ſo lieber und theurer, je mehr er mit fremdländiſchen Sängern ſich vertraut macht.

Es verlangt ſchon ein ziemlich tiefes Studium, wenn man die Sängerſchaar des deutſchen Waldes wirklich kennen lernen will. Sie beſteht aus ſehr verſchiedenen Gliedern, von denen aber jedes einzelne ſeine Berechtigung hat und deshalb für ſich beachtet ſein will. Hier mögen die hauptſächlichſten Erwähnung finden.

Von den Würgern, den Mittelgliedern zwiſchen Raubvögeln und Sängern, gehören drei Arten dem Walde, zwei ſo gut wie ausſchließlich dem Laubwalde an. Es ſind dies der ſchwarzſtirnige und der rothköpfige Würger, während der Raubwürger weniger ſtreng an eine Form des Waldes gebunden iſt. Echte Laubwaldsvögel ſind die Fliegenfänger, jene in vieler Hinſicht den Würgern ſo ähnlichen Kerbthierjäger, welche in ſüdlichen Gegenden in großer Zahl und Manchfaltigkeit gefunden werden. Bei uns wohnen ihrer vier: der geſtreifte, ringhälſige, ſchwarzköpfige und „kleine." Sie fehlen nigends ganz, ſcheinen aber im Oſten Deutſchlands häufiger als im Weſten zu ſein. Wir können ihnen die

Sänger im engeren Sinne anreihen und nennen somit zuerst deren König und Königin, den Sprosser und die Nachtigall, des Laubwaldes edelste Singvögel, die einzigen, welche besondere Gesetze vor der Vernichtungswuth des Menschen schützen oder schützen sollen. Neben ihnen bevorzugen den Laubwald vier Grasmücken: die graue, klappernde, Sperber- und Gartengrasmücke, der Gartenrothschwanz, das Blaukehlchen, die Bastardnachtigall und die Laubsänger, während die Mönchsgrasmücke und der Zaunkönig hinsichtlich ihres Heimathsgebietes keinen Unterschied kennen und Rothkelchen und Flühvogel sich, wie es scheint, lieber im Nadelwalde ansiedeln. Diesen eigenthümlich ist die einzige Lerche, welche bei uns im Walde lebt, die Haidelerche. Baumpieper und Bachstelze vertheilen sich gleichmäßig über alle Arten von Wald; die gelbe Stelze aber meidet die Ebene und fehlt nur Gebirgswaldungen nicht. In diesen ausschließlich haust einer der anmuthigsten Vögel unseres Vaterlandes: der Wasserschwätzer, in Gestalt und Wesen des Zaunkönigs treues nur größeres Ebenbild. Weil er auch Wasser-„Drossel" heißt, mag er uns zu diesen hochbegabten Waldesdichtern führen. Von ihnen haben wir fünf Arten als ständige Bewohner unseres Gebietes anzusehen: die Amsel, Misteldrossel, Zippe, Wacholder- und Rothdrossel, zu denen aber weit mehr Arten als regelmäßige oder unregelmäßige Gäste zu zählen sind. Die Drosseln bevölkern alle Arten von Wald; sie werden überall gern gesehen und noch lieber gehört, oder mit Schmerz vermißt: sie wecken so recht eigentlich das Leben im Walde und wissen Mensch und Thier zu begeistern. Der Zippe oder Singdrossel gebührt die Krone:

„Es ziehn ihre Lieder, ein lieblicher Traum,
Von Bergen zu Bergen,
Von Baum zu Baum."

Nicht minder zahlreich als die Genannten sind die finken- und meisenartigen Singvögel. Des Edelfinken frischfröhlicher Schlag, melodischer und reicher im Gebirg als in der Ebene, klingt in jedem Walde wieder, Grünling und Hänfling sind in allen deutschen Gauen wohlbekannte Erscheinungen. Auch den Stieglitz und den Girlitz, welcher immer festeren Fuß bei uns faßt, dürfen wir zu den Waldfinken zählen, mögen ihnen auch Gärten und Anlagen oft erwünschte Wohnsitze gewähren. Feldsperling, Gimpel und Kernbeißer wollen ebenfalls erwähnt sein,

und dem Zigeuner unter den Vögeln, unserem durch Sage und Lied berühmten Kreuzschnabel gebührt hier seine Stelle. Im Winter kommen zu ihnen regelmäßige und seltnere Gäste: der Zeisig, welcher hier und da auch fest sich ansiedelt, der Leinfink, ein Bürger der nordischen Waldungen, der Bergfink, Hakengimpel, Karmin- und Rosengimpel und andere. Mit Ausnahme des Kreuzschnabels, welcher sich nur im Nadelwalde heimisch fühlen kann, und des Kernbeißers, welcher den Laubwald bevorzugt, sind die Finken ziemlich gleichmäßig vertheilt.

Die artenreiche Sippschaft der Ammer, welche an die Finken sich anreiht, ist bei uns nur durch zwei ständige Mitglieder, den Goldammer und Grauammer vertreten; Verwandte der beiden kommen wohl häufig zu Besuch, sind jedoch nicht als wahre Bürger des gesammten Gebietes anzusehen.

Recht eigentliche Waldbürger sind die Meisen, ein munteres, bewegliches Völkchen, welches ruh- und rastlos seine Wohnstätte durchstreift und Sommer und Winter bei uns aushält. Die im Walde lebenden sechs Arten vertheilen sich gleichartig auf beide Hauptformen des Waldes. Sumpf- und Schwanzmeise bevorzugen das Laubholz, Tannen- und Haubenmeise den Nadelwald; Fink- und Blaumeise lieben den einen wie den andern. In treuester Gesellschaft mit ihnen streichen die Zwergvögel Europa's, die Goldhähnchen, im Walde auf und nieder. Ihr Gefieder, welches die Farben eines blühenden Kiefernzweiges wiedergiebt, läßt ihren eigentlichen Wohnsitz errathen; selten nur und niemals längere Zeit verweilen diese netten Vögelchen im Laubwalde.

Die Mehrzahl der wenigen Tauben, welche in Europa leben, wird auch im deutschen Walde gefunden. Wir haben nur ihrer drei zu nennen: die Ringel-, Hohl- und Turteltaube. Sie kommen in jedem größeren Walde vor, sind nirgends besonders häufig, fehlen aber auch in keiner Gegend gänzlich. Nur von der Ringeltaube darf man sagen, daß sie im Nadelwalde häufiger ist als im Laubwalde; die beiden anderen zeigen keine besondere Vorliebe für diese oder jene Waldform.

Strenger sind unsere Waldhühner an ein bestimmtes Gebiet gebunden. Das stolze Auerhuhn, unter unserem Federwild das edelste, zieht den Nadelwald des Gebirgslandes allen übrigen entschieden vor; das Birkhuhn geht zwar in die Ebene herab und nimmt auch im gemischten oder im reinen

Laubwalde seinen Stand, hängt aber doch mehr am Nadelwalde; nur das Haselhuhn, welches leider schon aus vielen Gegenden verschwunden ist, vertheilt sich gleichmäßig über die Nadel- und Laubhölzer der Gebirge; denn nur die Höhe sagt ihm zu. Dagegen gedeiht der erst durch Vermittlung des Menschen in Europa eingebürgerte Fasan ausschließlich in Laubwaldungen der Ebene, zumal in Auhölzern, welche reich an Wasser sind, nicht aber zeitweilig überschwemmt werden.

Die noch übrigen Ordnungen der Vögel gehen uns wenig an. Aus ihnen ist als wirklich heimathsberechtigter Bürger unseres Gebietes eigentlich nur die Waldschnepfe anzusehen. Ein anderer Sumpfvogel, welcher wie sie im Walde vorkommt und nistet, der Waldwasserläufer, darf noch mit aufgeführt werden; er ist aber viel mehr Sumpf- als Wasserbewohner. Alle übrigen Stelz- und Schwimmvögel, welche im Walde bemerkt werden, betrachten ihn höchstens als geeigneten Ort zu ihrer Nachtruhe oder einen seiner Bäume als zur Aufnahme des Nestes geschickt; sie kehren jedoch sämmtlich so bald als möglich wieder zu Sumpf und Wasser, ihrer eigentlichen Wohnstätte zurück. Mit der Waldschnepfe ist die Liste der waldbewohnenden Vögel geschlossen.

Bei Aufzählung der beiden übrigen Klassen der Wirbelthiere können wir uns kürzer fassen.

Das unheimliche Volk der Lurche, welches in die vier Ordnungen der Frösche, Schlangen, Eidechsen und Schildkröten zerfällt, ist in unserem nördlichen gemäßigten Klima überhaupt nur schwach vertreten, am meisten aber gerade noch im Walde, wo der Laubfrosch sogar auf den Zweigen der Bäume seinen rauhen Gurgellaut in den Chor der Vögel mischt, während unten im Waldsumpfe die beiden eigentlichen Froscharten, der grüne oder eßbare und der graue oder Grasfrosch ihre wunderbare Lebensmetamorphose durchmachen und nur zeitweilig sich in dem kühlen Pflanzengewirr ergehen und mit kühnen Sprüngen die Lustwandelnden erschrecken. Die Unke läßt ihren melancholischen Klagelaut eben so aus dem Weiher des Waldes ertönen, wie aus dem kleinen Teiche des Dorfes, und die häßlichen Kröten lieben ganz besonders die feuchten Orte des Auenwaldes. Der wassergeborene Salamander liebt mehr als irgend einen andern Ort den felsigen Gebirgswald und seine schwer von einander zu unterscheidenden Verwandten, die Wassermolche, fehlen nicht leicht in

den kleinen Wasserbehältern und Gräben und Bächlein, an denen der Wald so reich ist.

Die im unverdienten Rufe der Klugheit stehenden Schlangen — da es doch z. B. kein dümmeres Thier als die Viper giebt — sind bei uns nur durch vier Arten vertreten, von denen nur die gelbliche Natter dem Walde nicht angehört, sich vielmehr für ganz Deutschland auf die Ruinen und altes Gemäuer des nach ihr benannten Badeortes Schlangenbad beschränkt. Die drei anderen, die harmlose Ringelnatter, die unschädliche aber fast jähzornig zu nennende glatte Natter und die giftige Viper treiben ihr verstecktes Wesen vornehmlich an buschigen Steinhalden der Waldberge, wo sie wärmebedürftig die sonnigsten Lagen bewohnen.

An gleichen Orten wie die Schlangen leben die wenigen Eidechsen-Arten unserer Fauna, namentlich die Blindschleiche, welche zwar äußerlich die Schlangennatur zur Schau trägt, innen aber in den Andeutungen einiger Knochen der fehlenden Gliedmaßen sich als verlarvte Eidechse kund giebt. Auch die eigentlichen Eidechsen, deren wir in Deutschland vielleicht blos eine Art haben, zu der mehrere davon unterschiedene wohl als Abarten zu ziehen sind, tummeln sich am liebsten in der ihnen so gefährlichen Gesellschaft der Schlangen herum. Leider theilen sie mit allen übrigen Lurchen unseren Abscheu, während das muntere Wesen und die Harmlosigkeit den schönen Thieren ein volles Recht auf unsere Zuneigung einräumt.

Die vollendetste Gattung der deutschen Lurche, die Sumpfschildkröte, hält sich meist fern vom Walde, denn ihr Wohnort sind die offen und frei gelegenen Sümpfe und Landseen.

Nur wenn wir uns daran erinnern, daß der Bach der Sohn des Waldes ist, können wir Fische zu den Waldthieren rechnen und dann können wir nicht vergessen, was wir schon andeuteten, daß die köstliche Forelle am liebsten in dem frischen Krystall des Gebirgsbaches lebt. Auch einige andere Fische ziehen das Wasser der in den Schluchten des Waldgebirges rauschenden Gebirgsbäche den Gewässern der Ebene entschieden vor, namentlich die großköpfige Kaulquappe und die Schmerle.

Wenn wir schon bei den Wirbelthieren eine stattliche Namenreihe von Waldthieren erhalten haben, so würde es eine unübersehbare Legion geben, wenn wir alle diejenigen wirbellosen Thiere aufzählen wollten, welche, zum Theil in noch buchstäblicherem Sinne als jene, Waldthiere genannt werden

müſſen. Die Gebundenheit an eine gewiſſe Wohnungs- und Nahrungsbedingung iſt bei keinem einzigen Wirbelthiere ſo groß, wie es bei Tauſenden unſerer deutſchen Kerbthiere der Fall iſt. Wir dürfen uns nur an die Namen vieler Schmetterlinge erinnern, welche die Bezeichnung nach der Wohnungs- und Nahrungspflanze ihrer Raupen ausdrücken, was bei vielen ſo buchſtäblich zu nehmen iſt, daß z. B. die Raupe des Kiefernſpinners nicht einmal die Nadeln einer anderen unſerer gemeinen Waldkiefer nahe verwandten Kiefernart annimmt.

Es iſt bekannt und bildet ein wichtiges an Drangſalen reiches Kapitel der Waldwirthſchaft, daß dieſes Gebundenſein einiger Kerbthiere, namentlich Käfer und Falter, einen unglaublich großen Einfluß derſelben auf das Gedeihen des Waldes bedingt. Wir werden daher am Schluſſe dieſes Buches ausführlich von ihnen zu reden haben und enthalten uns hier um ſo mehr einer namentlichen Aufzählung, als wir dabei weniger als es bei den Wirbelthieren der Fall war, bekannte Namen anzuführen hätten, ſondern genöthigt ſein werden, unſere Leſer mit ihnen vielleicht ſelbſt dem Namen nach unbekannten Thieren bekannt zu machen. Es wird dies aber auch unerläßlich nothwendig ſein, denn nicht minder wie gegen Sturm und Schneedruck, gegen Sonnenbrand und Verſumpfung hat der ſorgliche Forſtmann ſeine Beſtände vor den Angriffen kleiner Thiere zu hüten.

Verſchollene und zurückgedrängte Thiere

des

deutſchen Waldes.

Dritter Abſchnitt.

Die Verſchollenen.

„Darnach ſchlug er wieder
einen Wiſent und einen Elk,
Starker Ure viere
und einen grimmen Schelk.“
(Nibelungen.)

Die Forſtleute, denen man jetzt draußen begegnet, ſprechen ohne Worte von dem Verfall des Thierlebens im Walde. Noch vor funfzig Jahren konnte der grüne Mann des Waldes ohne ſeine treu erprobte Kugelbüchſe auf der Schulter nicht gedacht werden: jetzt trägt er höchſtens den Maßſtock in ſeiner Hand, er bedarf der Büchſe nicht mehr, außer etwa der Federbüchſe, welche mit der Revierkarte geladen iſt. Man muß alte erfahrene Leute fragen, wie es in ihrer Jugendzeit ausſah im Walde, wenn man eine richtige Werthſchätzung des Waldlebens überhaupt erlangen will. Alle, ohne Ausnahme klagen über das mehr und mehr fühlbar werdende Verſchwinden ihrer lieben Waldfreunde, und ihre Klagen ſind nur zu begründet.

Es war von jeher nicht anders. Unſere alten Waidmänner haben dieſelbe Klage von ihren Vorgängern gehört, und unſere Nachkommen hören uns klagen. Der Verfall des Thierlebens iſt ſo alt, wie das Menſchengeſchlecht; noch älter ſogar, wenn man ſtreng ſein will.

Wir wollen und ſollen hier nicht auf jene Zeiten zurückblicken, von welchen uns nur die Vorweſenkunde ein unklares Bild auszumalen vermag. Die Zeiten, in welchen die Höhlenhyäne und der Höhlenbär, der vorweltliche Damhirſch, das Meyerſche Moſchusthier und verſchiedene Dickhäuter bei uns, vielleicht, ja wahrſcheinlich in unſeren Wäldern lebten, ſollen uns nicht kümmern; was vor dem Menſchen und

ſeinen Kämpfen um die Oberherrſchaft im Reiche der Thiere liegt, mag übergangen werden: — diejenigen Thiere aber, mit denen er, und zwar der in unſeren Gauen lebende Menſch kämpfte und rang, ſtehen uns noch zu nah, als daß wir ſie gänzlich mit Stillſchweigen übergehen könnten.

Mit klaren, beſtimmten Worten führt uns das alte deutſche Heldengedicht der Nibelungen vier Thiere des deutſchen Waldes vor, von welchen wir jetzt mit Sicherheit nur noch ihrer zwei unter den Lebenden wiſſen, ſo recht zum Beweiſe der Wahrheit jener Stelle. Auch ſie ſind bereits zurückgedrängt bis an die Grenzen unſeres Vaterlandes und über ſie hinaus; auch ſie gehen dem Schickſale der übrigen entgegen.

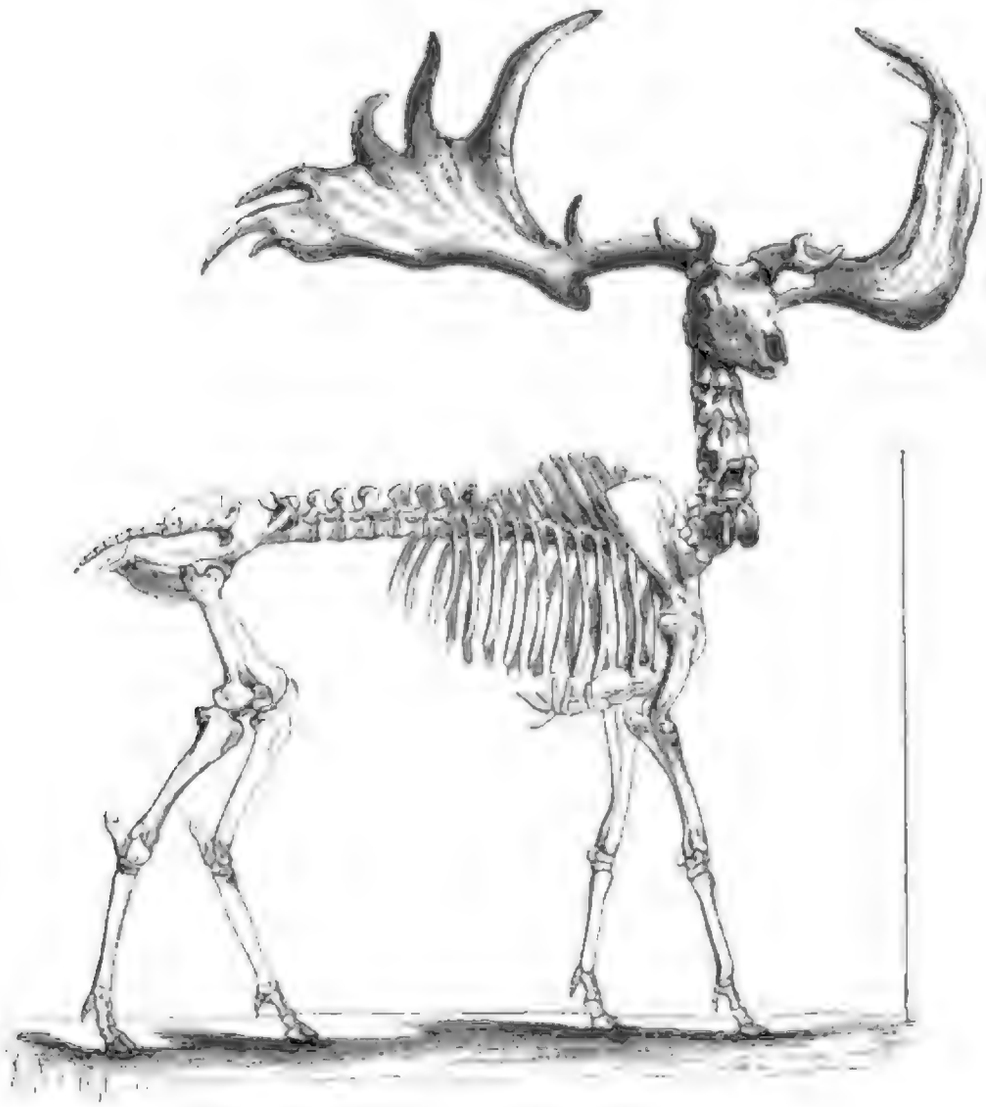
Man hat vielfach hin und her geſtritten über den Werth jener Namen. Die Einen haben nur die zwei gelten laſſen wollen, deren Träger gegenwärtig noch leben; die Andern würdigen ſie insgeſammt. Es iſt ſo gut als erwieſen, daß wir uns ihnen, den letzteren, anſchließen können. Noch in geſchichtlicher Zeit hat der „ſtarke Ure“ gelebt, in unſeren Wäldern gehauſt; nur über die Zeit, welche den „grimmen Schelk“ aus der Reihe der lebenden Weſen ſtrich, fehlt uns die Kunde. Aber auch er hat noch in unſerer Erdenzeit gelebt; mit ihm noch hat der Menſch geſtritten. Wir wiſſen allerdings nichts Sicheres weder von jenen Kämpfen, noch von dem Weſen und Sein dieſes Wunderthieres; aber wir ſind wenigſtens im Stande, uns eine Vorſtellung von ihm zu bilden: denn wir kennen jeden Knochen ſeines Gerippes, kennen ſogar ſeine Haut und ſein Haar.

Einer der größten Sachkundigen, Goldfuß, deutete zuerſt den uns unverſtändlichen Namen des einen Thieres, welches Siegfried ſchlug. Er glaubte in dem grimmen Schelk oder Schelch der Nibelungen den Rieſenhirſch (Megaceros euryceros) erkennen zu dürfen. Andere Forſcher ſtimmten ihm bei, und einer von ihnen, Hibbert, verſucht ſogar, und nicht ohne Glück, den Nachweis zu führen, daß dieſes wunderſame Geſchöpf zu Ende des zwölften Jahrhunderts unſerer Zeitrechnung in Irland noch gelebt habe.

Ein einziger Blick auf das Geweih dieſes rieſigſten aller Hirſche genügt zum Verſtändniß des „grimmen“ Schelches. Ein ſo bewehrtes Thier mußte des ritterlichſten, muthigſten Kämpen würdig ſein. Der Wapiti Nordamerika's mit ſeinem ehrfurchteinflöſenden Geweih erſcheint als Schwächling, das Elenthier klein neben dem Rieſenhirſche. Sein wohlgebildeter

Kopf trägt Stangen von ſchier unglaublicher Stärke und Länge. Man hat Schädel gefunden mit Geweihen, deren Enden vierzehn Fuß weit von einander

Fig. 1.



Der Rieſenhirſch, Megacerus eurycerus (Cervus e.) Aldrovandi.

abſtanden. Um ſolche Größe zu ermeſſen, muß man bedenken, daß ein Wapitigeweih von dreißig Pfund Gewicht auf gleiche Weiſe gemeſſen nur vier Fuß weit iſt. Die anfänglich runden Stangen des Rieſenhirſchgeweihes ſteigen in ſchiefer Richtung nach außen, oben und vorn auf, krümmen ſich und verbreitern ſich dann in eine Schaufel, welche verſchieden viele Sproſſen trägt, ſelten aber weniger als ihrer acht, gewöhnlich neun bis zehn. Außer ihnen zweigt die Stange nur noch eine Sproſſe, die ſogenannte Augenſproſſe

hart über der Rose ab; dieses Ende richtet sich nach vorn und oben, gabelt sich auch zuweilen nahe seiner Spitze. Mit solchem gewaltigen Hauptschmucke steht die Körpergröße des Thieres im Einklange. Man hat sie, weil man vollständige Gerippe gefunden hat, genau bestimmen können. Die Länge beträgt über zwölf, die Schulterhöhe über sieben Fuß, über die Hälfte mehr als bei unserem Edelhirsche.

Am häufigsten findet man die Ueberbleibsel des „grimmen Schelks" in Irland. In Deutschland, England, Frankreich, Italien und in Rußland kommen sie weit spärlicher vor; doch will Dies für die frühere Verbreitung und bezügliche Häufigkeit des Thieres nicht viel bedeuten. Ausgedehnte Torfmoore sind die gewöhnlichen Fundorte der Knochenreste des Riesenhirsches. In der Regel liegen die Schädel mit ihren Geweihen unter einem bunten Knochenhaufen in einer Mergelschicht, dicht unter dem Torfe. Vollständige Gerippe sind selten.

Ueber die Lebensweise des Riesenhirsches kann man selbstverständlich blos Vermuthungen hegen. Die weitgespreizten Geweihe haben ihm den Aufenthalt im dichteren Walde wohl verleidet und ihn eher auf spärlich bewachsene Haiden und Moore gewiesen. So hat er also denselben Aufenthalt gehabt, wie der Elch und das Ren. Seine gewaltige Bewaffnung mag ihn Mensch und Thieren furchtbar gemacht und ersteren zum Kampfe mit ihm herausgefordert haben. Diesem Kampfe ist er erlegen.

Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß der Riesenhirsch mit dem Menschen zugleich in Europa oder in Deutschland gelebt hat. Unweit Emmerich hat man auf einem Leichenfelde Urnen mit Menschenknochen, Ueberreste des Riesenhirsches, steinerne Beile und dergleichen Werkzeuge aufgefunden. In Großbritannien hat man sogar eine durch das Torfwasser wohl erhaltene menschliche Leiche entdeckt, welche in ein aus dem Haar des Riesenhirsches gefertigtes Zeug (oder wahrscheinlich in ein Fell des Thieres) eingehüllt war. Endlich ist man in Besitz einer Rippe des Riesenhirsches gelangt, welche unverkennbar durch ein scharfes Werkzeug verletzt worden sein mußte, durch eine Pfeilspitze etwa, welche tief in den Knochen eingedrungen und lange in ihm stecken geblieben sein mochte, sich aber wieder ausgeheilt hatte. So scheint also das thätige Eingreifen des Menschen in das Leben des Thieres erwiesen zu sein; so scheint es, daß es erst durch jenen seinen Untergang fand. Kurz, wir dürfen glauben, daß der „Machli" der Alten, welcher

dieſen übrigens nur von Hörenſagen bekannt war, und der „grimme Schelch“ ein und daſſelbe Thier, eben unſer Rieſenhirſch ſind oder waren.

Beſtimmter, als die dunkle Sage es vermag, unterrichtet uns die Geſchichte über eine zweite, in Deutſchland wenigſtens ausgeſtorbene Wildart der vormaligen Waldungen unſeres Vaterlandes, deren Jagd der edle Recke jener Heldenſage oblag. Dieſe Wildart, der Auer, lebte noch im ſechszehnten Jahrhundert unſerer Zeitrechnung in den polniſch-lithauiſchen Wäldern und es iſt möglich, daß die weißen, wilden Rinder des ſchottiſchen Parks auch nichts Anderes als verkümmerte Nachkommen von ihm ſind. Alterthumsforſcher und Naturkundige haben ſich an dem Streite über Sein oder Nichtſein des Auers betheiligt. Gelöſt, beendet iſt der Streit heute noch nicht. Einige wollen unter keiner Bedingung daran glauben, daß der Auer ein vom Wiſent verſchiedenes Thier geweſen ſei; Andere ſehen in dem ſchottiſchen Wildochſen eine dritte Rinderart, welche früher über Europa verbreitet war.

Es iſt für uns wenigſtens wahrſcheinlich, daß der Auerochs der alten Schriftſteller daſſelbe Thier war, deſſen verſteinerte Schädel man hier und da aufgefunden hat. Das Rind, von welchem dieſe Schädel herrühren, wird „Urſtier“ (Bos primigenius) genannt. Es muß unſerem Hausrinde ſehr ähnlich geweſen ſein; genau beobachtende Anatomen nehmen keinen Anſtand, es geradezu als Stammthier des letzteren anzuſehen. Reſte des Urſtiers werden in allen nördlich von den Alpen gelegenen Ländern gefunden, zumal in Torfmooren. Manche Schädel ſind ausgezeichnet gut erhalten.

Die Geſchichte erlaubt uns, dieſes Thier bis in ſpäte Jahrhunderte zu verfolgen. Einige Schriftſteller der alten Griechen und Römer, Herodot, Ariſtoteles, Cäſar, Pauſanias, Oppian ſprechen nur von einer Art wilder Stiere; ſie haben wahrſcheinlich auch nur die eine gekannt. „Doch daraus“, ſagt Blaſius, „folgt noch nicht, daß auch nur eine einzige vorhanden geweſen iſt. Wollte man auch annehmen, ſie hätten Alles angeführt, was in den ihnen bekannten Ländern vorgekommen ſei, ſo iſt es doch ſehr leicht möglich, daß in den Ländern, die ihnen unbekannt waren, gleichzeitig zwei wilde Ochſenarten vorkommen konnten. Es läßt ſich nichts Beſtimmtes daraus herleiten, wenn altgriechiſche Schriftſteller einen Ochſen aus Barbarenländern, welche jenſeits ihres Geſichtskreiſes lagen, nicht erwähnen. Sie haben viele nordiſche Thierarten nicht erwähnt, welche noch vorkommen und ſicherlich auch damals vorgekommen ſind, ohne daß ein

geſchichtlicher Beweis darauf zu begründen wäre. Anderſeits iſt Thatſache, daß Seneca, Plinius, Albertus Magnus, Thomas Cantapreuſis, Johann von Marignola, Bartholomäus Anglicus, Paul Zideck, von Herberſtain und Andere, daß altdeutſche und ſpätere Geſetze und Jagdberichte deutlicher oder undeutlicher zwei wilde Ochſen unterſcheiden, oder doch zwei verſchiedene Namen zu derſelben Zeit und an demſelben Orte für wilde Ochſen anwenden. Es iſt ſichtlich, daß erſt mit einer genaueren Kunde der Völker und Länder nördlich von den Alpen Angaben über zwei verſchiedene Wildochſen auftauchen. Will man an den Zeugniſſen nicht rütteln, ſo müßte es wahrſcheinlich ſcheinen, daß die zweite Ochſenart nur nördlich von den Alpen vorgekommen ſei".

Der Zeugniſſe und Belege für das gleichzeitige Vorkommen des Auer und Wiſent ſind ſo viele, daß ihnen gegenüber eigentlich jeder Zweifel verſtummen muß. Plinius kennt den Bonassus oder Biſon, welcher ſogar lebend nach Rom gebracht wurde, um in den Thierkampfſpielen zu glänzen, recht gut und unterſcheidet ihn beſtimmt von dem Urus oder Auer. Er ſagt, daß den Biſon, welcher in Deutſchland wild lebt, ſeine Mähne, den Auer dagegen ſein ſehr großes Gehörn kennzeichne; er erwähnt auch, daß man die Hörner des letzteren wegen ihrer Durchſichtigkeit in Scheiben ſchneidet, und dieſe färbt oder bemalt. Seneca und Martial ſtimmen, was die Verſchiedenheit beider Thiere anlangt, mit Plinius überein. Cäſar berichtet, daß es in Deutſchland einen Ochſen gäbe, Urus genannt, welcher dem zahmen ähnele, aber viel größere Hörner habe als der römiſche und beinahe ſo groß wie ein Elephant ſei. Seine Jagd gelte unter den Germanen für die rühmlichſte. Die Leges Alamanorum aus dem ſechſten oder ſiebenten Jahrhundert erwähnen zweier Wildochſen nebeneinander. Im ſechſten Jahrhundert hat man diejenigen, welche dem zahmen Ochſen glichen, noch in den Ardennen gejagt. Herzog Otto von Braunſchweig ſchenkte, wie Lucas David angiebt, bei ſeiner Abreiſe aus Preußen, im Jahr 1240, „den Brüdern" Aneroxen, Biſonten ꝛc. Fürſt Wratislaw erlegte, wie uns Cramer mittheilt, um das Jahr 1364 in Hinterpommern einen „Wyſant", welcher größer geachtet worden, als ein „Uhrochs". Anton von Schneeberger aus Krakau und Baron Bonarus benachrichtigten den alten Geßner über den „Tur" und „Biſon", welche beide als in den polniſchen Waldungen vorkommend und als ganz verſchiedene Thiere

geſchildert werden. Mathias von Michow führt im Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts unter dem Wild der ungeheuren Wälder Lithauens ausdrücklich Urochſen und wilde Ochſen an, welche die Einwohner dort „Thuri“ und „Jumbrones“ nennen. Paulus Jovius ſagt (1552) wörtlich: „In demjenigen Theile des ruſſiſchen Reiches, welcher an Preußen grenzt, finden ſich ungeheure Urochſen und ſehr wilde Ochſen, welche daſelbſt Biſonten heißen“. Wenige Jahre ſpäter, 1551 (und in zweiter Ausgabe deſſelben Buches „De Reb. Moscov. Comment.“ 1571) endlich giebt der öſterreichiſche Geſandte am polniſchen Hofe, von Herberſtain, nicht nur eine wirkliche Leibes- und Lebensbeſchreibung beider Thiere, ſondern auch Abbildungen von ihnen. Ueber der einen ſteht: „Ich bin der Urus, welchen die Polen Tur nennen, die Deutſchen Auroχ, die Nichtkenner Biſon“, über der andern: „Ich bin der Biſon, welchen die Polen Subr nennen, die Deutſchen Biſon, die Nichtkenner Urochs“. Die Beſchreibung des Wiſent oder Biſon, welche wir an dem lebenden Thiere prüfen können, iſt ſo vortrefflich, daß es geradezu lächerlich iſt, an der Genauigkeit der Kennzeichnung des Auer zu mäkeln.

„Urochſen“, ſagt Herberſtain, „giebt es nur in Maſovien; ſie heißen daſelbſt Tur, bei den Deutſchen eigentlich Uroχ; denn es ſind wilde Ochſen, von den zahmen in Nichts verſchieden, als daß ſie alle ſchwarz ſind und auf dem Rückrat einen weißlichen Streifen haben. Es giebt nicht viele, und an gewiſſen Orten werden ſie faſt wie in einem Thiergarten gehalten und gepflegt. Man paart ſie mit den zahmen Kühen; aber die Jungen werden dann nicht von den Urochſen in der Heerde geduldet, und die Kälber von ſolchen Baſtarden kommen todt auf die Welt“.

„Gürtel aus dem Leder des Urochſen werden hoch geſchätzt und von den Frauen getragen. Die Königin von Polen ſchenkte mir zwei von ihnen, und die römiſche Königin hat einen davon ſehr gnädig angenommen“.

Nach ſolchen Zeugniſſen müßte, ſo ſollte man meinen, das gleichzeitige Vorkommen des Auerochſen und Wiſent in unſeren vormaligen Waldungen gar nicht mehr bezweifelt werden können. Und doch geſchieht Solches noch immer. Puſch z. B., welcher es für unmöglich hält, daß unſer altdeutſcher Wald zwei Wildochſen beherbergen und ernähren konnte, ſchöpft Verdacht gegen die Richtigkeit der Herberſtain'ſchen Angaben, weil die erſte Ausgabe des angeführten Buches unſeres Gewährsmannes die beiden Abbildungen

Abb. 1888. Art. 3276. Fig. 1.

Mittel- und Vorderfuß des Pferdes.

Mittel- und **Vorderfuß** des Pferdes. Fig. 1. Mittelfuß, Metatarsus, Mittelhand, Metacarpus. Fesselgelenk, Articulatio metacarpo- oder metatarso-phalangea. Fesselbein, Os phalangis primae. Kronbein, Os phalangis secundae. Hufbein, Os phalangis tertiae. Hufknorpel, Cartilago ungularis. Strahlbein, Os sesamoideum. Kronrand, Corona. Hufwand, Paries. Hufsaum, Limbus. Hufkrone, Margo coronalis. Hufsohle, Solea. Strahl, Furca. Eckstrebe, Crus. Hufeisen, Solea ferrea. Stollen, Calcar. Griffloch, Foramen. Hufnagel, Clavus. Hufnagelkopf, Capitulum clavi. Hufnagelschaft, Corpus clavi. Hufnagelspitze, Cuspis clavi. Hufnagelschnitt, Sinus clavi. Hufnagelschnitt, Sinus clavi.

beſchäftigen; denn der Streit über Arteinheit oder Artverſchiedenheit des ſchottiſchen Rindes und des Auers iſt noch nicht entſchieden, und möglich iſt es ja immer, daß erſteres wirklich der entartete Nachkomme des letzteren iſt.

Sicher iſt, daß in Schottland ein von dem Wiſent verſchiedener, dem Hausrinde ähnlicher Stier noch im ſechszehnten Jahrhunderte häufig, im ſiebzehnten wenigſtens noch zahlreich vorkam. Aber dieſer Wildochſe war höchſt wahrſcheinlich von jeher ſo gefärbt, wie ſein heute noch in mehreren Parks lebender Nachkomme. Schon Boëthius erwähnt in ſeiner Historia Scotorum, welche im Jahre 1526 zu Paris erſchien, das wilde, ſchneeweiße Rindvieh Schottlands, und beweiſt dadurch, daß die zu mancherlei Schlüſſen verlockende Färbung unſerer Thiere nicht wohl auf eine Ausartung, bezüglich Abſchwächung derſelben gedeutet werden kann: denn um dieſelbe Zeit lebte ja auch der uns von Herberſtain beſchriebene dunkle Auer noch, ohne Neigung zum Weißwerden zu zeigen. Es iſt alſo gar nicht ſo leicht geſagt, daß beide Thiere beſtimmt ein und derſelben Art angehören, oder angehört haben müſſen.

Wer gegenwärtig den Jardin de plantes zu Paris beſucht, erhält Gelegenheit ſich ein ſelbſtſtändiges Urtheil über das ſchottiſche Rind zu bilden: eines der ſtolzen Thiere erduldet dort die ſeiner ſehr unwürdige, für uns Forſcher aber höchſt erſprießliche Gefangenſchaft. Ich (Brehm) habe es ſelbſt geſehen und kann verſichern, daß es den Schilderungen des Grafen Tankerville und des Parkwärters Cole vollſtändig entſpricht. Es beſitzt alle Eigenſchaften eines echt wilden Thieres.

Das ſchottiſche Rind iſt bis auf die dunkelrothbraunen Ohren und die ähnlich gefärbte Schwanzſpitze, den ſchwarzbraunen Schnauzenſpiegel, die dunkeln Augen und Augenwimpern, ſo wie die ſchwarzen Hörner und Hufe rein weiß von Farbe. Seine Geſtalt iſt eine ſehr ſchöne, kräftige; die Beine ſind kurz, ſtämmig, die Hörner mäßig lang, aber ſchlank und ſcharf geſpitzt, von ihrer Wurzel an zuerſt auf und auswärts, mit den Spitzen aber wieder einwärts gewendet, die Hufe mittelgroß, die Quaſtenhaare der Schwanzſpitze ziemlich lang. Kraft und Bewußtſein derſelben ſpricht ſich im ganzen Thiere aus.

Ueber Vorkommen und Lebensweiſe haben uns der genannte Graf, als Beſitzer einer Heerde und deren Wärter Cole, Hindmarſh, Black und Andere unterrichtet. Die Angaben der Erſteren ſind die wichtigſten.

Im Jahr 1838 bestand die Heerde, welche im Chillingham-Park lebt, aus ungefähr achtzig Stücken und zwar fünfundzwanzig Bullen, vierzig Kühen und Jungvieh. Wann die Vorfahren dieser Thiere in dem großen urwaldartigen Parke eingehegt wurden, vermag Niemand zu sagen; jedenfalls geschah es bereits vor Jahrhunderten. Je nach der Jahreszeit ist der Aufenthalt der Rinder verschieden. Im Sommer kann man sich wochenlang vergeblich bemühen, ein Stück der stets geschlossenen Heerde zu Gesicht zu bekommen; denn sie zieht sich, sobald ein Mensch sich naht, sofort in einen Waldestheil, gewissermaßen in einen heiligen Hain zurück, und dahin folgt ihnen wohlweislich Niemand. Im Winter dagegen kommen die Thiere zu den Futterplätzen und gewöhnen sich in soweit an den Menschen, zumal an Berittene, daß man ihnen oft sich nahen kann. Wenn sie in den unteren Theil des Parkes herabkommen, was zu bestimmten Stunden zu geschehen pflegt, ziehen sie in einfachen Reihen, wie ein Reitertrupp dahin; die Bullen bilden dabei den Vortrab und schließen die Nachhut. Als eigentliche Weidezeit muß die Nacht gelten; bei Tage schlafen diese Rinder im Dickicht des Waldes oder sonnen sich auf freieren Stellen. Sie sind scheu und flüchten sich beim geringsten Geräusch in das Waldesdunkel; grimmig werden sie, wenn sie sich in die Enge getrieben sehen. Mitunter ergreift sie, wenn sie ganz ruhig grasen, ein allgemeiner Schrecken, und sie flüchten dann schleunigst ihrem Allerheiligsten zu. Gereizte Bullen zeigen sich in hohem Grade rachsüchtig: ein Vogelsteller, welcher sich irgendwie den Zorn der Thiere zugezogen hatte, wurde auf dem Baume, den er erstiegen hatte, um sich zu retten, sechs Stunden lang belagert und stand Todesangst aus; ein Schreiber mußte unter denselben Umständen einen halben Tag und die ganze folgende Nacht auf einem Baume aushalten. Bei ihren Angriffen auf einen Menschen umschließen die Stiere ihren Feind in immer enger sich ziehenden Kreisen, indem sie abwechselnd plötzlich davon rennen, ebenso jählings wieder umkehren und jedes Mal ein Stück näher kommen, bis sie den Gegenstand ihres Unmuthes allseitig umstellt haben. Dann weissagen verdächtige aber leicht deutsame Hörnerbewegungen, Stampfen und Scharren mit den Vorderfüßen, ingrimmiges Augenfunkeln und ungewöhnliches Schwanzheben dem Menschen das Schicksal, welches ihm werden wird, wenn er nicht rechtzeitig noch sich in die schützenden Arme der Krone eines dicken Eichbaums wirft.

Auch unter ſich fechten die Stiere manch guten Kampf aus. Sie ſtreiten mit Ausdauer und Ingrimm um die Oberherrſchaft und ruhen und raſten nicht eher, als bis eine beſtimmte Entſcheidung herbeigeführt worden iſt. Dem Stärkſten bleibt der Sieg und des Sieges Preis: — Gehorſam aller übrigen Mitglieder der Heerde.

Die Kühe bringen gewöhnlich mit dem dritten Jahre ihres Lebens das erſte Kalb zur Welt. Sie verbergen es anfänglich acht bis zehn Tage lang im Dickicht, ſuchen es täglich mehrere Male auf, um es zu ſäugen, nehmen es aber noch nicht mit ſich auf die Weide. Nähert ſich Jemand dieſer Kinderſtube, ſo legt das Kalb den Kopf feſt auf den Boden und drückt ſich wie ein Haſe im Lager. Neun Monate lang ſäugt und pflegt, führt und ſchützt die Kuh ihr Kalb mit großer Sorgfalt, dann wird ſie allgemach kälter gegen daſſelbe, und nach Jahresfriſt bekümmert ſie ſich gar nicht mehr um das Junge.

Einem Parkwärter gelang es, zwei jung eingefangene Kälber aufzuziehen und zu zähmen. Es war ein Bulle und eine Kuh, und beide wurden durch ſanfte Behandlung harmlos und gutmüthig. Der Bulle ertrug die Gefangenſchaft achtzehn Jahre; die Kuh erlag ihr bereits im ſechſten Jahre ihres Lebens. Man paarte ſie erfolgreich mit einem Landbullen; ihre Kälber blieben ihr jedoch immer ſehr ähnlich. — Das ſchottiſche Rind, welches im Pflanzengarten zu Paris lebt, iſt ebenfalls ſehr zahm geworden; doch bleiben ſeine Wärter ſtets ſehr vorſichtig.

Im Zuſtande der Wildheit ſterben ſehr wenige dieſer Rinder an Krankheiten. Man hat bemerkt, daß ſie vom zehnten Lebensjahre ab unfruchtbar werden oder wenigſtens im Gewicht zurückgehen und ſchießt ſie deshalb gewöhnlich im neunten Jahre ihres Alters ab.

Im vorigen Jahrhunderte noch wurden die Jagden auf ſolch ſeltenes Wild mit ungeheurem Pomp abgehalten; die vielen Unglücksfälle aber, welche vorkamen, haben bewirkt, daß man jetzt eine andere Jagdweiſe vorzieht. Der Jäger lauert auf einem Baum wohl geborgen dem zum Tode beſtimmten Stücke auf und ſchießt ihm von oben herab die Kugel durchs Herz. Ein alter Bulle verlangt einen guten Schuß; denn ſeine Lebenszähigkeit iſt außerordentlich groß. Graf Tankerville erzählt, daß ein ſicherer Büchſenſchütze einem alten männlichen Stiere ſechs Kugeln in den Kopf jagen mußte, bevor er ihn fällte. Vom Augenblick der erſten Verwundung an bis zu

ſeinem Tode wich das muthige Thier nicht von der Stelle, und, verächtlich gleichſam, ſchüttelte es nur mit dem Kopfe, wenn es eine neue Kugel empfangen hatte. Die ſechſte machte ſeinem Leben ein Ende; ſie war durch ein Auge in das Hirn gedrungen.

Nach Cole ähnelt das mit viel Feiſt durchwachſene Wildpret des ſchottiſchen Stieres im Geſchmack dem Fleiſche unſeres Hausrindes.

Wie ſtark die Anzahl dieſer beobachtenswerthen Thiere gegenwärtig iſt, vermögen wir nicht anzugeben. Jedenfalls ſteht zu hoffen, daß die engliſchen Grundbeſitzer mit derſelben Sorgfalt, wie ihre Vorfahren über den Heerden ihrer Parks wachen und der Nachwelt dadurch ein Geſchöpf erhalten werden, welches in jeder Hinſicht die Theilnahme gebildeter Menſchen verdient, — gleichviel ob als eigene, ſelbſtſtändige Art, als verwildertes Hausrind oder endlich als Nachkömmling des edelſten Wildes, welches früher auch in unſeren Wäldern herbergte.

Vierter Abſchnitt.

Grenzbewohner des deutſchen Waldes.

Der vorige Abſchnitt war ein Rückblick auf vergangene Tage, der vorliegende iſt kaum mehr. Auch bei einer Lebensſchilderung der beiden Thiere, mit denen wir uns jetzt beſchäftigen werden, müſſen wir auf alte Zeiten zurückſchauen; denn die unſrigen ſind nicht mehr geeignet, uns das volle Verſtändniß des Lebens dieſer, ihrem Untergange entgegenſehenden Geſchöpfe zu gewähren. Ungeachtet aller Sorgfalt, welche der Menſch den ausſterbenden Geſchlechtern gewährt, ſchreitet ihr Schickſal mit jedem Tage mehr ſeiner Erfüllung entgegen. Wenig Jahre noch ſcheinen ihnen gegönnt zu ſein; nach deren Ablauf werden auch ſie zum Gegenſtand der Sage werden, wie ihre verſchollenen Genoſſen.

1. Der Wiſent, Bonassus Bison Fitzinger,

(Bos Bison und Bos Bonassus Linné, Bos Urus auct.).

Wir haben ſchon eingeſtanden, daß wir uns einer Willkühr ſchuldig machen, wenn wir unter den deutſchen Waldthieren dem Wiſent noch eine Stelle anweiſen. Der letzte Angehörige dieſes vormals über alle Gauen unſeres Vaterlandes verbreiteten Geſchlechtes, welcher wirklich noch frei im deutſchen Walde lebte, erlag ſchon vor mehr als hundert Jahren der Kugel eines preußiſchen Wilddiebes. Gegenwärtig kann man den Wiſent nur noch in deutſchen Thiergärten ſehen, falls man nicht eigens eine Reiſe unternehmen will nach einem der unbekannteſten Winkel Europa's, nach einem nordiſchen Urwalde, wo das Thier unter kaiſerlichem Schutze noch ſeiner Freiheit ſich freuen darf, ſo beſchränkt auch dieſe Freiheit dem vormals

ungebundenen Beherrſcher des Waldes vorkommen mag. Jener Urwald umgiebt das lithauiſche Dorf Bialowies und iſt durch eine öde Haide von allen übrigen Waldungen getrennt, alſo einer Inſel vergleichbar, von welcher aus kein Pfad nach anderen Wohnſtätten führt. Er iſt die einzige Stelle in Europa, wo der Wiſent noch vorkommt, außer einigen Waldungen des Kaukaſus der einzige Ort auf der ganzen Erde.

Die Geſchichte des Auers, welche wir kennen lernten, iſt ſo ziemlich auch die des Wiſents, nur daß dieſer ſich länger in den deutſchen Waldungen erhalten hat, als jener. In alten Zeiten ſcheint er eine ſehr große Verbreitung gehabt zu haben. Im größten Theile Europa's war er häufig; ſein Verbreitungsgebiet reichte bis in die ſüdlichen Länder. Ariſtoteles, welcher ihn Bonaſſus nennt und ſehr genau kennzeichnet, giebt an, daß er in der macedoniſchen Landſchaft Päonien zu finden ſei und dort Monapos heiße. Plinius führt ihn unter dem Namen Biſon auf, giebt aber nur Deutſchland als ſeine Heimath an. In Frankreich ſcheint er ſchon zu Cäſars Zeiten vertilgt worden zu ſein. Es war ein Ereigniß, welches das ganze Land beſchäftigte, als in dieſem Frühjahre (1863) ein Wiſent lebend nach Paris kam: die Berichterſtatter behaupteten einſtimmig, daß ſeit Julius Cäſars Zeiten ſolch Thier lebend in Frankreich nicht geſehen worden ſei. Im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts war er in Deutſchland noch nicht allzuſelten, obgleich er auch ſchon damals blos noch in den Grenzwaldungen Oſtpreußens, zwiſchen Tilſit und Labiau vorkam. Innerhalb ſieben Jahren von 1612—1619 erlegte Johann Sigismund dort noch zweiundvierzig Stücke des edlen Wildes. Bald darauf verſtummen die Nachrichten über ſein Vorkommen, wenigſtens über häufigeres Vorkommen, bis uns das Jahr 1755 die Kunde der Vernichtung des letzten Wiſents der preußiſchen Wälder bringt.

Im bialowieſer Walde lebt das Thier ſchon ſeit langer Zeit unter dem Schutze der ſtrengſten Jagdgeſetze. Die polniſchen Könige hegen ihn bereits mit derſelben Sorgfalt wie ſpäter die ruſſiſchen Kaiſer. Selten nur fällt es einem der Erdengötter ein, den Schützlingen einen Beweis ihrer Abhängigkeit von der königlichen Gnade zu geben. Auguſt III. von Polen veranſtaltet am 27. September 1752 eine große Jagd im genannten Walde und ſchießt mit ſeinen Jagdgenoſſen in einem Tage genau ebenſo viele Wiſents zuſammen, wie Sigismund in ſieben Jahren erlegte. Der Kaiſer von Rußland jagt am 18. und

19. Oktober 1860 bei Bialowies und tödtet eigenhändig ſieben Stück, ſeine fürſtlichen Jagdgenoſſen erlegen noch acht Stück mehr; aber es geht bei dieſer Jagd echt waidmänniſch zu, während jene nichts anderes iſt, als ein niederträchtiges Meucheln.

Ueber das Vorkommen des Wiſent am Kaukaſus haben Lowiz, Güldenſtadt, Roſen, Bär, Eichwald und Nordmann ſichere aber dürftige Nachrichten gegeben. Dort genießt das Thier ſelbſtverſtändlich noch ſeine volle Freiheit.

Der Wiſent oder Biſon, oft aber mit Unrecht auch Auer oder Ur genannt, iſt ein gewaltiges Thier. Seine Körperlänge kann 11 Fuß erreichen, die Schulterhöhe 7 Fuß, das Gewicht 14½ Centner, — ein ſo ſchwerer Bulle wurde von Auguſt III. erlegt. Der Leib iſt überaus kräftig, vorn weit ſtärker und höher als hinten, der Rücken daher ſehr abſchüſſig; der Kopf iſt kurz, an der Stirn ſtark gewölbt und ſehr breit, der Hals dick, gedrungen, unten gerundet, durch den Mangel einer hängenden oder ſchlaffen Wamme ausgezeichnet; die Beine ſind kurz, ſtämmig; der Schwanz iſt ziemlich kurz. Bezeichnend iſt der Kopf. Ein paar große, bitterböſe Augen, deren trüber Schimmer geradezu unheimlich iſt, ſchauen wie grollend in die Welt; ſie ſind hoch umrandet — denn ihre Höhlen ſtehen röhrenförmig vor; das Weiße des Augapfels iſt unrein, durch bräunliche Stellen und Flecken getrübt, der Augenſtern dunkelbraun. Die verhältnißmäßig kurzen Hörner ſind drehrund; ſie biegen ſich erſt nach außen und vorn, ſodann nach oben, endlich mit den Spitzen wieder einander entgegen. Das Ohr iſt etwa den vierten Theil ſo lang wie der kurze, dicke, runde Kopf. Sehr reichlich iſt die Behaarung des Thieres, nackt nur ein kleines Naſenfeld über der Mitte der Oberlippe. Am Kopf und am Vorderleib, auf der Stirn, dem Hinterhaupte und Nacken, am Kinn und an der Bruſt iſt das Haar mähnenartig verlängert, an Kinn und Kehle bartartig, am Oberhalſe bis zum Genick mähnig aufgerichtet; der Schwanz trägt am Ende eine dicht büſchelige Quaſte. Im Sommer glänzt das glatt anliegende Haarkleid; im Winter überwuchert ein dichter Wollfilz die Grannen. Die Färbung ändert ſich wie das Haar ſelbſt; ſie iſt im Sommer ein glänzendes Dunkelbraun, im Winter ein mattes Graubraun. Der Bart, die Kopfſeiten und die Schwanzquaſte ſind braunſchwarz im Sommer, mit viel Grau gemiſcht im Winter. Kälber und Jungvieh ſehen mehr röthlich oder graulich aus.

Im Allgemeinen ähnelt der Wiſent ſeinem amerikaniſchen Vetter, dem Biſon (Bonassus americanus), ganz außerordentlich und deshalb iſt auch ſchon mehrmals behauptet worden, daß beide als einer Art Glieder betrachet werden müßten. Doch hat der Biſon funfzehn Rippenpaare, der Wiſent nur vierzehn, und jener iſt auch ſtärker gemähnt. Im Uebrigen ſind beide Geſchwiſterkinder.

Jarocky giebt im Jahr 1830 die Zahl der im Bialowieſer Walde lebenden Wiſents auf 711 an, Kawall behauptet, daß ſie im Jahr 1853 mehr als das Doppelte, 1543, betragen habe.

Nach den Mittheilungen der Genannten und anderer Berichterſtatter iſt die Lebensweiſe des Wiſent kurz folgende:

Feuchte, ſumpfige Waldſtellen ſind ſein Lieblingsaufenthalt, zumal im Sommer. Höher gelegene, trockene Gegenden beſucht er nur im Winter. Er lebt in geſchloſſenen Heerden, aber nach den Geſchlechtern getrennt. Sehr alte Bullen einſiedlern wohl auch; gewöhnlich aber bilden ſie Trupps für ſich. Das Jungvieh hält ſich zu den Heerden der Kühe. Gewöhnlich beſitzt jede Heerde in einem Dickicht ihres Wohnkreiſes ein abgelegenes Verſteck, nach welchem ſie ſich zurückzieht um zu ruhen und wiederzukäuen. Die Heerde iſt Tag und Nacht rege und thätig, weidet aber vorzugsweiſe in den Morgen- und Abendſtunden. Ihre Aeſung beſteht aus dem Gelaube, den Zweigſpitzen und der zarten Schößlingsrinde der im Umkreiſe wachſenden Bäume: Weiden, Pappeln, Eſchen, Weißbuchen, aus Gräſern und Kräutern: Honiggras, Schmielengras, Windhalm, kohlartige Kratzdiſtel, kriechender Hahnenfuß, im Herbſt und Winter auch noch aus Haide und Baumflechten, im Bialowieſer Walde freilich nur neben dem Heu, welches Seitens der Jägerei für das Wild aufgeſchobert wird. Unter allen Umſtänden muß der Wald ſelbſt die nöthige Aeſung liefern; denn der Wiſent tritt zu keiner Zeit auf die Felder aus.

Bis gegen den Auguſt hin herrſcht Frieden und Einigkeit unter den Rieſen des Bialowieſer Waldes. Dann ändern ſich die Umſtände. Die Zeit der Brunſt beginnt. Bekannter Maßen ſind auch Ochſen ſehr empfänglich für die Gefühle der Liebe; nur geben ſie dieſe meiſt in eigenthümlicher Weiſe kund. So iſt es auch bei den Wiſents. Daß die Bullen nebenbuhleriſch mit einander auf Tod und Leben kämpfen, iſt nichts Beſonderes, darf vielmehr ohne Weiteres vorausgeſetzt werden. Aber die Biſons laſſen es dabei nicht

Digitized by Google

Digitized by Google

bewenden; den Kämpfen gehen vielmehr ganz andere und wirkliche eigenthümliche Kraftäußerungen und Uebungen voraus. Liebe macht sie, wie manche Menschen, halb oder ganz toll. Die gütige Natur hat ihrem Leibe dieselben Wohlgerüche verliehen, welche manche ihnen verwandte Thoren — zur Unterscheidung „Löwen“ zubenannt, — sich zu gleichem Zwecke, d. h. um das andere Geschlecht anzulocken, erst für theures Geld erwerben müssen. Davon machen sie, nämlich die Ochsen, in wirksamster Weise Gebrauch. Den ganzen Wald von Bialowies durchduftet ein Bisam- oder Moschusgeruch kräftigster Art, unverfälscht und gediegen. Die geistige Erregung der Thiere giebt sich jedoch noch anderweitig kund. Der brünstige Stier wird sich seiner Hörner bewußt und versucht sie zu nützen. Zuerst erprobt er sie an den Bäumen, welche ihm gerade jetzt überall im Wege stehen, sodann an Gleichgesinnten, in derselben Weise einer Abkühlung der erhitzten Sinne Bedürftigen. Bäume von sechs bis acht Zoll Durchmesser wühlt das erregte Thier mit seinen Hörnern aus der Erde, minder starke rennt es um und schleppt sie, auf das Gehörn gespießt, im Walde auf und nieder, an alten prüft es die Dicke seines Hirnschädels.

Endlich bietet sich ihm ein würdigerer Gegenstand. Sein kurz abgebrochenes, kreischendes, aber starkes Gebrüll hat nicht umsonst den Wald durchdröhnt, sondern Wiederklang im Herzen eines anderen Stieres gefunden. Der nun zieht raschen Schrittes heran, in der edlen Absicht, sich der Minne Sold männlich zu erstreiten. Mit gesenktem Kopfe und hoch in Bogen gehobenem Schweife naht er sich, in Absätzen nur; denn von Zeit zu Zeit macht er Halt, stampft und scharrt mit dem einen Vorderfuße, brüllt, fegt mit dem Kopfe hin und her, wühlt mit den Hörnern Erde auf, wirft losgestoßene Baumwurzeln, Rindenstücke und dergleichen in die Luft, brüllt wieder und setzt sich von Neuem in Bewegung, bis er mit dem anderen Stiere zusammengekommen ist. Als Kampfplatz wird regelmäßig eine Blöße benutzt; denn die edlen Recken bedürfen zu ihren Zweikämpfen einer freien Stelle. Solche wird auch stets im Voraus von dem einen Stier in Besitz genommen; der andere sucht ihn dort auf. Anfänglich messen sich die duftenden Nebenbuhler mit ingrimmigen Blicken, dann brüllen sie sich die Ausdrücke ihrer Gefühle zu, machen die bereits beschriebenen Uebungen gegenseitig durch und stürmen endlich gegen einander an. Krachend stoßen die Hörner, die Stirnen zusammen; aus den Höhlen heraus treten die

Lichter, aus dem Maule hervor hängt die Zunge. Neues Sich Messen mit den Augen, neues Brüllen, Stampfen, Schweifpeitschen, Toben, Rasen, neues Anrennen und Ausruhen — wahrscheinlich der Kopfschmerzen wegen — wechseln in rascher Folge. Der Kampf wird um so erbitterter, je länger sich die Entscheidung verzögert. Endlich hat der eine dicke Schädel genug und sein Inhaber darf froh sein, wenn die Hörner noch fest sitzen, die Augen noch brauchbar sind. Gar nicht selten stößt einer der Kämpen dem andern ein Horn ab, häufig genug rennt er ihm die spitze Waffe durch die Brust, so daß aller Kampf durch den Tod sofort entschieden wird.

Die Heerde der Kühe verweilt bei solchen Kämpfen gewöhnlich in unmittelbarer Nähe und folgt mit weiblicher Theilnahme dem Wechsel des Streites. Dem Sieger wird dann sein Lohn, obgleich er denselben vielleicht auch etwas „im Sturme“ sich erringt. Doch Dies ist nach einer vorhergegangenen Erregung solcher Art ebenso begreiflich als verzeihlich.

Die Kuh geht neun Monate trächtig; das Kalb fällt im Mai. Das erste Jahr seines Lebens wird es von der Mutter gesäugt und bei etwaiger Gefahr auf das Muthvollste vertheidigt. Auch im zweiten Jahre bleibt es noch lange unter Obhut seiner Mutter. Im sechsten Jahre ist es fortpflanzungsfähig, hat jedoch noch keineswegs seine volle Größe erreicht: männliche Bullen der kaiserlichen Menagerie zu Schönbrunn nahmen, wie uns der Vorsteher dieser Anstalt mittheilte, noch im elften Jahre ihres Lebens an Größe zu.

Die Vermehrung des Wisent ist schwach. Selten bringt die Kuh alle zwei Jahre ein Kalb, gewöhnlich nur in Zwischenräumen von drei Jahren.

Wirklich gezähmt hat man den Wisent niemals, obgleich man gerade in der letzten Zeit, Dank den zoologischen Gärten, weit mehr in der Gefangenschaft gehalten und gezüchtet hat, als jemals früher. Die Wisents, welche gegenwärtig in den deutschen Thiergärten leben und der Bulle des Pflanzengartens zu Paris, stammen sämmtlich von einem Paare ab, welches der russische Kaiser dem österreichischen schenkte. Solch Geschenk ist ein wirklich kaiserliches; denn man darf den Wisent unbedingt als eines der seltensten Stücke, vielleicht als das seltenste d. h. werthvollste eines Thiergartens betrachten. Das Einfangen eines jungen Paares dieser Thiere verursacht unglaubliche Schwierigkeiten. Dimitri Dolmatow, Aufseher der kaiserlichen Wälder der Provinz Grodno, beschreibt einen derartigen Fang.

Der Kaiſer hatte der Königin Victoria ein Paar junge Wiſents verſprochen und gab den Befehl, einige Kälber einzufangen. Graf Kiſſelew, einer der Miniſter, überbrachte den bezüglichen Befehl in eigener Perſon. Dreihundert Treiber und achtzig Jäger wurden aufgeboten. Sie umſtellten in aller Stille eine ziemlich ſtarke Wiſentheerde und drangen gleichmäßig gegen ſie vor. In der Nähe eines Thales wurde man der Thiere anſichtig. Theils lagerten, theils weideten ſie. Die Kälber hüpften munter umher, warfen den Sand mit ihren Füßen auf, ſpielten unter ſich und kehrten von Zeit zu Zeit zu ihren Müttern zurück, um deren Liebkoſungen entgegen zu nehmen. Ein Stoß ins Horn endete urplötzlich dies Stillleben. Erſchreckt erhoben ſich alle Glieder der Heerde, ſchnaubten, lauſchten und äugten ſcharf nach der verdächtigen Gegend hin. Die Kälber ſchmiegten ſich ängſtlich an ihre Mütter. Hundegebell brachte ſchnell Ordnung in das Ganze; die Kälber wurden vorgeſchoben, ſo daß die Aelteren die Nachhut bildeten; dann wurde die Heerde flüchtig. Als ſie in die Nähe der Treiber gelangte, empfing ſie gellendes Geſchrei, blinde Schüſſe und anderer Lärm. Entſetzt prallten die Thiere zurück; dann aber eilten ſie plötzlich vorwärts und durchbrachen die Treiberlinie, ohne ſich viel um die Menſchen zu kümmern, welche ſich ihrerſeits ängſtlich hinter die Bäume drückten. Man fing zwei Kälber, ein etwa drei Monate altes und einen Jährling. Erſteres wurde bald gebändigt, letzteres warf acht Mann zu Boden und konnte erſt mit Hilfe tüchtiger Hunde bewältigt werden. In einem anderen Theile des Waldes fing man acht Kälber ein. Das eine, ein ſehr junges Thier, nahm ohne Weiteres die Pflege einer Hauskuh an, welche ſich dazu ebenfalls gern hergab und ſaugte bald recht munter; das zweitjüngſte ließ ſich am andern Tage auch bemuttern; die übrigen gingen nach einigen Tagen ans Futter, lernten namentlich bald Milch aus Eimern trinken. Nach einiger Zeit verlor ſich ihr wilder Blick und ihre Scheu. Sie zeigten ſich zu Spiel und Scherz geneigt, ließen ſich mit den Hauskälbern ein, kämpften mit ihnen und bewieſen ihnen eine großmüthige Freundlichkeit. Ueber die Leichtigkeit ihrer Bewegungen war Jedermann erſtaunt; ſie erinnerten durch ihre Sprünge weit mehr an Ziegen als an Rinder. Sogar der Jährling wurde nach und nach erträglich zahm, lernte ſeinen Wärter kennen und achten, zeigte ihm ſelbſt Zuneigung, ſah ihm entgegen und nach, wenn er kam und ging, ließ ſich berühren ꝛc. Anfänglich waren alle nicht ganz wohl, ſpäter

gewöhnten ſie ſich an die veränderte Lebensweiſe und gediehen vortrefflich bei gewöhnlichem Rinderfutter. Das für London beſtimmte Paar wurde im folgenden Jahre verſandt. — Wahrſcheinlich dankt auch Schönbrunn dieſem Fange ſeine Wiſentfamilie. Das eine Paar, welches dorthin kam, hat nun bereits eine Nachkommenſchaft von vierzehn Stück erzeugt, wovon elf noch am Leben, Dank der kaiſerlichen Freigebigkeit aber in anderen Thiergärten vertheilt ſind. So viel wir erfahren konnten, benehmen ſich die in der Gefangenſchaft geborenen Kälber ganz ähnlich, wie die friſch eingefangenen; mit zunehmendem Alter verliert ſich jedoch ihre Gemüthlichkeit vollſtändig und mit dem Mannbarwerden bricht ihre ganze urſprüngliche Wildheit durch. Die Enkel der Schönbrunner Wiſents ſind nicht im Geringſten ſanftmüthiger oder zahmer geworden, als ihre Großeltern es ſind; man hat ſeine liebe Noth mit ihnen.

Dieſe Gefangenen geben dem Beobachter Gelegenheit, ſich über die Kraft und insbeſondere über die Stärke des Schädels und der Hörner des Wiſent ein Urtheil zu bilden. Man umfriedigt den Raum vor dem Stalle, in welchem die Thiere gehalten werden, wohlweislich mit außerordentlich ſtarken Eichen- oder Eiſengittern. Holzſtämme von Fußdicke tief in die Erde eingegraben, noch beſonders geſtützt und verklammert, tragen Querbalken, Eiſenſtangen von einer Mächtigkeit, daß ſie ſelbſt den Anſtrengungen eines wüthenden Elephanten trotzen könnten. Gegen dieſe Einfriedigung nun haben wir den Wiſent mit ſolcher Kraft anrennen ſehen, daß die ganze Wand bis zu ihren Grundfeſten erbebte und Zweifel in ihre genügende Haltbarkeit hervorrief. Dem dicken Ochſenſchädel ſchienen derartige Stöße jedoch durchaus nicht zu beläſtigen.

Sehr anziehend iſt es, eine Mutterkuh mit ihrem Kalbe zu beobachten. Das kleine, wollige Ding ſteht ſo harmlos friedlich neben der bärtigen Alten mit den böſen Augen, daß man ſich unwillkührlich verſucht fühlt, ein wenig mit ihm zu ſpielen, es zu liebkoſen, zu ſtreicheln. Aber man unterläßt Dies, wenn man die Alte betrachtet. Sie verwendet kein Auge von dem ſich nahenden Menſchen, wird unruhig, ſobald ſie wahrnimmt, daß dieſer ſich innerlich mit ihrem Sprößling beſchäftigt, und ſtürmt, wenn ihr die Beſchauung zu lang wird, mit raſender Wuth heran. Dann iſt ſie wirklich furchtbar.

Ungeachtet ſolcher Stärke und ſolches Muthes beſchwert und gefährdet eine ziemliche Anzahl von Feinden den Wiſent. Von den Quälgeiſtern in

Mücken- und Fliegengeſtalt, gegen welche ſich bekanntermaßen kein Thier ſchützen kann, wollen wir nicht reden, ſondern nur von wirklich gefährlich werdenden Feinden. Als ſolche ſind außer dem Menſchen Bär, Wolf und Luchs anzuſehen. Der einzelne Wiſent pflegt vor den Wölfen die Flucht zu ergreifen, und dann wird Ingrimm des ſtarken Gegners Meiſter. Während dieſen einige Mitglieder der Meute von vorn beſchäftigen, nahen ſich andere von der Seite und von hinten, beißen ſich trotz alles Schüttelns und Stampfens in den Bauch und die Weichen ein, ängſtigen und martern den Stier und hetzen und quälen ihn nach und nach wirklich zu Tode. Junge Wiſents werden natürlich noch leichter bewältigt; von ihnen zerreißen die Wölfe in jedem Winter einige. Der Bär wird weniger und der Luchs nur ſehr jungen Kälbern gefährlich.

Auch vor dem Menſchen flüchtet der Wiſent regelmäßig; wenigſtens greift er, ungereizt, ſelten Jemand an. Seine ſehr feinen Sinne, unter denen der Geruch obenanzuſtehen ſcheint, verrathen dem Thiere immer rechtzeitig das Nahen eines Menſchen und bewegen es dann zum Rückzuge. Nur wenn man unter dem Winde an eine Wiſentheerde ſchleicht, gelingt es zuweilen, bis auf etwa hundert Schritte heranzukommen; mit dem Winde ſpüren oder vernehmen die Wiſents mindeſtens bis auf fünfhundert Schritt Entfernung hin.

Alte, ſelbſtbewußte Stiere legen zuweilen die angeborene Scheu gänzlich ab, weichen dem Menſchen nicht aus und dulden keine Neckereien, ſondern greifen, wenn ſie irgendwie geärgert werden, ohne Beſinnen an. Grelle Farben ſind ihnen, wie den meiſten übrigen Stieren ein Gräuel; auffallend gekleidete Menſchen haben ſich alſo vorzuſehn, auch wenn ſie ſich dem Wiſent gegenüber ganz ruhig verhalten. Einzelne alte Stiere aus dem Bialowieſer Walde zeigten ihre beſonderen Launen und Gelüſte. Einer z. B., welcher in der Nähe der Hauptſtraße von Brzeſc nach Grodno ſeinen Stand hatte, bildete ſich nach und nach zum Wegelagerer heran. Wenn im Winter ein mit Heu beladener Schlitten durch den Wald fuhr, ſtellte er ſich, eingeladen durch den angenehmen Heuduft, regelmäßig mitten auf die Straße und ging nicht eher ſeines Weges, als bis er geforderten Zoll erhoben hatte. Er forderte mit Ungeſtüm und ließ ſich nicht abweiſen. Wies man ihm die Peitſche, ſo wies er dagegen ſeine Hörner und hob den Schwanz bedenklich. Einmal hat er auch wirklich Reiſende, welche mit ihm ſich nicht zu verſtändigen

wußten, mitſammt ihrem Schlitten in den Graben am Wege geworfen und die Pferde ſo verjagt, daß ſie kaum wieder eingefangen werden konnten.

Im Uebrigen kommt der gewöhnliche Menſch mit dem Wiſent nicht mehr in Streit. Die Zeiten ſind unwiederbringlich vorüber, in denen jeder muthige Mann zur Jagd oder zum Kampfe mit ſolch edlem Wilde hinausziehen konnte in den Wald.

2. Das Elch oder Elen, Alces palmatus Klein,

(Alces antiquorum Roullier, A. jubatus Fitzinger, Cervus Alces Linné).

Wir nähern uns mehr und mehr unſerem eigentlichen Gebiet. Indem wir das letzte der in den Nibelungen genannten Jagdthiere behandeln, ſind wir bereits in diejenigen Wälder eingetreten, in denen der deutſche Forſtmann ſchafft und gebietet. Vom hohen deutſchen Bunde wird freilich der uns zunächſt liegende Standort des Elchwildes nicht mehr zu Deutſchland gerechnet; dieſe achtungswerthe Behörde war aber ja niemals maßgebend und iſt es für uns am wenigſten. Wir wären vollſtändig berechtigt geweſen, dem Elen ſeine Stelle unter den eigentlichen deutſchen Waldthieren anzuweiſen, haben es aber vorgezogen, es unter den Grenzthieren des deutſchen Waldes aufzunehmen — ſchon um den altberühmten Vierbund nicht zu trennen.

Unter den lebenden Hirſchen nimmt das Elch die Stelle ſeines verſchollenen Verwandten, des „grimmen Schelchs“ ein: es iſt gegenwärtig der Rieſe ſeiner Familie. Aber auch außerdem hat es eine größere Bedeutung als andere Hirſche: es weicht von dem allgemeinen Gepräge der Familie durch beſondere Eigenthümlichkeiten mehr ab, als irgend eine andere Hirſchart, den aus ähnlichen Gründen auffallenden Muntjak (Prox Muntjac) von Java und Sumatra nicht ausgenommen. Mehr als im Uebrigen erſcheint es daher hier gerechtfertigt, ihm dadurch, daß man es zum Vertreter einer eigenen Sippe (Gattung) erhebt, eine beſondere Stellung innerhalb der Hirſchfamilie anzuweiſen. In dieſer Sippe ſteht es ſehr vereinzelt da; nur das amerikaniſche Elch oder Orignal (Alces americanus) mit dem es ungefähr ebenſo nah verwandt iſt, wie der Wiſent mit dem Biſon, kann ihm angereiht werden. Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß in der Vorzeit noch andere, d. h. von dem jetztlebenden beſtimmt verſchiedene Elcharten lebten, und man hat auch wirklich verſteinerte Schädel gefunden, welche ſich von

denen der jetztlebenden Art nicht unwesentlich und zwar vorzugsweise durch die gewaltigen Schaufeln der Geweihe unterschieden.

Das Elch ist ein in jeder Beziehung merkwürdiges Thier. Es verlangt eine nicht unbedeutende naturwissenschaftliche Bildung, in ihm einen Hirsch zu erkennen. Daß ein gegenwärtig im Hamburger Thiergarten lebendes, sehr stattliches Elchthier von Laien regelmäßig als alles andere, nur nicht als Hirsch angesehen wird, können wir versichern. Und in der That: die Aehnlichkeit mit demjenigen Hirsche, welcher uns zunächst bei einer Vergleichung in den Sinn kommt, ist geringer, als die sich zwischen beiden kundgebende Verschiedenheit.

Ein vollkommen ausgewachsener Elchhirsch erreicht eine Länge von neun Fuß, wovon auf den Schwanzstummel kaum drei Zoll, aber reichlich zwei Fuß auf den Kopf kommen. Die Höhe am Widerrist beträgt bei einem so großen Hirsch sechs Fuß, am Kreuz etwa vier Zoll weniger. Der Leib ist stark abschüssig, hoch, in den Flanken eingefallen; der Kopf unverhältnißmäßig lang, daher unschön, die Läufe stark und außergewöhnlich hoch. Am Kopfe fällt zunächst die Oberlippe auf. Sie überragt die Unterlippe um ein bedeutendes und ist namentlich seitlich an den Nasenlöchern weit vorgeschoben. Ein länglich viereckiges, schlaffes Leder, welches man einmal zusammenbiegt aber am Bruch nicht zusammendrückt, sondern erst etwas dahinter zusammenpreßt, giebt das beste Bild dieser Lippe und Nase. Die hart an der Umbiegung des Lederstücks seitlich entstehenden klaffenden Spalten würden den Nasenlöchern zu vergleichen sein. In der That ist die Lippe ebenso schlaff, als weiches Leder; bei jeder Bewegung des Thieres schwabbt sie auf und nieder. Ziemlich weit hinter den ganz vorn an dem abgestutzten Lippenrande liegenden Nasenlöchern, treten zwei rundliche Höcker hervor; sie werden durch den Oberkiefer bedingt, welcher hier erst sich rundet. Unmittelbar über der eigentlichen Lippe, unter und zwischen den sackartigen Nasenflügeln steht ein regelmäßig herzförmiger nackter Fleck, außer den schmalen Lippenrändern selbst und der Unterseite der Blume der einzig unbehaarte am ganzen Leibe. Im Uebrigen ist der Kopf fast walzig, der Schädel verhältnißmäßig sehr wenig erweitert. Die kleinen Lichter, deren dunkelbrauner Stern durch das trübe Weiße kaum gehoben wird und das lange Gehör, welches Eselsohren mehr gleicht als dem Gehör des Hirsches, trägt neben dem absonderlichen Bau des Geäses auch mit bei, den Kopf des

ſ
t

ei
w
T
Th
Gr

pre
nnt
orte

ihm
wiſſe
ſteht
Eſche
Haide
in der
Getre
Es ſch
fangen
ſeinem
ſtehend
Stämm
D
ſammen

Digitized by Google

ſondern. Es iſt nur da ein eigentliches Nachtthier, wo es verfolgt und geſtört wird, in einſamen Wäldern dagegen Tag und Nacht thätig. Seine Bewegungen ſind ſchwerfällig; wirklich flüchtig wird es ſelten. Der Gang iſt ein ruhiger Schritt, der Lauf ein Trollen, welches von weit hörbarem Geräuſch, dem „Schellen", begleitet wird, hervorgebracht durch Zuſammenſchlagen der Schalen und Oberrücken. Beim Gehen auf feuchtem Grunde breitet das Elch ſeinen Fuß weit aus, wie das Ren, wenn es auf lockerem Schnee läuft, um größeren Grundraum zu gewinnen, im ſchlottrigen Sumpfe ſoll es ſich niederlegen und durch ruderähnliches Eingreifen der Läufe in den Schlamm ſeinen Leib in eine gleitende Bewegung verſetzen können. In tiefem Waſſer ſchwimmt es vortrefflich.

Seine höheren Sinne ſind ſcharf. Es äugt und vernimmt vorzüglich, windet aber nur auf geringe Strecken hin. Die geiſtigen Fähigkeiten ſind gering. Es iſt träge, gleichgiltig, dumm, zwar ſcheu, aber nicht vorſichtig, ſondern eher dummdreiſt, tölpelhaft, vergeßlich; zudem iſt es boshaft und unter Umſtänden blindwüthend, wie ein Rind. Unter ſich lebt es in trägem Frieden, ſo lange nicht die Brunſt in's Spiel kommt. Dieſe beginnt Ende Auguſt und währt bis zu Ende September. Sie erregt das Elch auf's Aeußerſte, wird die Urſache zu langen und heftigen Kämpfen unter den Hirſchen und macht ſie ſelbſt dem Menſchen, auch dem ruhig ſeines Weges ziehenden, furchtbar. Um dieſe Zeit vernimmt man auch das plärrende Gorgel des ſonſt ſtets ſchweigſamen Wildes. Die Liebe macht den Elchhirſch halb toll, treibt ihn wie einen wüthigen Hund in ihm eigentlich fremde Gegenden und bringt ihn ſehr vom Leibe.

Das Thier geht etwa vierzig Wochen hochbeſchlagen und ſetzt das erſte Mal ein Kalb, ſpäter deren zwei, welche wenig Stunden nach ihrer Geburt bewegungsfähig ſind, ihre Mutter aber bis zur nächſten Brunſtzeit beſäugen und von ihr mit großer Liebe behandelt und höchſt muthvoll gegen jedweden Feind vertheidigt werden. Das Hirſchkalb wird im zweiten Jahre zum Spießer, im vierten zum geringen Hirſch, im fünften zum geringen Schaufler, im ſechſten zum guten, in ſpäteren Jahren zum Haupt- oder Kapitalſchaufler.

Jung eingefangene Elen ſind ſchwer aufzubringen; ſie ſterben, aller Pflege ungeachtet, an einem „zu dünnen Leibe", d. h. an allgemeiner Abmagerung. Ganz zahm wird das gefangene Elch nicht; ſelbſt das Thier hat

ſeine Mucken. Es gewöhnt ſich an einen beſtimmten Pfleger, kommt auf deſſen Ruf herbei, läßt ſich von ihm berühren, ſtreicheln, putzen, in den Stall ziehen ꝛc. — aber nur ſo lange, als es ihm behagt. Plötzlich einmal wird es ſtörriſch, legt wie der ſtutzige Eſel oder das gereizte Lama das Gehör nach hinten, ſchielt mit den Lichtern um ſich herum und ſchlägt dann plötzlich mit dem einen Vorderlaufe nach dem Gegenſtande ſeines Zornes. Dieſes Schlagen iſt um ſo gefährlicher, als das Elch ſehr hoch reicht und daher den Kopf des Menſchen treffen kann; wir ſahen ſelbſt ein Elchthier am Kopfe ſeines Wärters vorbeiſchlagen, daß dieſem die Ohren klangen. Gegen andere Hirſche zeigt es ſich unfreundlich und neidiſch; die größeren Arten, welche man mit ihm zuſammenbringt, ſchlägt es auch, und die kleineren duldet es erſt dann ohne feindliche Verſuche zu machen um ſich, wenn es ſich von der Nutzloſigkeit derſelben, ſo flinken Geſchöpfen gegenüber, überzeugt hat. Das Gehege eines gefangenen Elchs muß ſehr hoch ſein; über ſechs Fuß hohe Gitter ſetzt es ohne irgend welchen Anlauf: ungefähr mit derſelben Leichtigkeit, mit welcher wir über eine anderthalb Fuß hohe Einfriedigung wegſchreiten. Man gewöhnt das gefangene Elch an die gewöhnliche Koſt, welche eingepferchten Hirſchen gereicht wird: an Getreide aller Art, Kleie, Möhren, Rüben, Grünfutter ꝛc. Brod wird ihm bald zu einem höchſt erwünſchten Leckerbiſſen; junge Baumſchößlinge zieht es jedoch auch in der Gefangenſchaft jeder anderen Nahrung vor.

In Schweden hat man wirklich verſucht, das Elch wie das Ren zum Hausthiere zu machen. Man hatte es, wie berichtet wird, ſo weit gebracht, daß es zum Ziehen eines leichten Schlittens benutzt werden konnte. Die ſonderbaren Zugthiere ſollen in einem Tage ihre zwanzig bis fünfundzwanzig Meilen zurückgelegt haben, während man mit einem guten Ren kaum die Hälfte einer ſolchen Strecke zu durchreiſen vermag. Solche Benutzung des Elch wurde jedoch von Polizeiwegen verboten, weil — man fürchtete, Verbrechern in ſo ſchnellen Thieren ein Mittel zum Entkommen zu belaſſen!

Die Jagd des Elch iſt weniger anziehend, als die unſeres Edelwildes und nebenbei nicht ohne Gefahr. Der zünftige Waidmann ärgert ſich über die geringe Vorſicht dieſes Wildes, welches ihm geſtattet, ohne ſonderliche Mühe ſich zu nähern, und noch mehr wenn er ſieht, daß ein von ſchlechten Schützen gefehltes Elch nach dem Schuſſe nur ein kleines Stück forttrollt und dann nicht nur ſtutzt, ſondern unter Umſtänden ſogar ſtehen bleibt.

Erſt wenn der Schütze ein Elch verwundete, wird die Jagd wirklich anziehend; denn dann gilt es, um das eigene Leben zu kämpfen. Das verwundete Elch nimmt ohne Beſinnen Hunde und Menſchen an und weiß ſeine ſchweren, mit den ſcharfen Schalen gut genug bewehrten Läufe und ſein Geweih in vorſichtgebietender Weiſe zu gebrauchen. — In alten Zeiten wurden viele Elenthiere in Gruben gefangen. Da ſoll es zuweilen vorgekommen ſein, daß zugleich ein Wolf in dieſelbe Falle ging, vielleicht um des Elchs ſich zu bemächtigen. Ihn fand man regelmäßig todt geſchlagen und das Elch als Sieger.

Ungeachtet ſolch anerkennenswerther Vertheidigung der eigenen Haut, müſſen wir Wolf, Bär und Luchs als die nächſt dem Menſchen gefährlichſten Feinde des Elchwildes anſehen. Erſterer wird dem Thiere durch ſeine Menge, der Bär durch ſeine Stärke gefährlich; der Luchs bedroht junge Kälber.

Man nutzt Wildpret, Leder, Geweih und Schale des Elchthiers und that dies in früheren Zeiten in größerem Umfange als jetzt. Der Aber- und Märchenglaube ſpukte, wie bekannt, in der alten guten Zeit noch in weit mehr Köpfen als gegenwärtig. Was den heutigen Preußen Johann Hoff in Berlin iſt, war deren Vorfahren das Elch: — ein Geſundheitsverleiher auf jeden Fall. Zumal die Schalen des Thieres wurden in manchfacher Weiſe als Arzneimittel benutzt und damit Erfolge erzielt, welche den Neid unſerer Wunderärzte erregen würden.

Es geht immer ſo. Das Auffallende fordert nicht blos die Weiſen zur Beachtung auf, ſondern auch die Thoren heraus. Den alten Preußen erſchien das Elch als Gott, den übrigen Völkern als ein Wunderthier. „Im hercyniſchen Walde“, ſagt Julius Cäſar, „giebt es Alces, den Ziegen ähnliche aber größere und hörnerloſe Thiere, welche ſich nicht legen können, wenn ſie ruhen wollen und nicht aufzuſtehen vermögen, wenn ſie umgefallen ſind. Ihre Beine haben nämlich keine Gelenke. Um zu ſchlafen, lehnen ſie ſich an die Bäume; daher graben die Jäger dieſe halb aus oder hauen ſie ſo weit durch, daß ſie umfallen müſſen, wenn die Elche an ſie ſich lehnen.“ Spätere Beſchreiber geſtatten den Elchläufen Gelenke, verläumden aber dafür das Thier auf andere Weiſe. „In Pommern“, ſagt Kantzow 1530 „hats auch groſſe Heiden, daſelbſt flegt man elende. Das thier hat von ſeiner vnmacht den Namen bekhomen; es hat wohl Hörner, aber es weiß ſich nicht zu behelffen, ſondern es verbirgt ſich in die vnwegſamſten Sümpfe im walde.

Sobald die Hunde zu im khemen, iſt's gefangen. Etzliche haben gemeint, es habe keine Gelenke, aber das iſt falſch". Der Glaube an die wunderbare Heilkraft gewiſſer Leibestheile des Elen erhielt ſich bis in das vorige Jahrhundert, hat ſich vielleicht hier und da in Deutſchland noch erhalten. Das Horn der Schalen wurde für wunderthätiger gehalten, als ſelbſt die Hausapotheke eines Arthur Lutze, das Horn der Schaufeln mußte heilſam ſein für Alles und Jedes. Ein erlegtes Elch gab deshalb einen guten Gewinn.

Gegenwärtig iſt dies nicht mehr der Fall. Der Geſammtnutzen, welchen das erlegte Elch gewähren kann, wird von dem Schaden, den es im Walde anrichtet, zehnfach überboten. Das Elch gehört in den Urwald, nicht in den Forſt.

Raub- und Jagdthiere.

Digitized by Google

Fünfter Abſchnitt.

Das Raubzeug.

Es iſt ein Gewinn jeder Forſchung, daß ſie den Menſchen befreundet mit dem Gegenſtande, welchem ſie gilt. Dieſer entſtehende Freundſchaftsbund iſt die nothwendige Folge des Gerechtigkeitsgefühls, welches jedem wahren Naturforſcher innewohnt oder in ihm nach und nach ſich herausbilden muß. Sorgfältige Beobachtung hat Erkenntniß im Gefolge, und Erkenntniß der Natur und ihrer Erzeugniſſe führt unbedingt zur gerechten Würdigung. So iſt es erklärlich, daß der Forſcher in jedem Geſchöpf einen nicht blos beachtenswerthen, ſondern ſogar anziehenden Gegenſtand ſieht, werth ſeiner Theilnahme und in den meiſten Fällen — ſeiner Liebe. Dieſe Liebe würde keine Ausnahme erleiden, wenn es der Naturforſcher vermöchte, alle menſchliche Einſeitigkeit gänzlich von ſich abzuſtreifen und ohne jedes vorgefaßte Urtheil ſeine Arbeiten zu beginnen. Er würde dann — und der beſonders begabte thut es wirklich, — ſelbſt in denjenigen Geſchöpfen, welche man oft „dämoniſche“ nennt, in den Giftſchlangen z. B., Thiere erkennen, welche genau dieſelbe Theilnahme — wir wollen es vermeiden, das Wort „Liebe“ anzuwenden — verdienen, wie die von aller Welt geliebte Nachtigall.

Dieſe Worte wollen oder ſollen die Ueberſchrift vorliegenden Abſchnitts erklären. Das Wort „Raubzeug“ iſt im Walde ſelbſt entſtanden und iſt noch gegenwärtig im Munde ſeiner wahrſten Freunde und ſeiner Pfleger und Beſchützer ein waidmänniſcher Kunſtausdruck. Wir aber ſind ebenſo weit entfernt als ſie, durch dieſen an eine gewiſſe Mißachtung erinnernden Ausdruck eine ſolche wirklich unterſtützen oder gar bezwecken zu wollen. Nicht umſonſt ſtellen wir das Raubzeug unter allen Waldesthieren oben an:

wir ſehen in ihm eine im höchſten Grade anziehende, unſerer vollſten Theilnahme würdige Geſellſchaft, welche wir ſo lieb gewinnen, daß wir ihr es gern verzeihen, wenn ſie unſeren gerechten Zorn und unter Umſtänden unſere Abwehr hervorruft.

Die Raubſäugethiere des deutſchen, wie des europäiſchen Waldes gehören ſämmtlich einer und derſelben Ordnung an, falls man nicht den Begriff auch auf die raubenden Flatterthiere anwenden will. Wir heben dies aus dem Grunde hervor, weil in Auſtralien und auf den ihm benachbarten Inſeln, wie in Amerika eine zweite Ordnung verbreitet iſt, jene der Beutelthiere nämlich, von denen mehrere echte Räuber ſind.

Sämmtliche Raubthiere ſtimmen unter ſich in allem Weſentlichen überein, ſo groß auch der Geſtaltenreichthum innerhalb der Ordnung ſein mag und die ſyſtematiſche Verſchiedenheit dieſer Geſtalten zu ſein ſcheint. Ihr Leib iſt einhellig gebaut und alle Glieder ſtehen in einem richtigen Verhältniſſe zu ihm. Der Kopf iſt verhältnißmäßig groß und der Schädel überwiegt immer den Schnauzentheil. Die Beine ſind mittellang, bei den Zehengängern am längſten, bei den Sohlengängern am kürzeſten. Fünf Zehen am Vorderfuße ſind die gewöhnliche Zahl; der Hinterfuß zeigt bald deren vier, bald fünf. Schärfe der höchſtſtehenden Sinneswerkzeuge iſt auch äußerlich angedeutet: Augen und Ohren ſind immer ziemlich groß, die Naſe iſt an ihrer Spitze nackt und wie die Ohren und Augen ſehr beweglich. Höchſt übereinſtimmend iſt das Gebiß. Es beſteht regelmäßig aus ſechs Vorderzähnen in jedem Kiefer, einem ſtark hervortretenden Eckzahn, ſo wie Lücken-, Reiß- oder Fleiſchzähnen und Höckerzähnen. Die Zähne beider Kiefer berühren ſich nicht geradflächig, ſondern paſſen mit ihren Spitzen und Zacken in entſprechende Ausbuchtungen und Vertiefungen der anderen Zahnreihe hinein. Hierdurch erlangt das Gebiß einen großen Zuſammenhalt und dadurch eine ganz beſondere Fähigkeit, das mit ihm Erfaßte feſtzuhalten und zu zerſchneiden, verliert dagegen in einer Hinſicht: es iſt nicht mehr geeignet die Speiſe zu zermahlen. Dieſe letztere Unfähigkeit iſt der Grund, weshalb ein trockenes Brod kauender Hund ſo wunderbare Grimaſſen ſchneidet, als ſei es ſehr ſchwer, das Brod zu zerkleinern. Es iſt in gewiſſem Sinne auch ſo. Die bei den fleiſchfreſſenden Säugethieren weniger nothwendige und daher weniger entwickelte Einſpeichelung des Biſſens reicht nicht aus zur Einſpeichelung des Brodes, welches aber ohne dieſe ſeiner Trockenheit

wegen ſchwer zu verſchlucken iſt. Zu dieſer Bewaffnung des Maules kommt, jedoch nicht in ſo durchgreifender Ausdehnung, eine zweite, die der Füße hinzu. Sie ſind mit mehr oder weniger ſcharfen, zum Theil ſogar zurückziehbaren und dann ſichelhakigen Krallen bewehrt, welche zum Ergreifen und Feſthalten, auch ſelbſt zum Zerreißen der Beute dienen. Alle übrigen Eigenthümlichkeiten der Raubſäugethiere ſind den erwähnten Begabungen derſelben gegenüber als nebenſächliche anzuſehen. Ob der Schwanz lang oder kurz, das Fell fein oder rauh oder ſtachelich iſt, bleibt ſich ziemlich gleich: die Schärfe der Sinne und der Waffen machen die Raubthiere zu Dem, was ſie ſind.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß die Lebensweiſe der Raubthiere mit ihren leiblichen Eigenthümlichkeiten im vollſtändigen Einklange ſteht. Die feinſinnigſten, beſtbewaffneten und gewandteſten Räuber ſind erklärlicher Weiſe auch die furchtbarſten. Schon wenn man die verſchiedenen Gebiſſe und die Lebensweiſe vergleichend betrachtet, gelangt man zu beachtenswerthen Ergebniſſen. „Je mehr der Reißzahn im Gebiß vorherrſcht“, ſagt Blaſius, „je weniger Lückenzähne und Höckerzähne vorhanden, und je kleiner und unbedeutender dieſe im Verhältniß zum Reißzahne ſind, deſto mehr ſind die Raubthiere reißende, ausſchließlich auf warmblütige Thiere angewieſene Fleiſchfreſſer. Je mehr aber die Lückenzähne und beſonders die Höckerzähne an Zahl und Maſſe vorherrſchen, deſto mehr ſind die Raubthiere geneigt, ſich auch von anderen Thieren, von Lurchen und Fiſchen, Schnecken, Kerbthieren, oder aus dem Pflanzenreiche von Früchten und Wurzeln zu nähren. Eine Syſtematik, welche ausſchließlich vom Gebiß ausgeht und beſonders die Zahl und Beſchaffenheit der Höckerzähne beachtet, muß auf natürliche Beziehungen kommen“.

„Mit der eigenthümlichen Bildung der Vorderzähne ſteht eine Verſchiedenheit der Fußbildung im Einklange, welche wiederum mit auffallenden Abweichungen in Bewegung und Lebensweiſe verbunden iſt. Man hat wohl die Raubthiere in Zehengänger und Sohlengänger geſchieden, und es iſt nicht zu leugnen, daß durch dieſe Sonderung natürliche Beziehungen ausgeſprochen ſind, daß alle Raubthiere, welche nur mit den Zehenſpitzen den Boden berühren, einer leichten, manchfaltigen und ſchnellen Bewegung fähig ſind, während die, welche mit der ganzen Fußſohle auftreten, ſich nur ſchwerfällig und weit langſamer bewegen können. Es giebt aber in Art

dieſes Auftretens und in der damit verbundenen Nacktheit oder Behaarung der Fußſohle, von dem nackten Zehenballen abgeſehen, ſo manchfaltige Abänderungen und Annäherungen, daß eine ſolche Trennung für die Unterſcheidung mißlich werden könnte, wenn den natürlichen Beziehungen derſelben nicht ſcharfe Eigenthümlichkeiten im Gebiß entſprächen".

„Bei allen Raubthieren, welche nur mit den Zehenſpitzen auftreten, ſtehen die Vorderzähne des Unterkiefers, ſowohl an der Schneide als an der Baſis in ungefähr gleicher Reihe; bei allen dagegen, die mit der Sohle auftreten, ſpringt der zweite untere Vorderzahn an der Baſis zurück, während die Schneiden wieder mehr in gleicher Reihe ſtehen. Es iſt jedoch dabei zu bemerken, daß eine Neigung zu ſolchem Zurücktreten des zweiten unteren Zahns ziemlich bei allen Raubthieren vorhanden iſt, bei den Zehengängern aber die geringe Abweichung an der Baſis vom Zahnfleiſch verdeckt wird, während ſie bei den Sohlengängern auch im Zahnfleiſch ſchon deutlich und ſcharf hervortritt. Auch in der Zahl der Zehen unterſcheiden ſich beide Gruppen, indem alle einheimiſchen Zehengänger an den Vorderfüßen fünf, an den Hinterfüßen vier, die Sohlengänger dagegen an allen Füßen fünf Zehen haben".

Wir haben jetzt noch nicht nöthig, auf andere Eigenthümlichkeiten des Säugethierleibes und ähnliche durchgreifende Unterſchiede im Leibesbaue der verſchiedenen Sippen unſerer Ordnung einzugehen; denn wir werden auch ohne jedwede weitere Zergliederung der Raubthiere die Wahrheit des Goethe'ſchen Wortes erkennen: „Es beſtimmt die Geſtalt die Lebensweiſe des Thieres".

Wahrſcheinlich iſt es für unſeren Zweck am angemeſſenſten, wenn wir die allgemeinen Grundzüge des Lebens und Treibens, der Sitten und Gewohnheiten der Raubthiere hier ſo kurz als möglich behandeln und uns Ausführlicheres bis zur Einzelbetrachtung der Thiere ſelbſt aufſparen. So möge zunächſt Folgendes bemerkt ſein.

Die Raubthiere leben überall. Wir dürfen ſie zwar hauptſächlich im Walde ſuchen, würden uns jedoch eines Irrthums ſchuldig machen, wenn wir den Wald als ihre ausſchließliche Heimath anſehen wollten. Nicht einmal der Edelmarder und die Waldſpitzmaus werden einzig und allein im Walde gefunden.

Ebenſowenig wie ihr Aufenthalt, läßt ſich die Zeit ihres Wachſeins und Handelns im Allgemeinen beſtimmen: ſie ſind vielmehr ebenſogut am Tage als in der Nacht rege und thätig.

Die meiſten leben während des größeren Jahresabſchnitts einzeln und vereinigen ſich nur zu gewiſſen Zeiten. Es wird von vielen Naturforſchern geglaubt und behauptet, daß die Raubſäugethiere in ſtrenger Ehe, bezüglich in Einweibigkeit leben: dieſe Behauptung iſt jedoch nur theilweiſe richtig. Wirklich geſchloſſene Ehen kommen in der Klaſſe der Säugethiere ſehr ſelten vor, unter den Raubthieren nur dann, wenn in einer beſtimmten Gegend die Geſchlechter gleich vertheilt ſind. Das männliche Raubſäugethier begeht ohne Bedenken, nach menſchlich-geſitteten Begriffen natürlich, Untreue an der gewählten und ſonſt ſehr geliebten Gattin und dieſe erkennt faſt ohne Gegenwehr das Recht des ſtärkeren Männchens an. Doch iſt es nicht zu leugnen, daß gepaarte Raubſäugethiere oft lange Zeit ſehr innig zuſammenhalten. Mit anderen Gleichgeſchlechtlichen ihrer Art vereinigen ſich wenige Raubſäugethiere auf längere Zeit. Der gemeinſame Vortheil oder die allgemeine Noth und die Mutterliebe endlich werden die Urſache ſolcher Vereinigungen: ſie löſen ſich, ſobald die Umſtände ſich geändert haben. Gewöhnlich wohnt und lebt, jagt und handelt das Raubthier für ſich allein.

Im Einklange mit ſeiner allgemeinen Vielſeitigkeit findet das Raubſäugethier allerorten paſſende Wohnſtätten oder was beinah Daſſelbe ſagen will, Schlupfwinkel, in denen es ſich während der Zeit ſeiner Ruhe verbirgt. Es macht auch hierin gern von dem Recht des Stärkeren Gebrauch, indem es die eigentlichen Gründer der Behauſung vertreibt und ſich in ihr einrichtet. Wenige und zwar ausſchließlich die ihren Namen am unvollkommenſten verdienenden Arten nehmen ſich die Mühe, ſelbſteigen am Bau der Wohnung zu arbeiten. Dieſe kann ſehr verſchieden ſein: eine Höhle in der Erde, eine Kluft im Geſtein, ein Krähen- oder Eichhornneſt, ein dichter Buſch, eine dicht mit Heide oder anderem niederen Geſträuch beſtandene Stelle im Walde ꝛc. So viel als möglich wird der Aufenthaltsort dem Fell angepaßt: kein Raubthier der Erde liebt es geſehen zu werden. Der braune Marder drückt ſich auf dem Aſt der Föhre nieder als wäre er mit dieſem verwachſen, der Fuchs verſteht es meiſterhaft ſein allſeitig ſich anſchmiegendes Kleid durch die möglichſt ähnlich gefärbte Umgebung aufnehmen, verwiſchen, verſchwinden zu laſſen; der Luchs oder die Wildkatze wählen zu ihrem Anſtande ſicher

einen alten mit Flechten bedeckten Baum; nicht einmal der Bär trabt rücksichtslos über eine Blöße dahin, und bei Tage verbirgt er sich ebenso sorgsam, wie die übrigen.

Thiere fast aller Klassen und Früchte oder überhaupt Pflanzenstoffe bilden die Nahrung der Raubthiere. Wenige nähren sich ausschließlich von anderen Thieren, und alle können an pflanzliche Nahrung gewöhnt werden, obgleich solche für einzelne immer eine unnatürliche Speise bleibt. Luchs und Wildkatze rühren im Freileben Pflanzenstoffe nicht an.

Unsere Thiere sind um so vollkommenere Räuber, je größer ihre Bewegungsfähigkeit ist. Man nennt Bär und Dachs oft harmlos, will aber damit nichts Anderes sagen, als daß sie das Räuberhandwerk weniger als andere verstehen: — einfach deshalb, weil ihnen deren Gewandtheit mangelt. Man prüfe nur, wie gutmüthig der Bär ist, wenn er ein Wildpret glücklich zwischen seinen schweren Tatzen hält, und man wird sich gewiß eines Richtigeren überzeugen. Alle Raubthiere verdienen ihren Namen: sie sind geborene Räuber. Aber der Hunger thut weh, die Jagd ist beschwerlich, und so können Früchte unter Umständen recht wohl als ganz vortreffliche Speise betrachtet werden!

Die weiblichen Raubsäugethiere werfen in den ersten Monaten des Jahres zwei bis zwölf Junge und ziehen diese ohne, seltner mit Hilfe ihres Gatten an einem möglichst versteckten Orte groß, vertheidigen sie mit Heldenmuth, unterrichten sie sorgfältig in ihrem Gewerbe und überlassen sie, sobald sich der Paarungstrieb bei ihnen wieder regt, ihrem Schicksale. Bei einigen Arten tritt der Vater als Feind der Familie gegenüber: er frißt, wie Saturn, die eigenen Kinder auf.

Daß der Schaden, welchen die Raubthiere dem Menschen zufügen, größer ist als der Nutzen, welchen sie ihm schaffen, beweist der Vertilgungskrieg, welchen der Gewaltherrscher des Erdenrunds mit dem Tage begann, der ihm die erste rohe Waffe in die Hand gab und welchen er heute noch fortführt. Aber leider hat er diesen Vernichtungskampf von jeher übertrieben und thut Dies noch. Auch hier müssen die „Gerechten" mit den „Ungerechten" leiden: die vorwaltend nützlichen Raubthiere theilen das Geschick der überwiegend schädlichen. Heutigen Tages noch grollt der Ungebildete dem Wiesel, weil es ab und zu einmal ein Hühnerei stiehlt, ohne daran zu denken

und ohne ihm dafür zu danken, daß es für jedes einzelne Hühnerei wohlgezählt hundert Mäuſe vertilgt.

Wir wollen uns beſtreben, den Nutzen und Schaden, welchen die Raubthiere uns, den ſelbſtſüchtigſten aller Thiere, bereiten, gerecht gegeneinander abzuwägen: es wird daraus hervorgehen, daß wir der größeren Mehrzahl des Raubzeugs mehr ſchulden als wir glauben.

Unter dem Raubzeug ſtellen wir, wie billig die edelſte Sippſchaft, die Katzen, oben an. Sie ſind es, welche am vollſtändigſten das Gepräge der Räuber an ſich tragen. Eben deshalb werden ſie uns am ſchädlichſten und — verhaßteſten.

Es iſt eine bemerkenswerthe Thatſache, daß auch hier das Sprichwort gilt: „Der Haß macht blind“. Die Zahl der wirklichen Katzenfreunde iſt ſehr gering, weil äußerſt wenige Menſchen es verſtehen, andere Weſen vorurtheilsfrei zu betrachten. Man dichtet den Katzen allerlei üble Eigenſchaften an; man beurtheilt ſie nach menſchlichen Anſichten; man verkennt in dieſer Blindheit die prächtigen Thiere ganz und gar.

Der Naturforſcher denkt anders, eben weil er Forſcher iſt, d. h. ſich beſtreben muß, ohne vorgefaßte Meinung zu prüfen, zu lernen. In ſeinem Auge werden die Katzen zu weſentlich anderen Geſchöpfen, als ſie es nach der Meinung der großen Menge ſein ſollen. Er erkennt ihre hohen Begabungen einfach an und gewährt ihnen deshalb ohne Widerſtreben die Vorrechte, welche ſie verdienen.

Die Katzen dürfen ohne Bedenken die vollkommenſten Thiere in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, d. h. mit Ausnahme des Menſchen genannt werden. Ihr Leib iſt ebenſo regelmäßig und einhellig, als zierlich und anmuthig gebaut, ihre Bewaffnung iſt vortrefflich, ihr Haarkleid anſprechend gefärbt, ihre Sinne ſtehen auf ſehr hoher Stufe und ihre geiſtigen Fähigkeiten werden nur von Denen unterſchätzt, welche ſie nicht kennen.

Wir können uns kurz faſſen bei der allgemeinen Beſchreibung der Katzenfamilie; denn unſere Hauskatze, die ſo vielfach verkannte, unentbehrliche Dienerin unſeres geordneten Hausweſens, bietet ſich ja Jedermann zu ſelbſteigener Betrachtung und Beobachtung dar. Die Hauskatze darf als Bild der geſammten Familie angeſehen werden; denn ſämmtliche Katzen gleichen

ſich in allen weſentlichen Merkmalen. Auch hierin ſpricht ſich ihre hohe Stellung aus.

Die Kennzeichen der Katzen ſind, kurz zuſammengefaßt: ein kräftiger ebenmäßig gebauter Leib mit rundlichem Kopfe, ſtarkem Halſe, ſtämmigen Beinen und kurzen Füßen, welche vorn fünf-, hinten vierzehig ſind, ein weiches glattes Fell, deſſen Färbung ſtets der Geſammtfärbung des Wohnortes entſpricht, große Augen und Ohren, aber verkümmerte Naſe, ein furchtbares Gebiß mit überwiegend großen ſchlanken Fang- oder Reißzähnen und ſcharfzackigen Kauzähnen, zurückziehbare ſcharfe Sichelkrallen, eine mit Hornſtacheln beſetzte Zunge, ein länglicher Magen und ein Darm von drei- bis fünffacher Leibeslänge. Der Schwanz ſchwankt in weiten Grenzen; er iſt bald lang, bald mittellang oder auch ſehr kurz. Alle übrigen Merkmale ſind nebenſächlicher Art.

Im Verhältniß zu ihrer Größe ſind die Katzen die gewandteſten und kräftigſten aller Raubthiere. Sie genießen nur ſelbſterlegte Beute, vorzugsweiſe ſolche, welche den beiden erſten Klaſſen des Thierreichs, den Säugethieren und Vögeln angehört. Waldreiche Gegenden ſind ihnen die liebſten Wohnorte. Sie gehen gut, ſpringen geſchickt, klettern faſt ſämmtlich ziemlich leicht und verſtehen auch das Schwimmen ganz leidlich. Bei ihren Räubereien zeigen ſie ſich ſchlau und liſtig; ſie vermeiden offene Gewalt ſo lange als möglich. Die Weibchen gehen kurze Zeit trächtig und werfen zwei bis fünf Junge, welche ſie zärtlich, hingebend lieben und mit erhabenem Muthe vertheidigen, auch lange Zeit ſorgfältig unterrichten.

So viel im Allgemeinen: die beiden in unſerem Vaterlande wildlebenden Vertreter der Familie mögen uns die bevorzugten Thiere nunmehr genauer kennen lehren.

1. Der Luchs, Lynx virgatus.*)

Felis Lynx Linné. F. lupulina Thunberg. F. Lyncula und F. virgata Nilsson.

Der Luchs iſt eine kräftige Katze mit hohen aber ſtarken Läufen und verhältnißmäßig ſehr derben Pranken, einem Stummelſchwanze, dichtem, langem

*) Vom Löwen, Felis Leo L., und Tiger F. tigris L., bis herab zur ſchmiegſamen Hauskatze, F. catus L., vereinigte Linné und lange Zeit auch ſeine Nachfolger ſämmtliche katzenartigen Zehengänger in der einen Gattung Felis. Aber ſchon der gewaltige

Digitized by Google

Fig. 12.
Fig. 13.
Fig. 14.
Fig. 15.
Fig. 16.
Fig. 17.

dick behaart, sechsmal, aber undeutlich schwarz geringelt, und im letzten Drittheil seiner Länge ebenso gefärbt. Der übrige Balg ist dunkel gefleckt, zumal auf der Oberseite des Leibes; die Fleckenzeichnung ist jedoch so abweichend, bald heller bald dunkler, bald sehr entschieden, bald kaum hervortretend, daß sich etwas Bestimmtes über sie nicht sagen läßt. Sie wurde zur Annahme mehrerer Luchsarten Veranlassung; jedoch scheinen neuere Beobachtungen dargethan zu haben, daß alle die sogenannten Arten der nördlich von den Alpen wohnenden Luchse nur als Spielarten eines und desselben Thieres anzusprechen sind. Der Schwede Nilsson, welcher mehrere Luchsarten aufstellte, hat sich selbst berichtigt, nachdem er fand, daß ein und dasselbe Gewölfe (wie der Waidmann die gleichzeitig geborenen Geschwister bei den reißenden Thieren kunstgerecht benennt) verschieden gezeichnete Junge enthielt.

Auch in der Größe sind die Luchse sehr verschieden. Regel ist, daß die in nördlichen Ländern Europa's lebenden Luchse bedeutend größer sind oder werden, als diejenigen, welche in den Alpenländern noch vorkommen, möglicher Weise deshalb, weil die großen Waldungen Skandinaviens und Rußlands ungleich günstigere, d. h. weniger von dem Menschen zu überwachende Wohnorte des Raubthieres sind und dieses ein höheres Alter erreichen lassen, als die wohl beaufsichtigten Jagdgebiete Mitteleuropa's.

Ein vollkommen erwachsener Luchs übertrifft einen Leoparden an Höhe, erreicht jedoch kaum drei Viertheile von dessen Leibeslänge, nach Abzug des Schwanzes; und erscheint wegen der stummelhaften Ruthe noch kürzer, als er ist. Der Luchskater kann bis vier Fuß lang werden, wovon dann sieben bis acht Zoll auf die Ruthe zu rechnen sind, eine Höhe von zwei Fuß neun Zoll und ein Gewicht von neunzig Pfund erreichen. Solche ehrwürdige Alte sind aber sehr seltene Erscheinungen: die meisten, welche geschossen werden, haben kaum zwei Drittheile dieser Größe erreicht.

Im Knochenbau kennzeichnen den Luchs: sieben Hals-, dreizehn Rücken-, sieben Lenden-, drei Steiß- und funfzehn Schwanzwirbel, außerdem auch der letztere untere Backenzahn, welcher dreizackig ist, während derselbe Zahn bei der Wildkatze nur zwei Spitzen zeigt. Die Stirnbeine und Zwischenkieferbeine sind auffallend lang gestreckt.

Gegenwärtig bewohnt der Luchs regelmäßig noch Rußland (Sibirien,) Skandinavien, die Karpathen und endlich die Alpen. Von diesen Gebirgen und von Rußland aus streift er zuweilen nach Deutschland herein, manchmal

bis ziemlich tief in das Innere. Seine Wanderungen werden jedoch immer seltener. Unseres Wissens wurde der letzte Luchs in Deutschland im Jahr 1846 bei Wiesensteig in Würtemberg geschossen; später spürte man noch einige in Oberbayern. In früheren Zeiten soll er in Deutschland nicht selten gewesen sein; häufig jedoch war er wohl niemals und nirgends.

Der Luchs bedarf ein sehr großes Gebiet. Er ist in allen Stücken eine echte Katze. Als solche verschmäht er jede Nahrung, welche er sich nicht selbst erbeutete, kommt auch nur im Nothfalle zu den Ueberresten eines gestern gehaltenen Males zurück. Er verödet also bald jeden Thierbestand und wird dann gezwungen, andere nahrungsversprechende Gegenden aufzusuchen. Hiermit ist seine Lebensweise zum größten Theile erklärt; denn es versteht sich eigentlich von selbst, daß ein Raubthier von seiner Stärke es bequemer findet, einer solchen Beute nachzustreben, welche für den Nahrungsbedarf des Tages mehr als ausreicht, als kleinerem Wilde, von dem mehrere Stücke zur Stillung des Hungers erforderlich, in länger währender Jagd nachzustreben.

Als echte Katze bekundet sich der Luchs in jeder Bewegung, in der Art und Weise zu rauben, in seinen Eigenschaften, Sitten und Gewohnheiten. Obwohl er seine Stärke vollkommen kennt und unter Umständen den wilden Muth seiner Sippschaft zu zeigen weiß, hält er sich doch nach Räuberart verborgen, so lange als möglich. Bei Tage ruht er in irgend einer Höhlung, im Geklüft oder auf einem stärkeren Baumaste so bequem als thunlich gelagert; gegen Abend beginnt er seine Streifzüge, falls nicht irgend ein Wild unvorsichtig nah am Lager vorübergegangen und ihm zum Opfer gefallen sein sollte. Er ist in allen Leibesübungen Meister, liebt aber eine ernste Beschaulichkeit. Wir haben gefangene Luchse längere Zeit beobachtet und gefunden, daß sie sich gerade hierdurch von anderen Katzen sehr unterscheiden, selbst von den südlicher lebenden Luchsarten. Sie erscheinen mürrisch, eigensinnig und faul ihren Familien- und Sippengenossen gegenüber, liegen, einem in Erz gegossenen Bilde vergleichbar, fast bewegungslos halbe Tage lang auf demselben Ast und beweisen nur durch Zusammenrümpfen der Lippen, durch Bewegen der Lauscher und Lichter und endlich durch Wedeln und Stelzen der Lunte, daß der Geist an der Ruhe des Leibes nicht Theil nimmt, sondern ohne Unterlaß beschäftigt ist. Der Luchs geht mit ziemlich schnellen Schritten, „schnürend", d. h. einen Fuß in gerader Linie vor den

andern ſetzend, klettert ganz vorzüglich, ſpringt meiſterhaft mit ebenſo viel Anmuth als Kraft, bis funfzehn Fuß weit und bis zehn Fuß ſenkrecht empor und gebraucht ſeine Vorderpranken mit gedankengleicher Schnelle und unfehlbarer Sicherheit. Er führt jede Handlung mit würdigem Ernſte, verſtändiger Ueberlegung und eiſerner Ruhe aus. Niemals denkt er daran, wie die übrigen Katzen gierig nach einer Beute zu ſchauen oder zu ſpringen; er faßt vielmehr das ihm vorgeworfene Fleiſchſtück oder das ihm geopferte Thier ruhig und feſt ins Auge, nähert ſich ihm langſam, greift blitzſchnell zu, wedelt dabei raſch und heftig mit der ſtummelhaften Lunte und frißt dann, ſcheinbar ebenſo mäßig und gelaſſen, wie ein wohl erzogener Menſch, — nicht mehr und nicht weniger als er bedarf, dem Uebrigbleibenden verächtlich den Rücken kehrend. Die häßliche Gewohnheit anderer Katzen, mit ihrer eben gefangenen Beute noch längere Zeit zu ſpielen und ſie angeſichts des Todes zu ängſtigen, beſitzt auch er; nur geſchieht dieſes Spielen mit demſelben Ernſt, wie alle übrigen Handlungen.

In ähnlicher Weiſe, wie in der Gefangenſchaft, wird der Luchs auch im Freileben verfahren. Wir würden uns einer Unwahrheit ſchuldig machen, wenn wir behaupten wollten, die Jagdweiſe des Luchſes zu kennen. Alle Beobachtungen, welche gemacht werden konnten, ſind Bruchſtücke zu ſolcher Kunde: — aber dieſe Bruchſtücke reichen zu einem verſtändlichen Bilde der Gewohnheiten des jagenden Luchſes nicht aus. Wir wiſſen etwa Folgendes:

Der Luchs lebt bis gegen die Paarungszeit hin einzeln in einem beutereichen Gebiet. Nachts durchſtreift er daſſelbe und unter Umſtänden die Nachbarſchaft. Er ſtreicht weit umher, vom Gebirge aus bis tief in die Ebene herab, jedoch nur dann, wenn es im zuſammenhängenden Walde geſchehen kann; denn in die freie Ebene tritt er nicht hinaus. Wo ihn der Morgen überraſcht, endet ſeine Wanderung. Er ſucht ſich ein paſſendes Verſteck und ruht in ihm während des Tages. Sehr gern bäumt er zu dieſem Zwecke auf irgend einem alten ſtarken Aſte, am liebſten auf einem Eichenaſte, deſſen Rindenfärbung der ſeines Pelzes ähnelt. Hier legt er ſich mit eingezogenen Läufen und übereinander gebogenen oder eingeſchlagenen Pranken nieder; in derſelben Stellung ſchlummert er auch. Er hat einen außerordentlich leiſen Schlaf; das geringſte Geräuſch iſt hinreichend, ihn zu ermuntern. Augenblicklich ſpitzen ſich die Lauſcher und die Lichter richten ſich bald nach der verdächtigen Gegend. Entdeckt er in der Urſache des

Geräuſches einen Menſchen oder ein ihm gefährlich ſcheinendes Thier, ſo verſucht er ſich zu drücken; erſpäht er ein Wild, ſo bemüht er ſich deſſelben habhaft zu werden: denn auch bei Tage läßt er kein ſchwächeres, nahrungverſprechendes Thier an ſich vorübergehen. Falls der Aſt, auf welchem er liegt, nicht zu hoch iſt, ſpringt er von oben herab auf die erſehene Beute; im entgegengeſetzten Falle klettert er vorſichtig nach unten, ſchleicht unhörbar ſeinem Ziele zu, ſucht ſich durch dichte Büſche und andere Gegenſtände zu decken und ſpringt endlich dem Thiere mit einem oder zwei Sätzen auf den Nacken, ſchlägt ihm die Klauen beider Pranken in den Hals und beißt die Halsſchlagadern durch. Nur die höchſte Gefahr vermag ihn zu beſtimmen, das einmal gefaßte Thier wieder loszulaſſen: in Norwegen wurde ein junger Luchs von einer Ziege, auf welche er geſprungen war, bis in den Hof des Heerdenbeſitzers geſchleppt und dort erlegt; ſeine Raubgier überwand alle Bedenken. Alte Luchſe ſind ſchlauer und laſſen beim Anblick eines Menſchen von ihrer Beute ab, nicht aber von einem Gegner, z. B. von einem Hunde oder ſelbſt von dem Jäger, welcher ſie verwundete. In Wuth geſetzt, wehrt ſich der Luchs auch gegen offenbare Uebermacht.

Es wird, außer den Raubthieren wenige Waldſäugethiere und Vögel geben, denen der Luchs nicht gefährlich werden könnte. Thiere bis zur Größe des Rehes hinauf ſind nicht vor ihm ſicher: er ſtürzt ſich ſelbſt auf Edelwild, auf das Elch, das Ren, auf das Kalb des Wiſent. Ebenſowenig verſchmäht er kleine Beute. Das Raſcheln einer im Laube dahinhuſchenden Maus erregt in ihm dieſelbe Theilnahme, welche unſer Hinz unter ähnlichen Umſtänden an den Tag legt; ein vorüberfliegender Vogel wird höchſt ſorgfältig beobachtet und wo möglich gefangen. Von größeren Thieren leckt er zuerſt das Blut; dann reißt er den Leib auf, bemächtigt ſich der edlen Eingeweide und frißt ſchließlich bis zum Sattwerden vom Hals und den Schultern. An dieſer Art der Zerſtückelung ſeiner Beute ſoll er ſicher zu erkennen ſein. Man behauptet, daß er wie der Puma Südamerika's unter Umſtänden weit mehr erwürge, als er verzehren kann und ſich dann mit dem Blut ſeiner Schlachtopfer begnüge. Unter dem Wildſtande oder unter zahmen Heerden kann er alſo ſehr großen Schaden anrichten.

Ueber die Ranzzeit fehlen genügende Beobachtungen. Nach Tſchudi ſoll er (in den Alpen wenigſtens) im Januar oder Februar begehren und die Ranze ſelbſt unter abſcheuligem Katzengeſchrei ſtattfinden. Die Tragzeit wird

zu zehn Wochen, die Anzahl des Gewölfes zu zwei bis vier angegeben. Nur so viel iſt ſicher, daß das Lager der ſäugenden Luchſin außerordentlich ſelten gefunden wird, junge Luchſe daher auch überaus ſchwer zu bekommen ſind.

Der Schwede Grill war ſo glücklich, einen etwa zwei Tage alten Luchs zu erwerben. Seine Hauskatze mußte das verwaiſte Thierchen groß ſaugen und unterzog ſich dieſem Geſchäft mit all' jener liebenswürdigen Zärtlichkeit, welche Katzenmütter an jungen hilfloſen Thieren zu bethätigen pflegen. Nach vier Monaten entwöhnte ſie den Findling und dieſer mußte nun mit Hausmannskoſt fürlieb nehmen: er erhielt Milch, Brei, Kartoffeln ꝛc., aber kein rohes Fleiſch. Vielleicht in Folge dieſer Erziehung wurde er ganz ſo zahm wie eine Hauskatze, ſpann auch wie ſie oder fauchte nach vieler Katzen Art, wenn er erzürnt wurde. Im fünften Monate wechſelte er die Eckzähne.

Jener Luchs, deſſen wir vorher gedachten, iſt nichts weniger als zahm oder ſanftmüthig. Sein Zorn wird wach, ſobald ſich ihm ein Menſch mehr nähert, als ihm recht iſt. Er pflegt ſich dann von ſeinem Lager zu erheben, wedelt heftig mit der Ruthe, zieht die Lippen zuſammen und knurrt grollend in tiefſter Bruſt oder faucht leiſe, jedoch ohne dabei wie andere Katzen das Maul aufzureißen. Andere Laute haben wir nie von ihm gehört, nicht einmal dann, wenn man ihn mit einer eiſernen Stange beläſtigt. Gereizt zieht er ſich ſtets nach ſeinem Baume zurück, ſchnellt ſich mit einem einzigen Sprunge nach oben und lagert ſich dann mit ſcheinbarer Ruhe auf einem Aſte. Nach dem ihm vorgehaltenen Stocke haut er verdrießlich, aber niemals mit unüberlegter Heftigkeit. Er frißt nur Fleiſch und trinkt blos Waſſer oder Blut, erſteres in geringer Menge und ſelten.

Von Luchsjagden weiß man nicht viel zu erzählen, ſo viel aber doch, daß ſie beſchwerlich ſind und gefährlich werden können. Der Luchs äfft den verfolgenden Jäger oft lange Zeit und offenbart dabei großen Scharfſinn oder berechnende Liſt, wie der Fuchs, bleibt auch zuweilen regungslos auf dem Aſte liegen und läßt mit der größten Seelenruhe die Jagd vorüber, die Hunde unter ſich weggehen. Es wird behauptet, daß er, wie der Edelmarder durch irgend auffallende Gegenſtände förmlich an eine Stelle gebannt werden könne, durch vor ihm aufgepflanzte Kleidungsſtücke, z. B. mit denen der kluge Jäger ihn ködert, bis er zu Hauſe die Doppelbüchſe geholt hat. Wir bezweifeln die Wirkung dieſes Zaubers entſchieden, geben dagegen

gern zu, daß der Jäger, welcher Luchse jagen will, die Büchse zur Hand nehmen, oder, falls er dies edle Werkzeug zu führen nicht versteht, hübsch zu Hause bleiben soll. Denn ein wund geschossener Luchs versteht keinen Spaß. Er stürzt sich todtverachtend auf seinen Angreifer und kann diesen und seinen Gehilfen Hund so zurichten, daß beide zu anderen Jagden dieser Art niemals wieder hinausziehen in den grünen Wald. In Skandinavien erzählt man sich mehr als eine Geschichte von Luchsjagden, bei denen Der, welcher todt auf der Wahlstatt blieb, nicht der Luchs war.

Glückliche Jäger haben Luchse auch gefangen und zwar in starken Tellereisen, welche auf den verspürten Wechsel des Thieres gestellt wurden. Sie versichern, daß die Wuth eines im Eisen hängenden Luchses schwer zu beschreiben ist. Er macht gewaltige Anstrengungen um sich zu befreien und reißt sich dabei nicht selten die Fänge oder Reißzähne und die Waffen der freien Pranken aus. Bei Ankunft des Jägers geberdet sich das erboste Thier wie rasend. Vor allem Anderen versucht es, sich an seinem Fänger zu rächen. Es hat große Schwierigkeiten, den gefangenen Luchs, so lange er noch am Leben ist, auszulösen; jede Unvorsichtigkeit kann furchtbar bestraft werden. Der geübte Fänger drückt das wüthend fauchende Thier mit Hilfe einer starken Stange zunächst fest auf den Boden nieder, versucht dann die Pranken einzeln in Schlingen zu fesseln, knebelt diese, zuletzt auch das Maul und macht so das ingrimmige Vieh endlich wehrlos. Der Hunger muß das Uebrige thun; jedoch läßt sich ein alt gefangener Luchs niemals zähmen, sondern bleibt auch bei der sorglichsten Pflege scheu und wild, Freundschaftsbezeugungen aller Art unzugänglich.

Der Balg des Luchses giebt ein Pelzwerk, welches um so mehr geschätzt wird, je höher im Norden sein Inhaber lebte. Die Waffen oder Krallen, in den Alpen „Luchskräul“ genannt, werden in Silber gefaßt und von den Jägern als Beutezeichen oder Schmuck getragen. Das Wildpret wurde früher bei uns zu Lande als ein besonderer Leckerbissen betrachtet. Ein Graf von Henneberg schreibt an Landgraf Wilhelm von Hessen 1578 bei Uebersendung des Wildprets zweier „Luxinnen„: „E. L. wolle Solches für lieb und gut annehmen und deroselben neben ihrer Gemahlin und junger Herrschaft in Fröhlichkeit und guter Gesundheit genießen und ihr wohl schmecken lassen.“ Beim Kongreß in Wien sollen mehrere Luchsbraten auf die Fürstentafel gekommen sein. Als der Luchs seltner wurde, kam sein

Wildpret in den Geruch der Heilkräftigkeit und Wunderthätigkeit. Noch im Jahre 1819 wurde, wie Kobell angiebt, in Ettal Auftrag gegeben einen Luchs zu fangen, da dessen Wildpret dem König von Bayern als Mittel gegen den Schwindel dienen sollte.

2. Die Wildkatze oder der Kuder, Catus ferus.

(Felis Catus Linné, Felis sylvestris Brisson).

Es giebt noch immer viele Jäger und Naturforscher, welche in der Wildkatze die Stammart unseres mäuse- und rattenvertilgenden Hausfreundes Hinz zu erkennen glauben. Die Aehnlichkeit beider Thiere ist allerdings nicht abzuleugnen; jedoch sprechen genügende Gründe gegen jene Ansicht Bei genauerer Untersuchung des Kuders und der Hauskatze machen sich durchgreifende Unterschiede bemerklich. Die allgemeinen Verhältnisse beider Thiere sind zwar wesentlich dieselben; im Bau des Schädels aber und in der Bildung des Darmschlauches weichen sie entschieden ab.

Weit eher wird man die kleinpfötige Katze (Catus manieulatus) aus Südnubien als die Stammart der Hauskatze annehmen dürfen. Beobachtungen, welche man über die durch Zähmung und Züchtung bewirkten Abänderungen der Thiere überhaupt gemacht hat, finden dann Bestätigung. Die Hauskatzen der Nubier, Araber und Jemenesen sind noch heut zu Tage Abbilder der kleinpfötigen Katze; das dieser eigenthümliche Gepräge, namentlich die Schmächtigkeit der Gestalt aber verwischt sich in der Hauskatze um so vollständiger, je mehr sie zum eigentlichen Hausthiere und damit den Einflüssen der Zähmung und Züchtung zugänglich oder ausgesetzt wird.

Auch geschichtliche Gründe sprechen für die Annahme, welche die nubische Katze zur Stammmutter der Hauskatze stempelt. Daß die Hauskatze bei den alten Egyptern als heiliges Thier galt und nach ihrem Tode einbalsamirt wurde, weiß Jedermann; weniger bekannt aber ist es, daß das nützliche Geschöpf bei uns noch im Mittelalter als Hausthier selten war. Howel Leben, Fürst von Wallis, erließ im Jahre 948 ein besonderes Gesetz zum Schutze der Hauskatze und drohete Demjenigen, welcher eins dieser Thiere stahl, hohe Strafen an. Es scheint also aus diesen Angaben eher hervorzugehen, daß die Hauskatze von Egypten aus zu uns kam, als von uns aus nach Egypten, wie gefolgert werden müßte, wenn man die früher

Schloß Wilde Gutenstein (Fig. 20), eine ausgedehnte Ruine, die 1477 Fürstenberg, im 16. Jahrhundert Lamberg gehörte.

Die Ruine Wilde Gutenstein liegt auf einem Felsen, der das Tal beherrscht. Sie ist von Wald umgeben und nur durch einen Fußweg zu erreichen. Von Hohenstein kommend, führt der Weg durch das Dorf Wilde Gutenstein, dann durch das Tor in den Burghof. Von hier aus gelangt man durch das Tor in den Vorhof, wo sich ein Brunnen befindet. Durch das Tor gelangt man in den Hauptteil der Burg, wo sich ein Brunnen befindet.

Fig. 20. Schloß Wilde Gutenstein.

ebenſowenig als beim Luchs etwas Beſtimmtes ſagen. Die Katzen erſcheinen gewöhnlich etwas grauer als die Kater.

Unſer Vaterland darf heutigen Tages noch als Wohngebiet der wilden Katze aufgezählt werden. Das Thier fehlt keiner der größeren Gebirgswaldungen. Auf dem Thüringer Walde und im Harz wird es alljährlich erlegt, im Speſſart, Hundsrück und Schwarzwald iſt es noch häufiger. Der Schaden, welchen es der edlen Jagd zufügt, iſt jedoch nicht ſo bedeutend, als man gewöhnlich annimmt, und deshalb wird wohl nirgends der Wildkatze zu Liebe oder richtiger zu Leide von der vereinigten Jägerei beſondere Jagd gehalten, wie es bei ſchlimmeren Räubern regelmäßig geſchieht. Gewöhnlich iſt es der Zufall, welcher ſie dem Waidmann vors Rohr bringt. Sie iſt ſcheu und vorſichtig, hält ſich deshalb ſo lange als möglich im dichteſten Walde auf, wählt ſich einen paſſenden Platz zum Standort und verbirgt ſich hier während des Tages ſorgfältig vor Aller Augen, über und unter der Erde, in hohlen Bäumen, auf ſtarken Baumäſten, im Geklüft, in Fuchs- oder Dachsbauen, im Ried oder Schilf. So kommt es, daß ſie oft lange Zeit in einem Walde hauſen kann, ohne daß man von ihrem Vorhandenſein Kunde erlangt.

Von ihren eigentlichen Wohnſitzen aus unternimmt die Wildkatze oft weite Streifzüge. Sie kommt dabei gelegentlich in Gegenden, welche ihr die ſo erwünſchte Deckung nicht gewähren können. Dann wählt ſie nicht ſelten ein in jeder Hinſicht auffallendes Verſteck: ſie bezieht die Wohnungen ihres Todfeindes, des Menſchen. Im Voigtlande wurde im Jahre 1859 ein Wildkater erlegt, welcher mehrere Tage lang in der Scheuer eines Bauerngehöftes geherbergt hatte; in Ungarn ſoll Aehnliches regelmäßig vorkommen, jedoch nur im Winter, welcher ja überhaupt die Raubthiere in die Nähe des Menſchen treibt.

Die Wildkatze iſt ein tüchtiger Räuber. Ihre Hauptnahrung dürfte die Familie der Mäuſe liefern; doch läßt ſie es keineswegs bei ſolcher, dem Menſchen nur erſprießlichen Jagd bewenden. Dem kleinen Wilde wird ſie ebenſo gefährlich, wie der Luchs dem größeren. Rehkälber, junge Gemſen, Haſen und Kaninchen von jedem Alter, Auer- und Birkgeflügel, Haſelhühner, Faſanen und anderes Federwild ſind ihr weder zu groß noch zu ſchnell. Ihr ſcharfes Gehör, zweifellos der ausgebildetſte ihrer Sinne und das kaum minder ſcharfe Geſicht erleichtert ihr die Jagd, und

ihre Liſt und Gewandtheit bringt ſie zu dem erſehenen Thiere, ehe daſſelbe eine Ahnung hat. Sie jagt ganz wie unſere Hauskatze, ſpringt nicht von oben herab auf ihre Beute, ſondern nähert ſich derſelben durch meiſterhaftes Schleichen auf dem Boden. Mit dem gefangenen Thiere ſpielt ſie in derſelben grauſamen Weiſe, wie Andere ihres Geſchlechts. Doch iſt ſie nicht blutdürſtig; wenigſtens ſoll ſie nicht mehr Thiere morden, als ſie zur Sättigung braucht. Hiermit will freilich nicht geſagt ſein, daß ſie, geſättigt, einem kleinen Wilde geſtatten würde, unbefehdet an ihr vorüber zu gehen.

Auch der Kuder lebt bis gegen die Paarungszeit hin einſam. Ende Februars findet der Wildkater ſich zur Katze. Seine Schweigſamkeit endet in Folge des Liebesrauſches, welcher ſeiner mächtig wird. Er miaut ebenſo ſehnſüchtig und zärtlich, wie ſein Vetter im Hauſe. Der Gegenſtand ſeiner Liebe iſt dafür keineswegs unempfänglich, zeigt ſich jedoch nicht minder ſpröde, als die Hauskatze, ſo ungerechtfertigt Dies auch erſcheinen muß, weil die Anzahl der Bewerber um die Liebe einer Wildkatze wohl ſchwerlich eine größere ſein dürfte. Ganz ohne Kampf geht es aber nicht ab; denn die ſpröde Schöne verabreicht, vielleicht durch das Uebermaß ihrer Gefühle bewogen, ihrem ſtürmiſch-zärtlichen Geliebten ab und zu eine recht wohl gezielte Ohrfeige um die andere. Von rühmenswerther Treue zu dem Geliebten hat ſie nur mangelhafte Begriffe; ſie läßt vielmehr das Recht des Stärkeren gelten und ertheilt der Minne Sold ebenſo gern, als ſie der Liebe Freuden ſich hingiebt.

Nach acht bis neun Wochen bringt ſie in einem ſicheren Verſteck vier bis ſechs Junge: kleine, allerliebſte Thierchen von etwas graulicherer Farbe als ſie, an ihrem auffallend von zahmen Kätzchen abweichenden Schwanze und an ihrer Bösartigkeit ſofort als echte, jeder Bevormundung ſeitens des Menſchen entſchieden abholde Waldeskinder zu erkennen. Sie kommen mit geſchloſſenen Augen zur Welt und ſchauen das Licht derſelben erſt nach zwölf bis funfzehn Tagen. Ihre Mutter pflegt ſie mit größter Zärtlichkeit, bewacht ſie und vertheidigt ſie mit Muth gegen Feinde, namentlich gegen den Herrn Gemahl, welcher gelegentlich gar nicht übel Luſt zeigen ſoll, ſeine Kinder als gute Beute zu betrachten. Bei Ankunft eines Menſchen ſucht die Wildkatze aber ihr und ihrer Jungen Heil in der Flucht: ſie ſchleppt, wenn ſie kann, das Gewölfe nach einem anderen Verſteck. Zum Angriff ſoll ſie keinen Muth haben; wenigſtens kennt man unſeres Wiſſens kein

Beiſpiel, daß ſie unter ſolchen Umſtänden ihrem furchtbarſten Feinde ſich zur Wehre geſetzt hätte, ſo gewiß auch Dies ſonſt geſchehen iſt.

Faſt unnöthig iſt es, zu ſagen, daß die jungen Sproſſen nicht blos geſchützt, ſondern auch baldmöglichſt im Gewerbe unterrichtet und mit großer Sorgfalt zu tüchtigen Räubern herangebildet werden. Das in ihren Adern rollende Blut macht ſich bald bemerklich. Kaum rattengroß, haben ſie ſchon ganz den Sinn der Alten. Sie ſind geradezu unbändig, der Zähmung beinahe unzugänglich; ſie kratzen, beißen, fauchen wüthend, ſträuben das Haar, und die Seher glotzen eine unſägliche Bosheit ihrem Fänger zu. Gewöhnlich verſchmähen ſie hartnäckig jede ihnen vorgeſetzte Nahrung und ärgern und toben ſich zu Tode. Daher kommt es denn auch, daß man den Kuder ſo ſelten in der Gefangenſchaft ſieht, — gezähmt wohl niemals.

Im freien Walde werden aus den Wildkätzchen bald muntere, ſpielluſtige Geſchöpfe und ſpäter Räuber, welche, ſobald ſie ſich ihrer Kraft bewußt werden, von der Mutter ſich trennen und ſelbſtſtändig ihren Lebensweg dahin wandeln. Ein Jahr nach ihrer Geburt ſind ſie fortpflanzungsfähig; doch nehmen ſie in den nächſten beiden Jahren noch immer an Stärke zu.

Ueber das Alter, welches der Kuder erreichen kann, iſt ſelbſtverſtändlich nichts Sicheres zu ſagen: man nimmt ungefähr zwanzig Jahre als Lebensdauer des Thieres an. Altersſchwäche oder Krankheiten werden dem bewegten Leben aber wohl nur ſelten ein Ende machen; bei uns zu Lande wenigſtens iſt es wahrſcheinlich immer der Menſch, welcher dem Treiben und Wirken des vogelfreien Räubers ein Ziel ſetzt.

Die Jagd der Wildkatze hat ihre Schwierigkeiten und iſt dabei keineswegs ohne Gefahr. Das vorſichtige und liſtige Thier verbirgt ſich ſelbſt dem ſcharfen Auge des Waidmannes oft lange. Eine Neue*) freilich iſt für den Kuder eine ſchlimme Sache. Die ſehr ſchräg geſchränkten Schritte laſſen die Spur kaum verkennen, und dieſe führt den kundigen Jäger ziemlich ſicher zum Ziele, d. h. zum Schlupfwinkel des Thieres. Nun iſt es aber immer noch nicht ſo ganz leicht, den Kuder zu Schuß zu bringen. Ein ſehr ſcharfes Jägerauge gehört dazu, ſelbſt dann ihn aufzufinden, wenn er gebäumt und ſich platt auf einem Aſte niedergedrückt hat; noch ſchwieriger aber wird die Jagd, wenn er zu Bau gefahren oder in einem hohlen Baume ſich ver-

*) Der Waidmann verſteht darunter einen über Nacht friſch gefallenen Schnee, eine „neue“ Schneedecke, in der ſich jede Fährte als „neu“ erweiſt.

borgen hat. Hier muß er entweder durch Schwefeldämpfe ausgeräuchert oder mit Hülfe ſcharfer Dachshunde ausgetrieben werden. Der Hühnerhund, vor welchem die Wildkatze immer flüchtet, treibt ſie dann zu Baum, verbellt ſie und gewährt dem Schützen Zeit genug, ſie gut aufs Korn zu nehmen. Sie verlangt einen wohlgezielten Schuß; denn ſie hat ein ſehr zähes Leben und vertheidigt ſich, verwundet, mit achtunggebietendem Muthe. Nicht immer hat ſie dabei den Kürzeren gezogen: — im Forſte des Hummelshainer Reviers in Thüringen heißt eine Abtheilung heute noch „Wilde Katze" zur Erinnerung an den Kampf zwiſchen einem Kuder und einem Jägerburſchen, welcher durch jenen ſeinen Tod fand. Schon der alte Hohberg weiß (1640) von der Lebenszähigkeit und dem Muthe verwundeter Wildkatzen zu berichten: „Der Hund aber iſt der Kazen nachgeeilet und hat ſie ergriffen. Ich mochte im diken Gezauſicht nicht ſchießen, nahm alſobald meinen Degen und ſtieg in das Geröhricht, da ich den Hund mit der Kazen verwickelt funden, und ſie auf die Erden durch und durch geſpießet. Die Kaz, als ſie ſich verwundet empfunden, ließ ſtraks vom Hund ab, und ſchwang ſich alſo durchſtochener, mit ſo großer Furie an der Klingen gegen meine Hand, daß ich ſelbigen (Degen) nothwendig habe laſſen fallen müſſen. Inzwiſchen aber erſahe der von der Kazen befreyte Hund ſeinen Vortheil, ergriff ſie bei dem Genick und hielt ſie ſo feſte, daß ich Zeit hatte, mit dem Fuß den Degen wieder aus der Kazen zu ziehen und ihr vollends den Reſt zu geben".

Nach Winckell ſoll der geſchickte Jäger die Wildkatze auch reizen, d. h. durch Nachahmen der Mäuſeſtimme herbeilocken oder in einem mit Katzenkraut, Fenchel, Mäuſeholzſchale, Veilchenwurzel, Kampher und Fett gewitterten Eiſen fangen können: ob das Eine oder das Andere mit Erfolg geſchehen wird, wollen wir, trotz unſerer Zweifel, unentſchieden laſſen.

Das Wildpret des Kuders hat niemals dieſelbe Würdigung gefunden, wie jenes vom Luchſe. Kein Menſch hat es für feiner als Rehbraten erklärt; Niemand hat geglaubt, daß es königlichen Schwindel abzuſtellen vermöge. Man wirft es einfach weg und überläßt es den Raben. Der Balg wird zu Pelzwerk verwendet, ſteht aber keineswegs hoch im Werthe. Er iſt es alſo nicht, welcher die Mühe bezahlt macht, die ſich der Waidmann giebt, wenn es gilt, einen Kuder zu erlegen. Dieſe Mühe bringt anderen höheren Lohn: man muß aber Jäger ſein, um ihn würdigen zu können.

Weit von den Katzen verſchieden in Geſtalt und Weſen, ſind die Hunde, obgleich ſie das Gepräge der Raubthiere feſthalten. Sie bilden eine noch immer ſtreng nach außen hin abgeſchloſſene Familie, ändern unter ſich aber in höherem Grade ab, als die Katzen. Im Allgemeinen kennzeichnet ſie ein geſtreckter, auf hohen und ſchlanken Beinen ruhender Leib mit langem, ſpitzſchnäuzigen Kopfe und mittellangem Schwanze, ſowie ein aus ſtraffen, beinah groben Haaren beſtehendes Kleid, deſſen Färbung gewöhnlich eine unbeſtimmt gemiſchte und verhältnißmäßig wenig lebhafte iſt. Die Vorderfüße tragen fünf, die hinteren vier Zehen. Sieben Hals-, zwanzig Bruſt- und Lendenwirbel, drei Kreuzbein- und achtzehn bis zweiundzwanzig Schwanzwirbel ſetzen die Wirbelſäule zuſammen; das Gebiß beſteht regelmäßig aus zweiundvierzig Zähnen, unter denen die Reißzähne noch bedeutend hervortreten und die Lückenzähne wegen ihrer großen Anzahl auffallen. Dem ſehr kräftigen Gebiß gegenüber erſcheinen die Füße verkümmert. Sie ſind keine Waffen, wie die Tatzen der Katzen oder die Pranken der Bären, ſondern dienen nur zum Gehen und höchſtens zum Feſthalten, nicht aber zum Ergreifen der Beute. Ihre Krallen ſind ſtumpf und können nicht zurückgezogen werden. Auch hinſichtlich der Weichtheile unterſcheiden ſich die Hunde vielfach von den Katzen. Ihre lange, ſchmale und vorſtreckbare Zunge iſt glatt, der Magen rundlich. Der Darmſchlauch iſt fünf bis ſieben Mal ſo lang, als der Leib. — Unter den Sinnen ſteht der Geruch oben an, welcher wie wir wiſſen, bei den Katzen verkümmert iſt; auf ihn folgt das Gehör, dieſem das Geſicht; Geſchmack und Gefühl ſind weniger, jedoch immerhin noch hoch genug entwickelt.

Das geiſtige Weſen der Hunde entſpricht ihren leiblichen Begabungen. Es fehlt ihnen der wilde Muth und der Blutdurſt der Katzen; ſie ſind aber entſchieden klüger und namentlich liſtiger, als dieſe. Ihr Charakter iſt minder edler Art. Den Stolz des Löwen ſucht man vergeblich bei einem einzigen Mitgliede der ganzen Familie; ihr Selbſtbewußtſein iſt gering. Viele ſind erbärmlich feig und dabei hinterliſtig, ſelbſt tückiſch; doch vermag der Hunger und die Erziehung ſeitens des Menſchen Großes bei ihnen zu leiſten, ihr vom Hauſe aus nicht eben rühmenswerthes Weſen zu veredeln. Aber ſolche Veredlung geht mit einer immer ſtärker hervortretenden Verknechtung Hand in Hand: *je edler in unſerem Sinne der Hund, ein um ſo größerer Sklave iſt er.*

Jeder Erdtheil und jeder Erdgürtel hat ſeine Hunde. Sie ſind in den verſchiedenartigſten Gebieten zu Hauſe, obgleich der Wald ihre bevorzugte Heimſtätte bleibt. Im Gebirge ſteigen ſie bis zur Schneegrenze empor. Ihre Schlupfwinkel ſind verſchiedener Art; die meiſten verbergen ſich in natürlichen oder ſelbſtgegrabenen und bezüglich anderen Thieren abgenommenen Höhlungen. Hier wohnen ſie einzeln oder höchſtens in Familien, zu denen die Väter aber nur ausnahmsweiſe hinzu gezählt werden dürfen. Sie ſind zwar weit geſelliger, als die Katzen, vereinigen ſich jedoch nur zu gewiſſen Zeiten in ſtärkeren Rudeln.

Alle Hunde ſind behende und ziemlich gewandte Thiere. Sie gehen gut und ausdauernd, ſpringen ziemlich weit und ſchwimmen geſchickt, ſind aber unfähig zu klettern. Ihre Beute erreichen ſie durch liſtiges Beſchleichen und dauerndes Verfolgen. Sie rauben andere Thiere aller Art, verſchmähen aber auch Pflanzenſtoffe nicht und nehmen im Nothfalle mit der ekelhafteſten Speiſe fürlieb.

Die Hündinnen gehen wenige Wochen trächtig und wölfen dann ziemlich viele Junge. Sie erziehen dieſe regelmäßig *ohne* Hülfe ihres Gatten, obſchon es vorkommt, daß dieſer an dem ſchwierigen Geſchäfte Antheil nimmt. Nach Verlauf eines Jahres ſind die Jungen fortpflanzungsfähig; ihre Selbſtſtändigkeit erlangen ſie aber ſchon viel früher.

Nach ihrer Leibesbeſchaffenheit zerfallen ſie in zwei große Gruppen, welche man, den bei uns hauſenden Vertretern zu Liebe, *Wölfe* und *Füchſe* nennt. Wir gewinnen ein ziemlich richtiges Bild der geſammten Familie, wenn wir mit Geſtalt und Lebensweiſe dieſer Vertreter uns vertraut machen.

3. Der Wolf, Canis Lupus, Linné.

(Lupus vulgaris, Brisson.)

Der Altvater der Thierkunde, *Linné*, giebt als weſentliches Unterſcheidungskennzeichen zwiſchen Wolf und Haushund an, daß der erſtere ſeine Ruthe geradeaus trägt, während letzterer ſie gewöhnlich auf die linke Seite ſchlägt. So ſehr ähnelt der Wolf gewiſſen Arten oder, wie Andere wollen, gewiſſen Raſſen unſeres treueſten Genoſſen, ſeines bitterſten Feindes. Und dennoch iſt der Eindruck, welchen Isegrimm macht, ein ganz eigenthümlicher.

Jack, Jak (Fr. *Jacque*, a diminutive of Jacques, or John, from the name of the French peasants who rose in revolt in 1358). The name of a coat of defence worn by soldiers in the Middle Ages, consisting of a tunic of leather, or of canvas quilted with wool, and sometimes covered with plates of iron or steel. The name was also applied to a coat of mail, and to a coat of plate armour. The jack was worn by the English soldiers at the battle of Agincourt, and was in use in the reign of Elizabeth.

Jack, a machine for lifting heavy weights, such as carriages, through a small height. The most common form is the screw jack, in which the load is lifted by the rotation of a screw working in a nut. The rack and pinion jack is also much used, in which the load is lifted by the rotation of a pinion working in a rack. The hydraulic jack is a powerful machine in which the load is lifted by the pressure of water acting on a piston. The jack is also the name of a machine for turning the spit in roasting meat, and of a machine for hoisting the flag on a ship.

Jack, a small flag flown from the bowsprit of a ship, usually bearing the national colours.

Jack, a game played with six pieces of metal or bone, called jacks, and a ball. The jacks are thrown up and caught on the back of the hand, and the ball is bounced between throws.

Jack, a term applied to various objects, such as a jack-in-the-box, a toy consisting of a figure which springs out of a box when the lid is opened; a jack-o'-lantern, a will-o'-the-wisp; a jack-plane, a carpenter's plane; a jack-rabbit, a species of hare; a jack-snipe, a small species of snipe; a jack-tar, a sailor; a jack-towel, a towel hung on a roller; a jack-in-office, a petty official.

Jackal, a genus of carnivorous animals of the dog family, found in Africa and Asia. The common jackal (*Canis aureus*) is about the size of a fox, and is of a yellowish-brown colour. It is found in Asia Minor, Persia, India, and Africa. It is a cowardly animal, and feeds on carrion, fruit, and small animals. It is said to hunt in packs, and to lead the lion to his prey. The black-backed jackal (*Canis mesomelas*) is found in South Africa. The golden jackal (*Canis aureus*) is found in Egypt and Asia Minor.

Jaco, a parrot, the grey parrot (*Psittacus erithacus*).

Jacobin, a member of a political club established in Paris in 1789, which met in the hall of the Jacobin monastery. The Jacobins were the most violent of the revolutionary party, and were responsible for the Reign of Terror. They were overthrown in 1794, and the club was suppressed in 1795.

Jacobinism, the principles of the Jacobins.

Jacobinus, a pigeon with a hood of feathers.

Jacobite, a supporter of the Stuart cause after the deposition of James II. in 1688. The Jacobites were so called from the Latin name of James, Jacobus. They were divided into two parties, the Tories and the Scottish Highlanders. The Tories were the more numerous, but the Highlanders were the more active. The Jacobites made several attempts to restore the Stuarts to the throne, the last being in 1745, when Prince Charles Edward landed in Scotland and defeated the English army at Prestonpans. He then marched into England, but was defeated at Culloden in 1746, and fled to France.

Jacobitism, the principles of the Jacobites.

Jacob's staff, a staff used for measuring heights and distances. It consists of a straight staff with a cross-piece which can be moved along it. The observer looks along the staff, and moves the cross-piece until it appears to be in line with the object whose height or distance is to be measured.

Jacob's ladder, a ladder mentioned in the Bible (Genesis xxviii. 12) as having been seen by Jacob in a dream. It reached from earth to heaven, and angels were seen ascending and descending upon it.

Jacob's sheep, a breed of sheep with four horns, found in Scotland.

Jacquard, a machine for weaving figured patterns, invented by Joseph Marie Jacquard (1752–1834). It is used in connection with a loom, and consists of a series of needles which are pushed through holes in a pattern card. The needles raise the threads of the warp, and the shuttle is passed between them. The pattern is produced by the arrangement of the holes in the card.

Jacquerie, the name given to the peasant revolt in France in 1358, which was suppressed with great cruelty by the nobles.

Jactation, a restless tossing of the body, a symptom of certain diseases.

Jade, a mineral consisting of a silicate of calcium and magnesium. It is usually green in colour, and is found in China, New Zealand, and Alaska. It is used for ornamental purposes, and is carved into various shapes.

des Wolfs angenommen werden; die Ruthe mißt über 1¼ Fuß. Das Gewicht beträgt selten über neunzig Pfund*).

Gegenwärtig bewohnt der Wolf ständig, außer einem großen Theile Asiens, noch den Norden und Süden Europa's, mit Ausnahme der zu dem Erdtheile gehörigen Inseln. Häufig ist er in Lappland, Finnland, Rußland und in den Donauländern, nicht selten in Schweden und Norwegen, Polen, Galizien, Ungarn, dem gebirgigen Spanien und Südfrankreich. In Mitteleuropa kommt er nur sehr einzeln, aber immer noch regelmäßig vor; nach Deutschland herein streift er von den Alpen, Karpathen, Ardennen, aus Polen und Galizien. Nach amtlichen Nachrichten wurden im Königreich Bayern allein in diesem Jahrhundert noch dreißig und einige Wölfe erlegt.

Das gefürchtete Raubthier siedelt sich hauptsächlich im Walde, sonst aber nach des Orts Gelegenheit an. Wenn es an Höhlungen mangelt, erscheint ihm ein dichter Busch, hohes Ried oder Getreide als erwünschter Aufenthaltsort. Hier liegt er den Tag über wohl verborgen, Nachts geht er auf Beute aus. So lange den Wolf nicht der rasende Hunger peinigt, versteckt er sich mit ängstlicher Scheu und weicht feig vor jedem Hunde zurück: der Hunger nur macht ihn zum gefährlichen Räuber, zum Wolfe in der gewöhnlichen Bedeutung des Worts. Schädlich bleibt er freilich immer.

Man darf den Wolf ein wohl ausgerüstetes Raubthier nennen. Er vereinigt leibliche und geistige Begabungen in sich, wie das Räuberhandwerk sie erfordert. Sein kräftiger Leib mit den hohen Läufen deutet auf Beweglichkeit und Ausdauer: der Wolf beweist oft genug, daß er beide besitzt. Im Verhältniß zu seiner Größe ist er sehr gewandt und dabei unermüdlich. Auf seinen Raubzügen durchstreift er bedeutende Strecken in einer Nacht;

*) Es unterliegt noch gerechtem Zweifel, ob man alle Wölfe Europa's als eine und dieselbe Art anzusprechen habe oder nicht. Wir nehmen keinen Anstand die Arteinheit des finnländischen und ungarischen Wolfs zu verneinen. Gefangene Wölfe aus Galizien und aus Finnland, welche wir in einem Raume zusammengesperrt sahen und also vergleichend beobachten konnten, zeigten so große Unterschiede, daß man sie unmöglich für dasselbe Thier halten konnte. Die Finnländer sind weit stärker und niedriger gebaut, als die Galizier; ihre Schnauze ist stumpfer, der Rücken wie mit einer dunklen Schabrake bedeckt; die Oberlippen sind fast rein weiß. Bei den einen wie bei den andern sind beide Geschlechter vollkommen gleich gestaltet und gefärbt. Ebenso unterscheidet sich auch der spanische Wolf ersichtlich von den mehr im Norden wohnenden Verwandten; doch enthalten wir uns über ihn des Urtheils, weil wir ihn nicht lebend und mit anderen zusammengesehen haben.

m Winter unternimmt er, vom Hunger angespornt, oft Reisen von mehreren hundert Meilen. Er geht nach Art des Hundes in scheinbar schiefer Richtung vorwärts, läuft rasch und eilig, schnürend und fast immer im Trabe, wird aber selten oder niemals auf längere Zeit flüchtig, obwohl er ziemlich weite Sprünge auszuführen vermag. Das Wasser meidet er, ohne es jedoch zu scheuen; denn auch das Schwimmen versteht er vortrefflich. Seine Stimme ist ein klägliches, vielfach abwechselndes Geheul und Gekläff. Bei Ueberraschung stößt er kurz abgebrochene Laute aus, welche an das Gebell des Haushundes erinnern. Im Zorn knurrt er, wie letzterer. Unter seinen Sinnen steht der Geruch oben an; Gehör und Gesicht sind ebenfalls hoch ausgebildet. Das geistige Wesen wird verschieden beurtheilt. Von großem Einfluß auf solche Beurtheilung pflegt der altherkömmliche, vererbte Haß zu sein, mit welchem der Mensch Ingrimm betrachtet. Man nennt den Wolf falsch, listig, tückisch, mordgierig, blutdürstig ꝛc.; man dichtet ihm außerdem hundertfach Eigenschaften an, welche er gar nicht besitzt. In Wahrheit liegt kein Grund vor, ihn in geistiger Hinsicht für ein von anderen Hunden verschiedenes Geschöpf zu erklären. Er besitzt alle Eigenschaften und Leidenschaften der Hunde im Allgemeinen, eigentlich keine mehr, aber auch keine weniger. Mit dem Haushunde ihn vergleichen, heißt denselben Fehler begehen, dessen Jeder sich schuldig macht, welcher einen Wilden mit gesitteten und gebildeten Menschen vergleicht. Dem sich selbst überlassenen Haushunde fehlt sehr wenig vom Wolfe, dem gezähmten Wolfe gar nicht sehr viel vom Haushunde. Der Wolf hat Hundeverstand und die List des Hundes; er zeigt dieselbe Feigheit und denselben Muth, wie sein nächster Verwandter; er besitzt das gleiche Jagdfeuer, welches ein Hühnerhund an den Tag legt, und auch nicht mehr Grausamkeit, Mordlust und Blutdurst, als jeder Hund kund giebt, sobald ihm Gelegenheit geboten wird, seine Gelüste zu befriedigen. Aber der Wolf ist eben ein noch nicht unterjochtes Geschöpf und der Hund ein seit undenklichen Zeiten dem Menschen botmäßiger Sklave, auf dessen Erziehung kaum weniger Mühe und Arbeit verwendet wird, als auf die Ausbildung des Menschen — in gar manchen Kreisen ungleich mehr. Hierin liegt die Ursache der Verschiedenheit zwischen Wolf und Hund. Verfährt man weniger einseitig, vergleicht man den Wolf mit anderen Wildhunden, mit dem Buansu (Canis primaevus), dem Dole (C. dukhensis), dem Dingo (C. Dingo), dem Kaberu (C. simensis),

dem Adjak (C. rutilans), ja ſelbſt mit den verſchiedenen Schakalen (Canis aureus, mesomelas, Anthus) und endlich mit der zahlreichen Geſellſchaft der Füchſe: ſo bleibt ihm ſehr wenig Eigenthümliches — kaum mehr, als durch ſeine bezügliche Größe und ſein Leben in nördlichen Gegenden nothwendig bedingt erſcheint.

Auch der Wolf iſt der Erziehung im hohen Grade fähig. Wir denken jetzt an zwei Wölfe, welche von Jugend auf in Geſellſchaft des Menſchen waren; mit ihnen haben wir uns viel beſchäftigt. Sie ſind ſo ſehr Hunde, daß ihnen eigentlich nur das Bellen fehlt, um ihren Verwandten vollſtändig zu gleichen. Wir liebkoſen ſie, und ſie nehmen dieſe Liebkoſungen mit derſelben Freude entgegen, wie große Haushunde. Sie begrüßen uns, ſobald wir zu ihnen kommen und wedeln uns freundlich nach, wenn wir von ihnen ſcheiden. Ihr Blick hat gar nichts Falſches, ihr Gebahren nichts Tückiſches. Sie ſind ungeſtüm, aber nicht im Geringſten bösartig, erkennen vielmehr unſere Freundſchaft an und ordnen ſich unſerem Willen ohne Halsſtarrigkeit unter. Denken wir uns die Nachkommenſchaft dieſer beiden Wölfe von einem guten Erzieher behandelt, unterrichtet, kurz erzogen: wir können uns in ihr nur große, raſche Hunde vorſtellen, mit deren Gewohnheiten und Sitten. Einige Mucken würden ihr bleiben, ſchwerlich aber mehr, als gewiſſe Hundearten oder Hunderaſſen zeigen. Jene beiden Wölfe ſind übrigens keineswegs die einzigen, welche ſehr zahm wurden. Man kennt viele Berichte ähnlicher Art. Wir wollen nur noch einer, bisher nicht veröffentlichten Thatſache Erwähnung thun. Im Thiergarten zu Wien lebt eine Wölfin, welche in dieſem Frühjahre (1863) mit einem Haushunde Junge erzeugte. Sie liebt ihre Sproſſen mit all der rührenden Zärtlichkeit, welche ſämmtliche Hunde gegen ihre Nachkommenſchaft an den Tag legen. Und dennoch geſtattet ſie ihrem Wärter, zu ihr in den Käfig zu kommen, aus ihrem Gewölfe Eins um das Andere wegzunehmen. Sie ſieht dieſem dann mit großer Liebe und auch mit einer gewiſſen Unruhe nach, denkt aber gar nicht daran, ſich als Wölfin zu zeigen, über den vermeintlichen Räuber ihrer Kinder herzufallen und ihn zu zerreißen: ſie wartet ruhig ab, bis der Menſch, ihr Zwingherr, das Liebſte, was ſie kennt, ihr wieder bringt. Darf man ſolch Gebahren einzig und allein der oft beſprochenen Feigheit des Wolfes zuſchreiben? Gewiß nicht! Jene Wölfin beweiſt den Verſtand, die Erziehungsfähigkeit, die hündiſche Dankbarkeit ihres Geſchlechts.

Eine vergleichende Betrachtung der Wolfs- und bezüglich Hundefamilie überhaupt läßt auch die Raub- und Mordthaten des Wolfs als durchaus natürliche und keineswegs beispiellose Handlungen erscheinen. Andere Wildhunde verfahren nicht anders, als er: sie theilen seine Sitten, welche in Mancher Augen als Laster erscheinen wollen, den Thieren aber ihr Bestehen ermöglichen. Der Wolf, ein starkes, bewegliches Geschöpf, bedarf viel Nahrung, muß sich also solche verschaffen, es koste, was es wolle. Der reiche Sommer bietet ihm selbstverständlich ungleich mehr, als der Winter; deshalb bewohnt er während der guten Jahreszeit ein bestimmtes Gebiet, wogegen ihn der Winter zum Wandern zwingt. Man nennt den Wolf gefräßig: er ist im Gegentheil genügsam. Im Sommer nimmt er mit allerlei einfacher Kost fürlieb, wenn es sein muß. Seine Wildjagd läßt er freilich niemals — dafür ist er eben Raubthier — aber er macht keine verzweifelten Anstrengungen, um einem großen Wilde das Genick zu brechen. Im Norden bilden die Lemminge, im Süden Mäuse oft wochenlang seine bevorzugte Speise; nebenbei frißt er Aas, Lurche, Kerbthiere, Früchte und Beeren. Es ist unwahr, wenn ihm nachgeredet wird, daß er unmäßig sei; schon seine Schlankheit und Magerkeit widerlegt jenes Gerede. Er frißt so viel, als er bedarf und jagt, wenn er sich gesättigt, nicht weiter. Ein Jagdgebiet wird von dem Luchs ungleich eher verwüstet, als von ihm. Er zieht allerdings dem Wilde jeder Gattung nach, dem Ren wie dem Lemming, dem Edelwild wie den Viehheerden, den weidenden Pferden wie den Heeresmassen, mordet aber nur, wenn er hungrig ist. Bei seiner Jagd zeigt er alle List und oft auch die unverschämte Dreistigkeit des Fuchses, selten oder nie aber den tollkühnen Muth der Katzen. Er nähert sich kriechend und schleichend dem ersehenen Wilde oder Heerdenthiere, prüft den Wind mit größter Vorsicht, springt plötzlich zu, faßt seine Beute am Halse und reißt sie zu Boden oder ermattet sie durch unausgesetzte Verfolgung, bis er sich festbeißen und das Thier überwältigen kann. Das Wild, auf welches er einmal jagt, läßt er selten entkommen; sein Eifer steigert sich allgemach zur förmlichen Wuth, und diese läßt ihn oft alle Vorsicht vergessen. Ueberhaupt ist der Wolf, wie alle Hunde, ein leidenschaftlicher Jäger. Nach einer länger währenden Jagd wird er geradezu rasend; die Mordlust übermannt ihn dann vollständig: er reißt und wirft in seiner Aufregung alles Wild, welches er erlangen kann. Der Hunger bewirkt genau Dasselbe, und eben deshalb werden die

Wölfe im Winter ſo furchtbar. So lange ein Gebiet ergiebig iſt, jagt der Wolf einzeln oder höchſtens paar- und familienweiſe; wenn aber eine Gegend ausgeraubt iſt und der Räuber zu weit ausgedehnten Jagdzügen gezwungen wird, vereinigt er ſich gern mit anderen ſeines Gelichters und die Meute zieht nun gemeinſam würgend und mordend dahin. Ein Wolf ermuthigt den andern, feuert ihn an. Der Neid thut auch das Seinige, keiner gönnt dem andern Etwas, jeder will der Erſte ſein: ſo iſt es erklärlich, daß eine ſolche Wolfsbande alles Gethier anfällt und zur wahren Geiſel werden kann. Jetzt kennt der Einzelne keine Scheu, aber auch keine Schonung mehr. Er reißt und wirft, was er findet, greift ſelbſt den ſonſt im höchſten Grade gefürchteten Menſchen an, dringt in deſſen Gehöft, in den Viehſtall, würgt den an der Kette liegenden Hofhund. Die Ranzzeit, welche in den Winter und zwar in die Monate December bis März fällt, vermehrt noch die allgemeine Erregung und — den Schrecken unter Menſchen und Thieren. Um die Liebe einer Wölfin ſtreitend, fallen die Wölfe auch einander mörderiſch an, kämpfen auf Tod und Leben, ſtürzen ſich nicht ſelten vereint über einen einzigen her, beißen ihn todt und freſſen ihn dann, ſei es aus Wuth, ſei es von dem gerade jetzt ſie quälenden Hunger getrieben, ohne Zögern auf, wie jedes andere Wild. Aber ſolche Schandthat wird nicht ausſchließlich von ihnen begangen: gerade in der Hundefamilie iſt dieſe Art der Vernichtung des getödteten Feindes ein keineswegs ſeltenes Vorkommniß; genau wie der Wolf verfahren auch andere Wildhunde.

Verſucht man alle die Thiere und Dinge aufzuzählen, welche der Wolf jagt und bezüglich verzehrt, ſo ergiebt ſich, daß er keineswegs ein Koſtverächter iſt. Eigentlich iſt ihm alles Genießbare recht. Vom Pferde an bis zur Maus herab iſt kein Säugethier vor ihm ſicher: er würde den Bären ebenſowenig verſchonen, wie den Menſchen, vermöchte er es, dem kräftigen wohlbewehrten Geſellen beizukommen. Für Federwild jeder Art zeigt er dieſelbe Leidenſchaft, wie der Fuchs, und von allen übrigen Thieren ſchlingt er Das hinab, was er faſſen kann. Im Nothfalle verſucht er ſeinen bellenden Magen durch Baumknospen, Flechten und Moos, welche Dinge er gierig hinabwürgt, zu beſchwichtigen.

Die Wölfin geht, abweichend von der Hündin, gegen dreizehn Wochen trächtig und bringt dann in einem erweiterten Fuchs- oder Dachsbau, auch wohl in einem dichten und dunklen Buſche vier bis neun Junge. Sie liebt

die kleinen, allerliebſten Geſchöpfe, welche blind zur Welt kommen und erſt nach ungefähr vierzehn Tagen ihre Augen öffnen, mit außerordentlicher Zärtlichkeit und vertheidigt ſie andern Wölfen oder Hunden gegenüber mit großem Muthe, ſchleppt ſie auch, ſobald ſie Gefahr vermuthet, einem anderen ſicheren Lager zu. Es wird noch immer von einigen Naturforſchern behauptet, daß der Wolf an der Erziehung ſeiner Nachkommenſchaft Theil nehme; doch liegen hierfür durchaus keine ſicheren Beobachtungen vor: vielmehr wird von Andern, und höchſt wahrſcheinlich mit Recht verſichert, daß die Alte gerade vor Ihresgleichen das Gewölfe beſonders zu ſchützen habe. Sie allein muß als die Verſorgerin und Erzieherin der jungen Brut angeſehen werden. Anfänglich trennt ſie ſich kaum ſtundenlang von ihr, ſpäter muß ſie, um der größer werdenden Schaar hinlängliche Speiſe zu ſchaffen, auf längere Zeit das Lager verlaſſen. Sie ſoll der kleinen Sippſchaft zuerſt die Speiſe vorkauen; ſpäter ſchleppt ſie getödtetes und endlich noch lebendes Wild herbei und unterrichtet an ihm die hoffnungsvollen Sproſſen in dem Gewerbe. Im Spätſommer begleiten die Wölflein ihre Mutter bereits bei ihren Jagden; mit Beginn des Winters ſind ſie ſelbſtſtändig geworden; im dritten Jahre ihres Alters ſind ſie erwachſen.

Menſch und Wolf ſind und bleiben unverſöhnliche Feinde. Die Eingriffe in das Beſitzthum des Erſteren, welche das Raubthier ſich erlaubt, ſind ſo empfindlicher Art, daß von einer Schonung des Räubers nicht die Rede ſein kann. Es giebt kein Vernichtungsmittel, welches dem Wolf gegenüber nicht angewendet würde. Mit Büchſe und Flinte, mit dem Spieß und der Knute, mit Netz und Schlinge, mit Gruben, Eiſen und Gift zieht der Menſch gegen ſeinen Todfeind zu Felde, der hochgebildete Deutſche, wie der Lappe, der Spanier, wie der Ruſſe. In den öſtlichen Grenzländern unſeres Vaterlandes werden alljährlich noch große Wolfsjagden abgehalten; in Rußland vereinigen ſich ganze Gemeinden, um des Alle bedrohenden Feindes ſich zu entledigen. Ueber die bei uns üblichen Jagden brauchen wir hier keine Worte zu verlieren; dagegen erſcheinen uns die Jagdweiſe der Steppenbewohner Rußlands und die der Lappen einer Erwähnung werth. Beide huldigen ſo recht eigentlich dem Grundſatze „Auge um Auge, Zahn um Zahn“: ſie bereiten dem Wolf alle die Qual, alle die Todesangſt, welche er jemals dem von ihm gejagten Wilde verurſacht hat.

Die bedeutende Viehzucht der ruſſiſchen und ſibiriſchen Steppen macht öfters eine Wolfsjagd nöthig. Sie geſchieht regelmäßig zu Pferde. Tüchtige

Reiter ziehen mit guten Hunden hinaus, verſuchen dieſe auf die Fährte des Raubthieres zu bringen, treiben daſſelbe auf und jagen im Galopp hinter ihm drein. Anfänglich hat der Wolf leichtes Spiel. Er ſetzt ſeine federnden Läufe in Bewegung und gewinnt bald Raum vor ſeinen Verfolgern. Die Steppe gewährt ihm aber keine Zuflucht. Unausgeſetzt folgen ihm die Reiter ſtundenlang, meilenweit. Bogenläufe, welche er macht, werden ihm abgeſchnitten. Näher und näher kommen die Pferde, die Hunde; das Geſchrei und Gebell ſeiner Todfeinde jagt ihm Entſetzen ein. Er raſt verzweifelnd dahin. Die Zunge hängt ihm weit aus dem Maule heraus, die Lippen ſind mit Geifer bedeckt. Seine Kräfte ermatten von Minute zu Minute mehr. Endlich vermag er nicht länger zu laufen. Er iſt vollkommen erſchöpft, geiſtig, wie leiblich. Ohne auch nur an Widerſtand zu denken, ergiebt er ſich ſeinem Schickſal. Todesangſt ſpricht aus ſeinen Mienen. Er legt ſich nieder und rührt ſich nicht mehr, nicht einmal dann, wenn die Peitſche ihm um die Ohren knallt. Wie ohnmächtig ſchnappt er um ſich, den Balg geſträubt, die Augen verdrehend, ſchnaufend, lechzend, ſtöhnend. Die Knute endet ſeine Qual; ein Schlag über die Naſe macht ihn verenden.

Nicht minder peinigend für den Wolf, für die Jäger aber weit anziehender, iſt die Jagd der Lappen. Ihnen iſt der Wolf der fürchterlichſte Feind. Sie ſprechen vom „Frieden im Lande", wenn die Wölfe mit der Jagd der Lemminge beſchäftigt ſind; die Zeit des Kampfes, des Krieges beginnt für ſie, wenn die Raubthiere ihnen, oder ihrem Heerdenthiere, dem Ren folgen. Dieſe Heerden beläſtigt der Wolf faſt durch das ganze Jahr; ſie ſchmälert er von Tag zu Tage. Machtlos ſtehen die Lappen dem Feinde gegenüber, welcher ſich ſorgfältig genug hütet, der kleinmündigen Büchſe zu nahe zu kommen. Viele Monate hindurch betreibt er ungerochen ſeine Jagd. Aber es giebt eine Zeit der Vergeltung. Die lange Nacht bricht an. Tagelang wirbeln Schneeflocken hernieder; die Tundra trägt bald ihr Winterkleid. Jetzt hat die Stunde der Rache geſchlagen. Beim märchenhaften Schimmer des Nordlichtes zieht die junge Mannſchaft hinaus in den Kampf gegen den Feind ihrer einzigen Habe. Der geſtählte Fuß trägt den Schneeſchuh, die kräftige Hand die ſcharfſpitzige Lanze: eine ſchneidige Meſſerklinge, befeſtigt an einem langen Stocke, geborgen in einer loſe aufliegenden Scheide. Leicht gleiten die ſchmächtigen Geſtalten über den weichen Schnee, in welchen

jetzt ſelbſt das Ren tief einſinkt, trotz ſeiner natürlichen Schneeſchuhe, der breitgeſtellten Hufe. Sie treiben die Heerde weit ab von dem verrätheriſchen Walde, in die offene Tundra hinaus. Den Wolf zwingt der Hunger, ihr zu folgen. Mühſam arbeitet er ſich zu den Renthieren heran; bei jedem Tritte ſinkt er bis zum Bauche in den lockeren Schnee. Da nahen ſich ihm, aufjauchzend vor Luſt, die Hüter der Heerde. Er flüchtet; aber nur langſam kommt er vorwärts. Die leichten Skyläufer ſind ihm ſchon dicht auf den Ferſen. Verzweifelnd ſtrengt er ſich an, ihnen zu entrinnen. Sein Mühen iſt vergeblich. Schon fühlt er die Schläge der Lanzenſpitze auf ſeinem Rücken, die lockeraufſitzende Scheide fällt ab, und die Männer bohren ihm jauchzend das ſcharfe Eiſen durchs Herz. Hoch auf und ſchäumend quillt das Blut aus tödtlicher Wunde: — die Jagd iſt beendet. Ein Ren mit dem leichten Schlitten wird herbeigebracht, um den Räuber der Heerden nach dem Zeltdorfe zu ſchleifen, in welchem der helle Jubel losbricht und das Rühmen der muthigen Männer beginnt, ſobald der erſehnte Zug ſich zeigt. Der geerntete Ruhm entſchädigt tauſendfach für alle Mühen und der werthvolle Balg iſt noch eine angenehme Zugabe für den glücklichen Jäger.

Nächſt dem Menſchen ſteht dem Wolfe faſt ausnahmslos die höhere Thierwelt feindlich, wenn auch größtentheils ohnmächtig gegenüber. Die meiſten Thiere, welche der Wolf bedroht, ſind freilich nicht fähig, ihm einen erheblichen Schaden zuzufügen; doch giebt es immerhin einzelne, welche ſeine Angriffe in nachdrücklicher Weiſe abzuſchlagen vermögen. Die Pferde der ſüdruſſiſchen Steppen fürchten den ſie ewig bedrohenden Wolf wenig oder nicht: ältere Hengſte gehen ihm vielmehr ohne weiteres zu Leibe, ſchlagen ihn mit den Vorderbeinen zu Boden oder faſſen ihn ſelbſt mit dem Gebiß und beißen ihn ſo zuſammen, daß ihm Hören und Sehen vergeht. Die Rinder benutzen ihr Gehörn in erfolgreicher Weiſe gegen ihn, und ſelbſt die Schweine wiſſen ſich ſeiner zu erwehren und bringen ihm häufig tödtliche Wunden bei. Am gehäſſigſten aber verfolgen ihn ſeine nächſten Verwandten, die Haushunde. Für einen echten Wolfshund giebt es keine größere Wonne, als ſeinem Vetter Liebden entgegen zu treten. Ein gut eingeſchulter Hund achtet im Kampfe mit dem Wolfe weder eine Verwundung, noch den Tod ſeines Gefährten: ſterbend noch beißt er nach dem gehaßten Feinde.

Der Nutzen, welchen der Wolf mittelbar oder unmittelbar dem Menſchen bringt, kann gegen den Schaden, den er anrichtet, nicht in Betracht kommen.

Deshalb wird ſich das Schickſal auch dieſes Räubers erfüllen: der Beherrſcher der Erde wird ihn vernichten, wie es in unſerem Deutſchland bereits geſchehen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der Wolf von dem Menſchen von jeher mehr gehaßt worden iſt und noch wird, als jedes andere Thier — die giftige Viper nicht ausgenommen. In den vergangenen Jahrhunderten hat dieſer Haß oft in lächerlichſter Weiſe ſeinen Ausdruck gefunden. Der Wolf hat geradezu als Zauberweſen gegolten. Man hat ſich nicht begnügt, ihn zu tödten, ſondern auch verſucht, ihn nach dem Tode noch zu ſchänden. Er iſt gehängt worden, wie ein gemeiner Dieb und Mörder; man hat beſondere Galgen für ihn errichtet und ſich ſogar zu Spottverſen über ihn begeiſtern laſſen. Aus jener Zeit klingt noch die Sage vom „Wehrwolf“ oder „Währwolf“, dem ſcheußlichen Ungethüm in Wolfsgeſtalt mit ſataniſchen Abſichten und hölliſchen Thaten zu uns herüber.

4. Der Fuchs, Vulpes vulgaris, Brisson.

(Canis Vulpes und C. Alopex, Linné; Canis melanogaster? Bonaparte; Vulpes crucigera, Brisson.)

Das alte Sprichwort: „Wenn zwei das Gleiche thun, iſt es doch nicht Daſſelbe“, findet in unſerer gewöhnlichen Anſchauung des Fuchſes und ſeiner Handlungen volle Beſtätigung. Niemand denkt daran, Reinecke mit demſelben Haß zu begegnen, welcher Iſegrim, dem ſeit uralten Zeiten Verrufenen, von jeher verfolgte. Wenn man vom Fuchſe redet, ſpricht man wohl von ſeiner Liſt und Diebsgewandtheit, zürnt ihm aber kaum ob derſelben, erfreut ſich vielmehr der Fertigkeiten, welche der Schelm an den Tag legt und verlacht Denjenigen ſchadenfroh, deſſen Beſitzthum der Liſtige ſchädigte. „Ein ſchlauer Fuchs“ iſt Redensart geworden, und die Anwendung derſelben keineswegs entehrend für den Betroffenen. Und doch iſt der Fuchs in ſeiner Art ein dem Wolfe vollkommen ebenbürtiger, ein dieſem durchaus gleich denkender und, ſoweit es ſeine Kraft zuläßt, auch gleichhandelnder Strolch!

Es iſt wahrſcheinlich, daß die Geſtalt des Fuchſes viel zu ſo milder Beurtheilung beiträgt. Der Wolf, in unſeren Augen ein ſehr wohlgebildeter Hund, wird häßlich genannt: den Fuchs findet man anmuthig und ſogar ſchön. Auch wir ſind dieſer Anſicht; denn der Fuchs iſt wirklich ein wohlgebautes Thier. Er iſt, wie ſeine nächſten Verwandten, ein niedrig geſtellter

Hund, mit sehr verlängertem, spitzschnäuzigen Kopfe und auffallend langer buschiger Standare. Seine Leibeslänge beträgt etwas über zwei Fuß, die Länge des Schwanzes gegen 1¼ Fuß, die Höhe am Widerrist dagegen wenig über einen Fuß. Der Balg besteht aus einem dichten Woll- und einem längeren Grannenhaar; seine Färbung, welche zur Farbenbestimmung maßgebend geworden ist, ist ein Spitzbubenkleid, wie es nur gewünscht werden kann; es schließt sich der Bodenfärbung auf das Innigste an, es paßt ebenso gut zum Nadel- wie zum Laubwalde, zur Haide, wie zum Felde. Seine Färbung kann man mit wenig Worten bestimmt nicht beschreiben. „Fuchsroth" ist die Hauptfarbe; dieselbe ist aber manchfach schattirt oder geht in andere Färbungen über, ohne daß Dies auffällig würde. Die Oberseite des Leibes ist „fuchsig", in der kalten Jahreszeit wegen der weiß geringelten Haare wie mit Reif überdeckt, die Unterseite ist weiß, im Winter theilweise schwärzlich; der Schwanz ist oben braunroth, unten rostgelb. Schwarz sind die Vorderläufe auf ihrer Oberseite und die Füße auf ihrer Vorderseite, ein Fleck oben auf der Schwanzmitte, und die Außenseite des Ohrs, lichter und bezüglich lebhafter, als der Balg überhaupt, die Weichengegend, die Stirn und der Schnauzenrücken. Vielfache Abänderungen kommen vor. Die gewöhlich weiße Schwanzspitze ist oft braun; über den Rücken verläuft ein dunkler Streifen, über die Schultern eine gleichfarbige Binde, die Unterseite wird ganz schwarz ꝛc.

Reinecke fehlt, wie bereits bemerkt wurde, nirgends im deutschen Vaterlande und reicht weit über dasselbe hinaus. Er ist in ganz Europa und Asien heimisch, und es fragt sich noch sehr, ob der in Nordamerika vorkommende Nilfuchs (Vulpes nilotica) oder der im Norden Amerika's lebende Blaßfuchs (V. fulva) wirklich auf Artselbstständigkeit Ansprüche erheben dürfen, wie wir Dies annehmen. Einem so vollendeten Strauchritter, wie der Fuchs es ist, erscheint jede Gegend recht. Der schlaue Gesell findet sich überall, am Meeresstrande, wie im Hochgebirg, im Buschwalde, wie im ausgedehnten und geregeltem Forste, in Haidegegenden, wie in den bestangebauten Strecken. Unter allen Umständen bleibt der Wald seine bevorzugte Wohnstätte, — die einzige jedoch nicht: wir sind dem Fuchs auch in weiten gänzlich waldlosen Ebenen und im kahlen Hochgebirge Spaniens und Norwegens begegnet. Seine Wohnung ist, wo immer möglich, eine Höhlung, sei dieselbe künstlicher oder natürlicher Art. Man sagt, und schwerlich mit

Unrecht, daß er gern andere Thiere, namentlich den Dachs für ſich arbeiten laſſe und ihm dann durch wirklich ſchändliche Liſten und Streiche die wohlgebaute Behauſung abnehme; ſicher iſt jedoch, daß er auch ſelbſt ein tüchtiger und geſchickter Gräber iſt. Der Fuchsbau iſt, falls nicht eine Höhlung im Geklüft zur Wohnung erwählt wurde, nach einem beſtimmten Grundplan erbaut. Er beſteht aus einem geräumigen Keſſel, zu welchem mehrere Röhren führen. Letztere ſind vielfach gewundene, gekreuzte und anderweitig unter ſich in Verbindung ſtehende Gänge. Einer derſelben wird regelmäßig benutzt, die übrigen je nach Befinden bei Gefahr. In dieſem Bau hauſt der Fuchs bei üblem Wetter, im Winter zur Paarungszeit und ſo lange er oder vielmehr die Füchſin noch ſäugende Junge hat; zu ihm flüchtet er, wenn er ſich arg verfolgt ſieht oder falls er verwundet wurde. Außerdem hält er ſich gern im dichten Gebüſch, im Röhricht der Sümpfe oder im Getreide auf. Nicht ſelten kommt es vor, daß in demſelben Bau neben dem Fuchſe noch ein Dachs hauſt, ja ſelbſt Kaninchen wohnen.

Der Fuchs ſteht hinſichtlich ſeiner leiblichen und geiſtigen Begabungen hinter keinem anderen Hunde zurück. Er iſt in allen Leibesübungen im höchſten Grade gewandt. So niedrig ſeine Läufe auch ſcheinen, ſo behend weiß er ſie zu gebrauchen. Sein Lauf iſt raſch und ausdauernd; trabend ſtreift er des Nachts oft meilenweit umher; verfolgt wird er flüchtig und ſpringt dann mit großen Sätzen davon. Seine Gewandtheit ermöglicht ihm Kunſtſtücke, von deren Ausführung andere Hunde abſtehen müſſen. So ſpringt er im Bruch, einem ſeiner beliebteſten Reviere, gern an ſchiefſtehenden Bäumen empor und drückt ſich in die Krone der Weiden, klettert alſo förmlich, wie eine Katze. Das Waſſer liebt auch er nicht beſonders; doch ſchwimmt er ohne Beſinnen ſelbſt über breite Flüſſe weg, wenn Dies ſein muß. Vortrefflich beſtellt ſind ſeine höheren Fähigkeiten. Seine Sinne ſind ohne Ausnahme ſehr ſcharf und namentlich der Geruch iſt wirklich bewundernswürdig ausgebildet. Der Fuchs hat eine Witterung, gegen welche die des beſten Hundes ſtumpf erſcheint. Er wittert nicht blos in der Nähe, ſondern auch in großen Entfernungen, wie man an ſeinem Gebahren deutlich genug bemerken kann. Ein Menſch, welcher über dem Winde auf 150—200 Schritte dahin geht, wird vom Fuchs ſicher geſpürt, ein Wild nicht minder. Gehör und Geſicht ſind kaum weniger fein, und ſeinen guten Geſchmack beweiſt der Schlecker tagtäglich.

Die geiſtigen Eigenſchaften des Fuchſes ſind von jeher allmänniglich gewürdigt worden. Ob man nicht vielfach übertrieben hat, ſteht dahin: ſo viel iſt ſicher, daß der Fuchs unbedingt den klügſten Thieren zugezählt werden muß. Er vereinigt in ſich die Geiſtesgaben anderer Wildhunde, aber auch deren Eigenheiten und Leidenſchaften. Eine wirklich berechnende Liſt, außerordentliches Gedächtniß, überlegende Klugheit und Erfindungsgabe kann man ihm unmöglich abſprechen. Er weiß jede Erfahrung, welche er einmal gemacht hat, beſtmöglichſt zu verwerthen, und ſein reger Geiſt ſinnt ohne Unterlaß auf neue Entdeckungen und Erfindungen. Eine üble Erfahrung bleibt ihm eine Lehre für das ganze Leben; Glück auf ſeinen Jagden macht ihn mit der Zeit zu dem unverſchämteſten und dreiſteſten Spitzbuben unter der Sonne.

Bei kaltem Wetter hört man den Fuchs ein kurzes Gekläff ausſtoßen; während der Ranzzeit heult er in ähnlicher Weiſe, wie der Pfau ſchreit. Bei Verwundungen kreiſcht er; im Aerger läßt er ein ſonderbares Keckern hören und knurrt nach Hundeart.

Auch der Fuchs iſt ein leidenſchaftlicher Jäger, welcher in ſeinem Bereiche ebenſo, vielleicht noch ſchlimmer hauſt als der Wolf. Doch will man beobachtet haben, daß dieſer oft plumper verfährt, als der allzeit vorſichtige Fuchs, dem die Sicherſtellung ſeiner ſelbſt über Alles zu gehen ſcheint. Im Ganzen erbärmlich feig, kann der Fuchs Heldenſinn zeigen, wenn ihm die Gefahr über den Hals kommt. Man hat erfahren, daß er ſich aus dem Eiſen durch Abbeißen des eingeklemmten Laufes befreite; man hat geſehen, daß er einen zerſchoſſenen Lauf, der ihn an der Flucht hinderte, abbiß, um ſchneller laufen zu können. Vor den Hunden, welchen er ängſtlich ausweicht, ſetzt er ſich, ganz in die Enge getrieben, mit großem Muthe zur Wehre, und ſelbſt vor dem Menſchen, ſeinem fürchterlichſten Feinde, vergißt er die ihm eigene Scheu, wenn er nicht weiter kann. Das iſt ſo recht eigentlich der Wildhunde Art.

Der Beute gegenüber zeigt ſich der Fuchs noch grauſamer, als der Wolf. Er hat die uns widerliche Gewohnheit der Katzen, mit dem gefangenen Thiere, bevor er es tödtet, erſt lange zu ſpielen, und es ſcheint, als bereite ihm die Qual des armen Schlachtopfers ein unſägliches Vergnügen. Namentlich vor den Jungen treibt er argen Mißbrauch mit ſeinem ergriffenen Wilde, unzweifelhaft zu dem Zwecke, die junge Bande in allen

Künſten und Fertigkeiten des Gewerbes gehörig einzuſchulen. Mit dieſer Grauſamkeit ſteht die Mordluſt des Strolchs im Einklange. Er begnügt ſich nur ſelten mit Dem, was er gerade bedarf, ſondern mordet, wenn er das vermag, weit mehr, als er braucht. Deshalb überwiegt auch der Schaden, welchen er anſtiftet, den im Ganzen ſehr bedeutenden Nutzen, welchen er bringt. Wir glauben nicht zu viel zu ſagen, wenn wir behaupten, daß man den Fuchs als nützliches Thier anſehen könnte, beſäße er dieſe abſcheuliche Mordluſt nicht.

Der Wildſtand des Fuchſes muß als ein ſehr ausgedehnter bezeichnet werden. In unſerm deutſchen Walde giebt es nur wenig Thiere, welchen dieſer Räuber nicht nachſtrebt. Sogar das eben geſetzte Hirſchkalb oder der Friſchling iſt vor ſeinem Angriffe nicht geſichert. Von dieſen Thieren an befehdet und mordet er wahrſcheinlich alle übrigen kleineren Säugethiere unſeres Vaterlands, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der für ihn unerreichbaren Fledermäuſe. Den Igel ſchützt ſein Stachelkleid ebenſowenig, als den Maulwurf ſeine unterirdiſche Lebensweiſe vor den Nachſtellungen des Strauchdiebes. Federvieh jeder Art iſt nicht minder ſeinen Verfolgungen ausgeſetzt, und wahrſcheinlich ſtellen ihm auch die Klaſſen der Lurche und Fiſche mehr Wild, als wir glauben. Daß er Kerbthiere, Schalthiere und Würmer nicht verſchmäht, iſt bekannt: Maikäfer ſind ihm unter Umſtänden eine ſehr leckere Speiſe. Nebenbei liebt der Fuchs auch ſchmackhafte Pflanzenſtoffe, vor Allem ſaftige Früchte: Birnen, Kirſchen, Beeren, Trauben u. dgl. Mäuſe bleiben wohl unter allen Umſtänden ſeine Hauptnahrung. In mäuſereichen Jahren vergißt er über den Fang dieſer Nager faſt jede andere Jagd: er fängt die Mäuſe, auch wenn er ſchon ganz geſättigt iſt, zu ſeinem Vergnügen. Den Zügen der Lemminge im Norden wandert er wie der Wolf meilenweit nach.

Auch der Fuchs lebt den größten Theil des Jahres hindurch einzeln in dem einmal gewählten Gebiete, obgleich er die Gemeinſchaft von Seinesgleichen keineswegs meidet. Manche Jäger behaupten, daß Fuchs und Füchſin in treuer Ehe zuſammenhalten; doch fordert dieſe Annahme zu ſehr gerechten Zweifeln heraus. Gegen die Rollzeit hin kommt es freilich oft vor, daß ein Fuchspaar längere Zeit in demſelben Baue hauſt; auch tragen, wenn die Füchſin ſchon größere Junge hat, männliche Füchſe dieſen Beute zu: ein wirkliches Eheleben braucht aber deshalb noch nicht angenommen zu

werden. Die Rollzeit der Füchse tritt gewöhnlich Anfang Februars ein. Wenn Schnee im Walde liegt, kann man diese Zeit ganz genau bestimmen, weil man dann anstatt einer Fuchsfährte stets deren mehrere findet. Die hitzige Füchsin läuft voraus, die verliebten Füchse folgen ihr zu zweien und mehreren auf allen ihren Wegen treulich nach. Etwa vierzehn Tage hindurch trabt so allnächtlich eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft durch den Wald, der begünstigte Liebhaber dicht hinter der Füchsin her, die übrigen Bewerber hinter dem ersteren. Bei uns zu Lande wird man nur selten Zeuge dieser Liebesbewerbung, in südlichen Ländern dagegen, namentlich in Egypten, wo dem Fuchse wenig oder nicht nachgestellt wird, treiben die Thiere ihre Liebeleien ohne alle Scheu am hellen, lichten Tage im freien Felde vor den Augen des Menschen. Die Begattung geschieht wie bei den Hunden. Es ist höchst wahrscheinlich, daß unter den verschiedenen Bewerbern um die Liebe der Füchsin häufig Kämpfe ausgefochten werden und ebenso glaublich, daß die Füchsin gute Gelegenheiten unbenutzt nicht vorübergehen läßt; von ehelicher Treue wenigstens ist wohl kaum zu sprechen.

Nach ungefähr neunwöchentlicher Tragzeit, im April, wölft die Füchsin im sichern Bau drei bis neun Junge, welche mit geschlossenen Augen zur Welt kommen und etwa vierzehn Tage lang blind bleiben. Die kleinen munteren Gesellen wachsen rasch heran, verlassen in der fünften oder sechsten Woche ihres Lebens bereits den Bau und gehen im dritten Monate ihres Alters schon mit der Mutter auf die Jagd hinaus. Ihr Hauptunterricht geschieht vor dem Baue, welcher zur wahren Schlachtbank wird; denn die Füchsin schleppt ihren Jungen Thiere aller Art und andere Nahrung im Ueberflusse zu. Im Nothfalle vertritt der Fuchs Mutterstelle. Hartig beobachtete wenigstens, daß man bei einem Gewölfe von Jungfüchsen, deren Mutter drei Tage vorher getödtet worden war, dreiundzwanzig junge Hasen, eine Haushenne und auch ein Stück Rindfleisch fand, welche Nahrung wohl nur der Vater herbeigeschafft haben konnte. Die Klagen der Säuglinge, welche noch nicht im Stande waren, die ihnen vorgelegte Speise zu verzehren, mochten den Fuchs an seine Vaterpflichten erinnert und bewogen haben, immer neuen Fraß herbeizuschleppen. — Gegen den Herbst hin verlassen die inzwischen selbstständig gewordenen Füchslein ihre Alte. Sie haben um diese Zeit schon beinahe die volle Größe erreicht und sind in allen Fertigkeiten und Listen der Jägerei wohl erfahren. Im zweiten Jahre sind sie

erwachſen, fortpflanzungsfähig aber ſchon früher, die Weibchen jedenfalls bereits im nächſten Frühling.

Man darf wohl behaupten, daß ein ſehr zärtliches Verhältniß zwiſchen der Mutter und ihren Kindern herrſcht. Die Füchſin mit ihrer muntern Schaar gewährt ein überaus anziehendes Schauſpiel. Sie ſcherzt und ſpielt in allerliebſter Weiſe mit ihren Kleinen. So lange die Jungen im Baue ſind, ſteigert ſich ihre Vorſicht zur ängſtlichen Sorge. Sobald ſie Gefahr wittert, trägt ſie die Sippſchaft ſofort einem andern Baue zu, und wenn die Kleinen ſie begleiten können, wechſelt ſie, falls ſie Störungen erfährt, fortwährend mit ihrem Aufenthalte. Man ſagt, daß ſie es ſorgfältig vermeide, in der Nähe ihres Baues zu rauben, um denſelben ja ſo viel als möglich verborgen zu halten. Bei dieſem Familienleben aber zeigt ſich der Fuchs auch von ſeiner widerlichen Seite. Er vergißt oft genug die Geſchwiſterliebe oder die kindlichen Rückſichten. Aus den Spielen unter den Jungen wird manchmal bitterer Ernſt, und es kommt gar nicht ſelten vor, daß eins der jungen Füchschen todt gebiſſen und von der lieben Geſchwiſterſchaar aufgefreſſen wird; ja, ſogar die verwundete Alte iſt vor den Angriffen ihrer Brut keineswegs geſichert, und todte Mütter werden mit derſelben Rückſichtsloſigkeit von den eigenen Kindern verzehrt, mit welcher erwachſene Füchſe die Gefangenen und alſo Wehrloſen ihrer Art angreifen und auffreſſen. Auch die Alte fällt unter Umſtänden mörderiſch über ihre Kinder her, ſo zärtlich ſie dieſelben ſonſt liebt. Man hat Beobachtungen gemacht, daß ſie einzelnen ihrer Jungen, welche gefangen und in einem Hofe angebunden waren, Nachts leckere Speiſen zugetragen hat; man hat erfahren, daß ſie ſelbſt Angeſichts des Todes ihrer Kinder noch gedenkt; man hat aber auch erleben müſſen, daß eine alte Füchſin, welche man ſammt ihrer Familie eingefangen und in einen Käfig geſteckt hatte, Nachts ihre lieben Sproſſen überfiel und drei von ihnen tödtete und fraß. Durch ſolche Thatſachen iſt die Wolfsnatur des Fuchſes wohl hinlänglich bewieſen.

Reinecke ſteckt Jahr aus Jahr ein im Waldbann. Für ihn giebt es keine Schonung und keine Hegezeit. Doch hat er unter den Waidmännern faſt mehr Freunde als Feinde. Die Gewinnſucht der Menſchen kommt bei der Jagd mit ins Spiel. Man läßt den Dieb ſtehlen, den Räuber morden oder den Fuchs laufen, ſo lange ſein Balg die Jagd nicht bezahlt und denkt erſt mit Eintritt der kalten Jahreszeit, welche ſeinen Pelz brauchbar macht,

an die Vertilgung des Strauchritters. Allein in Deutſchland werden 100,000 Füchſe für den Rauchwaarenhandel geſchoſſen, deſſen Hauptſtapelplatz der Welt Leipzig iſt. Wir müßten ſeitenlange Beſchreibungen geben, wollten wir alle die gebräuchlichen Jagdweiſen hier aufzählen und begnügen uns daher, zu ſagen, daß es bei der Fuchsjagd hauptſächlich darauf ankommt, Liſt gegen Liſt, Schlauheit gegen Schlauheit einzuſetzen. Für Sonntagsſchützen iſt ſolche Jagd kein Vergnügen; ſie verlangt vielmehr einen wohlerfahrenen und geübten Waidmann. Ein ſolcher nur wird mit Erfolg ſeine Fallen ſtellen, die Reize anwenden, einen Kunſtbau anlegen, Treibjagden veranſtalten, die Angel aushängen u. ſ. w. Für einen ſolchen Jäger aber iſt die Fuchsjagd auch wohl die unterhaltendſte, welche man bei uns zu Lande haben kann, und ſomit hat unſeres Erachtens ein böhmiſcher Graf, deſſen Namen uns entfallen, ganz Recht, wenn er gegenwärtig auf ſeinen ausgedehnten Gütern die Füchſe mit derſelben Zärtlichkeit hegt und pflegt, wie andere Jäger das übrige Wild. Der edle Herr erreicht dadurch zugleich noch einen Vortheil. Er rächt ſich für den ihm früher von ſeinen Bauern abgeforderten Wildſchaden; denn für die vom Fuchs im Gehöfte geſtohlenen Gänſe, Enten und Hühner wird bekanntlich vom Jagdbeſitzer keine Vergütung gewährt.

Jung eingefangene Füchſe werden bald ſehr zahm, behaupten aber auch in der Gefangenſchaft ſo lange als möglich ihre Selbſtſtändigkeit. Sie zeigen wirkliche Anhänglichkeit an ihren Herrn und Gebieter, ordnen ſich jedoch keineswegs deſſen Willen mit der ſklaviſchen Nachgiebigkeit des Haushundes unter, ſondern machen von Zeit zu Zeit die Anſprüche eines urſprünglich frei geborenen Thieres geltend. Man erzählt mancherlei hübſche Geſchichten von ſolchen zahmen Füchſen; zumal Lenz hat eine ſehr anziehende Beſchreibung des Gefangenenlebens gegeben.

Außer den Menſchen hat der Fuchs bei uns zu Lande wenig Feinde. Abgeſehen von den ihn plagenden Schmarotzern fügen ihm nur wenige Thiere Ungemach oder wirklichen Schaden zu. Der Wolf erwürgt ihn, wenn er ſich ſeiner bemächtigen kann, und in dem Jagdhunde hat er einen noch bitterern Feind, als in deſſen Herrn. Das Edelwild vermeidet den Streit mit ihm ſo lange als möglich, geht ihm aber, wenn er allzu dreiſt nach dem friſch geſetzten Kalbe lungert, mit empfindlichen Schlägen zu Leibe. In größeren Forſten und im Hochgebirge werden ihm der Gold- und der Steinadler gefährlich; doch befehden ihn dieſe ſtolzen Räuber der Lüfte

nicht immer mit Glück. Man hat beobachtet, daß Reinecke noch hoch oben in der Luft dem Adler, welcher ihn den Wolken entgegentrug, mit geschicktem Biß die Halsschlagadern aufriß und durch den Tod seines Gegners die erlittene Unbill rächte.

Im Märchen und in der Völkersage spielt der Fuchs eine große Rolle. Er ist immer der gefeierte Held, der eigentlich beliebte Schalk, an dessen Schelmenthaten Jedermann seine Freude hat. Diese Ansicht ist eine durchaus ungetheilte. Sie herrscht ebensowohl unter den Innerafrikanern, wie unter den Lappen und Finnen im hohen Norden.

Unter den Familien der Raubthiere ist eine bei uns in ziemlicher Anzahl vertreten. Diese Familie, welche wir nach dem Namen eines ihrer bevorzugten Mitglieder „Marder" nennen, enthält gegen funfzig ziemlich kleine, lang gestreckte, kurzbeinige, anmuthig gebaute Raubthiere, von denen freilich nur die wenigsten und zwar hauptsächlich die Marder im engeren Sinne im deutschen Walde hausen. Sie kennzeichnen sich durch folgende Eigenthümlichkeiten: Der lange Leib ist walzenförmig, die Läufe sind kurz, die Füße fünfzehig, der Schwanz erreicht etwa die halbe Leibeslänge, der Kopf ist an der Schnauze zugespitzt, die Ohren sind kurz, an der Spitze gerundet. Der Pelz ist dicht und weich, aus zweierlei Haaren, aus einem zarten, dichtstehenden Flaum und weichen Grannen bestehend. Das Gebiß wird von 34 bis 38 Zähnen gebildet, unter denen die Reißzähne noch stark entwickelt und die Höckerzähne des Oberkiefers dadurch ausgezeichnet sind, daß ihre Breite viel größer als ihre Länge ist. Sieben Hals-, zwanzig Brust- und Lendenwirbel, drei Kreuz- und funfzehn bis dreiundzwanzig Schwanzwirbel bilden die Wirbelsäule.

Alle Marder sind im höchsten Grade bewegliche, lebendige Thiere. Sie bewohnen vorzugsweise den Wald, nicht minder regelmäßig jedoch auch das Feld und das Gehöft des Menschen. Ihre leiblichen Begabungen sind so ausgezeichneter Art, daß ihnen alle Fertigkeiten, welche ein Thier sich erringen kann, von Haus aus als Spielerei erscheinen mögen. Sie laufen rasch, klettern mit der Gewandtheit eines Affen, wissen ihre schmächtigen Leiber durch jede Oeffnung zu drängen, schwimmen ausgezeichnet und sind ebenso unermüdlich als rastlos. Eine unbändige, fast tückische Wildheit und eine unbesiegliche Mordlust stechen unter ihren geistigen Eigenschaften

beſonders hervor. Klug ſind ſie nur im geringen Grade, wohl aber offenbaren ſie oft große Liſt und Schlauheit. Unter den Sinnen ſcheinen Geruch, Geſicht und Gehör gleich ausgebildet, Geſchmack und Gefühl jedoch ebenfalls entwickelt zu ſein. Geſelliger, als die meiſten übrigen Raubthiere, leben ſie gern in Trupps und Familien zuſammen und betreiben auch oft gemeinſchaftlich ihre Jagd. Dieſe gilt den Thieren im weiteſten Umfange und erleidet eigentlich nur durch die außer allem Verhältniſſe zu ihrer Kraft ſtehenden Größe eines Wildes Beſchränkung, obgleich es vorkommt, daß ſich ein Marder auf eine Beute ſtürzt, welche ſechsmal größer iſt, als er. Außerdem muß auch das Pflanzenreich den Mardern zollen. Sie verzehren Früchte und Beeren aller Art. Bezeichnend für unſere Thiere ſind zwei Drüſen in der Nähe des Afters, welche eine ſtarkriechende, moſchusähnliche Flüſſigkeit abſondern, über deren Nutzen oder Verwendung vielfach, jedoch bis jetzt ohne Ergebniß hin und hergeſtritten worden iſt.

Die Vermehrung der Marder iſt nicht unbeträchtlich. Das Weibchen wirft einmal im Jahre, aber zu ſehr verſchiedenen Zeiten, zwei bis acht Junge. Es pflegt dieſe mit großer Liebe und Sorgfalt, vertheidigt ſie bei Gefahr und führt und unterrichtet ſie lange und ſorgfältig. Sie wachſen raſch heran und ſind im nächſten Jahre bereits ſelbſt zeugungsfähig. Jung eingefangen und geſchickt behandelt, können ſie zu wirklichen Hausthieren werden, obgleich die ihnen angeborenen übeln Eigenſchaften ſich ſelten ganz ausrotten laſſen.

Bei einigen Marderarten iſt der Nutzen, welchen ſie mittelbar oder unmittelbar den Menſchen bringen, ungleich bedeutender, als der Schaden, den ſie anrichten, bei andern jedoch das Umgekehrte der Fall. Dieſe wie jene verdienen alſo unſere vollſte Beachtung.

5. Der Baum- oder Edelmarder, Mustela Martes Brisson.

(Martarus Abietum Albertus Magnus; Mustela Martes, varietas Abietum Linné. Viverra Martes Shaw, Martes abietum Ray.)

Der Edelmarder vereinigt die Eigenthümlichkeiten und Begabungen ſeiner Familie am vollſtändigſten in ſich. Er iſt neben wenig andern Verwandten das vollendeſte Mitglied ſeiner Familie oder wenigſtens ſeiner Sippe. Sein Leib iſt ſchlank, hinten etwas ſtärker als vorne, der Hals kurz, der Kopf breit, ſpitzſchnäuzig, der Schwanz von halber Körperlänge, dichtbuſchig

Digitized by Google

und gleichmäßig behaart. Die niedrigen Läufe sind mit kurzen Haaren dicht bedeckt, die Sohlen mit weichem, wolligen Haar bekleidet, die Ballen nackt, die Zehen durch kurze Bindehäute vereinigt. Ein dichter Pelz bedeckt gleichmäßig den Leib. Die Färbung des Oberhaars ist braun, während das darunter liegende Wollhaar gelblich erscheint und durchschimmert, die Farbe dunkelt am Schwanz und den Beinen und geht dagegen an den Ohren und namentlich an den Ohrrändern in das Braungelbliche über. Ein großer Fleck an der Kehle und dem Unterhalse, welcher bald mehr bald weniger ausgedehnt ist, hat eine dottergelbe Färbung, welche nach hinten zu verbleicht. Zwischen den Hinterbeinen breitet sich oft ein zweiter röthlich-gelber, dunkelbraun gesäumter Fleck aus, welcher zuweilen durch einen gleichgefärbten, braun gemischten Streifen mit dem Kehlfleck in Verbindung steht. Im Winter pflegt die Färbung dunkler zu sein, als im Sommer. Das ausgewachsene Männchen wird $2^1/_4$ Fuß lang, wovon $1^1/_2$ Fuß auf den Leib, $^3/_4$ Fuß auf den Schwanz zu rechnen sind. Die Höhe am Widerrist beträgt etwa zehn Zoll.

Albertus Magnus war der erste Naturforscher, welcher den Baummarder von dem ihm sehr ähnlichen Haus- oder Steinmarder bestimmt unterschied. Auch andere ältere Naturforscher kannten ihn sehr genau, während die neueren beide Thiere oft verwechselten und heute noch verwechseln. Sehr richtig sagt Blasius, daß Jäger, Pelzhändler und Naturbeobachter über die genügende Berechtigung beider Arten selten in Zweifel gewesen sein dürften.

Der größte Theil der gemäßigten und nördlichen Hälfte der alten Welt ist die Heimath dieses in jeder Hinsicht beachtenswerthen Geschöpfes. In Europa kommt der Edelmarder überall vor, wo es zusammenhängende Waldungen giebt; er findet sich also in Italien und Spanien ebensowohl, als in Norwegen und Lappland. Deutschland allein liefert jährlich 30,000 Edelmarder in den Rauchwaarenhandel. In Sibirien reicht er bis zu den Quellen des Jeneſei, im werchoturischen Gebirge begegnet man ihm in Gesellschaft des Zobels. Wälder bleiben unter allen Umständen sein bevorzugter Aufenthalt. Er nähert sich, abweichend vom Steinmarder, welcher selbst in Städten Herberge nimmt, nur selten den menschlichen Wohnungen. Hohle Baumstämme, Felsspalten, Raubvögelhorste, Krähen- und Eichhörnchennester bilden seine Wohnstätten. In ihnen macht er sich einen weichen Lagerplatz

zurecht, auf dem er den größten Theil des Tages verſchläft; denn auch für ihn iſt die Nacht die Zeit der Thätigkeit. Er iſt ein überaus behendes, gewandtes und bewegliches Thier. Sein Gang iſt ſpringend oder hüpfend, aber ſehr fördernd; doch entfaltet er nur im Klettern die volle Meiſterſchaft ſeiner Bewegungsfähigkeit. In unſerm Vaterlande giebt es kein Thier, welches ihn in dieſer Fertigkeit überbieten könnte. Das ſchnelle Eichhorn, der behende Siebenſchläfer ſind nicht im Stande, ihm zu entrinnen. Er läuft förmlich an den Bäumen empor und herunter, rennt mit bewunderungswürdiger Sicherheit auf den Aeſten hin, ſpringt, ohne ſich zu irren, über weite Zwiſchenräume hinweg, von einem Baum zum andern und ſetzt unbedenklich dem geängſtigten Eichhorn, welches vom höchſten Wipfel eines Baumes zur Erde ſpringt, in die Tiefe nach. Es gilt ihm völlig gleich, welcher Art die Bäume ſind, auf denen er ſich bewegt: am glatten Buchenſtamme ſteigt er mit derſelben Schnelligkeit und Sicherheit empor, wie an der rauhen Borke der Eiche. Beſonders ſcharfe Sinne, namentlich vortreffliches Geſicht und ausgezeichneter Geruch ſtehen mit dieſer Begabung im Einklange.

Weniger Rühmenswerthes läßt ſich von dem geiſtigen Weſen des Thieres ſagen. Der Marder iſt, wie viele ſeiner Verwandten, das blutdürſtigſte, mordluſtigſte und grauſamſte Geſchöpf, welches man ſich denken kann. Unruhig, raſtlos, lebhaft, wie kaum ein anderes Thier, bedarf er eine bedeutende Menge von Nahrung; allein es genügt ihm nicht, ſo viel zu erbeuten, als er wirklich zur Sättigung braucht: er mordet vielmehr alle Thiere, deren er habhaft werden kann. Es ſcheint wirklich, als berauſche er ſich in dem Blute der von ihm hingeſchlachteten Opfer; es ſcheint, als nähme ſeine Mordſucht zu, jemehr ſie Befriedigung findet. Erſt wenn er ſich vollſtändig geſättigt hat, tödtet er das erfaßte Thier nicht augenblicklich: er beginnt dann, es vor dem Erwürgen erſt zu quälen. An Gefangenen hat man beobachtet, daß ſie kein Thier, welches zu ihnen gebracht wird, verſchonen. Der verrufene Tiger ſchenkt nicht ſelten Hunden, welche in ſeinen Käfig gebracht werden, das Leben, befreundet ſich mit ihnen, beginnt mit ihnen zu ſpielen und läßt ſich ſchließlich ſogar von ihnen beherrſchen: der Marder übertrifft den Tiger an Grauſamkeit und Blutdurſt bei weitem. Er geräth in eine förmliche Raſerei, wenn ein lebendes Weſen in ſeine Nähe kommt. Mit der Schnelligkeit des Blitzes ſtürzt er ſich auf die Thiere und gräbt ſeine ſpitzen Zähne in deren Hals ein. Der Hals iſt diejenige Stelle, an welcher

er ſeine Beute packt; doch trifft er keineswegs immer mit dem erſten Biß die großen Schlagadern derſelben: er wiederholt aber dafür ſeine Angriffe, bis er den erwünſchten Erfolg erzielt hat. Die Schnelligkeit ſeiner Bewegungen beim Angriff iſt bewunderungswürdig. Er dreht ſich mit dem betreffenden Thiere wie ein Kreiſel herum, ſo daß man nicht im Stande iſt, ihn von ſeiner Beute, mit welcher er in einen Knäuel verſchlungen, zu unterſcheiden. Erſt wenn das Opfer verendet iſt, wird er ruhig; ſeine Blutgier erwacht jedoch von Neuem, ſobald ſich ein zweites, drittes — zehntes lebendes Weſen in ſeiner Nähe zeigt. Sofort nach der Tödtung zerbeißt er kleineren Thieren den Kopf; von größeren leckt er das ausfließende Blut und nagt dann erſt die zähe Halshaut durch.

Man darf behaupten, daß er buchſtäblich allen Thieren den Krieg erklärt hat, welche er irgendwie zu bewältigen vermag. Es iſt wiederholt berichtet worden, daß er ſich ſelbſt an junges Edelwild wagt, und zuzutrauen iſt ihm eine ſolche Frechheit. Für gewöhnlich begnügt er ſich freilich mit der Ermordung und theilweiſen Aufzehrung der kleineren Thiere. Er verfolgt und tödtet Haſen, Kaninchen, Eichhörnchen, Siebenſchläfer, Mäuſe, Auer-, Birk- und Haſelwild, Rebhühner, Tauben, Enten, Gänſe, frißt Eier, Käfer, Heuſchrecken und läßt ſich nebenbei Früchte und Obſt, namentlich Birnen, Kirſchen und Pflaumen vortrefflich munden, geht auch mit großer Lüſternheit dem Honig nach. Aus der Schneuße holt er ſich die gefangenen Vögel heraus und nimmt auch die für dieſe vorgehenkten Vogelbeeren weg. Maulwürfe und Spitzmäuſe tödtet er, verzehrt ſie aber nicht. Lurche und Fiſche verachtet er gänzlich. Seine erſtaunliche Gewandtheit zeigt er namentlich bei der Jagd des Eichhorns, welches in ihm einen ſeiner ſchlimmſten Feinde hat. Er verfolgt es mit ſolcher Schnelligkeit, daß es ausſieht, als ob beide Thiere durch die Luft flögen. Das gejagte Eichhorn ſucht wo möglich die höchſte Spitze der Baumwipfel zu gewinnen und ſpringt von dort aus auf den Boden herab, rennt eiligen Laufes ein Stück auf ihm weiter und erklimmt dann raſch einen zweiten Baum: der Marder aber folgt ihm auf Schritt und Tritt und ſcheut, wie ſchon bemerkt, ſelbſt todesdrohende Sprünge nicht. Es iſt wahrſcheinlich, daß er, wie der Fuchs, Andere ſeines Geſchlechts nicht verſchont und ſie ermordet, wo er kann. An Gefangenen wenigſtens hat man beobachtet, daß er auch Jüngere ſeiner Art ohne Barmherzigkeit umbrachte und auffraß.

Ende Januars oder im Anfange des Februar tritt die Rollzeit des Baummarders ein. Der Wald wird dann lebendig und laut in den ſtillen Nachtſtunden. Mehrere männliche Baummarder folgen dem weiblichen, um deſſen Liebe ſie ſich bewerben. Es haben nur Wenige die Liebesſpiele der Thiere beobachtet: ſie verſichern, daß ſie oft in eine tolle Jagd und in wüthenden Kampf ausarten. Wahrſcheinlich wird der Unterliegende vom Sieger ohne Weiteres aufgefreſſen. Um dieſe Zeit vernimmt man auch am häufigſten die Stimmlaute unſeres Thieres: ein unbeſchreibliches Keken und wüthendes Fauchen und Knurren. Nach etwa neunwöchentlicher Tragzeit, zu Ende März oder Anfangs April, wirft das Weibchen auf ein mit Moos ausgepolſtertes Lager in hohlen Bäumen oder in einem dickwandigen Eichhornneſte drei bis vier Junge, welche nach ungefähr zehn Tagen ihre bis dahin geſchloſſenen Augen öffnen. Die Alte verbirgt und bewacht ihre Brut mit größter Sorgfalt, behandelt ſie äußerſt zärtlich, ſäugt ſie und verſieht ſie ſpäter mehr als reichlich mit Fraß aller Art. Etwa fünf bis ſechs Wochen nach der Geburt ſpielen die jungen Marder bereits ſehr luſtig auf den Bäumen umher; wenige Wochen ſpäter wetteifern ſie mit ihren Alten in allen Künſten und Fertigkeiten ihres Gewerbes. Dann trennen ſie ſich von der Mutter und gehen Jeder ſeinen eigenen Weg.

Jung eingefangen, werden dieſe ſo bösartigen und biſſigen Thiere ſehr zahm. Sie gewöhnen ſich an ihre Pfleger, ſpielen ſtundenlang mit ihm, freuen ſich, wenn er zu ihnen kommt und rufen ihn herbei, wenn er länger, als ihnen recht iſt, außen bleibt, folgen ihm auch wohl, wie ein Hund, bei Spaziergängen durch Felder und Gärten. Später werden ſie manchmal läſtig durch ihre Liebkoſungen. Sie ſpielen zwar auch noch, benutzen jedoch ihr inzwiſchen ausgebildetes Gebiß oft in ſo empfindlicher Weiſe, daß man Nichts mehr mit ihnen zu thun haben mag. Lenz, welcher jahrelang gezähmte Baummarder beobachtete, verſichert, daß ſie, einmal erwachſen, gegen ihre Erzieher keine beſondere Zuneigung an den Tag legen. Aus ihren ſchwarzen Augen kommt kein Blick des Wohlwollens; ſie zeigen nur wilde Begierde und Mordluſt. Ihre Beweglichkeit erfreut im Anfang, wird aber mit der Zeit unausſtehlich. Sie hüpfen, wie ein Vogel auf den Stangen ſeines Käfigs, Tag und Nacht umher und ruhen nur dann, wenn ſie ſich überſatt gefreſſen haben. Diejenigen, welche wir gefangen halten, ſchlafen,

falls ſie nicht geſtört werden, während des ganzen Tages und beginnen ihr Umherrennen und Toben erſt mit Einbruch der Nacht.

Die Jagd des Baummarders wird von jedem Waidmann mit einer gewiſſen Leidenſchaft betrieben. Der Balg des Thieres giebt ein ſo geſchätztes Pelzwerk, daß ſich alle Mühe ſchon hierdurch belohnt, ganz abgeſehen von der Freude, welche Jeder empfindet, der einen ſo liſtigen und ſchlauen Geſellen glücklich erlegt. Die Hauptſchwierigkeit der Jagd liegt darin, daß ſich der Marder vortrefflich zu verſtecken weiß und ſo leicht nicht aus ſeinem Schlupfwinkel herausjagen läßt. Bei Tage iſt man ſelten ſo glücklich, dem Thiere im Walde zu begegnen, und wenn ein guter Hund es wirklich auffindet, flüchtet es vor dieſem ſo eilig, als möglich, theils auf, theils über der Erde dahin, erſpäht ſich endlich einen geeigneten Baumaſt und drückt ſich platt auf dieſen nieder. Es iſt ein wahres Kunſtſtück, den Marder dann aufzufinden; denn er verweilt, ſo lange er Menſchen oder Hunde in der Nähe weiß, regungslos auf derſelben Stelle. Er bleibt gewöhnlich ſelbſt dann auf ſeinem Aſte, wenn er gefehlt wurde. Bei ihm iſt es wirklich begründet, daß der waffenloſe Jäger, welcher ihn zufällig auffindet, vor ihm ein Kleidungsſtück aufhängen und nach Hauſe gehen kann, um ſein Jagdgewehr zu holen. Der Marder faßt die Scheuche feſt ins Auge und weicht nicht von ſeinem Platze. Noch beſſer natürlich iſt es, wenn der Jäger ſeinen Hund als Wächter zurückläßt. Wirft man mit Steinen nach einem Baummarder, ſo folgt er gewöhnlich dem vorüberfliegenden Gegenſtande mit ſeinen lebendigen Augen; aber auch dann rührt er ſich nicht eher von der Stelle, bis er wirklich empfindlich getroffen worden iſt. Etwas günſtiger geſtaltet ſich das Ausmachen des Marders im Winter bei einer Neue, obwohl auch dieſe Jagdweiſe immerhin noch viel Ausdauer, Achtſamkeit und Beſonnenheit verlangt und eigentlich blos da ſichern Erfolg verſpricht, wo es dem Jäger geſtattet iſt, unter Umſtänden einen hohlen Baum, des Marders wegen, fällen zu dürfen. Das ruheloſe und unſtäte Weſen des Thieres zeigt ſich am beſten beim Verfolgen einer ſolchen im friſch gefallenen Schnee abgedrückten Fährte. Dieſelbe geht kreuz und quer durch den Wald, kehrt oft nach einem Ausgangspunkte zurück, über die vor wenig Stunden oder Minuten hinterlaſſene Spur hinweg, bald im Gezweig der Bäume, bald auf dem Boden hin, auf der einen Seite des Stammes hinauf, auf der andern wieder hinunter u. ſ. w. Hohle Baumlöcher, Eichhorn- und Krähenneſter werden

bei dieſen Wanderungen auch mit beſucht, und gar nicht ſelten findet das Thier, anſtatt ſich zu zeigen, es bequemer, in einem Schlupfwinkel liegen zu bleiben, von deſſen Vorhandenſein man keine Ahnung hat. Gerade in dieſer Schwierigkeit der Jagd liegt ein großer Theil der Anziehung, welche ſie auf den Waidmann ausübt. Einem geübten Jäger geht Nichts über die Luſt, ſolch einem unſtäten und launiſchen Thiere auf allen ſeinen Kreuz- und Quergängen zu folgen.

Weit mehr Edelmarder, als durch das Feuergewehr ihr Leben verlieren, werden gefangen. Man hat eine Menge von Fallen erfunden, welche mehr oder weniger gute Dienſte thun. Das Tellereiſen, der Schlagbaum und die gewöhnliche Kaſtenfalle ſind als die beſten Fangwerkzeuge anzuſehen. Die Fallen werden durch lebende Thiere, Eier und dgl. geködert oder durch ſtark riechende Stoffe, namentlich Foenum graecum, Marum verum, Parthenium verwittert. Der Pelz des Edelmarders wird hoch geſchätzt. Er übertrifft im Werth den Balg des Steinmarders bei weitem und ſchließt ſich zunächſt an jenen des Zobels an.

6. Der Stein- oder Hausmarder, Mustela Foina Brisson.

(Martarus Fagorum Albertus Magnus; Mustela Martes, var. Fagorum Linné, Martes Fagorum Ray; Viverra Foina Shaw.)

Auch der Steinmarder darf den Waldthieren zugezählt werden, obgleich er, wie ſchon bemerkt, das Gehöft des Menſchen allen übrigen Aufenthaltsorten vorzuziehen ſcheint. Wer den Edelmarder kennen lernte, bedarf einer längeren Beſchreibung des Steinmarders nicht; denn auch hinſichtlich ſeiner Sitten und Gewohnheiten ähnelt dieſer ſeinem waldbewohnenden Verwandten ebenſoſehr, wie in Geſtalt und Färbung. Als weſentlichſtes Kennzeichen des Thieres mag gelten, daß es etwas kräftiger gebaut und merklich niedriger geſtellt iſt, daß der Pelz mehr ins Graue ſpielt, weil das Wollhaar weißlich durchſchimmert und daß der Fleck am Halſe anſtatt dottergelb weiß, auch gewöhnlich kleiner, als beim Baummarder iſt. Im Uebrigen braucht über das Thier kaum noch Etwas geſagt zu werden. Es hat dieſelbe Heimath und dieſelben Eigenſchaften: es iſt faſt ebenſo gewandt und vielleicht noch grauſamer und blutdürſtiger.

Gewöhnlich kommt der Hausmarder häufiger vor, als der Baummarder, vielleicht wird er wegen ſeiner Aufdringlichkeit nur häufiger beobachtet, als

jener. Jagd und Fang beruhen auf denſelben Grundſätzen, erleiden aber durch das Hausleben des Thieres manchfache Abänderungen. Der Schaden, welchen der Hausmarder bringt, iſt größer, als der durch den Baummarder verurſachte, der Nutzen geringer: denn der Pelz ſteht dem ſeines Verwandten bedeutend an Güte nach. Deutſchland liefert jährlich ungefähr 70,000 Steinmarder.

7. Der Iltis oder Ratz, Foetorius Putorius Keyserling und Blasius,

(Mustela Putorius Linné. Mustela Eversmanni Lesson. Viverra Putorius Shaw.)

Die Iltiſſe unterſcheiden ſich äußerlich von den übrigen Mardern hauptſächlich dadurch, daß ihre Bauchſeite einfarbig und dunkler iſt, als der übrige Leib. Außerdem ſind Kopf und Läufe kürzer, als bei den andern Mardern. In ihren Sitten und Gewohnheiten ähneln ſie dieſen ſehr. Man darf ſie die widerlichſten Glieder der ganzen Familie nennen. Sie ſind weniger anmuthig gebaut und beſitzen auch die Gewandtheit ihrer Verwandten nicht; ſie verbreiten einen abſtoßenden Geſtank und ſtehen überhaupt auf niederer Stufe.

Unſer Iltis wird gegen zwei Fuß lang, wovon auf den Schwanz etwas mehr als ein Viertheil kommt. Die Höhe am Widerriſt beträgt kaum mehr als ſechs Zoll. Das Gebiß beſteht aus 34 Zähnen, der Schwanz aus 16 Wirbeln. Ein dichter Wollpelz, aus dem ſehr langes Oberhaar hervorwächſt, deckt den Leib. Das Haar iſt licht roſtfarbig, längs den Weichen röthlich weiß, am Bauche dunkler braungrau, an der Bruſt faſt ganz ſchwarz, am Schwanze am dunkelſten. Die Färbung des Pelzes erſcheint im Ganzen graulich ſchwarzbraun, weil der Wollpelz überall durchſchimmert, am hellſten an der Seite, am dunkelſten an der Bruſt. Die Lippen ſind weiß, die Kopfſeiten und das Kinn weißlich, das Ohr iſt licht gerandet und auch innen mit weißem Haar bekleidet, der Schwanz dunkelſchwarz.

Beſonders entwickelt ſind beim Iltis die Afterdrüſen. Das Thier verbreitet unter allen Umſtänden einen ſtärkeren Geruch, als ſeine andern deutſchen Verwandten, und dieſer Geruch iſt ſo unangenehm, daß man den Iltis geradezu das Stinkthier unſeres Vaterlandes nennen kann. Die volksthümlichen Namen: Stänker, Stänkmarder und Stinkwieſel, welche

4. Jahr der Bildung. Jahr der Ehe mit Nr. 3.

Nach Bericht des Herrn Dr. Schmidt-Rimpler in Braunschweig. Mann und Frau sind Vetter und Base. Die Frau hat 3 Kinder, alle mit Hydrocephalus, geboren. Der Mann hat 2 Kinder, beide mit Hydrocephalus, geboren. Die Frau hat 2 Kinder, beide mit Hydrocephalus, geboren. Der Mann hat 2 Kinder, beide mit Hydrocephalus, geboren. Die Frau hat 2 Kinder, beide mit Hydrocephalus, geboren. Der Mann hat 2 Kinder, beide mit Hydrocephalus, geboren.

und Steinmarder, ſo gewandt er auch auf dem Boden erſcheint. Das Klettern verſteht er wenig oder gar nicht; mindeſtens verfolgt er niemals auf Bäumen eine Beute und kommt nur dann in Tauben- oder Hühnerſchläge, wenn er nicht zu klettern braucht. Auch er ſtellt einer anſehnlichen Menge von Thieren nach. Aus der Klaſſe der Säugethiere und Vögel nimmt er nach Marderart Alles weg, was er erlangen und bewältigen kann; außerdem frißt er Fröſche, Eidechſen, Blindſchleichen, Ringelnattern und Kreuzottern, Fiſche, Schnecken, Kerbthiere, Eier, Beeren, Früchte u. ſ. w. Ratten, Mäuſe und Hamſter ſcheinen ſeine bevorzugte Nahrung zu bilden, und deshalb und wegen ſeiner Kämpfe mit der Viper wird er nützlich. Lenz hat in ſeiner Schlangenkunde in ebenſo ausführlicher wie anziehender Weiſe Beobachtungen niedergelegt, welche er an gefangenen Iltiſſen und Kreuzottern gemacht hat. Aus ihnen geht unbeſtreitbar hervor, daß der Iltis mit großem Muthe der Kreuzotter zu Leibe geht und ſich aus ihren Biſſen nicht das Geringſte macht, die Viper vielmehr ohne Weiteres todtbeißt und ſammt Zähnen und Giftdrüſen auffrißt. An Muth fehlt es alſo dem kleinen Raubthiere durchaus nicht, ja, dieſer Muth artet zuweilen in wirkliche Tollkühnheit aus. Wiederholt iſt es vorgekommen, daß der Iltis ſich ſogar an Menſchen, namentlich an Kinder gewagt hat. Angegriffene vertheidigen ſich manchmal mit beiſpielloſer Unverſchämtheit: ſie ſpringen dem ſich ihnen Nähernden entgegen und beißen ſich in ihm feſt. In Riga ſoll durch einen Iltis ein Wiegenkind getödtet und angefreſſen worden ſein; ein ähnlicher Fall wird aus Kurheſſen berichtet. Unter den Thieren richtet er arge Verheerungen an. Der „Ratz im Taubenſchlage“ iſt zum Sprichworte geworden. Er trägt zwar niemals mehr als ein Thier auf einmal fort, mordet aber ebenfalls Alles, was er erreichen kann und wiederholt ſeine Raubzüge in derſelben Nacht mehr als einmal.

Ende Winters tritt die Rollzeit ein. Es ſammeln ſich mehrere Männchen um ein Weibchen und kämpfen hitzig unter ſich um das Recht der Liebe, nicht ſelten auch auf den Dächern der Häuſer unter ganz abſcheulichen Gekläff und Geſchrei. Ungefähr zwei Monate ſpäter, meiſt Ende Aprils, wirft das Weibchen drei bis acht Junge in einem wohlverſteckten Neſte, welches oft genug in der Scheuer oder auf dem Heuboden angelegt wird. Ihre Kinderſchaar liebt die Alte mit derſelben Zärtlichkeit, welche andere Mütter ihres Geſchlechts offenbaren, vertheidigt ſie im Nothfalle auf das Muthigſte,

namentlich gegen Hunde und Katzen. Dieſe jungen Iltiſſe kann man, falls man ſie im zarteſten Kindesalter einfängt und aufzieht, in ſo hohem Grade zähmen, daß ſie zum wahren Hausthiere und zum Jagdgehilfen des Menſchen werden. Lenz verſichert, daß man mit ſo gezähmten Iltiſſen ſelbſt Füchſe aus ihrem Bau treiben könne. Mit Katzen, Hamſtern und anderen wehrhaften Thieren kämpfen ſie auf Tod und Leben.

Der Iltis iſt wahrſcheinlich mehr nützlich, als ſchädlich. Auf ſeiner Jagd im Feld und Wald wirkt er unzweifelhaft vorwiegend nützlich, und gegen den Schaden, welchen er im Gehöft anrichtet, kann man ſich wahren. Das Thier ſollte alſo eigentlich geſchont werden. Bis heutigen Tages hat jedoch eine ihm günſtige Meinung noch nicht Platz greifen wollen, trotzdem ſie ſchon vor funfzig Jahren von einzelnen Naturforſchern ausgeſprochen wurde. Der Ratz hat unter den Menſchen arge Feinde und namentlich unter den, vernünftigen Anſchauungen leider nur zu oft abholden Bauern. Man ſchlägt ihn todt, wo man ihn findet, oft mit unnöthiger Grauſamkeit. Seine Jagd wird nirgends regelrecht betrieben. Der Waidmann erlegt ihn zur Winterszeit nebenbei, um ſich ſeines im Ganzen werthloſen Felles zu bemächtigen. Der Ratz muß gut getroffen werden, wenn er in die Gewalt des Jägers fallen ſoll; denn ſeine Lebenszähigkeit überſteigt wirklich alle Begriffe. Zufällig fängt man ihn auch in den Fallen, welche für den Hausmarder aufgeſtellt werden. Der Iltis iſt dümmer, als ſeine edeln Vettern und läßt ſich leichter berücken, als dieſe. In Deutſchland werden jährlich 200,000 erlegt.

Es iſt noch keineswegs ausgemacht, ob das Frettchen, **Mustela Furo** Linné, als ein von dem Iltis wirklich verſchiedenes Thier, oder nur als Ausartung deſſelben betrachtet werden muß. In Europa kommt dieſes ſonderbare Geſchöpf blos gezähmt und im Kakerlaken-Zuſtande vor. Seine gewöhnliche Färbung iſt ein ſehr lichtes Gelb, welches auf der untern Seite des Leibes dunkelt. Die Augen ſind wie bei andern Weißlingen roth. Ob ſich das Thier noch irgendwo wild findet, iſt eine Frage, welche ſchon oft geſtellt, aber noch niemals beantwortet wurde. Gewiegte Naturforſcher halten das Frettchen für nichts Anderes, als eine Spielart des Iltis, und ſie werden wohl Recht haben. Alle Leibesverhältniſſe des Frettchen ſind die des Iltis, obwohl ſich im Geripp einzelne Unterſchiede feſtſtellen laſſen.

Nach Blaſius iſt der Frettchenſchädel etwas kürzer, an der Naſe und zwiſchen den Augenhöhlen ſchmäler, an den Jochbogen aber entſchieden breiter und an der Stirn flacher, als jener des Iltis. Das Hinterhauptloch iſt bei dem Frettchen queroval, während es bei dem Iltis unten weit vorſpringt und den Schädel tief ſpitzbogig ausbuchtet.

Die Geſchichte des Frettchen reicht Jahrtauſende zurück. Nach Strabo's Angabe wurde es von Afrika nach Spanien gebracht, um bei der Vertilgung der hier häufiger als irgendwo lebenden Kaninchen ſeine Dienſte zu thun. Von Spanien aus ſcheint es über das übrige Europa verbreitet worden zu ſein. Es pflanzt ſich einzig und allein im gezähmten Zuſtand fort.

Bei uns zu Lande wird das Frettchen nur in ſolchen Gegenden gehalten, wo es viele Kaninchen giebt. In Spanien iſt es der gewöhnliche Genoſſe aller Jäger. Man hält es paarweiſe in Tonnen, Kiſten, Käfigen und Kammern, bereitet ihm hier ein Lager aus friſchem Heu und Stroh, füttert es mit Semmel oder Kleie und Milch, mit Fleiſch, Mäuſen, Fröſchen, Eidechſen und Schlangen und hütet es im Winter vor Froſt. Es iſt viel langweiliger, als alle übrigen Marder und ermuntert ſich eigentlich nur dann, wenn ſeine größten Leidenſchaften, die Jagdluſt, Raubgier und Mordſucht rege werden. Wie andere Marder mordet es jedes Thier, welches in ſeine Nähe kommt, leckt gierig das Blut deſſelben und frißt das Gehirn auf. Von Biſſen der Kreuzotter, welche es mit demſelben Muth wie der Iltis anfällt, wird es krank, ohne jedoch dem Gifte zu erliegen.

Das weibliche Frettchen bekommt gewöhnlich zwei Mal im Jahre fünf bis acht Junge, welche nach zehn Tagen ihre Augen öffnen, zwei bis drei Wochen ſpäter munter werden und dann unter ſich und mit der Alten ſehr anmuthig ſpielen. Den Vater muß man von der Wöchnerin entfernen: er frißt, wenn auch nicht immer, ſo doch zuweilen die eigenen Kinder auf. Mit dem Iltis paart ſich das Frettchen ohne große Umſtände. Die aus ſolcher Miſchlingsehe erzeugten Jungen gelten für ungleich kräftiger und verwendbarer, als die Frettchen ſelbſt. Sie laſſen ſich leichter zähmen, als der Iltis und ſtinken nicht ſo abſcheulich, dabei ſind ſie kühner und weniger froſtig, als das Frettchen. Aber ſie ſind auch weniger lenkſam und beißen rückſichtslos ſelbſt nach dem eigenen Herrn.

In den Wintermonaten zieht man mit dem Frettchen zur Kaninchenjagd aus. Um dieſe Zeit giebt es in den Bauen keine jungen Kaninchen

mehr, welche das Frettchen verleiden möchten, sie zuerst abzuwürgen und dann sich im weichen Neste gütlich zu thun. In einem tragbaren Korb oder Kästchen, welches mit Moos ausgepolstert ist, bringt man die blutgierigen Jagdgehilfen an Ort und Stelle, legt vor jede Röhre des Kaninchenbaues ein sackartiges Netz und läßt nun eins der Frettchen in die Hauptröhre schlüpfen, welche dann ebenfalls durch ein davorgelegtes Netz verschlossen wird. Sobald die Kaninchen den Eindringling merken, fahren sie entsetzt aus dem Baue hervor, natürlich aber in die Netze hinein. Das Frettchen versucht womöglich eins der Kaninchen zu packen und hängt sich an dieses wie ein Blutegel fest, wird auch oft mit dem Kaninchen heraus an das Tageslicht geschleppt. Gelingt es dem mordsüchtigen Thiere, ein Kaninchen im Bau zu erwürgen, so berauscht es sich gewöhnlich an seinem Blute, zieht sich in den Kessel des Baues zurück und kümmert sich nicht im Geringsten um die Lockrufe des Jägers, welcher oft stundenlang vor dem Baue stehen muß, bis es seinem Hausgenossen gefällig ist, wieder zu erscheinen. Im Nothfalle thut eins der getödteten Kaninchen gute Dienste. Man bindet es vorn an eine Stange und schiebt es so in die Hauptröhre des Baues hinein. Auf einen solchen Köder pflegt sich das Frettchen zu stürzen und in ihm so fest zu verbeißen, daß man es mit dem Kaninchen wieder herausziehen kann.

8. Das Hermelin, Mustela Erminea Linné.

(Viverra Erminea Shaw; Mustela candida Ray; Foetorius Erminea Keyserling und Blasius.)

Die beiden kleinsten Mitglieder der Familie, Hermelin und Wiesel, sind noch weit schlanker und kurzbeiniger, als die Marder und Iltisse. Man kann sie, wenn man will, in eine besondere Gruppe vereinigen. Außer den angegebenen Kennzeichen würde für diese zu bemerken sein, daß die Wiesel immer im Sommer eine lichte, heller, als der übrige Körper gefärbte Unterseite besitzen. Der Schädel ist dem des Iltis noch ziemlich gleich, die Wirbelsäule enthält aber einige Wirbel mehr, weil der Schwanz etwas länger ist.

Das Hermelin oder große Wiesel, sprichwörtlich bekannt wegen seiner Schnelligkeit und Gewandtheit, ist ein kleines, ungeachtet seines langstreckigen

Wenn die Kinder so weit sind, daß sie sich gut halten können, dann darf das Pferd im Trabe gehen. Der Lehrer geht dabei neben dem Pferde her und hält das Kind, wenn es nötig ist, mit der Hand. Später kann das Kind auch ohne Hilfe des Lehrers reiten.

Fig. 1. Schulreiten. Das Kind hält sich gut im Sattel und kann ohne Hilfe des Lehrers reiten. Der Lehrer begleitet es, um es beim Absteigen zu helfen.

Wenn die Kinder so weit sind, daß sie ohne Hilfe des Lehrers reiten können, dann kann der Lehrer sie auch in Gruppen reiten lassen.

Tab. 30. Bildet ein Stück von einem in Afrika sehr oft vorkommenden Baume, dessen Äste sehr dicht stehen und eine so dichte Krone bilden, daß kein Sonnenstrahl durchdringen kann. Die Blätter sind sehr klein und stehen zu 2 und 2 einander gegenüber. Die Blüthen sind weiß und stehen in Trauben. Die Früchte sind Hülsen, die in 2 Reihen stehen und in 2 Reihen Samen enthalten. Die Rinde ist sehr rauh, und in Afrika wird sie gegen Fieber gebraucht. Die Wurzel ist sehr stark und tief.

Tab. 31. Bildet Theile ab, und zwar die Blüthe und die Frucht des Kaffeebaumes. Die Blüthe ist weiß und hat einen sehr angenehmen Geruch. Die Frucht ist eine Beere, die anfangs grün, dann gelb, dann roth und endlich schwarz wird. Sie enthält 2 Samen, die mit einander verwachsen sind. Diese Samen sind es, welche wir als Kaffee trinken. Der Kaffeebaum wächst in Arabien und Abyssinien.

dem Groß-Glockner, im Oberötzthale und am Stilfser Joch noch Hermeline oder wenigstens die Spuren derselben. Es steigt in den Alpen bis zu 8000 Fuß über die Meereshöhe empor. In Skandinavien bemerkten wir es am Galdhöpiggen in 6000 Fuß Meereshöhe, aber auch unmittelbar am Strande des Meeres.

Nach Art seiner Verwandten findet das Hermelin in jedem Schlupfwinkel eine erwünschte und geeignete Wohnung. Es hält sich in Erdlöchern, Hamsterröhren und Maulwurfsbauen, unter Steinhaufen, in hohlen Bäumen, Felsklüften und im Winter auch wohl in Gebäuden auf oder verbirgt sich hier während des Tages. Seine eigentliche Jagdzeit beginnt erst nach Sonnenuntergang, obwohl es keineswegs selten vorkommt, daß man auch bei Tag den kleinen Räuber umherstreichen sieht. Das Hermelin ist ein vollständiger Baummarder im Kleinen; es wetteifert mit diesem in jeder Hinsicht. Seine Beweglichkeit und Rastlosigkeit ist unglaublich groß, seine Fertigkeit in allen Künsten der Bewegung bewunderungswürdig. Es läuft und springt rasch und ausdauernd, klettert außerordentlich geschickt, schwimmt ganz vorzüglich, selbst über ziemlich breite Meeresarme hinweg, taucht bei Gefahr gar nicht übel und weiß den langen, schmächtigen Leib durch jede Ritze zu pressen, durch jede Höhlung hindurch zu winden. So wird es namentlich den kleinen, unterirdisch lebenden Nagern ein im höchsten Grade gefährlicher Feind. Die Liste seiner Jagdthiere ist ebenfalls eine sehr reichhaltige. Im Verhältniß zu seiner Größe ist das Hermelin vielleicht noch muthiger, als der Edelmarder; an Mordsucht und Blutdurst steht es sicher nicht hinter diesem zurück. Es macht sich mit wirklicher Frechheit über Thiere her, welche in gar keinem Verhältnisse zu seiner Größe stehen. Außer den Mäusen aller Art, den kleinen Vögeln, namentlich Sperlingen und Schwalben, welche es aus den Nestern holt, den Eiern, Fischen und Eidechsen, welche seine gewöhnliche Beute bilden, greift es ohne Besinnen die bissige Ratte und den gefährlichen Hamster an, stürzt sich auf junge und alte Kaninchen, auf kranke und selbst auf gesunde Hasen, beißt sich in ihnen fest ein und martert sie wirklich zu Tode, nöthigen Falls unter Zuhilfenahme anderer seiner Art. Den Tauben, Hühnern, Enten und Gänsen wird es unter Umständen sehr gefährlich. Gegen Kreuzottern zeigt es, wie Lenz beobachtete, wenig Muth; Ringelnattern dagegen verzehrt es ohne Bedenken. Auch das Pflanzenreich muß ihm Nahrung liefern: das Hermelin frißt Kirschen, Erd-

beeren und vielleicht noch andere Früchte, verachtet aber Birnen und Vogelbeeren.

Die Paarungszeit des Hermelin fällt in den März. Um diese Zeit vereinigen sich oft kleine Gesellschaften, wahrscheinlich aber mehrere von beiden Geschlechtern und nicht blos einige Männchen mit einem einzigen Weibchen. Ungefähr neun Wochen nach erfolgter Befruchtung wirft das Weibchen in einem wohlgeschützten Schlupfwinkel, namentlich in hohlen Bäumen oder Erdhöhlen auf ein mit Moos, Gras, Wolle und Federn gepolstertes Lager drei bis sechs Junge, welche am neunten Tage ihre Augen öffnen. Es ernährt, pflegt und behandelt die kleinen netten Geschöpfe mit großer Liebe, trägt ihnen durch mehrere Monate hindurch Fraß im Uebermaße zu, unterrichtet sie sehr ausführlich und sorgfältig in ihrem Gewerbe, bringt ihnen deshalb lebende Beute zum grausamen Spiel herbeigetragen und nimmt sie später noch mit zur Jagd hinaus. Dem Menschen, welcher die Jungen bedroht, springt es wüthend an und versucht, sich in ihm fest zu beißen. Die Mutterliebe treibt es sogar Hunden und Katzen entgegen. Hat es Zeit, so sucht es seine Brut vor jeder Störung in Sicherheit zu bringen; es schleppt sie im Maule nach andern Schlupfwinkeln, selbst schwimmend über breite Flüsse weg.

Das Hermelin ist, ungeachtet seiner den Menschen oft lästig fallenden Raubsucht, als ein vorwiegend nützliches Thier zu betrachten und verdient also die größtmögliche Schonung. Wenn man den Nutzen und Schaden des Thieres gegen einander abwägt, kommt der letztere gar nicht in Betracht; denn auf jedes Huhn, jedes Kaninchen oder jede Taube, welche einem Hermelin zum Opfer fällt, darf man vielleicht tausend Mäuse rechnen, welche es vertilgt. Dennoch wird dem schmucken Geschöpfe in den meisten Ländern eifrig nachgestellt. Der Balg giebt ein so geschätztes Pelzwerk, daß sich die Erlegung wohl verlohnt. Man fängt das Hermelin hauptsächlich in Kastenfallen, welche man mit einem Ei ködert, sonst aber auch in kleinen Tellereisen, oder man erlegt es mit dem Gewehre. Neben den Menschen hat es noch eine Menge Feinde. Der Fuchs macht wenig Umstände mit ihm, und die Wildkatzen stellen ihm eifrig nach. Gefährlicher noch werden ihm die Raubvögel: die Adler, verschiedene Falken und Nachts der Uhu. Durch diese übermächtigen Feinde verlieren wohl die meisten Hermeline ihr Leben. Doch geben sie sich keineswegs gutwillig ihren Mördern

Preis, bewahren vielmehr noch in der höchſten Gefahr einen beſonnenen Muth und wiſſen ſich oft genug blutig zu rächen. Wie der Fuchs den Adler abwürgt, welcher ihn ſchon Hunderte von Fuß emporhob, beißt ſich das gefangene Hermelin noch feſt in die Bruſt des Raubvogels ein, und gar nicht ſelten glückt es ihm, eine der Halsſchlagadern ſeines gewaltigen Gegners zu zerreißen und ihn zu Fall zu bringen. Wahrheitsliebende Beobachter verſichern, ſolche Ausgänge eines ſo ungleichen Kampfes ſelbſt geſehen zu haben.

Auch das Hermelin läßt ſich zähmen, wenn es rechtzeitig in menſchliche Geſellſchaft kommt. Seine Anhänglichkeit an den Pfleger iſt zwar nicht groß; doch lernt es ihn immerhin kennen, läßt ſich berühren, ſtreicheln und kann auch zu einem recht nützlichen Hausgenoſſen gemacht d. h. zum Mäuſevertilger angeleitet werden. Uebrigens muß man es in der Gefangenſchaft mit Vorſicht pflegen, denn es hält ſich ſchwer.

Das Hermelin iſt ein ſeit den älteſten Zeiten bekanntes Thier, mit welchem ſich auch die Sage vielfach beſchäftigt hat. Wie uns Aelian berichtet, galt es bei den alten Römern als ein Zauberer oder mindeſtens als ein Gaukler; auch redete man ihm nach, daß es den Leichen der Menſchen nachſtelle und ihnen die Augen ausfreſſe. Von den übrigen Mittheilungen, welche er macht, haben ſich einige bis auf unſere Zeit erhalten. So glauben die Tyroler, daß unſer Hermelin giftige Schlangen mittels der Raute bekämpfe, welche es im Munde verberge, wenn es zum Kampfe gegen die Furche ausziehe. Man behauptet, daß Der, welcher einem Hermeline das Herz ausreiße und es, noch warm, eſſe, in die Zukunft ſchauen könne; man will beobachtet haben, daß der Fuß der Thiere, mit Roſen und Senfkörnern zuſammen in ein Netz gehängt, die Fiſche von Weitem herbeilocke u. ſ. w. In der Schweiz herrſcht, wie uns Kobell berichtet, bei den Alpenjägern der Glaube, es ſei gefährlich, im Gebirge auf das Hermelin zu ſchießen. Ein Jäger von Matt konnte, obwohl von ſeinem Vater gewarnt, es doch nicht laſſen, Solches zu thun. Da zerſprang ihm das Gewehr, und in kurzer Zeit ſah er ſich von einer Menge von Hermelinen umgeben. Er machte ſich eiligſt davon. Das bairiſche Landvolk hält das Anhauchen eines Wieſels für gefährlich, während die Tyroler glauben, daß man durch Auflegen eines Hermelinbalges wunde Stellen heilen könne u. ſ. w. Aehnliche Sagen mögen wohl noch viele unter dem Volke umlaufen.

9. Das Wieſel, Mustela vulgaris Brisson.

(Mustela Nivalis Linné; Mustela Gale Pallas; Viverra vulgaris Shaw; Foetorius vulgaris Keyserling und Blasius.)

Neben dem Hermelin bewohnt unſer Vaterland noch der Zwerg der ganzen Marderfamilie und eins der kleinſten Raubthiere überhaupt: das eigentliche Wieſel oder Heermännchen. Es darf, ſtreng genommen, zwar nur im beſchränkten Sinne unter den Thieren des Waldes aufgezählt werden, weil ſein Wohngebiet ein ebenſo manchfaches, ausgedehntes und verſchiedenartiges iſt, wie jenes vom Hermelin; doch verdient es hier ſeinen Platz, und wäre es wirklich nur, um auch an dieſer Stelle ein gutes Wort für ein oft verkanntes, nützliches Thier einzulegen. Lenz nennt das kleine Wieſel mit vollſtändigem Rechte „den beſten von allen Mäuſevertilgern auf Erden!“

Das Wieſel ähnelt in ſeinem Leibesbaue dem Hermelin, iſt aber kaum halb ſo groß. Seine Länge beträgt höchſtens 8 Zoll, wovon noch etwa über 1½ auf den Schwanz zu rechnen ſind, die Höhe, der ſehr niedern Läufe wegen, kaum über 2 Zoll. Der Leib iſt ungemein ſchlank, faſt überall gleich dick und dabei ſo niedrig geſtellt, daß der Bauch beinah auf der Erde dahin ſchleift. Der Pelz iſt ſehr kurz und gleichmäßig, auf der Oberſeite braunroth, auf der Unterſeite rein weiß, in der Jugend oben mehr in's Graulichе ziehend. Das Wollhaar iſt auf dem Rücken roſtröthlich, unten blendend weiß gefärbt. Ausnahmsweiſe wechſelt auch das Wieſel ſeine Sommertracht mit einem ſchneeweißen Winterkleide. Im Norden kommt ſolcher Farbenwechſel häufiger vor.

Nach Dem, was wir über die Verbreitung des Hermelin mitgetheilt haben, iſt über die Heimath des Wieſels nicht viel zu ſagen. Sie dehnt ſich etwas weiter nach Süden aus, als die des vorhergehend beſchriebenen Verwandten. Wir fanden das Wieſel noch am ſüdlichen Abhange der Sierra Nevada auf; dagegen reicht es nicht ſo weit nach Norden hinauf: es ſcheint in den Polargegenden zu fehlen. Nach Oſten hin breitet es ſich über den größten Theil Mittelaſiens aus, und in Amerika wird es durch ein ihm ſehr ähnliches Thier (M. pusilla) vertreten, welches viele Naturforſcher nicht als eigene Art anſehen wollen. Seine Aufenthaltsorte ſind dieſelben, welche das Hermelin ſich auswählt; nur findet es in noch engeren Höhlen als dieſes Zuflucht. Es vermag ohne Beſchwerde ſelbſt die Röhren der

Mäuſe zu beſuchen, und jeder Maulwurfsbau kann ihm zur bequemen Wohnung werden.

In ſeinen Sitten und Gewohnheiten iſt das Wieſel noch ganz ein Marder. Es fehlt ihm zwar die Bewegungsfähigkeit des Hermelin — im Klettern namentlich iſt es unbeholfen und im Schwimmen nicht ſo geſchickt, als dieſes — doch zeigt es noch ganz denſelben Muth, die gleiche Raubluſt und eine ebenſo große Mordſucht, wie das Hermelin oder ſeine übrigen Verwandten. Kleine Säugethiere und Vögel, Eidechſen und Schlangen, Eier, welche es zwiſchen Kinn und Bruſt klemmt und ſo davon trägt, bilden ſeine Nahrung: es wagt ſich aber auch an größere und gefährliche Thiere, läßt ſich in Kampf mit dem biſſigen Hamſter ein und geht der Kreuzotter zu Leibe, obgleich wiederholte Biſſe derſelben es tödten. Den Ratten frißt es nicht nur die Jungen weg, ſondern jagt auch den Alten, wie Lenz angiebt, einen ſolchen Schrecken ein, daß ſie ſogleich das Feld räumen, wenn ein Wieſel vor oder in ihrer Höhle ſich zeigt. Nur den auf den Bäumen brütenden Vögeln wird es nicht gefährlich. Die erfaßte Beute ſchleppt es ſo bald als möglich einem ſeiner Schlupfwinkel zu und zieht ſie in die Röhre hinein.

Der März iſt die Zeit der Paarung: im Mai oder Juni kommen die vier bis ſieben Junge zur Welt. Es ſind kleine, überaus zierliche Weſen, kaum größer, als junge Mäuſe, welche neun Tage blind liegen, bald aber heranwachſen und nun eine gar fröhliche Jugendzeit verleben. Die Alte liebt ſie mit der größten Zärtlichkeit und ſpielt oft ſtundenlang mit ihnen, auch während des Tages, obgleich eigentlich die Nacht die Zeit des Wachſeins iſt. „Es ſieht wunderlich aus“, ſagt Lenz, „wenn die erwachſenen Jungen bei Sonnenſchein auf Wieſen, wo viele Maulwurfslöcher ſind, ſich luſtig machen und ſpielen. Jetzt kommen ſie alle hervor, necken und beißen ſich auf und nieder. Man huſtet ein wenig. Sie ſtürzen voll Schreck in die Löcher. Dort kommt aber ſchon wieder eins hervorgeguckt; es merkt keinen Feind, kriecht hervor, verſchwindet wieder, kriecht wieder hervor, wird immer frecher, und endlich ſind ſie alle wieder da“. Längere Zeit führt die Alte ihre Jungen mit ſich herum. Erſt gegen den Herbſt hin geht Jedes ſelbſtſtändig ſeinen Weg, obgleich noch immer gern in Geſellſchaft ſeiner Geſchwiſter oder der Mutter.

Das Wieſel hat mehr Feinde, als zu wünſchen wäre. Der Storch verſchluckt es mit Haut und Haar; der Buſſard verſchlingt es mit derſelben

Gier, wie eine gefangene Maus. Die Hunde und die Katzen beißen es todt und laſſen es liegen. Auch der Menſch, aber nur der unverſtändige verfolgt es mit Gewehr und Falle, ohne es nach dem Tode nützen zu können. Der Verſtändige thut wohl, wenn er das kleine muntere Geſchöpf ruhig gewähren läßt und ihm die Gaſtfreundſchaft, welche es unter Umſtänden im Gehöft beanſprucht, nicht verſagt oder verkümmert. Eine bald bemerkliche Abnahme der ſchädlichen Ratten und Mäuſe wird ihn dafür lohnen. Das Wieſel verdient geſchützt zu werden: man begeht ein Verbrechen, wenn man es verfolgt!

10. Der Nörz, Mustela Lutreola Linné.

(Mustela Vison Brisson. Viverra Lutreola Shaw. Lutra minor Erxleben. Lutra Vison Shaw. Foetorius Lutreola Keyserling und Blasius.)

Ein eigenthümliches Bindeglied zwiſchen den wahren Mardern und dem Fiſchotter oder dem Marder des Waſſers bilden die Sumpfottern, von denen man eine oder höchſtens zwei Arten kennt. Wir ſind berechtigt, dieſe Thiere unter den von uns erwählten mit aufzuführen, weil wir ſie als die Marder des Bruchwaldes bezeichnen dürfen. Nach Anſicht der neueren Naturforſcher müſſen wir ſie, wie die Iltiſſe und Wieſel, einer beſonderen Gruppe zuzählen, welche dadurch ſich kennzeichnen würde, daß die Ober- und Unterſeite der Thiere gleichmäßig gefärbt iſt und nur am Kinn und an den Lippen eine lichtere Färbung vorherrſchend wird. Der Schädel ähnelt am meiſten dem der Iltiſſe, und im Gebiß fallen die Höckerzähne wegen ihrer ſtarken Entwickelung auf.

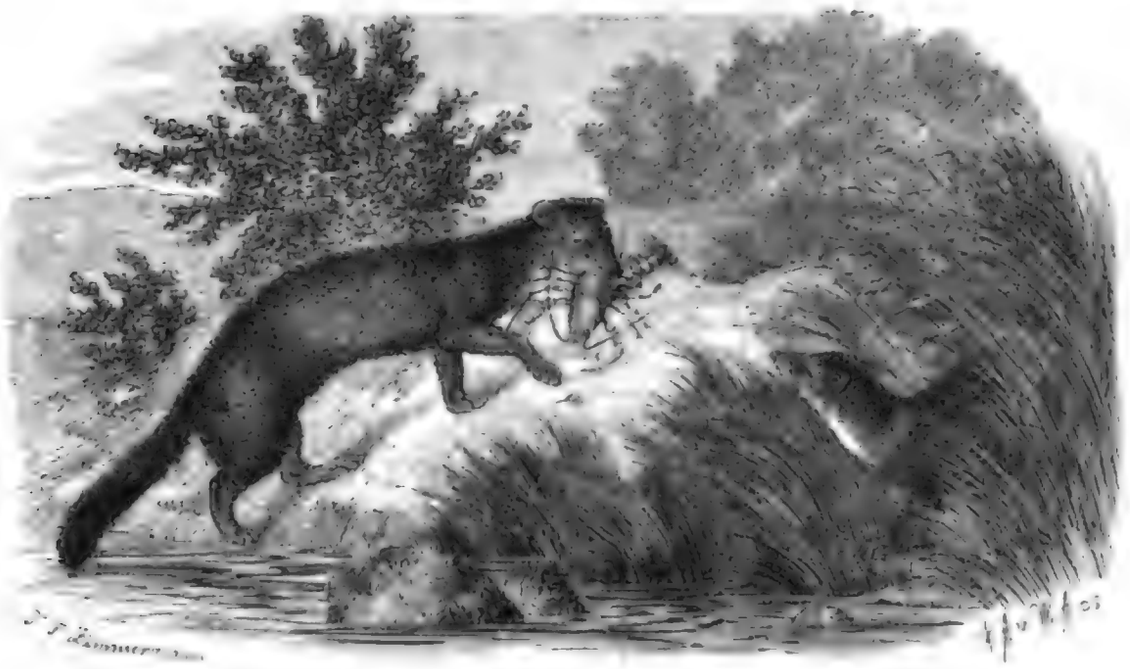
Unſer Nörz iſt ein Marder, welcher dem Iltis ungefähr an Größe gleich kommt. Seine Länge beträgt etwas über $1\frac{1}{2}$ Fuß, wovon faſt ein Drittel auf die Länge des Schwanzes zu rechnen iſt. Die vordere Höhe kann zu etwa 5 Zoll angenommen werden. Der lang geſtreckte, ſehr kurzbeinige Leib trägt einen flachſcheitlichen, ſchlanken Kopf mit länglicher Schnauze, kurzen, breiten Ohren und kleinen länglichen Augen; der Schwanz iſt rund und von oben nach unten nicht zuſammengedrückt.

Die auffallend niedrigen Beine ſind bis zum Oberarm in die Rumpfhaut eingehüllt, die Zehen durch ziemlich breite Bindehäute vereinigt. Ein

ſchönes, dicht anliegendes, kurzes und glänzendes Grannenhaar, unter welchem ein feines Wollhaar liegt, bildet den Pelz. Die Färbung iſt ein lebhaftes Dunkelbraun, welches am Schwanz und an den Beinen, ſowie an den Außenſeiten der Ohren in Schwarzbraun und am Unterleib in ein graulicheſ Braun übergeht. Die Oberlippen vorn, die Unterlippen ihrer ganzen Länge nach und ein kleiner Fleck unter dem Halſe ſind weiß. Das Wollhaar hat eine gelbbraune Färbung.

Hauptſächlich das öſtliche Europa, Polen, Lithauen, Rußland und Finnland iſt die Heimath dieſes geſuchten Pelzthieres. In Deutſchland gehört

Fig. 9.



Der Nörz, Mustela Lutreola Linné.

der Nörz zu den größten Seltenheiten. Regelmäßig ſoll er nur noch in den Bruchniederungen Schleſiens und an den Seen Holſteins vorkommen. Vor fünfzig Jahren traf man ihn noch in Pommern, Mecklenburg, Brandenburg und Hannover: gegenwärtig erlegt man ihn in dieſen Ländern nur äußerſt ſelten. In Aſien ſcheint er gänzlich zu fehlen, in Amerika erſetzt ihn der Biſon, welcher von Vielen als gleichartig mit ihm betrachtet wird.

Die Zwiſchenſtellung des Nörz iſt von der Jägerei und dem Volke von jeher erkannt worden. Dies geht deutlich genug aus ſeinen Namen hervor. Er heißt auch Waſſerwieſel, Ottermink, Ottermarder, Krebs- und kleiner Fiſchotter. Jeder dieſer Namen iſt bezeichnend. In

der That vereinigt der Nörz die Eigenschaften und die Lebensweise der Marder und des Fischotters. Brüche und Sümpfe bilden seinen bevorzugten Aufenthalt. Hier verbirgt er sich in Gewurzel der am Ufer stehenden Bäume, in Höhlungen des überhängenden Ufers selbst, in hohlen Baumstämmen und zwischen den Riedgrase, welches auf den trockenen Stellen der Brüche steht. In seinem Wesen ist er ebensowohl Marder, als Otter. Er läuft noch ziemlich gut, versteht auch ein wenig zu klettern und schwimmt und taucht ganz vortrefflich. Unter seinen Sinnen stehen der Geruch und das Gesicht oben an. Mit seinen Verwandten hat er eine große Scheu und Schlauheit, Raubgier, Blutdurst und Mordsucht gemein. Seine Nahrung ist sehr gemischter Art. Allgemein wird behauptet, daß er Krebse jeder übrigen Speise vorziehe. Nebenbei jagt er den Fröschen, Fischen und verschiedenen im Wasser lebenden Kerbthieren nach, raubt die Nester der Wasservögel aus und würgt auch wohl junge Entchen, Gänse u. dgl., wie es der Fischotter, welcher noch mehr, als der Nörz an das Wasser gebannt und an Fischnahrung angewiesen zu sein scheint, unter Umständen ebenfalls thut.

Mit diesen Angaben ist eigentlich Alles gesagt, was wir über den Nörz wissen. Unsere Kenntniß dieses in jeder Hinsicht merkwürdigen Geschöpfes ist, wie man sieht, außerordentlich gering. Ueber Fortpflanzung und Ernährung der Jungen weiß man nichts Sicheres: denn es ist mehr Muthmaßung, als auf Beobachtung gegründete Thatsache, daß er Ende Mai's oder zu Anfang des Juni drei bis sechs Junge werfe, welche im nächsten Jahre erwachsen sein sollen. Ueber Jagd und Fang brauchen wir Nichts mitzutheilen. Sie sind dieselben, welche bei dem Fischotter Anwendung finden. Ueber gefangene Nörze fehlen alle Beobachtungen.

11. Der Fischotter, Lutra vulgaris Erxleben.

(Mustela Lutra Linné. Viverra Lutra Linné. Lutra Roensis Ogilby.)

Wenig Marder dürften leichter zu beschreiben sein, als der Fischotter: aber wenig Thiere sind schwieriger von ihren nächsten (außereuropäischen) Verwandten zu trennen, als er. Der Fischotter ist ein schwerer, flachleibiger, flachköpfiger und flachschwänziger Marder. Der Leib ist noch ziemlich schlank, aber viel breiter als hoch, der Schwanz von oben nach unten zusammengedrückt, an der Spitze stark verschmälert, der Kopf niedrig, länglich rund,

breitſchnäuzig, das Ohr ſo kurz, daß es faſt ganz im Pelze verſteckt erſcheint, abgerundet und durch eine Hautfalte verſchließbar, das Auge klein, aber lebhaft, das Bein ſehr kurz, der fünfzehige Fuß breit, nacktſohlig, mit Bindehäuten zwiſchen den Zehen, welche bis zu den Nägeln vorgehen und zu förmlichen Schwimmhäuten geworden ſind. Im Gerippe fällt zunächſt der ziemlich kurze, flache, im Hinterhaupt auffallend entwickelte Schädel auf. Das ſtarke kräftige Gebiß, welches aus 36 Zähnen zuſammengeſetzt iſt, hat ſtark entwickelte vierſeitige Höckerzähne und ſehr kräftige Reißzähne, welche durch die nebenſtehenden großen Vorderzähne noch beſonders unterſtützt werden.

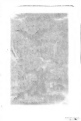
Ein ausgewachſener Otter wird gegen 4 Fuß lang, wovon $1\frac{1}{2}$ Fuß auf den Schwanz kommen. Die Höhe am Widerriſt beträgt aber nur einen Fuß und dies auch blos dann, wenn ſich das Thier beſonders hoch aufrichtet; bei gewöhnlichem Gange erſcheint es noch weit niedriger. Ein prächtiger Pelz, welcher aus ſehr feinem lichtbraungrauem Wollhaar und derbem, glänzenden, dicht geſtellten Grannenhaar beſteht, kennzeichnet den Fiſchotter als Waſſerthier. Die Färbung des Pelzes iſt oben eine glänzend dunkelbraune, geht aber auf der untern Seite und namentlich am Unterhalſe und an den Kopfſeiten in lichtere Töne über und erſcheint manchmal grau weißlich. Reinweiße Flecken finden ſich, aber nicht immer, am Kinn und ziemlich regelmäßig über der Mitte der Oberlippe.

Ganz Europa, Nord- und Mittelaſien iſt die Heimath des Fiſchotters. Wir beobachteten ihn in Südſpanien und in Lappland. Vom Polarkreiſe in Sibirien geht er bis Meſopotamien; doch iſt es noch nicht ausgemacht, ob alle Fiſchottern, welche man aus Aſien erhält, mit den unſrigen als gleichartig angeſehen werden können. Als echter Waſſerbewohner entfernt ſich das Thier nur dann von den Flüſſen und Bächen, Teichen, Seen und dem Meere, wenn es ein Gebiet ausgeraubt hat. Für gewöhnlich bleibt das Ufer ſein Aufenthalt. Hier gräbt es ſich vom Waſſer aus in das Erdreich Röhren, welche allmälig anſteigend in einen ziemlich großen, runden Keſſel münden, der ſeinerſeits mit einem Luftloche nach außen, oder mit einer zweiten Röhre verſehen iſt. Der Keſſel liegt ſtets über dem Waſſerſpiegel und gewährt dem Fiſchotter unter allen Umſtänden ein trockenes Lager. Im Walde zieht es das Thier gewöhnlich vor, alte Fuchs- oder Dachsbaue, hohle, nahe am Ufer ſtehende Bäume und ſelbſt Höhlen und Spalten im Geklüft zu beziehen: das Graben ſcheint ihm ſchwer zu werden.

Bei Hochwaſſer beſteigt es auch wohl die Kronen niederer Bäume, namentlich Weiden und legt ſich dort zwiſchen den Zweigen nieder, und unter Umſtänden iſt ihm eine einfache Vertiefung im Uferdickicht ebenfalls ein erwünſchter Aufenthalt.

Der Fiſchotter ſteht hinſichtlich ſeiner Begabung keinem andern Marder nach. Er iſt vermöge ſeiner Ausrüſtung zum eigentlichen Waſſerthiere geworden. Im Klettern iſt er freilich noch größerer Stümper, als Iltis und Wieſel, und auch im Laufen entfaltet er keine Meiſterſchaft: um ſo vollſtändiger aber beherrſcht er ſein Element. Es iſt eine wahre Luſt und Freude, ihn im Waſſer zu beobachten. Wir kennen kein Säugethier, welches ihn hier überträfe und nehmen bei dieſer Behauptung nicht einmal die eigentlichen Seeſäugethiere aus. Dieſe ſind zwar förmlich zu Fiſchen geworden: gewandter aber, als der Fiſchotter, ſind ſie nicht. Die breiten Ruderfüße und der treffliche Ruderſchwanz ermöglichen es dieſem, mit der Forelle an Schnelligkeit zu wetteifern. Hinſichtlich ſeiner Biegſamkeit erſcheint er wie eine Schlange; für ſeine Gewandtheit haben wir gar keine Worte. Der Fiſchotter ſchwimmt ebenſo raſch dem Strome entgegen, als mit ihm, nicht minder ſchnell in bedeutender Tiefe unter dem Waſſerſpiegel, als auf der Oberfläche dahin. Er ſchwimmt auf dem Bauche, auf dem Rücken, auf der Seite; er ſchwimmt mit halb aus dem Waſſer empor gehobenem Oberkörper; er dreht und wendet ſich, wie ein Aal; er beſchreibt Kreiſe von ſehr geringem Durchmeſſer; er ſpielt, wie ein Affe im Gezweig der Bäume, in und mit den Wellen. In den Thiergärten ſtehen die Beſchauer ſtaunend vor den Becken, welche dieſes anziehende Thier bewohnt, und an den Ausrufen der Verwunderung, welche man dort vernimmt, kann man bemerken, wie überraſchend Jedermann die unglaubliche Fertigkeit des Otters iſt.

Die höheren Begabungen ſind Dem entſprechend ausgebildet. Jeder Jäger kennt die Schärfe der Sinne, jeder weiß von dem wirklich hohen Verſtand des Thieres zu erzählen. Der Fiſchotter äugt, vernimmt und wittert ganz ausgezeichnet; er legt oft genug, und regelmäßig zum Aerger der Fiſchzüchter, einen ſehr ausgebildeten Geſchmack an den Tag, und Gefangene beweiſen, daß auch das Gefühl, ſei es als Empfindung oder ſei es als Taſtſinn, wohl entwickelt iſt. Der große Verſtand des Thieres zeigt ſich im Freien, wie im Gefangenenleben. Der Fiſchotter iſt vorſichtig und



ſcheu im höchſten Grade; er iſt aber auch berechnend klug und liſtig. Gefangene werden ſehr bald zahm, ſchließen ſich an ihren Pfleger an, kommen auf deſſen Ruf, antworten ihm mit freudigem Kichern, oder rufen ihn mit lang gezogenem gellenden Pfeifen herbei, gewöhnen ſich, ihm wie ein Hund zu folgen und laſſen ſich ſelbſt in ziemlich hohem Grade zum Dienſte ihres Herren abrichten. Man kennt viele Beiſpiele von Ottern, welche auf Befehl ihres Pflegers in das Waſſer gingen und dort für denſelben arbeiteten, Fiſche aller Art aus der Tiefe herausholten und ſie, wie ein wohlerzogener Jagdhund, zu Füßen des Gebieters niederlegten. Thiere aber, welche ſich ſo dem Willen des Menſchen unterordnen, beweiſen immer einen ſehr ausgebildeten Verſtand.

Die Nahrung des Fiſchotters entſpricht genau ſeinem Aufenthalte und ſeiner Lebensweiſe. Fiſche bilden unter allen Umſtänden den Haupttheil ſeines Fraßes. Außerdem verzehrt er Krebſe und, wie wir uns neuerdings überzeugt haben, auch Fröſche. Es bedarf alſo unſere frühere Angabe (Seite 7.) daß ein ausgefiſchter Teich, in welchem nur noch Fröſche leben, für den Fiſchotter allen und jeden Reiz verliere, einer Berichtigung. Wir ſind jetzt mit Andern überzeugt, daß unſer Thier zuweilen Fröſchen mit Leidenſchaft nachjagt. Auch Vögel und Säugethiere bleiben vor den Nachſtellungen des Waſſermarders nicht verſchont. Alte Jäger erzählen, daß er namentlich den Waſſerratten und Waſſerſpitzmäuſen gefährlich werde, und Teſſin beobachtete, daß ein Fiſchotter auf einem Teiche mit wilden und zahmen Waſſergeflügel argen Unfug trieb, alle Entenneſter zerſtörte, die Eier ausſaugte, die jungen Enten ganz verzehrte und nach Marderart allnächtlich einige alte Enten abwürgte und von ihnen den Kopf und Hals fraß, ja ſelbſt Gänſe und Schwäne anfiel. Es erſcheint alſo auch glaublich, daß der Fiſchotter wirklich größere Säugethiere angehen mag.

Die Leckerei des Thieres zeigt ſich namentlich bei ſeiner Fiſchjagd. Es kennt nicht nur die ſchmackhafteſten Fiſcharten, ſondern auch das beſte Fleiſch an den Fiſchen. Der Otter zieht Forelle und Lachs jedem andern Fiſche vor und frißt, wenn der Hunger bei ihm nicht übermächtig wird, von der gefangenen Beute nur das Fleiſch des Rückens. Alles Uebrige läßt er liegen.

Die Paarung und Fortpflanzung ſcheint an keine beſtimmte Jahreszeit gebunden zu ſein. Man hat faſt in allen Monaten des Jahres Junge

gefunden, mitten im Winter ebenſowohl, als im Hochſommer. Dennoch dürfte der Monat Februar als die eigentliche Ranzzeit angenommen werden können. Der Paarung gehen wundervolle Spiele im Waſſer voraus. Das Weibchen beweiſt ſeine Sehnſucht nach männlicher Geſellſchaft durch ein lang ausgedehntes, oft wiederholtes Pfeifen; die Männchen antworten und folgen dieſem Rufe. Ungefähr neun Wochen ſpäter findet man an einer recht günſtigen Stelle, namentlich da, wo das Flußufer dicht mit Weidicht beſtanden iſt, in einem der oben erwähnten Baue zwei oder drei, höchſtens vier Junge: unförmliche, ungeſchickte Geſchöpfe, welche neun Tage lang mit geſchloſſenen Augen liegen und gegen zwei Monate hin im Baue verweilen. Erſt nach dieſer Zeit erſcheinen ſie fähig, der zärtlichen Mutter, welche ſie bis dahin ſorgſam mit Speiſe verſieht, in das Waſſer zu folgen und ſich dort unterrichten zu laſſen. Doch bleiben ſie auch, wenn ſie ſchon ziemlich ſelbſtſtändig geworden, mindeſtens noch ein halbes Jahr unter Aufſicht ihrer Alten.

Wer den Fiſchotter zähmen will, muß ihn ſehr jung aus dem Baue nehmen. Man kann ihn mit Milch leicht erhalten und ſpäter an allerhand Speiſe gewöhnen. Die Liebenswürdigkeit des kleinen Geſchöpfes zeigt ſich ſchon wenig Tage nach der Gefangennahme. Mehr als andere Marder ſcheint der Fiſchotter das Bedürfniß der Geſellſchaft zu fühlen. Er ſchließt ſich nicht blos den Menſchen, ſondern auch anderen Thieren an. „Ein zahmer Fiſchotter", erzählt Dietrich a. d. Winkell, „befand ſich nirgends ſo wohl, als in menſchlicher Geſellſchaft. Waren wir im Garten, ſo kam er zu uns, kletterte auf den Schoß, verbarg ſich gern an der Bruſt und guckte nur mit dem Köpfchen aus dem zugeknöpften Oberrocke. Als er mehr heranwuchs, reichte ein einmaliges Pfeifen nach Art der Otter, verbunden mit dem Rufe des ihm beigelegten Namen hin, ihn ſogar aus dem See neben unſerem Garten, in welchem er ſich gern mit Schwimmen vergnügte, heraus und zu uns zu locken. Bei ſehr geringer Anweiſung hatte er apportiren, aufwarten und mancherlei Kunſtſtücke gelernt. Sein liebſter Spielkamerad war ein ziemlich großer Dachshund. Sobald dieſer ſich nur im Garten blicken ließ, war auch gleich der Otter da, ſetzte ſich ihm auf den Rücken und ritt gleichſam auf ihm ſpazieren. Zu anderen Zeiten zerrten ſie ſich ſpielend herum; bald lag der Dachshund oben, bald der Otter. Ging man mit dem Hunde in ziemlicher Entfernung vorüber, und ſchien er nicht Willens, ſeinen Freund zu beſuchen, ſo lud letzterer durch wieder-

holtes Pfeifen ihn ein. Dieſer folgte, wenn es ſein Herr erlaubte, augenblicklich dem Rufe.“

In der gemeinnützigen Naturgeſchichte von Lenz, einem der beſten Bücher dieſer Art, welches wir kennen, finden die Leſer noch andere ähnliche Erzählungen, und wir ſelbſt können nach unſerer eigenen Beobachtung die Anhänglichkeit, Gelehrigkeit und Liebenswürdigkeit des zahmen Fiſchotters nur beſtätigen.

Der Fiſchotter iſt überwiegend ſchädlich, — und ſein Balg gilt 10 bis 20 Thaler! Das Eine wie das Andere rechtfertigt die eifrige Jagd, welche allerorts zum Schaden des Otters betrieben wird. Es hält ſchwer, ihn zu erlegen; denn ſeine Scheu, ſeine Vorſicht und Liſt zeigt ſich namentlich bei der Jagd auf mancherlei Weiſe. Der ſchlimmſte Feind des Thieres iſt eine Neue: „der weiße Leithund,“ wie den friſch gefallenen Schnee ein alter Spruch nennt. Sie bezeichnet dem Jäger mit untrüglicher Sicherheit den Weg, welchen das Thier genommen, während das dieſem befreundete Waſſer nur ſelten ſeine Spur erkennen läßt. Die Jagd wird auf mancherlei Art betrieben, in England namentlich mit einer eigenen Raſſe von Hunden, den Otterhunden, welche den Fiſchotter mit demſelben Geſchick im Waſſer nachſtellen, wie unſer Hühnerhund anderem Wild auf dem Lande. Man ſperrt einen Theil des Fluſſes, in welchem man Ottern weiß oder vermuthet, mit Netzen ab und läßt die Hunde treiben. Von dieſen Otterhunden erzählt man, daß die Bindehäute zwiſchen ihren Zehen ſich ähnlich wie bei dem Otter zu förmlichen Schwimmhäuten ausgebildet haben, und nimmt Dies als einen Beweis für die geſtaltliche Umbildung nach Maßgabe der Lebensweiſe. Die Jäger, welche dieſe Jagd leiten, ſind mit Lanzen bewaffnet und ſpießen gelegentlich den von ihren Hunden verfolgten Otter an. Bei uns zu Lande führt der Anſtand und noch mehr das Tellereiſen am ſicherſten zum Ziele. Man ſtellt es entweder am Ausſtieg eines Fiſchotter auf oder legt es in ſtillem Gewäſſer am unteren Ende von Sandbänken in das Waſſer ſelbſt. Auch dieſe Eiſen werden verwittert und zwar hauptſächlich durch Baldrianwurzel, Bibergeil, Kampher, Krauſemünze, Fiſchotterloſung, Karpfenrochen, Hechtleber, Angelikawurzel und dgl.

Neben dem vortrefflichen Balg wird, in katholiſchen Ländern wenigſtens, das Wildpret des Otters benutzt. Aller Naturgeſchichte zum Trotz erklären die Pfaffen das Thier für einen Fiſch und rühmen demgemäß ſein Wildpret dem ſich kaſteienden Gläubigen als eine ſehr zuträgliche Speiſe.

11. Der Dachs, Meles Taxus Pallas.

(Meles vulgaris et europaeus Desmarest. Ursus Meles Linné. Ursus Taxus Schreber. Taxus vulgaris Tiedemann. Taxidea leucura Hodgson).

Das plumpſte Mitglied der Marderfamilie iſt der Dachs. Er bildet ein Uebergangsglied von den Mardern zu den Bären und iſt deßhalb auch oft zu letzteren geſtellt worden. Sein gedrungener Leib, welcher auf kurzen Läufen ruht, der ſtarke Kopf und der kurze Pürzel erinnern an den Bären; im Gebiß und noch mehr durch die Afterdrüſe, welche eine gelbliche Flüſſigkeit abſondert, beweiſt er jedoch ſeine engere Verwandtſchaft mit den Mardern. Bemerkenswerth ſind im Gebiß die überwiegend großen Höckerzähne, neben den kleinen Fleiſchzähnen und an den fünfzehigen Füßen, welche bärenartig mit der ganzen Sohle auftreten, die Grabklauen.

Unſer europäiſcher Dachs hat nur noch in Amerika einen Verwandten; denn die in Aſien vorkommenden Dachſe werden von den meiſten Naturforſchern nicht als beſondere Arten betrachtet.

Grimbart, Gräving oder Greifing, wie der Dachs in der Jägerſprache noch heißt, iſt ein ziemlich großes Thier von faſt vierthalb Fuß Leibeslänge, wovon auf den Schwanz etwas über einen halben Fuß gerechnet werden muß, etwa ein Fuß Höhe am Wiederiſt; und 30 bis 40 Pfund Gewicht. Der gedrungene, hinten an Stärke zunehmende breitrückige Leib iſt mit einer dicken Schwarte bedeckt, welche ein ziemlich reiches Haarkleid trägt. Der verhältnißmäßig kleine Kopf mit der rüſſelförmig zugeſpitzten Schnauze, den kurzen, länglich runden Lauſchern, und den kleinen ſchief liegenden Sehern erſcheint wegen der nur kurzen Behaarung noch kleiner, als er wirklich iſt und giebt in Verbindung mit dem kurzen, dicken, ſtumpfen und ſtruppig behaarten Pürzel dem Thiere eine höchſt auffallende Geſtalt. Das Haar ſelbſt iſt ſtraff, faſt borſtenartig und glänzend, auf der Oberſeite und an den Beinen nach hinten, auf den Füßen nach vorn, an den Seiten der Füße nach unten gerichtet. Jedes einzelne Haar iſt licht und dunkel geringelt, an der Wurzel meiſt gelblich, in der Mitte ſchwarz, an der Spitze weißgrau. Hierdurch entſteht eine graue Geſammtfärbung, welche auf der unteren Seite und an den Beinen in ſchwarz, zwiſchen den Hinterbeinen bis unter den Schwanz aber in roſtweißlich übergeht. Kopf und Hals

erſcheinen ſchwarz und weiß geſtreift, weil durch die Augen ſich ein breiter, ſchwarzer Streifen zieht. Der Lippenrand iſt weißlich, der Unterkiefer ſchwarzbraun gefleckt, das Ohr iſt inwendig und an der Wurzel des Außenrandes ſchwarz, im Innern und an der Spitze weiß behaart. —

Ganz Europa bis zum 60. Grad nördlicher Breite und der größte Theil Aſiens iſt die Heimath dieſes allbekannten, wegen ſeiner Trägheit und Faulheit verrufenen Raubthieres. Der Dachs findet ſich eigentlich überall, nirgends jedoch beſonders häufig: er ſcheint auch die Geſellſchaft nicht zu lieben, ſondern einſiedlert lieber mürriſch in einem ausgedehnten, ſelbſtgegrabenen Baue. Dieſer wird ihm zur Wohnung im weiteſten Sinne des Wortes. In ihm verträumt er mehr als drei Viertheile ſeines Lebens. Kein Wunder, daß er auf dieſen Bau die größte Sorgfalt verwendet und ein wahres Kunſtwerk herſtellt. Zu dem tief liegenden, weich ausgepolſtertem Keſſel führen mehrere Röhren, je nach des Ortes Beſchaffenheit, von denen jedoch nur eine oder höchſtens zwei zur Ein- und Ausfahrt benutzt werden. Die übrigen Gänge ſind Luftöffnungen oder dienen als Sicherheits-, bezüglich Fluchtröhren. Liegt der Bau möglichſt nahe an Orten, welche reiche Weide verſprechen, ſo genügt er allen Erforderniſſen, welche ein Dachs ſich nur wünſchen kann. Man darf behaupten, daß der Dachsbau die reinlichſte und beſtgeordnete Wohnung iſt, welche ein Säugethier überhaupt hat. Je größer die Familie iſt, umſomehr Keſſel werden angelegt, und nur höchſt ungern bewohnt ein erwachſener Dachs mit einem anderen gleichalten denſelben Keſſel längere Zeit. Die Reinlichkeit innerhalb des weitläufigen Gebäudes iſt lobenswerth. Niemals loſt der Dachs innerhalb ſeines Baues, ſo lange er noch ins Freie geht; nur im Winter geſchieht Dies, aber auch dann nicht im Keſſel, ſondern in einer Nebenröhre, in welcher die Loſung jedesmal ſorgfältig verſcharrt wird. Man ſagt, und vielleicht nicht mit Unrecht, daß Reinecke unſeren Murrkopf durch Abſetzen ſeiner ſtinkenden Loſung ſofort aus dem Baue vertreiben und zur Anlegung eines neuen bewegen könne; doch ſteht Dem entgegen, daß der Fuchs oft mit dem Dachſe in ein und demſelben Baue gefunden wird, ſelbſtverſtändlich aber nicht in ein und demſelben Keſſel.

Auch während der günſtigen Jahreszeit ruht Grimbart am Tage auf ſeinem weichen Lager. Erſt wenn es vollkommen finſter iſt, im Sommer ſelten vor 10 oder 11 Uhr Abends, ſchleicht er vorſichtig hervor, ſchüttelt noch

in der Röhre den Sand aus ſeinem Pelze und trabt nun eilig ein Stück vom Baue. Das erſte Geſchäft, welches er vornimmt, pflegt der Reinigung gewidmet zu werden; erſt dann ſetzt er ſeine Wanderung fort und zieht auf Weide aus. Aeußerſt ſelten kommt es vor, daß er auch bei Tage den ſicheren Bau verläßt, um ſich ein halbes Stündchen zu ſonnen. Solches geſchieht nur an ganz ſtillen, ruhigen Orten, welche fern von dem menſchlichen Getreibe liegen und dem Dachſe erfahrungsmäßig die nöthige Sicherheit gewähren. Während des Winters verweilt Grimbart monatelang im Baue, faſt ohne auszugehen. Er ſchläft dann ſehr viel, hält aber nicht im eigentlichen Sinne des Wortes einen Winterſchlaf, ſondern verläßt zuweilen die Wohnung, um ſich zu tränken. Bei ſtarkem Froſte ſcheint es jedoch vorzukommen, daß er wochenlang nicht außerhalb des Baues erſcheint.

Wie bei den Bären fällt die Fortpflanzung des Dachſes in die kalte Jahreszeit. Er rollt im November, und die Dachſin geht bis Mitte Februars dicke. Dann wirft ſie drei bis fünf Junge, welche ebenfalls mit geſchloſſenen Augen zur Welt kommen und die Mutter bis in den Frühling hin beſäugen, aber auch während des ganzen Sommers noch mit ihr im Baue verweilen. Sie fährt bereits im Mai mit ihnen aus und führt ſie mit ſich auf die Weide, ſcheint ſich auch an den munteren Scherzen und den täppiſch komiſchen Streichen ihrer Sproſſen weidlich zu ergötzen und vertheidigt ſie im Nothfalle mit großem Muthe.

Der Fraß des Dachſes beſteht aus allem möglichen Genießbaren. Am liebſten verzehrt er Mäuſe, Schlangen, Fröſche und Kerbthiere; kaum weniger ſagen ihm Obſt, Eicheln, Bücheln und Pflanzenwurzeln zu; Schnecken, Würmer, Bohnen, Erbſen verſchmäht er auch nicht: größeren Thieren wird er aber nicht gefährlich, obgleich man ihn in dem böſen Verdacht gehabt hat, daß er Vögel und deren Eier, junge Haſen, Kaninchen, ja ſelbſt Friſchlinge raube. Die Beobachter ſtimmen gegenwärtig darin überein, daß man den Dachs zu den nützlichſten aller Waldthiere zu rechnen hat und demgemäß ſoviel als möglich ſchonen ſollte. Solchen Schutz verdient er ſchon wegen ſeines muthvollen Kampfes mit der giftigen Viper. Sie verzehrt er ohne Umſtände und auch ohne Schaden, wie Lenz durch vielfache Beobachtungen feſtgeſtellt hat.

Jung ausgegrabene Dachſe machen ihrem Beſitzer Freude, alt eingefangene ſind geradezu unausſtehlich.

Wir haben ein paar alte Dachſe über ein halbes Jahr lang in der Gefangenſchaft gehalten und uns die größte Mühe mit ihnen gegeben, um ſie einigermaßen erträglich zu machen, es iſt uns jedoch nicht gelungen. Während der ganzen Zeit haben wir ſie gar nicht in Bewegung geſehen, ſondern nur zuſammengerollt liegen. Sie ließen ſich nicht einmal durch Stöße aus ihrer Lage bringen, auch durch Leckerbiſſen, welche wir ihnen vorlegten, nicht verlocken. Erſt Nachts gegen 11 Uhr hin wurden ſie munter, mit dem erſten Morgenſchimmer lagen ſie aber ſchon wieder zuſammengeknäult. Lenz hat genau dieſelbe Beobachtung gemacht. Auch die jung ausgegrabenen Dachſe darf man nicht zu denjenigen Thieren rechnen, welche eigentlich zahm werden. Ihre ſchlechte Laune legen ſie bei jeder Gelegenheit an den Tag. Macht man ſie böſe, ſo fauchen ſie und verurſachen ein ſonderbares Gepolter, knäffen und knurren auch wie Hunde und verſuchen zu beißen.

Ein uns befreundeter galiziſcher Naturforſcher, Pietruvski, hat wirklich zahme Dachſe gehabt und dieſelben ſogar zur Fortpflanzung gebracht. Die Thiere ſind ihm nachgelaufen, wie Hunde und haben auf den ihnen gegebenen Namen gehört. Da ſie möglichſt naturgemäß im Freien gehalten wurden, haben ſie dem gedachten Beobachter auch Gelegenheit gegeben, ſie bei ihren Erdarbeiten und Wühlereien zu belauſchen. Sie gruben ſich ſchließlich unter ihrem Gehege weg und waren dann vollkommen frei. „Sehr hübſch war es anzuſehen," ſagt unſer Gewährsmann, „wie ſie in ſchönen, hellen Nächten zuſammen ſpielten. Sie bellten wie junge Hunde, murmelten wie Murmelthiere, umarmten einander zärtlich wie Affen und trieben allerlei luſtige Poſſen. Wenn ein Schaf oder Kalb in der Gegend fiel, waren ſie bei dem Aaſe immer die erſten. Es war merkwürdig zu ſehen, was für große Stücken Fleiſch ſie herbei ſchleppten, oft Viertelmeilen weit. Das Männchen entfernte ſich ſelten von ſeiner Wohnung, das Weibchen folgte mir auf allen meinen Spaziergängen bis in die benachbarten Dörfer nach, wie eine Hündin. Die Monate December und Januar verſchliefen ſie in der Höhle, im Februar wurden ſie lebhaft. Zu Ende des Monats begatteten ſie ſich; das trächtige Weibchen aber wurde leider in einem benachbarten Walde gefangen und von unkundigen Jägern erſchlagen."

Gegen den Herbſt hin hat ſich der Dachs nicht nur viel Fett zugelegt, ſondern auch den neuen Winterpelz angeſchafft, welcher ſo vielfache Verwendung findet. Auch iſt ſein Wildpret um dieſe Zeit, wenn es gehörig geſalzen und

gewürzt wurde, kein übles Gericht; in manchen Ländern gilt es ſogar als ein Leckerbiſſen. Man jagt den Dachs alſo, um alles Nutzens, welchen er gewähren kann, theilhaftig zu werden, im Spätherbſte und zwar hauptſächlich mit Hülfe der bekannten krummbeinigen, niedriggeſtellten Hunde, welche ihm ihren Namen verdanken. Der Anſtand iſt eine mißliche Sache, weil die Witterung des Dachſes ſehr ſcharf und ſeine Vorſicht außerordentlich groß iſt. Der Jäger muß, wenn er auf nur einigen Erfolg rechnen will, eine Kanzel, d. h. einen Stand in einer Baumkrone unweit der befahrenſten Röhre des Dachsbaues errichten, dieſelbe bei hellem Mondſchein erklimmen und hier ſich ſtundenlang, ohne irgend welches Geräuſch zu verurſachen, aufhalten, bis es dem Höhlenbewohner gefällig iſt, ſeinen Bau zu verlaſſen. Der Dachs erfordert einen ſehr ſtarken Schuß; denn wenn er nur verwundet wurde, flüchtet er ſofort in ſeine Höhle zurück und iſt dann regelmäßig verloren, falls der Jäger nicht den ganzen Bau aufgraben kann. Die ſogenannte Dachshatze, welche abgehalten wird, wenn ſich der Dachs außerhalb ſeines Baues befindet, beunruhigt das übrige Wild in ſo hohem Grade, daß der verſtändige Waidmann ſie nur ungern unternimmt, und ſo bleibt eigentlich zur Habhaftwerdung unſeres Höhlenbewohners kaum ein anderes Mittel übrig, als gute Tellereiſen vor den Ausgang ſeiner Höhle zu legen. Dieſe Tellereiſen braucht man nicht zu verwittern, ſie müſſen aber ſehr rein gehalten werden. Auch darf man nicht verſäumen, vor jeder Röhre eins aufzuſtellen; denn nur der Hunger treibt den vorſichtigen Einſiedler in das Eiſen. Das Ausgraben des Dachſes kann blos da geſchehen, wo der Bau in lockerem Erdreiche angelegt iſt. Er erfordert viel Geduld und Beharrlichkeit, auch tüchtige Kräfte, unter denen die Dachshunde in erſter Reihe mit zu nennen ſind. Einen dieſer eifrigen Jagdgehilfen läßt man in den Bau ſchlüpfen; er giebt durch Lautwerden den Ort an, an welchem ſich der Dachs befindet. Hier macht man den Einſchlag ſo, daß man hoffen kann, grade und dicht vor die Hunde auf die Röhre zu kommen. Der Dachs wendet natürlich alle Mittel an, um ſich von dem ihn verfolgenden Hunde zu befreien. Er fällt denſelben unter Umſtänden mörderiſch an oder gräbt, wenn er hierzu Zeit hat, mit größter Schnelligkeit eine neue Höhle, in welcher er ſich, wie der Jäger ſagt verſetzt oder verklüftet, d. h. durch die dem Hund entgegen geworfene Erde verſchanzt. Es gehört eine große Uebung dazu, durch das Verhören des Hundes die Stelle zu ermitteln, wo der Dachs ſitzt, und

auch das Graben muß mit Sorgfalt ausgeführt werden. Der endlich aufgefundene Dachs wird mit einer großen Zange gepackt und durch einen Schlag auf die Naſe getödtet.

12. Der Bär. Ursus arctos Linné.

(Ursus niger Albertus Magnus; Ursus norvegicus; Ursus collaris Cuvier; Ursus cadaverinus Eversmann.)

Noch heutigen Tages iſt ein ſchon ſeit langer Zeit beſtehender Streit unter den Naturforſchern nicht mit Sicherheit entſchieden. Es handelt ſich darum, ob es in unſerem Europa eine oder mehrere Arten von Bären giebt. Zu leugnen iſt es nicht, daß ſich zwiſchen den bei uns vorkommenden Bären Unterſchiede bemerklich machen, welche ſtändig zu ſein ſcheinen. Sie beziehen ſich nicht allein auf die Färbung des Felles und die Größe, ſondern auch auf die Lebensweiſe. Die Naturbeobachter glauben deßhalb im Rechte zu ſein, wenn ſie mindeſtens zwei Bärenarten annehmen, während die zergliedernden Forſcher, welche hauptſächlich das Gerippe bei der Vergleichung zu Grunde legen, keinen Unterſchied aufzufinden vermögen, welcher ihnen hinreichend erſcheint, um ſich der Anſicht jener anſchließen zu dürfen. Dieſe Frage über Arteinheit und Artverſchiedenheit der europäiſchen Bären geht auch uns an; denn grade in Deutſchland und ſeinen Grenzländern findet die eine wie die andere Anſicht ihre eifrigſten Vertreter.

Es läßt ſich leicht erklären, warum der alte Streit noch unentſchieden blieb. Grade in der Familie der Bären hält es ſchwer, die verſchiedenen Arten von einander zu trennen. Alle Bären ähneln ſich in ihrer Färbung und auch in ihrem Weſen ſehr, und ſo gehört ſchon eine ſorgfältige Beobachtung dazu, um die verſchiedenen Thiere mit Sicherheit von einander zu trennen. Die Beobachtungen aber, welche bis jetzt vorliegen, ſind noch ſehr mangelhaft, der unzähligen Geſchichten, welche über Bären berichtet werden, ungeachtet. Man ſollte es nicht glauben, daß man bis in die neueſte Zeit noch nicht einmal über die Fortpflanzung des ſo vielfach und ſchon ſeit Jahrhunderten im Zwinger gehaltenen Thieres in's Reine gekommen war, daß man noch in den beſten Werken hierüber ſichere Angaben vermißt! Schließt man von dieſer einen Thatſache auf die übrigen Beobachtungen, ſo müſſen dieſelben als ſehr dürftige oder mindeſtens lückenhafte erſcheinen.

Ein ſo großes, gefährliches Raubthier, wie der Bär es iſt, verträgt ſich mit dem Menſchen nicht, und dieſer hat deßhalb alle ſeine Kräfte daran geſetzt, jenes aus ſeiner Nähe zu vertreiben. Der Bär gehört gegenwärtig in Deutſchland zu den ſeltenſten Erſcheinungen; denn außer Tyrol und den übrigen Grenzgebirgsländern kommt er regelmäßig nicht mehr vor. Auch in Frankreich iſt er faſt ausgerottet worden; doch bieten ihm dort die Alpen und auf der anderen Seite die Pyrenäen noch geeignete Schlupfwinkel. In Spanien hält er ſich hauptſächlich auf den nördlichen Gebirgen. Auf den Balkan-Halbinſeln iſt er häufiger, in Ungarn und Siebenbürgen wenigſtens nicht ganz ſelten. Von hier aus weiter nach Oſten und Norden hin tritt er in größerer Menge auf. Rußland und Skandinavien ſind gegenwärtig als diejenigen europäiſchen Länder anzuſehen, in denen er noch zahlreich vorkommt. Ungleich häufiger lebt er in Aſien bis nach Kamtſchatka und China hin, vorausgeſetzt, daß der dort ſich findende Bär wirklich mit dem deutſchen zu einer und derſelben Art gerechnet werden darf, was von einigen Forſchern beſtritten wird.

Die allgemeinen Kennzeichen des Bären ſind ſo bekannt, daß das Thier einer ausführlichen Beſchreibung kaum bedarf. Ein ſtarker ſchwerer Leib mit breitem, rüſſelſchnäuzigem Kopfe, plumpe Läufe mit tüchtigen Pranken, deren Sohle ihrer ganzen Länge nach den Boden berührt, und deren fünf Zehen mit langen, gebogenen, aber ſtumpfen Krallen bewaffnet ſind, der kurze Schwanz und der lange zottige Pelz zeichnen Meiſter Braun und ſeine Verwandten auch wirklich ſo aus, daß man nicht ſo leicht in Verſuchung kommen kann, ihn mit anderen Thieren zu verwechſeln. Das Gebiß beſteht aus 40 Zähnen, unter denen die Reißzähne verhältnißmäßig ſchwach, die Höckerzähne dagegen ſehr ſtark ſind. Die Wirbelſäule iſt aus zwanzig Bruſt- und Lendenwirbeln, drei Kreuzbeinwirbeln und neun Schwanzwirbeln zuſammengeſetzt; im Uebrigen zeichnet ſich das Gerippe durch ſehr kräftige, aber etwas plumpe Formen aus. Unſer Bär erreicht eine Länge von $6\frac{1}{2}$ Fuß und eine Höhe am Widerriſt von $3\frac{1}{2}$ Fuß; der Stummelſchwanz wird höchſtens 4 Zoll lang. Die Färbung des dicken Pelzes iſt ſehr verſchieden; ſie ändert vom hellen ſilberglänzenden Braun bis zum dunkeln Braunſchwarz ab. Es giebt Bären, welche hell gelblich fahl gefärbt ſind und andere, welche faſt ſchwarz erſcheinen; es giebt einzelne, welche eine helle Halsbinde, das Zeichen der Jugend, auch im Alter tragen u. ſ. f.

Im Allgemeinen ſind junge Bären dunkler gefärbt, als die Alten; doch erleidet auch dieſe Regel ihre Ausnahmen.

Wir glauben nicht zu irren, wenn wir, obgleich die Färbung uns als nebenſächlich gilt, mindeſtens zwei Arten europäiſcher Bären annehmen. Beide leben gegenwärtig in dem Zwinger des Hamburger Thiergartens. Sie unterſcheiden ſich durch die Färbung wenig, aber auffallend durch die Geſtalt und namentlich durch die Schädelbildung. Der eine iſt hochgebaut, langläufig, ſchlank und ſein Kopf ſo verlängert, daß die Geſammtlänge deſſelben mindeſtens das Anderthalbfache der Schädelbreite beträgt; ſein Haar iſt dunkelbraun mit einem Schimmer in's Fahle oder Grauliche. Der Kopf iſt ganz fahl gefärbt. Beide Geſchlechter gleichen ſich bis auf die Größe vollſtändig. Dieſer Bär iſt es, mit welchem es Linné zu thun hatte: Ursus arctos alſo.

Der zweite, längſt von den Naturbeobachtern von jenem getrennte Bär iſt niedriger und gedrungener gebaut, dickläufig und kurz, ſein Kopf iſt faſt eben ſo breit als lang; der Pelz zottiger und überall (auch am Kopfe) gleichmäßig, glänzend dunkelbraun gefärbt. Dieſer Bär iſt der Ursus fulvus des Albertus Magnus, oder der Ursus formicarius Eversmann. — Ueber den vom großen Cuvier als eigne Art aufgeſtellten Pyrenäenbär halten wir unſer Urtheil zurück, weil wir das Thier weder lebend noch todt zur Vergleichung vor uns haben.

Die Unterſcheidungsmerkmale dieſer beiden Bärenarten ſind ſo in die Augen ſpringend, daß ſie auch dem Laien auffallen müſſen und von gewiſſen Thierkundigen ſicherlich nicht mißachtet worden wären, wenn ſie eben beide Arten lebend vor ſich gehabt hätten, wie wir zur Zeit, wo dieſe Zeilen geſchrieben wurden.

In ihrer Lebensweiſe und ihrem Betragen ſind ſich nicht nur die europäiſchen Bären, ſondern alle eigentliche Bären überhaupt auffallend ähnlich. Sie bewohnen große, ruhige Waldungen, namentlich ſolche in Gebirgen und leben hier den größten Theil des Jahres einſam in einem beſtimmten Gebiete, von welchem aus ſie aber Streifzüge unternehmen. Ihre eigentliche Wohnung iſt entweder eine natürliche Erd- oder Felſenhöhle, oder auch ein dichter, mit ſeinen Zweigen bis zur Erde herabreichender Buſch; der Ruheplatz ein mit Moos und Laub unordentlich aber weich ausgepolſtertes Lager. Sie ſind ebenſowohl bei Tage als bei Nacht in Thätigkeit,

ziehen es jedoch vor, da, wo sie sich nicht vollständig sicher fühlen, die letztere Tageszeit zu ihren Ausgängen zu wählen und schlafen dann, so lange die Sonne am Himmel steht. In ihren Bewegungen sind sie keineswegs so plump, als man gewöhnlich annimmt, weil man sich zuweilen verleiten läßt, sie mit anderen Säugethieren und namentlich mit dem Menschen zu vergleichen. Wenn man den laufenden Bär mit dem Wolfe, oder den auf seinen Hinterfüßen aufrecht gehenden mit dem Menschen vergleicht, erscheint er freilich im höchsten Grade täppisch und ungeschickt, aber er scheint es auch nur. In Wirklichkeit ist der Bär ein sehr bewegungsfähiges Thier. Er läuft gut und ausdauernd, noch immer rasch genug, um selbst ein schnelles Wild zu ermüden, er klettert im Verhältniß zu seiner Größe ganz vorzüglich und hält sich noch im schwankenden Gezweig vortrefflich im Gleichgewicht; er schwimmt ohne Anstrengung und ohne Scheu über die breitesten Flüsse hinweg und beweist dabei, daß er auch recht gut tauchen kann.

Unter seinen Sinnen steht der Geruch ganz unzweifelhaft obenan; er leitet das Thier bei allen seinen Untersuchungen. Die feuchte Nase läßt schon im Voraus schließen, daß der Bär vorzüglich wittert; er spürt aber auch sehr scharf und folgt einer Fährte, wenn auch nicht mit der Untrüglichkeit der Hunde, so doch immerhin mit genügender Sicherheit. Der zweitbeste Sinn ist das Gehör; auf ihn folgt das Gesicht, welches nicht gerade ausgezeichnet genannt werden darf; sodann der Geschmack, welcher sich oft in eigenthümlicher Weise zeigt und endlich das Gefühl, welches als Tastsinn hauptsächlich in den sehr beweglichen, weit vorstreckbaren Lippen seinen Sitz zu haben scheint. — Das geistige Wesen des Bären ist, wie wir annehmen müssen, von jeher falsch beurtheilt worden. Der Bär gilt durchgehends als ein gerader, offener, ehrlicher und gutmüthiger Gesell, als das entschiedene Gegentheil des Wolfes. Man rühmt ihm eine gewisse Menschenfreundlichkeit und einen deutlich hervortretenden Humor nach. Fade Schönschriftler unserer Zeit, welche sich in das Gebiet der Naturkunde verirrt haben, wissen gar nicht genug Worte zu finden, um das Wesen des Bären in ihrer gehaltlosen Weise rühmend zu erheben. Wir vermögen es nicht, uns ihrer Ansicht anzuschließen. Es ist nicht grade leicht, über ein Thier, mit welchem man nur in sehr einseitigem Verkehr lebt, ein bestimmtes Urtheil zu fällen, jedenfalls aber wohlgethan, wenn man sich von der größeren oder geringeren Raubluft desselben nicht im Voraus bestechen läßt, und so zu sagen den

Geiſt in dem Magen ſucht. So geſchieht es rückſichtlich des Bären. Man hält ihn hauptſächlich aus dem Grunde für einen gutmüthigen Geſellen, weil er ein Allesfreſſer iſt und neben der thieriſchen Nahrung auch pflanzliche beanſprucht. Die Anſicht muß ſich verändern, wenn man unparteilicher verfährt.

Der Bär iſt ein in geiſtiger Hinſicht entſchieden tief ſtehendes Thier. Jede Katze, jeder Hund und jeder Marder erhebt ſich hoch über ihn. Sein Verſtand iſt gering. Er beweiſt weder große Liſt, noch beſondere Beurtheilungsfähigkeit; er hat ein ſchwaches Gedächtniß und eine nur geringe Erfindungsgabe. Im Verhältniß zu ſeiner Stärke iſt ſein Muth nicht der Rede werth. Nur der in höchſten Zorn gebrachte Bär wird furchtbar; für gewöhnlich weicht das gewaltige Thier vor dem ſchwachen Jagdhunde. Der Bär iſt geiſtig weit unbeholfener, als leiblich. Er lernt wenig und dies Wenige nicht mit Verſtändniß, ſondern nur nach und nach, in Folge der Angewöhnung. Mit anderen Thieren oder mit dem Menſchen befreundet er ſich nicht. Er erkennt die Oberherrſchaft des letzteren an, ordnet ſich ihr aber keineswegs aus freudigem Bewußtſein, ſondern nur aus Feigheit, in Erinnerung an viele Prügel unter. Dem einzelnen Menſchen beweiſt er ſelten eine beſondere Anhänglichkeit. Er unterſcheidet ſeinen Wärter zwar von anderen Leuten, behandelt ihn aber auch nicht anders, als jeden Fremden, welcher ſich mit demſelben Geſchick wie ſein Wärter mit ihm beſchäftigt. Jede Handlung des Bären beweiſt einen ſchwachen, niedrig ſtehenden und bildungsunfähigen Geiſt. Die dem Thiere nachgerühmte Ehrlichkeit iſt nur als Plumpheit, die offene Geradheit als Tölpelhaftigkeit zu deuten. Gutmüthig iſt der Bär keineswegs; er wird im Gegentheil wie alle tiefſtehenden Charaktere augenblicklich zornig, wenn ihm Etwas nicht nach ſeinem Wunſch geht. Zumal an jungen Bären kann man hierauf bezügliche Beobachtungen machen. Sie ſind reizbar wie Kinder und werden ungezogen, grob und roh, ſobald ſie ihrem Eigenſinn nicht folgen können. Der Geiſt älterer Bären iſt ſchwerfälliger, als der jüngerer Thiere; im Allgemeinen aber muß auch für den erwachſenen Bär das Gleiche gelten.

Die Stimme unſeres Thieres beſteht aus einem Gemiſch von höchſt ſonderbaren Lauten. Der zornige Bär brüllt dumpf und heiſer, der nicht aus ſeiner Ruhe gebrachte heulend; der junge ſummt knurrend eine halbe Stunde lang vor ſich hin oder läßt ein abſcheuliches, heiſeres, abgebrochenes Brüllen vernehmen. Bezeichnend für alle Bären iſt ein ſonderbares kurz abgebrochenes

Schnaufen, welches ſie bei jeder Erregung hören laſſen und dann regelmäßig mit einem wiederholten, lauten Aufeinanderklappen der Zahnreihen ihres Gebiſſes begleiten.

Der Bär iſt hinſichtlich ſeiner Nahrung das Schwein unter den Raubthieren. Er iſt ein Allesfreſſer im weiteſten Sinne des Wortes. Das Pflanzenreich liefert ihm vielleicht den größten Theil ſeiner Mahlzeiten und er kann auch bei ausſchließlicher Pflanzenkoſt jahrelang recht gut beſtehen. Er weidet friſches, ſaftiges Gras wie eine Kuh, frißt Haidekorn, Getreide, namentlich ſolches, deſſen Körner noch nicht erhärtet ſind, Baumknospen, Obſt, alle Art Trauben, Wald- und andere Beeren. Er ſtellt aber auch den Kerbthieren, Fiſchen, Vögeln und Säugethieren nach und zieht, wenn er ſich einmal an Fleiſchkoſt gewöhnt hat, dieſe der Pflanzennahrung entſchieden vor. Dann wird er zu einem ebenſo gefährlichen und haſſenswerthen Raubthiere, wie jedes Andere, und von den gerühmten guten Eigenſchaften iſt keine einzige mehr zu bemerken. Plumpheit und Rohheit aber beweiſt er auch bei ſeiner Jagd. Im Gebirge beſteht ſein Hauptkunſtſtück darin, die Heerdenthiere ſo zu erſchrecken, daß ſie entſetzt in den Abgrund ſpringen; dann klettert er langſam zur Tiefe nach und frißt das zerſchellte Aas gemächlich auf. In Rußland und Skandinavien bricht er die Umzäunungen und Viehſtälle ein und würgt dort rückſichtslos zuſammen, was er gerade findet. Er begnügt ſich allerdings gewöhnlich mit einem Wilde, weil ihm das Rauben weit weniger Hauptſache iſt, als das Freſſen. Demungeachtet richtet er in manchen Gegenden ebenſoviel Schaden an, als der Wolf, obgleich er weit ſeltener iſt, als dieſer.

Nach den von uns angeſtellten Beobachtungen fällt die Bärzeit in den Mai, nicht aber in den Auguſt, September und October, wie man trotz aller Beobachtungen bei gefangenen Thieren ſeit Linné hartnäckig behauptet hat. Die Bären des Thiergartens zu Hamburg begatteten ſich zum erſten Male am 14. Mai, dann aber einen ganzen Monat lang ununterbrochen nach Art der Hunde, nur daß ſie ſich auch hierbei ungleich täppiſcher und ungeſchickter benahmen. Die betreffende Bärin hatte in der letzten Woche des Januars zwei Junge geworfen, und dieſe Zeit und Anzahl wird auch übereinſtimmend von Allen angegeben, welche Bären in der Gefangenſchaft zur Fortpflanzung brachten. Bei ihrer Geburt ſind die Bärlein etwa rattengroß, aber derber, und mit einem dünnſtehenden, kurzen, glänzenden Haar von

ſilbergrauer Farbe bekleidet. Ihre Augen ſind geſchloſſen, ſie ſelbſt hilflos in hohem Grade: ſie erklären alſo die allbekannte Sage. — Es liegen Beobachtungen vor, aus denen hervorgeht, daß die Bärin ihre Nachkommenſchaft mit großer Zärtlichkeit und unerwartetem Geſchick behandelte. Die Bärin des erwähnten Thiergartens zeigte ſich jedoch gegen ihre eigenen Kinder roh, rückſichtslos und gleichgültig, ſchleppte ſie wie ein Stück Fleiſch im Zwinger umher und ließ ſie ſchließlich aus Sehnſucht nach dem Bären verſchmachten, ohne ſich über den Verluſt nur im Geringſten zu grämen. In der Freiheit mag ſo etwas ſelten ſein oder gar nicht vorkommen; doch fehlen hierauf bezügliche Beobachtungen zur Zeit noch gänzlich. Man weiß, daß die Jungen ſich langſam entwickeln, im Mai von der Mutter aus dem Lager geführt werden und einigen Unterricht genießen, ſich aber hauptſächlich mit täppiſchen Spielen ergötzen; man behauptet auch, daß die Bärin Junge von früherem Wurfe gewaltſam zu Kinderwärtern der ſpäter geborenen mache und beſtrafe, wenn ſie ihre Dienſte nicht gehörig beobachten ſollten; doch ſind alle dieſe Angaben mit Vorſicht aufzunehmen.

Es ſcheint uns werth, hervorzuheben, daß der Bär keineswegs in ſtrenger Ehe lebt, wie vielfach behauptet worden iſt. Wir ſelbſt haben an unſeren Gefangenen, welche im beſten Einverſtändniſſe und ſehr zärtlich zuſammen gelebt hatten, offenbare Untreue beobachtet. Der ſtärkſte Bär bemächtigt ſich ſo vieler Bärinnen, als er kann und macht keinen Unterſchied zwiſchen einer früheren Geliebten und ſpäter hinzugekommenen. Zwei ſtarke Bären liefern ſich gelegentlich auch einen ernſthaften Kampf, beweiſen aber dabei grade ſo recht ihren geringen Muth. Sie gehen unter furchtbaren Zähneklappen und Schnaufen auf einander los, brummen und ſchnauben mit beiderſeitig abgewandtem Geſicht einander an, beſchnüffeln ſich faſt ängſtlich in gegenſeitiger Erwartung eines kommenden Prankenſchlages und richten ſich endlich, wenn dieſer gefallen, gegen einander auf, um ſich mit weit geöffnetem Rachen anzubrüllen. Zum wirklichen Beißen kommt es nicht. Ihre Hauptwaffe iſt und bleibt die Pranke und mit dieſer wiſſen ſie auch wirklich gefährliche Schläge auszutheilen.

Die Bärenjagd erfordert einen ruhigen, beſonnenen Jäger, eine gute weitmündige Doppelbüchſe und einen oder zwei tüchtige Hunde, dann hat ſie ſo gut als keine Gefahr. Darin ſtimmen alle wirklichen Bärenjäger überein. Man erwartet den Bär auf dem Anſtande vor Tagesanbruch oder in

der Abenddämmerung und ſchießt ihm aus nicht großer Ferne die Kugel durch den Leib. Auch bei dieſer Jagd muß man den Wind auf das Sorgfältigſte prüfen; denn jeder Bär wird, ſobald er die Witterung des Menſchen bekommt, ſofort flüchtig und nimmt erſt einige Tage ſpäter den regelmäßig begangenen Wechſel wieder an. Ein guter Jäger wird ſelten beide Kugeln ſeiner Doppelbüchſe vergeblich auf den Bären abfeuern und dann zu dem verzweifelten Mittel greifen müſſen, dem verwundeten Bären, welcher ſich ziemlich regelmäßig dem Manne im Kampfe gegenüberſtellt, auf den Leib zu rücken. In Skandinavien, Rußland und Siebenbürgen wendet man auch die Treibjagd an und erlegt dann im günſtigen Falle mehrere Bären an einem Tage. Dieſe Jagd hat wegen der Vereinigung mehrerer tüchtiger Schützen noch weniger Gefahr, als der Anſtand. Das Aufſuchen des Raubthiers in ſeinem Lager, wenn der Winter im Gebirge noch nicht ſo weit vorgerückt iſt, kommt auch vor; doch verſichern die Jäger, daß es eine ſehr ſchwierige und mühſame Arbeit ſei, den Bär aus ſeiner Wohnung herauszutreiben.

Sehr verſchieden von dieſen regelrechten Jagdarten ſind die Anſtalten, welche die aſiatiſchen Völkerſchaften machen, um ſich der Bären zu bemächtigen. Der alte Steller erzählt namentlich von den Kamtſchatkalen wahrhaft luſtige Geſchichten und zum Theil von ſolchen Jagdarten, welche die Dummheit der Bären ſo recht ſchlagend beweiſen.

In früheren Zeiten veranſtaltete man zuweilen Bärenkämpfe mit Hunden oder Jägern. So wurden im Dresdner Schloßhofe im Jahre 1630 binnen acht Tagen drei Bärenhatzen abgehalten, bei denen ſieben Bären mit Hunden und großen Keulern kämpfen mußten. Auf dem Stiergefechtsplatz in Madrid kommen ähnliche Schauſpiele noch heutigen Tages vor. Die Gegner des Bären ſind dort aber die muthigen und prachtvollen Stiere, welche zu den Gefechten verwendet werden.

Der Nutzen des Bären iſt immerhin nicht unbedeutend. Bärenſchinken ſind ihres Wohlgeſchmackes wegen berühmt und namentlich im Norden eine ſehr geſuchte Speiſe; das Feiſt oder Fett findet vielfache Verwendung, weil man ihm eine beinah fabelhafte Heilkräftigkeit nachrühmt. Werthvoller jedoch als Wildpret und Feiſt iſt die große, dichte Decke, welche zu gewiſſen Arten von Pelzwerk benutzt wird und durch kein anderes Thierfell erſetzt werden kann.

Sechster Abſchnitt.

Die Raubvögel.

Die gleiche Theilnahme, welche die Raubſäugethiere Jedem abnöthigen, der ſie näher kennt, widmet der Naturforſcher oder der Forſtmann den Raubvögeln, welche jenen im Geiſt und Weſen ſo innig verwandt ſind. Unſer deutſcher Wald iſt auch an dieſen hehren Geſtalten der zweiten Klaſſe ärmer, als die großen Waldungen der Wendekreisländer; doch beſitzt er wenigſtens Vertreter der edelſten Geſchlechter dieſer reichhaltigen Ordnung, und auch die unedleren Sippen ſind ihm nicht fremd.

Wir haben ſchon oben von der Liebe und dem Haſſe geſprochen, welche die Raubvögel ſeitens des Menſchen genießen und erleiden, ſowie hervorgehoben, daß die Liebe, welche der ganzen Klaſſe gilt, auch auf den größten Theil der Raubvögel ſich erſtreckt, während der Haß nur auf wenige ſich beſchränkt und einzig und allein eine Folge der Uebergriffe iſt, welche dieſe wenigen ſich zu Schulden kommen laſſen. Aus unſeren deutſchen Wäldern ſind die wirklich ſchädlichen Raubritter in Vogelgeſtalt ſchon faſt verdrängt worden, und die einzelnen, welche noch blieben, nehmen von Tag zu Tag mehr ab. Die übrigen ſind nützliche Glieder in der Kette der Weſen; ſie gehören eigentlich den Waldhütern zu, nicht aber den Waldverderbern. Dieſe Wahrheit muß der Beſchreibung der Raubvögel vorangeſtellt werden, weil ſie gar nicht oft genug wiederholt werden kann.

Die Raubvögel ſind Thiere, welche auch der Laie nicht zu verkennen vermag. Ihre Geſtalt und ihre ſtattliche, edle Haltung, die Ruhe und der Ernſt ihres Weſens, die Schnelligkeit, Gewandtheit und Ausdauer ihrer Bewegungen endlich, zeichnen ſie vor anderen Vögel ſo ſehr aus, daß die ganze Gruppe

nach außen hin als eine ſcharf begrenzte erſcheinen muß. Wie alle guten Flieger haben die Raubvögel einen gedrungenen Leib, eine breite, hohe Bruſt, breite oder ſpitze, kräftige Flügel und gleichgebauten Schwanz, einen kurzen, nur ſelten verlängerten Hals, einen großen runden Kopf mit ausdrucksvollem Auge und mittelhohe, blos ausnahmsweiſe lange Beine. Die Federn ſind ſtarr und kräftig, aufſprechend, aber ſelten beſonders lebhaft gefärbt.

Es iſt natürlich, daß dieſer ganze Leibesbau ſchon im Gerippe begründet iſt. Namentlich der Bruſtkaſten fällt auf. Das Bruſtbein umgiebt wie ein Panzer von vorn den Bruſtkaſten und einen Theil der Leibeshöhle. Es beſteht aus einem ſtarken und breiten Knochen, welcher in der Mitte einen verhältnißmäßig ſehr hohen Kamm oder Kiel trägt; nach unten ſetzt es ſich gewöhnlich ſeitlich noch ziemlich weit fort. Mit dem Rücken ſteht es in ſtraffer Verbindung; alle Bänder, welche das Bruſtbein und die Rippen vereinen, ſind beſonders verſtärkt oder förmlich verknöchert. Auch die Wirbelſäule zeichnet ſich durch ihre Feſtigkeit und Stärke aus, und zumal die Schwanzwirbel ſind groß und breit. An dieſen Bruſtkorb gelenken die vollkommen im Einklang ſtehenden Gliedmaßen: lange, aber ſtarke Armknochen und kurze, ſtämmige Beinknochen. Der bewegliche Hals iſt demungeachtet kräftig, der Schädel gewölbt, namentlich an den Augen vorgetrieben. Zur genaueren Bezeichnung möge dienen, daß der Schnabel immer kurz, kräftig und ſeitlich zuſammengedrückt erſcheint und der Oberſchnabel hakig über den unteren ſich herabkrümmt, auch regelmäßig an ſeinem Grunde mit einem häutigen Ueberzuge bedeckt iſt, welchen man bezeichnend die Wachshaut nennt; in ihr öffnen ſich die Naſenlöcher. Die Ständer oder Beine ſind gewöhnlich bis zu der Ferſe, häufig auch bis zu den Zehen herab befiedert. Der Fuß beſteht immer aus vier Zehen, von denen drei nach vorn gerichtet zu ſein pflegen, obwohl es ausnahmsweiſe vorkommt, daß die äußere Zehe nach vorn und rückwärts gewendet werden kann. Dieſe Zehen ſind oben mit Schuppen bedeckt, unten mit einer rauhen, hornigen Haut überzogen und durch ſtark vortretende Ballen ausgezeichnet. Die Befiederung iſt immer reich, wenn auch bei vielen die harten Federn knapp anliegen, und das Gefieder ärmer erſcheinen laſſen, als es iſt. Der Flügel trägt große Schwingen, zehn am Handgelenk, zwölf bis ſechszehn am Vorderarm; der Schwanz beſteht faſt ausnahmslos aus zwölf Steuerfedern, welche ſich paarig gleichen. Die Geſtalt der Flügel und des Schwanzes iſt manchfachem

Wechsel unterworfen. Bei den edelsten Raubvögeln ist der Flügel vorn und der Schwanz in der Mitte zugespitzt, bei den weniger edlen erscheint der Flügel gerundet und der Schwanz grade abgeschnitten oder gabelförmig gestaltet, indem die äußeren Steuerfedern weiter hervortreten als die inneren. An den Ständern machen sich Unterschiede bemerklich. Gewöhnlich ist der Lauf bis zur Ferse geschildet, bei allen Edeladlern und Eulen aber bis zu den Zehen hinab befiedert und an den Unterschenkeln dann behost. Der Zügel, d. h. die Stelle vom Schnabelrande bis zum Auge, pflegt nackt oder nur spärlich befiedert zu sein. Im Allgemeinen gilt, daß der Raubvogel um so vollendeter erscheint, je starrer sein Gefieder, je spitzer der Flügel und je länger die Mittelzehe ist.

Hinsichtlich des inneren Leibesbaues genügt, wenn wir hervorheben, daß die Zunge regelmäßig, hart und breit ist und hinten einen gezähnten, gelappten Rand besitzt; daß der sehr dehnbare Schlund sich kropfartig erweitert und dann in einen drüsigen Vormagen und einen großen, häutigen Magen übergeht, welcher mit einem Darmschlauche von sehr veränderlicher Länge in Verbindung steht. Alle übrigen Eingeweide zeichnen sich durch ihre Größe aus.

Die Raubvögel sind über die ganze Erde verbreitet. Sie bewohnen alle Breiten und alle Höhengürtel und vertheilen sich ziemlich gleichmäßig über die verschiedenen Gebiete, obschon weitaus die meisten von ihnen den Wald zu ihrem bevorzugten Aufenthaltsort wählen. Wenige sind gesellig und dulden andere ihrer Art in ihrer Nähe; die übrigen leben nur paarweise in dem einmal erkorenen und bezüglich erstrittenen Wohnkreise, jeden Fremdling der gleichen Art, welcher in denselben eindringt, augenblicklich zum Kampfe herausfordernd. Alle ohne Ausnahme sind hochbegabte Vögel. Ihr Flug ist erhaben, leicht und ausdauernd, bei einigen pfeilgeschwind, bei anderen langsamer und dann dadurch ausgezeichnet, daß er nur aus wenig Flügelschlägen zu bestehen pflegt.

Alle Raubvögel mit breit zugerundetem Flügel schweben Minuten und selbst Viertelstunden lang in hoher Luft hin und her, steigen und fallen, ohne eigentlich sichtbare Bewegungen ihrer Flugwerkzeuge auszuführen. Ein Drehen und Wenden der Schwingen und des Schwanzes genügt ihnen, um sich schwebend zu erhalten. Sie steigen empor, wenn sie sich dem Luftzuge entgegenwenden; sie senken sich, wenn sie mit ihm fliegen. Die eigent-

lichen Edelfalken und mit ihnen alle übrigen Raubvögel, welche sehr spitze Flügel besitzen, fliegen mit raschem Flügelschlage und gleiten dann mehr als doppelt so schnell, wie die mit breiten und gerundeten Flügeln. Der Gang auf der Erde ist gewöhnlich schlecht; doch sind auch die vollendetsten Flieger auf dem Boden nicht vollständig fremd. Eine andere Art der Beweglichkeit haben die Raubvögel nicht. Die Sinneswerkzeuge sind regelmäßig vortrefflich ausgebildet. Obenan steht das Gesicht; es ist ausnahmslos der schärfste Sinn aller Mitglieder dieser Ordnung, obgleich behauptet worden ist, daß der Geruch bei einzelnen noch höher entwickelt sei, als das Auge. Die wunderbare und willkürliche Beweglichkeit des Vogelauges gestattet, daß das Sehwerkzeug auf verschiedene Entfernungen eingestellt und somit für eine gewisse Nähe wie für unermeßliche Fernen oder Höhen benutzt werden kann, und so kommt es, daß ein Raubvogel, welcher dem menschlichen Auge wegen der großen Höhe, in der er dahin zieht, verschwand, noch kleine Beute mit aller Sicherheit wahrnehmen und unterscheiden kann. Auch das Gehör ist scharf, steht, bei den Tagraubvögeln wenigstens, aber doch vielleicht hinter dem Gefühl, welches sich namentlich als feines Empfindungsvermögen kund giebt, zurück. Der Geschmack ist noch nicht besonders entwickelt, jedoch entschieden vorhanden, obwohl die harte Zunge nicht daran glauben lassen will.

In ihrem geistigen Wesen stehen die Raubvögel fast allen übrigen Mitgliedern ihrer Klasse ebenbürtig da. Sie sind einer hohen geistigen Ausbildung fähige Thiere. Auch Laien erscheinen die meisten als ernststolze, ritterliche Gesellen, und in der That ist diese Auffassung, so menschlich einseitig sie auch sein mag, wohl die richtigere. Fast alle Raubvögel haben etwas Edles in ihrem Wesen, nur tritt es bei dem Einen mehr, bei dem Andern weniger hervor. Neben den stolzen und dabei doch gutmüthigen Adlern und Edelfalken, giebt es listige und tückische Strauchritter oder dreiste und zudringliche Bettler, welche mit Allerlei fürlieb nehmen und Andere für sich sorgen lassen. Viele genießen nur selbsterworbene Beute und verschmähen es, Aas anzugehen, während andere dieses ausschließlich oder wenigstens sehr gern verzehren. Das Fleisch höherer Wirbelthiere bleibt unter allen Umständen die bevorzugte Nahrung unserer Thiere; die kleineren aber stellen auch den Kerbthieren nach, und einzelne nähren sich, so lange sie können, fast nur von dieser Speise. Sie verfolgen ihre Beute fliegend und ergreifen sie mit ihren Fängen, die edelsten nur im Fluge, andere blos im Sitzen und einige

endlich auf beiderlei Weiſe. Das ergriffene Thier wird durch die Klaue erwürgt, nicht ſelten aber bei lebendigem Leibe angefreſſen, mit dem Schnabel zerriſſen, zerſtückelt und verſchlungen. Unverdauliche Reſte, Knochen, Haare und Federn werden als Gewölle, d. h. als länglichrunde Ballen, wieder herauf gewürgt und ausgeſpieen. Die Tagraubvögel trinken ſämmtlich, diejenigen, welche auch Aas angehen, ziemlich viel, und ein Bad iſt für die meiſten ein unerläßliches Bedürfniß; die Nachtraubvögel dagegen meiden das Waſſer, und können Wochen und Monate lang, ohne zu trinken, beſtehen. Nach reichlicher Nahrung fallen viele in eine träge Ruhe, obgleich es nur ſelten bei den gierigſten Freſſern ſo weit geht, daß ſie darüber ihre Sicherheit vergeſſen. Die Stimme aller Raubvögel iſt unſchön und einförmig, gewöhnlich gellend und manchmal auch kreiſchend; einige ziſchen wie Gänſe, und andere fauchen wie Katzen und einzelne bringen mit dem Schnabel noch ein ſonderbares Knappen hervor.

Sämmtliche Raubvögel leben in ſtrenger Ehe auf Lebenszeit. Das Weibchen wird nach langem Kampfe von dem ſtärkſten Männchen erworben und giebt ſich dann gutwillig dem Sieger Preis. Es hält treu zu ihm und wandert mit ihm unter Umſtänden in ferne Länder. Beide Gatten behandeln ſich gegenſeitig mit großer Zärtlichkeit. Doch kommt freilich auch das Gegentheil vor, obwohl nur ſelten, und ſo viel man weiß, blos bei dem Habichte, welcher überhaupt als der abſcheulichſte aller Raubvögel betrachtet werden muß. Die Brutzeit fällt bei uns regelmäßig in das Frühjahr. Prächtige Liebesſpiele, wahre Flugreigen, welche in hoher Luft ausgeführt werden, gehen ihr voraus. Der Horſt oder das Neſt wird während dieſes Spiels errichtet und zwar ausſchließlich von dem Weibchen, welchem das Männchen jedoch im Herbeiſchaffen der Bauſtoffe hilfreich zur Hand geht. Es iſt in der Regel ein unkünſtleriſcher Bau, gewöhnlich eine flache, aber ſtarke Mulde, welche auf hohem Felſen oder in der Krone hoher Bäume angelegt und bei Einzelnen ſehr feſt zuſammengeſchichtet wird. Knüppel, Aeſte, Reiſer, Zweige und Wurzeln pflegen ihn zu bilden, zur inneren Ausfüllung werden wohl auch Haare verwendet. Einige Nachtraubvögel benutzen Höhlungen zur Kinderſtube ihrer Jungen. Nach erfolgter Befruchtung legt das Weibchen in Zwiſchenräumen von ein bis drei Tagen zwei bis ſechs Eier, welche rundlich und rauhſchalig ſind und auf lichterem Grunde eine dunklere, gewöhnlich bräunliche Fleckenzeichnung tragen. Es bebrütet

dieſelben allein oder in Geſellſchaft ſeines Männchens und zwar drei bis fünf Wochen lang; im erſten Falle wird es vom Männchen mit Nahrung verſorgt, ſo lange es brütet. Die ausſchlüpfenden Jungen kommen in einem ſehr hilfloſen Zuſtande zur Welt, entwickeln ſich aber ziemlich raſch und wechſeln das reiche, weiße, wollige Kinderkleid bald, zuerſt auf der Oberſeite, in das Jugendkleid um, welches von dem ihrer Eltern regelmäßig verſchieden iſt. Beide Alten tragen ihnen im Ueberfluſſe Speiſe zu. Anfangs füttern ſie halbverdaute Fleiſchſtücke aus dem Kropfe, ſpäter legen ſie ihnen die Nahrung zerriſſen vor. Nach vierwöchentlichem bis dreimonatlichem Wachsthum ſind die Jungen flugfähig und werden nun von ihren Eltern im Gewerbe ſorgfältig unterrichtet, bis ſie im Stande ſind, ſich ſelbſtſtändig ihre Nahrung zu erbeuten. Die Alten lieben ihre Brut in hohem Grade und verſuchen, ſie nach Kräften gegen jede Gefahr zu ſchützen und zu vertheidigen. Je nach der verſchiedenen Größe währt es ein bis neun oder zehn Jahre, vielleicht noch länger, bevor die Jungen als vollſtändig erwachſen anzuſehen ſind, d. h. bevor ſie das Kleid der Alten erhalten. Mit dieſer verhältnißmäßig langſamen Ausbildung ſteht aber das hohe Lebensalter, welches ſie erreichen, im Einklange. Es liegen hierüber überraſchende Beweiſe vor. Man hat Raubvögel über hundert Jahre in der Gefangenſchaft gehalten und ſolche mit Inſchriften auf goldenen Ringen an ihren Fängen erlegt, aus denen hervorging, daß ihr Lebensalter gegen 200 Jahre betragen kann.

Wie den Raubthieren, geſchieht auch den Raubvögeln von den meiſten Menſchen inſofern Unrecht, als man Alle ohne Ausnahme den ſchädlichen Thieren zuzählt. Von unſeren deutſchen Raubvögeln werden die wenigſten überwiegend ſchädlich, die anderen dagegen den Menſchen nur nützlich. Deshalb dürfen wir im Allgemeinen die Bitte um Schonung auch bei ihnen ausſprechen.

Wir machen uns keines Fehlers ſchuldig, wenn wir unter den Raubvögeln das Geſchlecht der Adler obenanſtellen, obgleich Dies gegen das gewöhnlich angenommene Syſtem verſtoßen würde. Nach dieſem gebührt aber auch den Edelfalken, welche wir unbedingt als die vollendetſten Raubvögel anzuſehen haben, nicht die erſte Stelle; dieſelbe wird vielmehr den Geiern zuerkannt, welchen wir unſerſeits nur den letzten Rang unter den Tagraubvögeln zuweiſen können.

Die Adler ſind große, kräftig gebaute Raubvögel mit mittelgroßem, befiederten Kopfe und kräftigem Schnabel, deſſen Firſte erſt gradlinig fortläuft, dann aber hakig ſich umbiegt, mit langen, jedoch zugerundeten und breiten Schwingen, einem breiten, gewöhnlich gerade abgeſtumpften Schwanze und ſtark behoſten, meiſt bis zu den Zehen hinab befiederten Fängen. Das Gefieder iſt reich und ziemlich locker, regelmäßig düſter gefärbt, die Federn des Hinterkopfes und Nackens ſpitzen ſich zu. Bei den meiſten Arten iſt die vierte oder fünfte Schwungfeder die längſte, und hierdurch eben erhält der Flügel ſeine rundliche Form. Bezeichnend für den Adler iſt das große, tief in der Höhle liegende und von dem weit hervorſpringenden Brauenbein überwölbte Auge, welches weſentlich dazu beiträgt, den Thieren das königliche Anſehen zu gewähren. Die Wirbelſäule beſteht aus 12 Halswirbeln, einer in der Klaſſe der Vögel ſehr geringen Zahl, acht bis zehn Bruſt-, 9 bis 10 Rücken- und 8 Schwanzwirbeln.

1. Stein- und Goldadler, Aquila fulva et Aquila chrysaëtos Brisson.

(Falco fulvus et Falco chrysaëtos Linné. Falco canadensis et niger Gmelin Linné. Falco melanaëtos.)

Steinadler und Goldadler, dieſe vielfach von einander unterſchiedenen und wieder vereinigten, ſich innig verwandten Vögel ähneln ſich in ihrer Größe, Geſtalt, Färbung und Lebensweiſe ſo, daß, an dieſem Orte wenigſtens, die Frage über ihre Arteinheit oder Artverſchiedenheit bedeutungslos erſcheinen muß.

Den Goldadler zeichnet hauptſächlich ſein etwas dunkleres Kleid und namentlich der bis zur Wurzel dunkele Schwanz ſowie ein weißer Fleck in der Achſelgegend vor dem Steinadler aus. Ein anderes ſicheres Merkmal zur Unterſcheidung beider Arten haben wir bis jetzt nicht zu erkennen vermocht. Der eine wie der andere ſind herrliche und gewaltige Raubvögel, welche nur in wenigen Ausländern ebenbürtige Genoſſen haben. Die Leibeslänge, von der Schnabelſpitze an bis zum Schwanzende gemeſſen, beträgt $2^3/_4$ bis 3 Fuß, die Breite von einer Flügelſpitze bis zur anderen $6^2/_3$ bis $7^1/_6$ Fuß. Das größere Weibchen wird noch um $^1/_3$ Fuß länger und um faſt $^1/_2$ Fuß breiter; in der Färbung gleicht es ſeinem Männchen vollſtändig.

Der Steinadler ist dunkelbraun, fast schwarz, am Hinterkopf, Nacken und Hinterhals aber dunkelrothgelb, an Stirn und Vorderkopf rothbraun. Die Schwingen sind schwarz mit braunem Schimmer, der Schwanz dagegen ist grau oder graulich weiß, mit einer breiten dunkeln Endbinde, welche wiederum weiß besäumt ist. Der lichtere Wurzeltheil des Schwanzes ist durch dunklere, aber zarte Bänder und Streifen gewässert. Auf der Brust erhalten die Federn zuweilen lichtbraune Ränder, und auf den Schultern gehen sie mitunter in das Weißliche über, ohne daß jedoch diese Färbung so vortritt, wie bei dem verwandten Kaiseradler (Aquila imperialis).

Der Steinadler ist der Adler im weitesten Sinne des Wortes: der Adler ohne jede Nebenbezeichnung, der Vogel des Zeus und des Wappenschildes, der gefürchtete Räuber, der Aar der Fabel und der Dichtung, der Adler des Waidmannes. Ganz Europa, ein großer Theil Asiens und Nordamerika bildet seine Heimath. Im Gebirge ist er häufiger, als in der Ebene, obwohl er hier ebenfalls, jedoch nur in sehr großen, zusammenhängenden Forsten, angetroffen wird. In der Schweiz verläßt er nach Tschudi nur dann die Alpen, wenn seine Beute, durch den herannahenden Winter bewogen, sich in die tieferen Thäler oder in sichere Erdhöhlen zurückzieht und das eigentliche Jagdgebiet des Adlers verödet. Auch wir haben ihn in Spanien und Skandinavien, wo er häufiger ist als bei uns, nur im Gebirge angetroffen.

Noch in vorigem Jahrhundert scheint der Adler in unserem Vaterlande nicht ganz selten gewesen zu sein; gegenwärtig horstet er blos an wenig Orten noch und nimmt von Jahr zu Jahr mehr ab. Der fortschreitende Anbau des Bodens, Lichtung des Waldes und Verfolgung des Menschen vertreibt, vernichtet ihn mehr und mehr und läßt ihn nur da noch eine ruhige Wohnstätte finden, wo sein gefährlichster Feind blos einzeln oder gar nicht sich ansiedeln konnte. Er ist ein Standvogel, welcher an dem einmal gewählten Wohnort mit großer Zähigkeit festhält und nur ungern sich vertreiben läßt. Eine hohe, unersteigliche Felsenwand im Gebirge, welche in irgend einer Höhlung für den Horst Raum gewährt, wird Jahrhunderte lang von Adlerpaaren bewohnt, und wenn wirklich beide Gatten des Paares vernichtet wurden, findet bald ein anderes solch' günstige Wohnstelle auf und nimmt die Stelle des ersteren ein. Eine derartige Felsenwand bildet den Mittelpunkt des Gebietes. Von hier aus streift der Adler weithin umher, ohne jedoch die selbstgezogenen

Digitized by Google

Grenzen zu überfliegen. Uns ist kein Fall bekannt, daß ein alter Adler außerhalb dieses Gebietes erlegt worden wäre. Jedem fremden Eindringling seiner Art erklärt er unerbittlich den Krieg; denn in seiner Herrschaft duldet er keinen zweiten Gewalthaber: er vertreibt aus ihr sogar die eigenen Kinder, sobald sich diese ihren Unterhalt selbstständig erwerben können.

Unter allen europäischen Raubvögeln ist der Adler der furchtbarste. Er ist ein Räuber im vollsten Sinne des Wortes. Seine Leibesbegabung und sein geistiges Wesen, zumal sein hoher Muth, befähigen ihn, den meisten Säugethieren und Vögeln als gefährlicher Feind entgegenzutreten. Sein Erscheinen bedeutet den Tod der schwächeren Thiere, denen es unmöglich ist, durch schleunige Flucht sich zu retten. Vom Reh an bis zur Maus herab, und vom Auerhahn bis zur Drossel herunter sind nur diejenigen Thiere vor ihm gesichert, welche vermöge ihrer Schnelligkeit und Gewandtheit ihm entrinnen können. Diejenigen, welche er erlangen kann, greift er auch an; es gilt ihm gleich, ob das Thier, welches er sich erwählt hat, wehrlos oder wehrhaft ist. Er nimmt selbst den bissigen Fuchs vom Boden auf oder den behenden, streitbaren Marder vom Aste weg. Seine Bewegungen sind rasch und sicher, der Flug namentlich ist prachtvoll, ruhig, ohne viele Flügelschläge und dennoch fördernd, die Schnelligkeit seines Herabstoßens, die Sicherheit seines Angriffes sind bewunderungswürdig. Wie ein Pfeil stürzt er sich aus hoher Luft herab auf seine Beute, und in den meisten Fällen giebt für diese kein Entrinnen. Beim Angriff sind seine Augen geröthet und alle seine Federn gesträubt. Er faßt sein Opfer mit der einen Klaue am Leibe, mit der anderen am Halse und preßt die Fänge so fest zusammen, daß jedes Thier in kurzer Zeit erdrosselt wird. So bald es sich nicht mehr regt, lockert er die Fänge und beobachtet nun scharf, ob noch Leben sich zeige; beim geringsten Zucken würgt er von neuem. Wenn er sehr hungrig ist, frißt er von seiner Beute schon ehe sie verendete.

Der sitzende Adler ist ein herrliches Bild des Stolzes. Er trägt sich hoch aufgerichtet wie ein Mann, hält sich ruhig und schaut würdig um sich; aber das blitzende Auge verräth, daß er sich niemals einer sorglosen faulen Ruhe hingiebt. Am unedelsten erscheint er, wenn er sich auf dem Boden bewegt. Sein Gang ist schreitend oder hüpfend; er trägt dabei aber den Leib wagrecht und verliert die gewohnte Haltung, jedenfalls zu seinem Nachtheile.

Unter seinen Sinnen steht unzweifelhaft das Gesicht obenan. Die Schärfe desselben ist geradezu unglaublich. Der Adler, welcher so hoch dahin schwebt, daß er unserm Auge nur als Punkt erscheint, nimmt das kleinste Säugethier am Boden, den Vogel, welcher durch das Gezweige huscht, den in das Lager gedrückten Hasen mit untrüglicher Sicherheit wahr. Er überschaut mit einem Blicke Strecken von mehreren Geviertmeilen. An ihm kann man die wundersame Beweglichkeit der Augen, wodurch eine für verschiedene Strecken sich gleich bleibende Sehfähigkeit bedingt wird, am deutlichsten erkennen. Auch das Gehör scheint vortrefflich zu sein. Der Adler achtet sorgfältig auf jedes Geräusch und hat Verstand genug, dasselbe zu deuten. Unter den übrigen Sinnen darf wohl nur das Gefühl noch als entwickelt angesehen werden.

Ueber die geistigen Eigenschaften bleibt man nicht lange im Zweifel. Der Adler ist vorsichtig und scheu, weil er viel Verstand besitzt; er beweist aber auch Muth und Kühnheit; er zeigt Großmuth, wie der Löwe, Gefühl, sogar Mitleiden, so wenig dies mit seinen angeborenen Trieben im Einklange zu stehen scheint; er ist selbst der Anhänglichkeit und Dankbarkeit fähig. Auch in geistiger Hinsicht ist er ein hochbegabtes Geschöpf.

Wie alle seine Verwandten lebt der Adler paarweise, mit dem einmal erwählten Gatten in treuer Ehe verbunden, Zeit seines Lebens, ohne jedoch die Geselligkeit zu verschmähen. Nur während der Paarungszeit duldet er keinen Nebenbuhler um sich, und wenn es das Recht der Minne gilt, kämpft er mit dem ihm sich stellenden Gegner auf Tod und Leben. Um so liebenswürdiger benimmt er sich gegen seinen erwählten Gatten. Stundenlang spielt das Paar in hoher Luft umher; alle Künste des Fluges werden dabei offenbar, und jauchzend erheben Beide in der Luft ihre gellende Stimme. Diese ist ein eigenthümliches Geschrei, welches sich schwer beschreiben läßt. Die Silben „Hia, Hia“ oder „Ticha“ geben es noch am Ersten wieder; die Betonung dieser Silben ist aber so sonderbar, daß das Geschrei eigentlich doch nicht beschrieben werden kann. Bei dem Fressen oder bei freudiger Erregung vernimmt man die Laute „Kik, Klak“. Im Ganzen aber gehört der Adler zu den stillsten aller Vögel.

Je mehr die Zeit der Fortpflanzung herannaht, um so näher hält sich das Adlerpaar zum Horste oder der für ihn ausersehenen Stelle. Bereits im März beginnt es mit dem Aufbau, bezüglich mit der Ausbesserung

deſſelben. Beide Geſchlechter tragen in den Fängen die Bauſtoffe herbei und ſchichten und ordnen ſie, wie wir bereits angegeben haben. Zu Ende des März oder im Anfang des April legt das Weibchen ſeine zwei bis drei großen, runden, rauhſchaligen, weißlichgrauen, bräunlich beſpritzten Eier in's Neſt und bebrütet ſie allein mehrere Wochen lang, bis die dicht mit weißem Flaum bedeckten Jungen ausſchlüpfen. Letztere werden auf das Reichlichſte mit Nahrung geätzt: die Alten tragen ihnen Thiere aller Art meilenweit herbei und werden um dieſe Zeit zur wahren Geißel für die ganze Gegend. Die Jungen wachſen ziemlich raſch heran und ſind ungefähr drei Monate nach ihrem Ausſchlüpfen flugfähig, bleiben aber dann noch längere Zeit unter der Obhut und in der Lehre ihrer Eltern. Erſt gegen den Winter hin trennen ſie ſich von ihnen und ſtreifen nun vielleicht ſechs bis acht Jahre allein umher, bis auch in ihnen die Liebe ſich geltend macht.

Der Adler iſt überwiegend ſchädlich. Ganz abgeſehen von den Verluſten, welche er dem menſchlichen Haushalt und der Jagd zufügt, wird er unter Umſtänden ſogar der Familie verderblich. Für gewöhnlich begnügt er ſich freilich, Hühner, Gänſe und anderes Hausgeflügel wegzunehmen, gelegentlich vergreift er ſich aber auch ohne Bedenken an kleinen Kindern und ſchleppt dieſe ſeinem Horſte zu. Alle die Unthaten, welche man dem Geieradler oder Lämmergeier (Gypaëtos barbatus) angedichtet hat, fallen ihm zur Laſt. Bei der noch immer herrſchenden Unkenntniß der Thierwelt darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn das Volk in dem Kinderräuber jedesmal den Lämmergeier, von dem es Allerlei munkeln hörte, im Verdacht hat und ihn als den Räuber bezeichnet. Wir ſind in Spanien von der Frechheit des Adlers belehrt worden. Er hatte nicht blos das Hausgeflügel der einzelnen Bauerngehöfte im Gebirge derart in Furcht geſetzt, daß es in den unſchuldigſten Falken entſetzliche Feinde zu erkennen glaubte, ſondern auch alle Mütter im höchſten Grade vorſichtig gemacht. Für uns unterliegt es keinem Zweifel, daß er allein der Kinderräuber iſt, deſſen Unthaten man in unſern naturgeſchichtlichen Werken verzeichnet findet. Und nicht blos an Kinder wagt er ſich: er greift im Nothfalle auch Erwachſene an. Es iſt mehr als bloſe Fabel, daß die Adler Männer, welche den Horſt erſtiegen, in Lebensgefahr brachten; ja, ſelbſt die Erzählung des engliſchen Naturforſchers Smith, nach welcher ein Mann unter ſolchen Umſtänden von den Adlern getödtet wurde, hat durchaus nichts Unwahrſcheinliches,

wenn man ſich des Muthes erinnern will, mit welchem alle Raubvögel dem Feinde ihrer Brut zu Leibe gehen. Es gehört ſchon, wenn man feſten Boden unter den Füßen hat, ein gewiſſer Muth dazu, dem Adler gegenüber zu treten; denn die Wunden, welche das Thier mit Klaue und Schnabel beibringt, ſind ſo ſchmerzhaft, daß es verzeihlich wird, wenn man vor dem bösartig gewordenen Vogel ſich zurückzieht. Selbſt in der Gefangenſchaft iſt der Adler nicht immer ungefährlich. Ein Thierwärter der Pfaueninſel bei Potsdam z. B. mußte Dies erfahren. Der Mann kam eines Tages mit einem rothen Halstuche in den Käfig des Adlers und reizte wahrſcheinlich durch dieſe ſchreiende Farbe den Vogel. Der ſtürzte ſich wüthend über ihn her, ſchlug die Fänge tief in die Schultern ein und bearbeitete ſeinen Kopf mit dem Schnabel in fürchterlicher Weiſe. Nur durch rechtzeitige Hülfe wurde der Mann von dem Vogel errettet; an den Folgen der Begegnung aber hatte er längere Zeit zu leiden.

In Deutſchland bringt der Adler keinen Nutzen. Die wenigen Mäuſe, welche er vertilgt, kommen nicht in Betracht gegen den Schaden, welchen er anſtiftet. Dagegen wird er in Aſien als Baizvogel verwendet und ſoll als ſolcher für gewiſſes Wild unübertreffliche Dienſte leiſten.

In der Gefangenſchaft erfreut der Adler eigentlich nur Den, welcher das Leben der Thiere genauer kennen lernen will. Der gewöhnliche Beſchauer ergötzt ſich zwar an der ſtolzen Erſcheinung des Vogels, findet aber ſeine ernſte Ruhe bald langweilig und meint, daß der Adler ſeinen Erwartungen nicht entſprochen habe. Wenn man ſich jedoch länger mit ihm beſchäftigt, gewinnt man ihn lieb. Man lernt ihn von verſchiedener Seite kennen. Er zeigt ſich ſeinen Pflegern gegenüber anhänglich und unterwirft ſich der Herrſchaft des Menſchen. Wenn er gut genährt wird, läßt er ſich auch von anderen Thieren weit mehr gefallen als man ihm zutrauen möchte. So haben wir ſelbſt beobachtet, daß ein Adlerpaar Buſſarde, welche wir zu ihnen geſperrt hatten, nicht nur vollkommen unbehelligt ließ, ſondern ihnen auch Freiheiten erlaubte, welche ſich dieſelben anderen Vögeln gegenüber ſchwerlich hätten geſtatten dürfen. Einer der Buſſarde flog unſerem Steinadler wiederholt auf den Kopf und benutzte dieſen als Sitzplatz, ohne daß der Adler ſolch frevelhaftes Beginnen gerächt hätte. Mit derſelben Großmuth oder Gleichgültigkeit, mit welcher der Löwe das ihn angreifende Hündchen betrachtet, ſchaute der königliche Vogel ſtolz auf den Buſſard herab; aber

er rührte kein Glied, um die offenbare Beleidigung zu rächen. Der hungrige Adler freilich nimmt derartige Rückſichten nicht: er fällt ohne weiteres über jedes Thier her, welches man zu ihm bringt, falls er irgend glaubt, daß er daſſelbe bezwingen kann und achtet dann ebenſowenig auf das Fauchen der zu Tode erſchrockenen Katze, als auf das Kläffen und Käckern des Fuchſes, welcher in ſolcher Geſellſchaft das größte Unbehagen an den Tag legt.

Wie ſehr der Adler die ihm zu Theil werdende Pflege erkennt, und wie dankbar er ſich beweiſt, davon erzählt Chr. L. Brehm*) ein Beiſpiel. „Ein Adler", ſagt er in ſeinen „Beiträgen ꝛc." „wurde in einem Fuchseiſen gefangen und der rechte Fuß, welcher das Eiſen abgedrückt hatte, wie dies gewöhnlich der Fall iſt, unter der Ferſe ganz zerſchlagen. Der Adler wird in dieſem Zuſtande lebendig zu dem Wildmeiſter gebracht. Dieſer und beſonders deſſen Töchter bedauern das herrliche Thier und beſchließen ſeine Heilung zu verſuchen. Sie bringen es in einen Käfig, ſchienen und verbinden den zerbrochenen Fuß und gießen Spiritus darauf. Am andern Tag wiederholen ſie daſſelbe Verfahren, ohne daß der Adler nur einen Verſuch gemacht hätte, ſie zu verwunden. Als ſie am dritten Tag kommen, um nach der Wunde zu ſehen, hält ihnen der Adler den zerſchlagenen Fuß ſchon von weitem hin, und ſo ſpäter jedes Mal, bis das Glied völlig geheilt iſt. Die Wahrheit dieſer Geſchichte kann ich verbürgen". Auch ein anderer Steinadler, deſſen Fuß zerſchlagen worden war, zeigte nicht die geringſte Wildheit und machte keinen Verſuch, denjenigen, welcher ſich ihm nahete, zu verletzen. Wie ſehr ſticht dieſes Betragen gegen die Unbändigkeit und Bosheit anderer Raubvögel ab!

Die Jagd des Adlers hat ihre Schwierigkeiten. Der Vogel iſt vorſichtig und klug; es gelingt alſo dem Schützen nur ſelten, ihn zu beſchleichen. Am ſicherſten erlegt man ihn am Horſte: die Liebe zu ſeinen Kindern treibt ihn zuletzt gewiß in das Verderben. Im Winter kann man ihn leichter bethören; denn er erſcheint ziemlich regelmäßig auf dem Aaſe, auch wenn er ſonſt reiche Beute hat; im Winter aber, wo ihm die Nahrung knapp wird, kommt er beſtimmt. Auch der unvertilgliche Haß, welchen er gegen den Uhu an den Tag legt, läßt ihn ſeine Vorſicht vergeſſen. Vor der Krähen-

*) Der Vater des Mitverfaſſers.

hütte, auf welche wir noch zurückkommen müſſen, erſcheint er eben ſo ſicher, wie die meiſten übrigen Raubvögel, welche der gleiche Haß gegen den nächtlichen Schleicher beſeelt. Er verlangt übrigens einen guten Schuß, und eigentlich kann man ſich nur auf die Büchſenkugel verlaſſen. Der Fang iſt leichter. Ein gut geſtelltes mit Fleiſch geködertes Fuchseiſen führt ziemlich ſicher zum Ziele und auch die Milanſcheibe, ein Tellereiſen, welches man auf hohen Stangen da aufſtellt, wo es an bequemen Ruheorten für die Raubvögel mangelt, leiſtet gute Dienſte. Die Falle, welche man anwendet, muß aber wohl befeſtigt ſein, denn ſonſt erhebt ſich der Adler mit ihr in die Lüfte und geht natürlich verloren. Man hat beobachtet, daß ein Steinadler, welcher ſich in einer Fuchsfalle fing, mit derſelben trotz ihres Gewichtes von acht Pfund noch über die Gebirge flog und erſt am folgenden Tage ermattet gefunden und todtgeſchlagen wurde.

Von dem Adler gilt hauptſächlich Das, was wir über das hohe Alter ſagten, welches die Raubvögel erreichen können. In der kaiſerlichen Menagerie zu Schönbrunn ſtarb Ende vorigen Jahrhunderts ein Steinadler, welcher 104 Jahre in der Gefangenſchaft gelebt hatte. Dieſer Adler mag den Dichter (Knapp) begeiſtert haben zu den Worten:

„Er fliegt dahin im Sonnenſtrahl,
Durchkreiſend das Gebiet der Lüfte,
Fühlt ein Jahrhundert nicht einmal,
Wie lang er den Azur beſchiffte.

Als Kind hab' ich ihm nachgeſeh'n,
Und wenn er jugendſtark noch ſteiget
Blick ich, ein Greis, in jene Höh'n,
Das Haupt vom letzten Schnee gebeuget".

2. Der Schreiadler, Aquila naevia Brisson.

(Falco naevius und Falco maculatus Gmelin Linné. Aquila clanga Pallas, Aquila pomarina Brehm.)

Wir haben ſchon oben (S. 22.) bemerkt, daß alle Edeladler, welche außer dem Stein- und Schreiadler in Deutſchland noch vorkommen, nur als Gäſte in unſerem Vaterlande anzuſehen ſind, und brauchen uns deshalb mit der Beſchreibung des im Syſtem auf den Steinadler folgenden Kaiſeradlers (Aquila imperialis) nicht aufzuhalten. Es genügt, wenn wir

GENUS.—Of this there is a solitary species in Africa, to which it has given its name. Its head is like that of the Hare; its body is covered with long, soft, and thick hair, of a yellowish brown colour, with a black line on the back; its tail is short, and its ears are of moderate length.

Quagga (*Equus quagga*).

HABITS.—The Quagga is found in the Southern parts of Africa, in large herds. Naturalists have hitherto been unable, from the want of specimens, to describe its habits.

Im Vergleich zu dem Stein- und Goldadler iſt dieſer Vogel ein ſchwacher, harmloſer, unſchuldiger Geſell. Seine geringe Größe unterſcheidet ihn genügend von ſeinen ſtolzen Verwandten; zudem erinnert er in ſeinem ganzen Weſen weit mehr an den Buſſard als an den eigentlichen Adler. Die Länge des Weibchens beträgt höchſtens 2¼ Fuß, die Breite 5½ Fuß; das Männchen iſt um einige Zoll kürzer und um einige Zoll weniger breit. Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß der pommerſche und der ſüdruſſiſche Schreiadler, Aquila pomarina und Aquila clanga, als beſondere Arten betrachtet werden müſſen. Der erſtere iſt bedeutend kleiner, der andere um ein Beträchtliches größer, als der eigentliche Schreiadler. In der Färbung kommen alle dieſe Arten oder Abarten ſo ziemlich mit einander überein. Alte Vögel ſind dunkelbraun gefiedert, auf dem Rücken am dunkelſten, an Kopf, Hals, Schulter und Flügeldecken am hellſten. Die Schwungfedern ſind braunſchwarz; der tiefbraune Schwanz iſt am Ende hell oder weißlich geſäumt, gewöhnlich auch mehrmals lichter gebändert; die oberen Schwanzdeckfedern ſind weißbräunlich überlaufen, die unteren fahlbraun, weißlich zugeſpitzt. Das Jugendkleid iſt roſtgelb gefleckt; namentlich am Nacken tritt dieſe Färbung hervor. Auf den Flügeldeckfedern bilden ſich roſtgelbe Binden, weil hier alle Federn zu beiden Seiten ihrer Schafte eiförmige Flecke haben. Die Kehle und die Wangen ſind ſchmuzig gelb; die Federn der Unterſeite zeigen ebenfalls roſtgelbe Schaftflecke.

Der Schreiadler bewohnt den größten Theil Europa's, vorzugsweiſe den Oſten, kommt aber auch in vielen Gegenden Aſiens vor. Er iſt Waldvogel, begnügt ſich jedoch ſchon mit einem weniger ausgedehnten Forſte. Hier wählt er ſich einen feſten Stand, gründet auf einem der höchſten Bäume ſeinen Horſt und hält dann treu an dem auserſehenen Gebiete feſt. Selbſt wenn man dort ihn beunruhigt, verläßt er ſeine Wohnſtätte nicht; das Höchſte, was er thut, iſt, daß er ſich im nächſten Jahre einen neuen Horſt anlegt, gewöhnlich in größter Nähe des erſteren.

Weſen und Eigenſchaften laſſen den Schreiadler als ein Mittelglied zwiſchen den Edeladlern und Buſſarden erſcheinen. Er iſt ein ziemlich träger, ruhiger und langſamer Vogel, unter den Adlern jedenfalls der muthloſeſte und unedelſte. Sein Flug iſt kaum weniger ſchön, als der ſeines Verwandten; auch ſteigt der Schreiadler wie dieſer in große Höhen empor und ſchwebt hier ſtundenlang auf und nieder: doch fehlt dem ganzen Thiere

die Kraft und Gewandtheit anderer Adler, und Dies drückt ſich denn auch im Fluge aus. Im Sitzen hält er ſich ſehr aufrecht, im Gehen wagrecht wie andere langſchwingige Raubvögel. Sein geiſtiges Weſen ſtellt ihn dem Steinadler bei weitem nach, und namentlich die ſchon erwähnte Muthloſigkeit macht ſich bald bemerklich. Doch kann man ihm Verſtand nicht abſprechen. Seine Stimme iſt ein helltönendes, kurz abgeſtoßenes und pfeifendes Geſchrei, welches man durch die Silben: „Jef, Jef, Jef“ ungefähr wiedergeben kann. Bei ſeinen Spielen in hoher Luft, zumal während der Paarungszeit läßt er dieſes Geſchrei ſehr häufig ertönen.

Unter ſeinen Verwandten iſt der Schreiadler der nützlichſte oder mindeſtens der am wenigſten ſchädliche. Nur kleinere und ſchwächere Thiere bilden ſeine Nahrung; ſelten verſteigt er ſich bis zu einem Haſen oder Rebhuhn, obgleich er gewandt und kräftig genug iſt, Beide zu fangen und abzuwürgen. Mäuſe bilden die Hauptmaſſe ſeiner Mahlzeiten; außerdem ſtellt er den Fröſchen eifrig nach und nimmt auch als Schlangenvertilger einen hohen Rang ein. Auf dem Aaſe iſt er eine regelmäßige Erſcheinung. Seine Brut äzt er zum größten Theil mit Fröſchen, Nattern und Kreuzottern.

Der Horſt iſt ein flacher, gegen drei Fuß breiter Bau, welcher auf der Krone der höchſten Waldbäume angelegt und, wenn der Schreiadler keine Störung erfährt, jahrelang benutzt wird. Erſt im Mai findet man die zwei bis vier runden, rauhſchaligen, glanzloſen, kalkweißen, braunroth und graulich gefleckten Eier in ihm. Vier Wochen ſpäter ſind die Jungen, gewöhnlich nur ihrer zwei, ausgeſchlüpft, zwei Monate ſpäter fliegen ſie mit den Alten umher.

Der Schreiadler iſt ein Zugvogel, welcher den Winter nur äußerſt ſelten in ſeiner Heimath verlebt. Schon gegen den Herbſt hin macht er ſich auf die Wanderſchaft. Er erſcheint in großer Anzahl in Nordafrika, namentlich an den Seen in der Nähe des Meeres, geht aber auch bis Mittelnubien hinab. In ſeiner Winterherberge vereinigt er ſich gern mit anderen ſeiner Art, und um ein gefallenes Aas kann man ihn oft zahlreich verſammelt ſehen. Wenn er ſich ſatt gefreſſen und gebadet hat, fliegt er von den Seen weg in die Palmenwälder oder auf die Berge zu beiden Seiten des Nils und verdaut hier in träger Ruhe, Stunden und halbe Tage lang ohne Bewegung, auf einem und demſelben Baume oder Felsblock ſitzend. Anfangs März kehrt er nach ſeiner Heimath zurück.

Die Jagd des Schreiadlers ist leichter, als die seiner größeren Verwandten. Mit der Büchse in der Hand kann man sich ihm regelmäßig auf Schußweite nähern, und am Horste erlegt man ihn ohne Mühe. Ebenso sicher fällt er dem Schützen zum Opfer, welcher den Ort seiner Nachtruhe ausgekundschaftet hat und sich unter dem Lieblingsbaum, zu welchem der Schreiadler regelmäßig zurückkehrt, anstellt. In der Milanscheibe und auf dem Aase ist er leicht zu fangen. Er zerbeißt nicht einmal die Schlinge, in welcher einer seiner Füße sich fesselt.

In der Gefangenschaft wird er nach kurzer Zeit sehr zahm, verträgt sich mit anderen Thieren vortrefflich, denkt wenigstens niemals daran, einen Bussard oder Thurmfalken z. B., welcher mit ihm in demselben Käfig haust, zu ergreifen und abzuwürgen. Doch gewährt er wenig Freude. Er ist nicht Adler genug, als daß man sich an seiner Betrachtung ergötzen könnte und viel zu träge, als daß er in anderer Weise anziehend werden sollte. Man erhält ihn mit Fleisch aller Art, im Nothfalle wochenlang mit Fröschen, von denen sechs bis acht für den Nahrungsbedarf eines Tages genügen.

Außer dem Menschen hat der Schreiadler eigentlich keinen Feind, welcher ihm gefährlich werden könnte. Es ist denkbar, daß ein Stein- oder Goldadler, ja selbst der Fuchs an ihm sich vergreift; jedoch liegen hierüber unseres Wissens keine Beobachtungen vor. Große Vogelläuse dürften die einzigen Plagegeister sein, welche ihn, wie die meisten übrigen Vögel belästigen. Zu wünschen wäre, daß auch der Mensch sich ihm gegenüber nicht als Feind zeigen möchte. Jemehr man den Vogel kennen lernt, umsomehr überzeugt man sich, daß er wie der Bussard die größtmöglichste Schonung verdient. Die wenigen Hasen, Rebhühner und Tauben, welche er wirklich übertölpelt und wegnimmt, rechtfertigen in Anbetracht der guten Dienste, welche er leistet, eine rücksichtslose Verfolgung in keiner Weise.

3. Der Seeadler. Haliaëtos albicilla Savigny.

(Falco albicilla, Falco ossifragus und Vultur albicilla Linné. Aquila ossifraga und Aquila albicilla Brisson)

In unserm heimathlichen Erdtheile haben die Edeladler keinen näheren Verwandten als den Seeadler, den größten aller Raubvögel, welche in Deutschland ständig gefunden werden, einen Adler, welcher an Größe kaum

Lese- und Sprechübung. **Ein Bär geschlafen.** Wie hat der Bär geschlafen? Wann hat er geschlafen? Wo hat er geschlafen? Wie lange hat er geschlafen? Wo ist der Bär jetzt? Was hat er gemacht? Wie hat er gemacht? Wo ist er jetzt? Was ist er jetzt? Was hat er gemacht? Wie hat er gemacht? Wo ist er jetzt? Was ist er jetzt?

Fig. 11.

Der Bärenführer.

Lesen. Der Bär war wohlgenährt, sagen, daß gewaltige Bärenkraft in seinen Gliedern wohnte, und daß er sich vor keinem Feinde fürchtete. Der Bärenführer, der sich so hoch für sein mächtiges Thier hielt, daß er ihm keine Ruhe gab bei Tage, sondern durch Hunger, und, wo seinem Befehle der Bär nicht gehorchte, durch Schläge, die ihm sein Herr

dem Schwanze auch Kopf und Hals weiß, bei dem Seeadler des inneren Afrika erſtreckt ſich die weiße Farbe außerdem noch über die Bruſt, bei dem Seeadler Kamtſchatka's tritt ſie auf den Flügeln hervor u. ſ. w. In Geiſt und Weſen haben alle Seeadler viel mit den Edeladlern gemein. Sie ſind muthige und kühne Räuber, aber doch leiblich und geiſtig weit träger, als die Edeladler und deshalb auch nicht ſo eifrige Jäger. Säugethiere, Vögel und Fiſche bilden ihre bevorzugte Nahrung.

Unſer europäiſcher Seeadler giebt ſo ziemlich ein richtiges Bild der ganzen Gruppe. Auch ihn könnte man, wenn man wollte, in der dichteriſchen Weiſe Audubon's beſchreiben. Er iſt ein ſtarker, anſprechend gezeichneter Vogel. Bei dem Weibchen beträgt die Länge $3^1/_4$ bis $3^1/_2$ Fuß, die Breite 8 bis $8^1/_2$ Fuß, bei dem Männchen die Länge $2^2/_3$ bis 3 Fuß, die Breite $7^2/_3$ bis 8 Fuß. Die Färbung iſt nach den Geſchlechtern nicht verſchieden, wohl aber nach dem Alter der Vögel. Bei den Alten iſt der Leib dunkelfahlbraun oder hellbraun graulich, der Unterkörper gewöhnlich etwas dunkler; die Kopf- und Halsfedern ſind graubraun oder ſchmutzig gelbbraun und dunkelbraun geſchaftet; der Schwanz iſt rein weiß; die oberen Schwanzdeckfedern ſind an der Spitze weiß, an der Wurzel braun, die unteren dunkelbraun, die Schwungfedern bräunlich ſchwarz. Schnabel, Wachshaut, Augenſtern und Füße ſind lebhaft orangengelb. Das Jugendkleid, welches nur ſehr langſam in das der Alten übergeht, iſt dunkler, faſt überall tief oder ſchwarzbraun, hier und da weiß oder roſtgelb gefleckt, auf der Oberſeite der Flügel gewöhnlich ſchwarz getüpfelt und am Kopfe faſt oder ganz ſchwarz. Schnabel und Wachshaut ſind dunkelbraun, die Fänge gelb, wie bei den Alten.

Der Seeadler verdient ſeinen Namen: er iſt überall, wo er vorkommt, ein Küſtenvogel. Seine Heimath erſtreckt ſich über den größten Theil des Nordens der alten Erde. Er findet ſich, wenn auch nicht ſtändig, in ganz Europa und Aſien und ſtreift von hier aus bis nach Nordafrika hinüber. Erſt in Oſtſibirien wird er durch eine andere Art vertreten, ebenſo in Nordamerika. Ausgedehnte Forſten am Meeresſtrande und ſteilen Küſten bilden ſeine Wohnſitze. An ihnen hält er faſt mit derſelben Zähigkeit feſt, wie der Steinadler, und deshalb werden alte Seeadler nur äußerſt ſelten im Innern des Landes angetroffen, während die Jungen alljährlich durch das Binnenland wandern, gewöhnlich den Strombetten und Flußthälern folgend. Dabei kommt es wohl auch vor, daß ein Paar Junge im Binnenlande ſich zuſammen-

finden, und hier in der Nähe des Stromes eine Heimath gründen, d. h. einen großen Horst auf einem nicht weit vom Wasser entfernten hohen Baum anlegen. Doch sind dies Ausnahmen. Am liebsten wohnt der Seeadler auf Meeresinseln, welche reich an Binnengewässern sind.

So träge, ruhig, langsam und schwerfällig der Seeadler erscheint, wenn er sich ungestört weiß und gesättigt ist, so bewegungslustig und thätig benimmt er sich, wenn er auf Beute auszieht. Der Forscher, welcher ihn am hohen Ufer, auf der Krone eines Baumes oder auf einer Felsenzinne sitzen sieht, ohne daß er sich zu rühren scheint, erfährt bei längerer Beobachtung, daß dieser Vogel sein Jagdgebiet ebenso zu beherrschen versteht, wie ein Edeladler. Auch der scheinbar unthätige, wie träumerisch in sich selbst versunkene Seeadler ist niemals unachtsam. Sein scharfes Auge schweift unablässig in die Ferne und beobachtet Alles, was vorgeht, mit der größten Aufmerksamkeit. Es hält daher ungemein schwer, sich dem Vogel auf Schußweite zu nähern.

Die Haltung der Seeadler ist lässiger, als die des Edeladlers, jedoch noch immer eine stolze, hoch aufgerichtete. Der Gang auf flacher Erde ist schlecht, wie bei den meisten Raubvögeln, aber besser, als bei den Edeladlern; der Flug, welcher im Anfange im höchsten Grade schwerfällig erscheint, wird zu einem prachtvollen Schweben, sobald sich das Thier zu einer gewissen Höhe emporgehoben hat. In Schraubenlinien steigt der Seeadler bis zu unglaublichen Höhen empor, immer schwebend, nur von dem herrschenden Luftzug getragen und gehoben. Viertelstunden lang thut er keinen Flügelschlag, und gleichwohl bewegt er sich mit bedeutender Schnelligkeit dahin. Je schöner das Wetter ist, um so höher kreist er: bei trüber, regnerischer Witterung sieht man ihn gewöhnlich verdrießlich auf einer seiner Warten sitzen, ohne sich zu regen. Er hat in seinem Gebiete immer mehrere Lieblingsplätze, zu denen er regelmäßig wiederkehrt, selbst wenn er dort Störung erleiden muß. Von gewissen Felsenzacken und Bäumen läßt er sich kaum durch Schießen vertreiben. Hinsichtlich der übrigen Begabungen und Eigenschaften ähnelt er seinen edleren Verwandten. Seine Sinnesschärfe ist dieselbe wie bei den Edeladlern: er ist klug, vorsichtig, scheu und muthig; jedoch kann der scharfe Beobachter nicht verkennen, daß er in allen diesen Stücken etwas hinter dem Adler zurücksteht. Namentlich Eins ist uns aufgefallen: der Seeadler ist grausamer, als der Steinadler und niemals großmüthig.

Wenn man ihn mit anderen Thieren in einem großen Käfig zusammenhält, lebt er blos mit Denjenigen in Frieden, welche stark genug sind, seiner sich erwehren zu können; alle schwächeren Vögel oder Thiere überhaupt werden von ihm angegriffen und getödtet. Unter Umständen greift er auch starke Thiere an und kämpft mit ihnen sehr muthig. Verwundete Seeadler sind zu fürchten; sie stellen sich Hunden und Menschen zur Wehr und nöthigen zur Vorsicht, denn die Kraft ihrer Klauen ist sehr groß, und sie wissen dieselben in wirklich gefahrdrohender Weise zu gebrauchen.

Die Hauptnahrung des Seeadlers besteht in den Thieren, welche das Meer ihm bietet. Während des Sommers frißt er fast ausschließlich Fische und zwar kleinere ebensowohl, als größere. Er ist geschickt genug, die Fische, welche zur Oberfläche des Wassers herauf kommen, zu ergreifen, obgleich er nicht die Tauchfähigkeit des eigentlichen Fluß- oder Fischadlers besitzt. Gewöhnlich lauert er am Strande auf seine Beute, stürzt sich aber auch aus der Luft herab auf's Wasser. Fischaas, welches das Meer an den Strand wirft, wird von ihm regelmäßig angegangen; um die Leiche eines großen Störs sieht man zuweilen sechs bis acht Seeadler vereinigt. Wahrscheinlich nährt sich der Vogel monatelang nur von Fischen; doch verschmäht er selbst im Sommer, wo er reichliche Fischnahrung haben kann, kein anderes Wild, welches sich ihm bietet. Den Gänsen, Enten und Seetauchern, den Alken und Lummen wird er zum furchtbaren Feinde; er verfolgt und würgt selbst den Schwan. Bei seinen Streifzügen durch das Land geht er auch Säugethiere an, vor allen Hasen, welche er aus dem Lager stört und dann im Laufen fängt. Den Rehen und Hirschkälbern, jungen Ziegen und Schafen und kleinen, unbewachten Kindern wird er ebenso gefährlich, als der Steinadler. In Norwegen darf man das Vieh zuweilen gar nicht aus den Ställen lassen, um es vor den Angriffen der Seeadler wirklich zu schützen. Auf dem Aase ist er überall ein regelmäßiger Gast, und in südlichen Ländern macht er den eigentlichen Aasvertilgern, den Geiern und Hunden, ihre Nahrung streitig.

Schon in den ersten Monaten des Jahres schreitet der Seeadler zur Fortpflanzung. Im März wird der große Horst ausgebessert oder ein neuer angelegt; Anfangs April legt das Weibchen seine Eier. Der Horst steht auf unersteiglichen Felsen oder auf sehr hohen Waldbäumen. Er ist vielleicht der größte Bau, welchen ein Vogel überhaupt ausführt. Lange, armsdicke

Aeſte bilden die Grundlage; ſie werden ſo geſchickt übereinander gelegt und verbunden, daß die Tragfähigkeit eines Horſtes auch für die Laſt eines Menſchen genügt. Im Anfange beträgt die Höhe dieſes Baues ſelten mehr als drei Fuß, bei ſechs Fuß Durchmeſſer: da aber die Seeadler alljährlich am Horſte nachbeſſern, nimmt er von Jahr zu Jahr an Höhe zu und wird ſchließlich oft höher, als breit. Die Neſtmulde iſt eine kleine Vertiefung in der Mitte, welche mit einigen weichen Federn des Adlers ausgelegt iſt. In ihr findet man die zwei in Verhältniß zur Größe des Vogels ſehr kleinen, runden, dickſchaligen und kalkweißen Eier, aus denen nach mehrwöchentlicher Bebrütung die Jungen ſchlüpfen. Dieſe ſind anfangs mit grauweißer Wolle bedeckt, wachſen aber raſch heran und ſind bereits zwölf bis vierzehn Wochen nach dem Auskriechen flugbar. Ihre Ernährung geſchieht in derſelben Weiſe, welche wir ſchon beſchrieben haben. Anfangs ſpeien die Alten die Nahrung ihren Jungen vor, ſpäter zerreißen ſie die herbeigebrachte Beute in mundrechte Stücke. Der Horſt wird bald zu einer wahren Schlachtbank, und dieſer verbreitet mit der Zeit einen unausſtehlichen Geruch. Der Unrath der Jungen und die Ueberbleibſel der Nahrung liegen in Haufen auf der Oberfläche des Neſtes und werden von Alten und Jungen ſo feſt zwiſchen das Geäſt und Gezweige des Baues getreten, daß gleichſam eine glatte Tenne entſteht. Fiſchgräten, Fiſchſchuppen, halb und ganz verfaulte Aale, Vogelgerippe und Haſenknochen bilden dann einen weſentlichen Theil des Horſtes.

Ungeachtet des Muthes, welchen der Seeadler unter andern Umſtänden an den Tag legt, kennt man kein Beiſpiel, daß er ſich dem beabſichtigten Raube ſeiner Jungen widerſetzt hätte. Er verläßt, wenn ſich ein Menſch dem Horſte nähert, Eier und Junge und ſchwebt in bedeutender Höhe und unter Geſchrei über der Stelle herum, ohne auf den Menſchen herabzuſtoßen, wie ſämmtliche Edeladler und die meiſten Falken es regelmäßig thun.

Wenn der Seeadler im Brüten nicht geſtört wurde, hält er ſich mit ſeinen Jungen, auch nachdem ſie ausgeflogen ſind, noch lange in der Nähe des Horſtes auf. In den erſten Tagen nach ihrem eigentlichen Eintritt in die Welt kehren die Jungen allabendlich zu ihm zurück, um auf ihm zu übernachten, und die Alten ſitzen dann in der Nähe auf den gewohnten Schlafplätzen. Dieſes Zuſammenſein währt jedoch nur kurze Zeit. Die jungen Adler lernen es raſch, ſich ſelbſt zu ernähren und vor Gefahren zu

ſchützen; ihre Vorſicht und ihre Scheu ſind ihnen angeboren. Sie ſtreifen nunmehr viele Jahre lang ziellos in der Welt umher; denn erſt nachdem ſie zeugungsfähig geworden ſind und ſich gepaart haben, ſiedeln ſie ſich feſt an.

Jung aus dem Neſte gehobene Seeadler werden zahm; doch muß man ſich viel mit ihnen beſchäftigen, wenn man ſie wirklich zutraulich haben will. Alt Eingefangene gewöhnen ſich nur ſelten an den Menſchen und ſtellen ſich gewöhnlich zur Wehr, ſobald dieſer ihrem Gebauer naht. Sie ſind in der Gefangenſchaft weniger anziehend, als die Edeladler, lernen ihren Pfleger aber bald kennen und begrüßen ihn, wenn er ſich naht, mit fröhlichem Geſchrei.

Im Verhältniß zu ſeiner Größe verurſacht der Seeadler dem Menſchen weniger Schaden, als der Edeladler. Durch das Aufzehren des vom Meere ausgeworfenen Aaſes wird er ſogar nützlich, und der Schaden, welchen er durch ſeinen Fiſchfang in der See anrichtet, kann nicht wohl in Rechnung gebracht werden. Bei ſeinen Raubzügen durch die Länder hingegen raubt er, wie ſchon oben bemerkt, alle Säugethiere und Vögel, deren er habhaft werden kann, und dann iſt der Schaden, welchen er anrichtet, nicht unbedeutend.

Die Jagd des großen Vogels hat wegen ſeiner Vorſicht und ſeiner Lebenszähigkeit ihre Schwierigkeiten. Nur ſelten läßt ſich ein Seeadler beſchleichen, und der Jäger muß auch dann zur Büchſe greifen, wenn er ſeines Schuſſes ſicher ſein will. Mit dem Schrotgewehr kann man nur auf kurze Entfernung auf Erfolg rechnen; ſelbſt der gröbſte Hagel verliert an dieſem harten und reichen Gefieder ſeine Kraft. Der Fang iſt wegen der Gefräßigkeit des Raubvogels einfacher und ergiebiger. Tellereiſen, welche man bei dem Aaſe aufſtellt, ſind gewöhnlich erfolgreich. In Norwegen wendet man eine eigenthümliche Fangart an, um ſich der dort häufigen Seeadler, welche zuweilen zur förmlichen Landplage werden, zu entledigen. Man führt aus Steinen kleine Hütten auf, legt in einiger Entfernung von dieſen ein Stück gefallenes Vieh oder ein Fleiſchſtück auf den Boden und befeſtigt daſſelbe an einem langen Stricke. Der Fänger ſitzt in der Hütte und hält das andere Ende des Strickes in der Hand. Sobald der Seeadler auf die vermeintliche Beute herabſtürzt, zieht jener das Fleiſchſtück zu der Hütte heran und der Vogel, welcher das einmal Ergriffene nicht loslaſſen will, natürlich mit, bis er ſich ſeiner bemächtigen und ihn erſchlagen kann. Wie Boje erzählt, hatte auf dieſe Art ein junger Norweger in ein und demſelben Winter 26 Seeadler gefangen.

4. Der Flußadler oder Fiſchaar. **Pandion haliaëtos Savigny.**
(Falco haliaëtos Linné, Aquila marina Belon.)

Es giebt nicht viele Raubvögel, welche ſich ſo leicht von den übrigen unterſcheiden laſſen, als die Flußadler, welche eine eigene, wenig zahlreiche Gruppe bilden. Die zu ihr gehörigen Arten zeichnen ſich durch den Mangel der Hoſen, die wendbare Außenzehe an den Fängen und die ſehr ſpitzen, runden, unten nicht kantigen Krallen vor allen falkenartigen Vögeln aus. Außerdem haben ſie ein kurzes, hartes, dicht anliegendes und ſehr fettes Gefieder, welches auf der Oberſeite regelmäßig düſtere, auf der Unterſeite dagegen hellere Farben zeigt.

Unſer Flußadler, welcher auch Rohr- und Fiſchfalk, Fiſchhabicht, Fiſchgeier, Blaufuß und Weißbauch heißt, iſt ein ziemlich kleiner Adler von kaum zwei Fuß Länge, aber beinah ſechs Fuß Breite. Das Männchen pflegt um zwei bis drei Zoll kürzer und um ebenſoviel ſchmäler zu ſein, als das Weibchen, welchem es im Uebrigen ähnelt. Das Gewicht beträgt ſelten über $4^1/_2$ Pfund. Die ganze Oberſeite vom Nacken bis zur Schwanzſpitze iſt ſchwarzbraun, der Kopf weiß und gelblich mit ſchwarzen Streifen, der Unterleib weiß, an der Kehle mit braunen Schaftſtrichen und am Unterleibe mit einzelnen hellbraunen Flecken, zu denen bei dem Weibchen auf der Oberbruſt ein großer, braun und lichtgrau gemiſchter Fleck, welcher beim Männchen nur angedeutet iſt, hinzutritt; der Schwanz iſt gebändert. Vom Auge bis zum Nacken zieht ſich ein ſchwarzbrauner Streifen. Der Schnabel iſt glänzend, ſchieferſchwarz, die Wachshaut und der Unterſchnabel an der Wurzel bleifarben; die Fänge ſind graublau oder perlgrau. Im Jugendkleide haben die Federn des Oberkörpers weißliche Kanten.

Ein großer Theil der alten Welt iſt die Heimath des Fiſchadlers. In Europa und Nordaſien findet er ſich überall, und auf ſeinen Wanderzügen ſtreift er bis nach Südaſien und Mittelafrika, ja, er ſiedelt ſich ſogar hier zuweilen bleibend an; namentlich hat man ihn am ſüdlichen Theile des rothen Meeres beobachtet. Deutſchland bewohnt er nur in den wärmeren Monaten des Jahres, ſo lange die Gewäſſer eisfrei ſind. Er erſcheint im März oder April bei uns und verläßt uns im Oktober wieder. Gegenden, welche reich an ſtehenden und ſüßen Gewäſſern ſind, aber Waldungen in der Nähe haben, bilden in der warmen Jahreszeit ſeinen Standort. Hier ſucht

er ſich einen hohen Baum zu ſeinem Horſte, und dieſer wird dann zum Mittelpunkt ſeines Jagdgebietes. Der Horſt, ein ziemlich großer, flacher Bau, ſteht gewöhnlich auf den höchſten Eichen oder Buchen und wird ſo lange benutzt, als der Fiſchadler lebt. Man kann alſo da, wo man einen Horſt entdeckte, regelmäßig auf ihn rechnen.

Unſer Raubvogel zieht die ſüßen Gewäſſer entſchieden dem Meere vor, obwohl er auch dieſes auf ſeinen Jagdzügen beſucht. Man findet ihn nirgends häufig als Standvogel; nur in ſeiner Winterherberge vereinigt er ſich oft mit anderen ſeiner Art zu Trupps von ſechs bis zehn Stück. Fern ab von den Gewäſſern gewahrt man ihn blos während ſeiner Reiſe. Er iſt an die Seen und Teiche gebunden.

Im Verhältniß zu ſeiner Größe iſt der Fiſchadler ein ſehr ſtarker und dabei doch gewandter Raubvogel. Seine unverhältnißmäßig langen Flügel befähigen ihn ein weites Jagdgebiet zu durchſtreifen und ſich ſo ohne Schwierigkeit hinreichende Nahrung zu erwerben, obgleich dieſe ausſchließlich aus Fiſchen beſteht. Er iſt ein ſcharfſinniges, kluges und ſcheues Thier, welches nur nach ſehr ſorgfältiger Prüfung aus der verfolgungsfreien Höhe, in der es dahin ſchwebt, zur Tiefe ſich herabſenkt, um zu jagen, d. h. zu fiſchen. Ueber den Teichen und Seen erſcheint der Fiſchaar erſt in den ſpäteren Morgenſtunden, wahrſcheinlich deshalb, weil die Fiſche, ſo lange es kühl iſt, mehr in der Tiefe des Waſſers verweilen und ſomit ſeine Jagd unmöglich machen. In hoher Luft zieht er ſeine Kreiſe dahin, über jedem Teich längere Zeit ſich aufhaltend, und wenn er ſich von ſeiner Sicherheit überzeugt hat, ſenkt er ſich allgemach tiefer und tiefer herab und ſchwebt dann in einer Höhe von ungefähr 60 bis 100 Fuß über dem Waſſerſpiegel dahin. Ein nah an der Oberfläche des Waſſers ſchwimmender Fiſch, welchen er glücklich erſpäht hat, bewegt ihn, ſich durch Rütteln, d. h. ſchnelles Auf- und Niederſchlagen der Flügel, auf ein und derſelben Stelle zu halten. Plötzlich ſtreckt er die Fänge weit von ſich, legt die Flügel an und ſchießt nun, etwas ſchief von oben nach unten, wie ein Pfeil und mit ſolcher Gewalt zur Tiefe herab, daß die Wellen regelmäßig über ihn zuſammenſchlagen. Schon nach wenig Augenblicken arbeitet er ſich aber durch heftige Flügelſchläge wieder aus dem Waſſer empor und erhebt ſich von Neuem mit oder ohne den von ihm bedrohten Fiſch. Dieſen ergreift er im günſtigen Falle im Herabſtürzen unter dem Waſſer, und zwar regelmäßig ſo, daß er zwei Zehen

ſeines Fußes auf der einen Seite und zwei auf der andern Seite des Rückens in den Leib des Fiſches einſchlägt. Mit dem gefangenen Fiſch ſteigt er dann ſo ſchnell als möglich zu einer auch dem beſten Schützen unerreichbaren Höhe empor, und fliegt in dieſer einem ruhigen Orte im Walde zu, um ſeinen Fang dort ungeſtört zu verzehren. Da er weit öfter fehl greift, als wirklich einen Fiſch packt, währt ſeine Jagd längere Zeit, zur Freude jedes Beſchauers: denn der jagende Fiſchadler gewährt ein herrliches Schauſpiel. Wir erinnern uns mit Vergnügen der Zeit, welche wir an den großen Seen Spaniens und Nordegyptens verlebt haben. Hier konnte man im Winter täglich ſechs bis acht dieſer Vögel bald in den Wellen verſchwinden und bald wieder muthig ſich aus dem Waſſer emporarbeiten ſehen, bis endlich die Jagd allen von ihnen geglückt war.

Wenig andere Vögel mag es geben, welche ſo einſeitig ſich ernähren, d. h. ſo ausſchließlich auf dieſelbe Nahrung angewieſen zu ſein ſcheinen, wie der Fiſchadler. Er verſchmäht jedes andere Thier. Unter den Enten der gedachten Seen haben wir ihn ſtundenlang ſitzen ſehen, ohne daß er Miene gemacht hätte, ſich an einem der Waſſervögel zu vergreifen. Letztere kennen ihn auch ſo genau, daß es keinem von ihnen einfällt, vor ihm ſich zu ſcheuen. Die Enten watſcheln behaglich und gemüthlich um ihn herum, die Strandläufer, Regenpfeifer und das andere kleine Strandgewimmel rennen ihm faſt zwiſchen den Fängen durch. Der Fiſchadler lebt mit allen Wirbelthieren der drei höchſten Klaſſen im tiefſten Frieden. Für ihn giebt es nur Fiſche, nichts weiter.

Die Stimme des Vogels iſt ein lautes: Kei, Kei, oder ein rauhes Krau, Krau, wenn ſich ſeiner irgend eine Erregung bemächtigt hat. Nach behaglichem Fraße vernimmt man von ihm ein ziemlich leiſes Kikern; doch wird er nur ſelten laut. Er zeigt ſich überhaupt nur bei ſeiner Jagd als regſamer und lebendiger Vogel.

Im Horſte findet man erſt im Mai oder Juni zwei bis vier rauhſchalige auf weißem, gelblichem oder kalkfarbenem Grunde roſtgelb und roſtbraun gefleckte und gepunktete Eier, denen im Juli die Jungen entſchlüpft ſind. Dieſe werden von beiden Eltern reichlich mit Nahrung verſorgt und auch noch längere Zeit nach dem Auskriechen geleitet und unterſtützt. Selbſt auf dem Herbſtzuge ſieht man die Alten ihren noch ungeſchickten Kindern zur Liebe eifrig fiſchen, und dieſen dann die gefangene Beute zutragen oder zuwerfen.

Die größeren Teichbeſitzer ſehen in dem Fiſchadler nächſt dem Otter das verhaßteſte aller Thiere, und in der That iſt der Schaden, welchen dieſer Vogel anrichten kann, ſehr bedeutend. Er verödet nach kurzer Zeit jeden Teich. Die unerbittliche Verfolgung, welche er überall in Europa erleidet, iſt ſomit erklärlich. Bei der Scheu und Vorſicht des Fiſchadlers hält es ſchwer, mit dem Schrotgewehre in ſchußrechte Nähe zu kommen. Der Vogel iſt überhaupt mit Feuerwaffen nicht leicht zu erlegen. Eher wird man ſeiner habhaft, wenn man Tellereiſen, welche mit Fiſchen geködert werden können, auf einem Pfahl über dem Waſſerſpiegel aufſtellt. Einfache Milanſcheiben, welche auf ziemlich hohe Stangen über das Waſſer geſtellt und von dem Vogel zu Ruheplätzen auserſehen werden, ſind gewöhnlich auch von Erfolg. Doch iſt die Anzahl der Fiſchadler, welche überhaupt gefangen werden, nicht bedeutend, und wahrſcheinlich verlieren mehr von ihnen, als durch die Menſchen umkommen, bei Ausübung ihres Gewerbes ihr Leben. Es iſt ſchon wiederholt beobachtet worden, daß Fiſchadler bei ihrem Fange verunglückten. Nicht ſelten kommt es vor, daß der Räuber ſich auf einen zu ſchweren Fiſch herabſtürzt, von dieſem aber in die Tiefe des Waſſers hinabgezogen und ertränkt wird. Seine Fänge ſind ſo vortreffliche Greifwerkzeuge, daß es ihm ſchwer wird, die feſt eingeſchlagenen Klauen auszulöſen, ſelbſt wenn ihn der Tod des Ertränkens bedroht.

Man ſieht den Fiſchadler äußerſt ſelten in der Gefangenſchaft. Wir haben bis jetzt nur einen einzigen beobachtet, welchen wir ſelbſt gehalten haben. Von den Gefangenen läßt ſich nicht viel ſagen: er iſt ſehr träge und langweilig, hält ſich auch im Käfig ſchlecht, weil er die Flügel und den Schwanz bald durch Abſtoßen verſtümmelt. Nur wenn man ihn ausſchließlich mit Fiſchen ernährt, kann man ihn monatelang am Leben erhalten: das Fleiſch höherer Wirbelthiere rührt er, ſelbſt durch Hunger gepeinigt, nicht an.

5. Der Schlangenadler. Circaëtos gallicus Viellot.

(Falco gallicus Gmelin Linné. Falco leucopsis Bechstein. Falco brachydactylus Naumann. Aquila brachydactyla Wolf et Meyer.)

Wie der Fiſchadler gehört auch der Schlangenadler, oder wie er ſonſt noch heißt, der Natterbuſſard und kurzzehige Adler, einer kleinen

Digitized by Google

Gruppe von Raubvögeln an, welche ziemlich vereinzelt unter den übrigen daſtehen. Sie ſind gewiſſermaßen als Mittelglied zwiſchen den Edeladlern und Buſſarden anzuſehen. Ihre Geſtalt iſt gedrungen, der Kopf ſehr groß, die Läufe ſind lang, rauhſchuppig, oben behoſt, die Füße kurzzehig, die Flügel und der Schwanz unverhältnißmäßig groß; die Befiederung iſt ſehr reichhaltig, lang und locker anliegend. Sie machen den Eindruck unedler Vögel und auch ihr ganzes Betragen iſt nicht geeignet, für ſie einzunehmen. Doch ſind ſie demungeachtet der Beachtung im hohen Grade würdige Thiere.

Eine kurze Schilderung unſeres Schlangenadlers genügt, um uns mit der Gruppe bekannt zu machen.

Er iſt ein ziemlich großer Raubvogel von etwas über 2 bis 2½ Fuß Länge und 6 bis 6½ Fuß Breite. Letzteres Maß gilt für das Weibchen, erſteres für das kleinere Männchen. In der Färbung ähneln ſich beide Geſchlechter. Die Oberſeite iſt tiefbraun, auf den Flügeln hell gekantet, die Unterſeite iſt weiß, an Kropf und Oberbruſt aber bräunlich gefleckt. Die Schwingen ſind braunſchwarz, der ſchmale, weißlich geſäumte Schwanz iſt an der Wurzel weiß, ſonſt aber hellgraubraun, mit drei bis vier dunkeln Querbinden. Die Federn an Stirn und Kehle ſind weiß mit braunen Schaftſtrichen, an Kopf und Hals braun mit heller Umſäumung. Der Schnabel iſt an der Spitze ſchwarz, an der Wurzel graublau. Letztere Färbung zeigen auch die Füße und die Wachshaut. Das große Auge erinnert an das der Eulen: es iſt lebhaft gelb und beſitzt einen eigenthümlich glotzigen Ausdruck. Junge Vögel unterſcheiden ſich von den alten durch den dunkleren Oberkörper und den mehr in's Roſtfarbige ſpielenden Unterkörper, ſowie der undeutlichen Schwanzbinde.

Der Schlangenadler gehört in Deutſchland zu den ſeltenſten Raubvögeln, muß aber doch unter ihnen mit aufgeführt werden, weil er in faſt allen Gauen horſtend, immer aber ſehr vereinzelt, gefunden worden iſt. Er lebt ſtill in Waldungen, welche viele Blößen haben und reich an Eidechſen, Schlangen und anderen Lurchen ſind: denn nur aus dieſen beſteht ſeine Nahrung. Es mag ſonderbar klingen, iſt aber doch wohl wahrſcheinlich, daß mit ſolcher Jagd ſein eigenthümliches Weſen zuſammenhängt.

Der Schlangenadler iſt ein träger, dummer, ungeſelliger und zankſüchtiger Geſell, welcher für das friſchfröhliche Leben ſeiner Verwandten kein Verſtändniß zu haben ſcheint. Sein ganzes Benehmen iſt buſſardähnlich und gemein. Der Flug iſt durch langſamen Flügelſchlag und lang

anhaltendes Schweben ohne Bewegung ausgezeichnet, der Gang ein sonderbares, ungeschicktes Hüpfen. Trägheit und Faulheit scheinen die hervorstechendsten Eigenschaften des Thieres zu sein, und mit diesen steht sein übriges grilliges Wesen im Einklang. Bei uns zu Lande hat man nur selten Gelegenheit, den Vogel näher zu beobachten; weit häufiger sieht man ihn in seinen Winterherbergen, namentlich in Egypten. Hier begegnet man oft Gesellschaften von 12 bis 16 Stück, welche auf den Felsen am Strome sitzen, um allerhand Lurchen aufzupassen, oder träge über dem Riedgrase dahinschweben und scharf nach unten hinabspähen. Sobald sich einer herabsenkt, um eine Beute aufzunehmen, eilt gewöhnlich ein zweiter auf ihn zu, und nun beginnt eine Balgerei, welche oft so heftig wird, daß sich beide verkrallen, gegenseitig am Fliegen hindern und zur Erde stürzen. Wir haben ihre hitzigen Kämpfe lange nicht begriffen, bis uns die Ursache derselben, ein Futterneid ohnegleichen, klar wurde. Mit andern Vögeln hält der Schlangenadler niemals Freundschaft; schon die Gesellschaft mit Seinesgleichen scheint ihm im höchsten Grade zuwider zu sein. Sobald er sich satt gefressen hat, fliegt er einem Baume zu, setzt sich dort in sehr aufrechter Stellung auf einem Zweige nahe am Stamme nieder und verharrt nun, ohne ein Glied zu rühren, stundenlang in derselben Stellung. In Deutschland sollen die Vögel sehr scheu sein und sich schwer beschleichen lassen; in Afrika haben wir Dies nicht gefunden. Sie glotzten den Jäger an und ließen sich regelmäßig unterlaufen, ohne an Flucht zu denken.

Anziehend wird der Schlangenadler nur, wenn er eine Schlange vom Boden aufnehmen will. Er ist ein vortrefflicher Schlangenvertilger und wagt sich ohne Besinnen an die gefährlichsten Giftnattern. „Mein jung aufgezogener Schlangenadler, „so schreibt Mechlenburg an Lenz," stürzt sich blitzschnell auf jede Schlange, sie mag so groß und wüthend sein, wie sie will, packt sie dicht hinter dem Kopfe mit dem einen Fuße und mit dem andern Fuße gewöhnlich weiter hinten unter lautem Geschrei und Flügelschlagen, beißt ihr dann dicht hinter dem Kopfe die Sehnen und Bänder durch, und das Thier liegt widerstandslos in seinen Fängen. Nach einigen Minuten beginnt er das Verschlingen, indem er die sich noch stark windende Schlange verschluckt, den Kopf zuerst, und bei jedem Schluck ihr das Rückgrat zerbeißt. Er hat in einem Vormittage binnen wenig Stunden drei große Schlangen verzehrt, worunter eine fast vier Fuß lang und sehr dick war.

Niemals zerreißt er eine Schlange, um ſie ſtückweiſe zu verſchlingen. Die Schuppen ſpeit er ſpäter in Gewöllen aus. Schlangen zieht er entſchieden jedem andern Nahrungsmittel vor. Ich habe ihm zu gleicher Zeit lebende Schlangen, Fröſche, Ratten und Vögel gebracht; doch fuhr er, die ihm näher befindlichen Thiere nicht berückſichtigend, auf die entfernteren Schlangen los".

Es iſt eine durch vielfache Beobachtungen erprobte Thatſache, daß die Schlangenvertilger ziemlich oder ganz ungefährdet ihr Gewerbe betreiben können. Bei der Beſchreibung des Iltis wurde erwähnt, daß ihm ein Biß der Kreuzotter nicht im Geringſten ſchadet; vom Igel hat man Daſſelbe erfahren. Der Schlangenadler iſt durch ſein dichtes Gefieder wohl auch ſo ziemlich vor den Biſſen der Giftnattern geſchützt: eigentlich giftfeſt aber ſcheint er nicht zu ſein. Auf den Wunſch des berühmten Schlangenkundigen Lenz ließ Mechlenburg ſeinen Schlangenadler von einer großen Kreuzotter beißen, und zwar in den Kopf. Der Vogel verlor nach dem Biſſe ſofort ſeine Munterkeit und Freßluſt und verendete am dritten Tage. So iſt es wahrſcheinlich, daß er auch in der Freiheit ſeinem muthigen Kampf mit dem giftigen Gewürm zuweilen erliegt. Es wird behauptet, daß der Schlangenadler nach Art der Milane den Edelfalken und Habichten ihre Beute abjage und dieſe verzehre, auch angegeben, daß er das Aas angehe und kleine Säugethiere oder brütende, junge, kranke oder ermattete Vögel bis zur Größe einer Krähe angreife; doch bedürfen unſeres Erachtens dieſe Angaben ſehr der Beſtätigung. So viel ſcheint uns feſt zu ſtehen, daß der Vogel, ſo lange er Lurche fangen kann, jede andere Nahrung verſchmäht.

Der große Horſt wird auf hohen Bäumen angelegt, er iſt platt und nur in der Mitte etwas vertieft, regelmäßig aber mit grünem Laub ausgefüttert und mit grünen Zweigen theilweiſe überwölbt. Erſt Ende Mais findet man in ihm ein einziges reinweißes, länglich rundes, rauhſchaliges Ei; mehr ſcheint der Schlangenadler nicht zu legen. Das Weibchen bebrütet es vier Wochen lang und wird während dieſer Zeit wahrſcheinlich vom Männchen unterhalten. Dem Jungen ſchleppen beide Eltern reichlich Nahrung zu, bis es im Stande iſt, ſich durch eigene Arbeit ſein Leben zu friſten. Schon im September verläßt es mit ſeinen Eltern unſer Vaterland und wandert der oben genannten Winterherberge zu, in welcher es bis gegen den April hin verweilt.

6. Die Buſſarde. Buteo Boje.

Nicht allein jeder Forſtmann, ſondern jeder Menſch überhaupt, welcher an dem Beſtehen und Gedeihen des Waldes Antheil nimmt, muß in einem unſerer gemeinſten und unedelſten Raubvögel, dem Buſſard, einen der Beachtung im höchſten Grade würdigen Vogel erkennen.

Unſer Buſſard oder Buſſaar, welcher auch Mauſer, Mäuſehabicht, Mäuſefalk, Sumpf- und Rüttelweih, Stockaar, Waldgeier, Unken- und Schlangenfreſſer genannt wird, Buteo communis Boje, (Falco buteo, communis, variegatus, albidus et versicolor Gmelin, Linné, Falco fuscus Bechstein) gehört einer der zahlreichſten und über alle Erdtheile mit Ausnahme Auſtraliens verbreiteten Gruppe von Raubvögeln an, welche ſich kennzeichnet durch plumpen Leibesbau, breite gerundete Flügel, mittellangem und breitem Schwanz, einen kleinem ſchwachen, ſchon von der Wurzel an gerundeten Schnabel, mittellange, ziemlich ſchwächliche Fänge und ein weiches, locker anliegendes Gefieder. Die zu ihr gehörigen Mitglieder ſind ſämmtlich träge und langſame Geſellen, welche von ihrer Flugfähigkeit nur in beſchränkter Weiſe Gebrauch machen, es vielmehr vorziehen, ſtundenlang auf ein und derſelben Stelle zu ſitzen, entweder um auf Raub zu lauern, oder den erbeuteten in Ruhe zu verzehren. Sie ſind feig und wenig raubgierig; dennoch aber äußerſt nützliche Thiere im Dienſte des Menſchen, weil ihr ganzes Beſtreben dahin zu gehen ſcheint, das Heer der ſchädlichen Nagethiere möglichſt zu vertilgen. Hinſichtlich ihrer leiblichen Begabungen ſtehen ſie keineswegs ſo weit hinter den übrigen Raubvögeln zurück, als man vermuthen möchte, wenn man ihr geiſtiges Weſen in Betracht zieht. Sie fliegen leicht und anhaltend, ohne merklichen Flügelſchlag und ſind im Stande, ſich zu einer bedeutenden Höhe kreiſend zu erheben, bewegen ſich auch auf dem Boden ziemlich geſchickt und ſchnell, ſind aber doch nicht gewandt genug, behende und namentlich fliegende Thiere zu erjagen und müſſen eben deshalb mit laufendem Wild, und zwar mit dem kleinſten, ſich begnügen. An größere ſich zu wagen, fällt ihnen nicht ein: dazu fehlt ihnen aller Muth; höchſtens kranke und ermattete greifen ſie an. Einige Arten verzehren hauptſächlich Kerbthiere. Aber auch hierdurch werden ſie nur nützlich, und deswegen ſollte man ſie geradezu die heiligen Vögel des Waldes nennen und nach Kräften ſchützen und hegen. Man

hat auch ihnen Böses nachgeredet und den wenigen Schaden, welchen sie dem selbstsüchtigen Menschen wirklich zufügen, nachdrücklich hervorgehoben: wir aber versichern, allen ihren Gegnern zum Trotze, daß sie unsere Dankbarkeit im vollsten Maße würdig sind, daß die Uebergriffe, welche sie sich wirklich zu Schulden kommen lassen, gar nicht in Betracht kommen gegen den außerordentlichen Nutzen, welchen sie stiften.

Der Mauser, einer der gemeinsten Raubvögel des Waldes, lehrt uns die Lebensweise und das Betragen seiner nächsten Verwandten genügend kennen. Er ist ein Vogel von ungefähr 2 Fuß Länge und $4^2/_3$ bis 5 Fuß Breite. Sein Gefieder ist sehr verschieden gefärbt. Es giebt braune, weiße, graubraune, gelbliche und anders gefärbte Bussarde; bei dem Einen sind die Fußwurzeln dunkel, bei dem Andern blaß citronen- oder schwefelgelb; dieser zeigt deutliche Binden im Schwanze, jener kaum angedeutete, der ist gesperbert, jener einfärbig: kurz, außer dem Kampfstrandläufer giebt es keinen deutschen Vogel weiter, welcher in so ungewöhnlicher Weise die allerverschiedensten Färbungen zeigt, als eben der Mäusebussard. Hierin ist auch die Ursache zu suchen, daß dieser allbekannte Vogel von jeher verschiedene Ansichten der Naturforscher hervorrief und einen so großen Namenreichthum sich erwarb. Dem Unkundigen darf man es wirklich nicht verargen, wenn er die gänzlich verschieden gefärbten Thiere als verschiedene Arten ansieht; der Forscher freilich lernt erkennen, daß sie alle eines Geistes oder wenn man will, eines Ahnen Kinder sind.

Unser Mäusebussard ist durch ganz Deutschland verbreitet, und der blind wüthenden Bauernjagd ungeachtet, überall noch ziemlich häufig; ja, wir dürfen schon jetzt zu unserer Freude behaupten, daß er von Jahr zu Jahr häufiger wird. Die Beachtung der Natur und ihrer Kinder hat einen so großen Aufschwung gewonnen, daß auch unser Mäusebussard von Jahr zu Jahr mehr Kenner, und das will sagen, mehr Freunde gewinnt. Er wird zum heiligen, d. h. zum unantastbaren Vogel, und gerechte Entrüstung verfolgt den Frevler, welcher aus bloßem Uebermuth eines dieser nützlichen Thiere vertilgt.

Je nach der Strenge oder Milde des Winters kann man den Bussard Stand- oder Strichvogel nennen. Diejenigen Paare, welche im Gebirge wohnen, pflegen, wenn der Winter sich einstellt, nach der Ebene herabzuziehen und bleiben hier, so lange sie Nahrung finden. Erst tiefer Schnee

und ſtrenge Kälte zwingt ſie zum Streichen; zu einem eigentlichen Wandern kommen ſie nicht. Höchſtens bis Spanien oder Süditalien fliegen ſie, kaum weiter; in Nordafrika erſcheinen ſie äußerſt ſelten. Feldgehölze, d. h. Waldungen mit hohen Bäumen, welche rings von Feldern umgeben ſind, bilden ihre liebſten Aufenthaltsorte. Von hier aus durchſtreifen ſie in behaglicher Gemächlichkeit ihr Jagdgebiet. Daſſelbe iſt um ſo ausgedehnter, je weniger Mäuſe es giebt, und um ſo beſchränkter, je größer die Anzahl dieſes den Buſſarden liebſten, ja faſt ausſchließlichen Wildes iſt. Martin hat in einem mäuſereichen Jahre etwa hundert Buſſarde geöffnet und in aller Kröpfen nur Mäuſe gefunden! Gewöhnlich ſieht man den Mauſer in ziemlich aufrechter Stellung mit nachläſſig getragenen Federn auf einem Feldbaume, einem hohen Erdhügel, oder auch auf Pfählen und Grenzſteinen mitten im Felde ſitzen und aufmerkſam den nächſten Umkreis beobachten. Von Zeit zu Zeit erhebt er ſich mit langſamem Flügelſchlage, ſtreift in geringer Höhe über den Boden hin, hält ſich rüttelnd über einer Stelle und ſchießt nun in ſchiefer Richtung von oben nach unten, macht ſich hier geraume Zeit Etwas zu ſchaffen und kehrt wieder nach der alten Warte zurück. Weit in den meiſten Fällen hatte dieſes Schaffen den Tod und das Verſchlucken einer Maus zur Folge. Mäuſe ſind, wie aus allen Beobachtungen hervorgeht, eine ſchlechte Nahrung; ſie ſättigen nicht und am allerwenigſten einen Buſſard, welcher mit einem recht geſunden Appetit geſegnet iſt. Der große Vogel bedarf, um wirklich geſättigt zu ſein, eine ganz anſehnliche Menge der kleinen Nager, und grade in dieſer Gefräßigkeit liegt ſeine Bedeutung für den menſchlichen Haushalt. Blaſius fand in dem Kropf eines einzigen Buſſard gerade dreißig Mäuſe vor und Lenz, dieſer Volksnaturforſcher im edelſten Sinne des Wortes, rechnet dem nützlichen Vogel flugs nach, daß er im Jahre mindeſtens 3650 Stücke vertilgt. Rechnet man nun weiter, was der Buſſard braucht, wenn er hungrige Junge zu ernähren hat, ſo kommt man ganz ſicher zu der Anſicht, welche wir ausſprachen: daß man ihn als heiligen Vogel zu betrachten hat.

Doch wir haben den Nutzen des Buſſard noch nicht genügend hervorgehoben. Wenn dieſer Vogel wirklich einmal andere Nahrung zu ſich nimmt, macht er ſich ebenſo verdient, als wenn er auf Mäuſe jagt. Neben dieſem ſeinem Lieblingswilde bedroht er auch Ratten und Hamſter und ſieht in Schlangen, in den Ringelnattern wie in den Kreuzottern, einen wahren

Leckerbiſſen. Lenz hat durch vielfache Verſuche feſtgeſtellt, daß er ſich mit Begierde und einem bewunderungswürdigen Heldenmuthe auf alle Schlangen ſtürzt, auf giftige ſowohl wie auf giftloſe, und mit vollem Rechte hat er ihn wegen ſolcher Heldenthaten hoch geprieſen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß der Buſſard den Biß einer Kreuzotter, welcher anderen Vögeln tödtlich wird, erträgt, obgleich das Gift ihn krank macht. Wer ſeine Kämpfe mit der Viper näher kennen lernen will, mag nur in dem vortrefflichen Buche des genannten Naturforſchers nachleſen. Um möglichſt Vollſtändiges zu bieten, wollen wir noch erwähnen, daß unſer Raubvogel auch den Maulwürfen auflauert und ſie in dem Augenblicke, wo ſie emporwühlen, geſchickt zu fangen weiß, daß Regenwürmer ihm zur Abwechſelung ganz angenehm ſind, daß Maikäfer und andere Kerbthiere zu ſeinen Liebhabereien gehören, daß er Fröſche verzehrt, wenn er nichts Beſſeres hat. Wir wollen auch nicht verſchweigen, daß er wirklich ein neugebornes Häschen einmal als Maus betrachtet, oder ein junges Rebhuhn, welches ſich ihm zum Fange bietet, wirklich wegnimmt und verſpeiſt; — wir können es ja den gerechten Gefühlen eines jeden unſerer Leſer überlaſſen, zu entſcheiden, ob dieſer Diebſtahl ihm verziehen werden dürfe oder nicht. Uebrigens iſt es der Menſch nicht allein, welcher es ſich gefallen laſſen muß, daß ein ſo eifrig für das allgemeine Beſte wirkendes Thier auch einmal ſich vergreift: die übrigen Raubvögel haben ebenfalls mit dem Buſſard ihre Noth. Die Habichte namentlich und die Edelfalken müſſen oft für ihn arbeiten. Er verfolgt ſie, ſobald er ſie beutebeladen dahin fliegen ſieht, ſtößt ſehr eifrig auf ſie herab und ärgert ſie ſo lange, bis ſie ihm das gefangene Thier zuwerfen, welches er dann, jedenfalls mit großer Freude, in Empfang nimmt und verzehrt. Auch hierdurch wird er mittelbar ſchädlich; denn er zwingt jene Räuber, von Neuem ihrem Handwerke obzulegen.

Der Frühling iſt auch für den Buſſard die Zeit der Liebe. Ehe er zum Niſten ſchreitet, vergnügt er ſich und ſeinen Gatten durch prachtvolle Flugreigen in hoher Luft, Spazierflüge, wenn man will, welche er ſo recht zu eigner Luſt und Freude ausführt. Dies beweiſt ſein lautes Schreien, welches man gerade zu dieſer Zeit häufig vernimmt. Sein Liebesgeſang kann freilich nicht als der wohlklingendſte angeſehen werden: „Hiä, hiä“ iſt der Jubelton ſeiner Liebe, während „Kek, kek, kek“ als Ausdruck ſeines Zornes gebraucht wird; eine andere Stimme beſitzt er nicht.

Ende Aprils oder Anfangs Mai findet man in dem großen, flachen, auf hohen Bäumen ſtehenden Horſte, deſſen Neſtmulde mit zarten dürren Reiſern ausgefüttert iſt, zwei bis drei Eier. Sie ſind rundlich, an beiden Enden faſt gleich abgeſtumpft, kalkweiß oder graulich und bläulichweiß, gewöhnlich mit einzelnen lehmrothen Flecken, Punkten und Strichen beſäet, meiſt an dem ſtumpfen Ende, zuweilen jedoch auch an der Spitze, nicht ſelten aber auch ganz ungefleckt. Aus ihnen ſchlüpfen nach etwa vierwöchentlicher Bebrütung die mit hellaſchgrauer oder weißlicher Wolle bedeckten Jungen aus. Sie wachſen langſam heran, obgleich ſie ungeheuer viel freſſen und von ihren Eltern reichlich verſorgt werden, bleiben lange Zeit im Horſte und laſſen ſich auch nach ihrem Ausfliegen noch mehrere Wochen von den Alten ernähren. Erſt gegen den Herbſt hin ſind ſie wirklich ſelbſtſtändig geworden.

Außer dem unverſtändigen Menſchen hat der Buſſard wenig Feinde. Die Krähen halten freilich keine Freundſchaft mit ihm, ſtoßen auf ihn und verfolgen ihn mit großem Eifer, ſobald ſie ihn ſehen, wahrſcheinlich hauptſächlich zu ihrer Beluſtigung, da er ihnen eigentlich niemals feindlich entgegentritt. Daſſelbe thun auch die Schwalben und andere kleine Vögel, um deren Geſchrei und Gezänk er ſich aber wenig kümmert. Sonſt plagen ihn noch Schmarotzer der verſchiedenſten Art; doch alle dieſe Thiere können ihm natürlich wenig anhaben.

In der Gefangenſchaft erfreut der Buſſard ſeinen Pfleger nicht gerade beſonders. Er zeigt im Käfig ſo ziemlich daſſelbe Betragen, wie im Freien; Freſſen und Ruhen bilden ſeine Hauptbeſchäftigung. Rühmenswerth iſt ſeine Verträglichkeit mit andern Vögeln. Man kann ihn mit den verſchiedenſten Falken zuſammenſperren: er verträgt ſich mit allen. Seine Gutmüthigkeit, oder richtiger Dummheit, laſſen ihn bei ſolchen Gelegenheiten oft Gefahr laufen. Kühn und furchtlos ſetzt er ſich, wie ſchon bemerkt, ſelbſt auf den Kopf des Adlers nieder, dreiſt ſtiehlt er dem Habicht, mit welchem er in demſelben Raume lebt, das Futter zwiſchen den Fängen weg, und da muß er freilich oft für ſeine Frechheit büßen. Der Habicht, wie der Adler werden ſeines Benehmens überdrüſſig, ergreifen ihn gelegentlich und machen ſeinem Leben oft ſchneller ein Ende, als er und ſein Pfleger glauben mag.

Unſerm Mauſer nahe verwandt iſt der Rauchfuß oder Schneeaar, Archibuteo lagopus Brehm, (Falco lagopus Brünnich, F. pennatus Gmelin Linné, F. slavonicus Latham) ein Buſſard, welcher von jenem

Gegenstand noch klein bis zu den Linien verschwindet. Diese Art nennt Albrecht, wie wir hörten, seinen Gegenstand kurz. Dem Kreuz steht er Fig. 29 gegenüber. Er sagt: Gegenstand kurz und dann ist ein Gegenstand kurz, wenn er nicht mehr als seine Breite lang ist. Das Kreuz ist auf die zum Verschwinden der Höhe, wie Breite kurz. Dasselbe Kreuz aber sieht man weiter nicht, Albrecht in Perspektive, und in

Fig. 29. Fig. 30. Albrecht Dürer.

Fig. 30 verkürzt, und nennen wir Gegenstand lang, wo er verkürzt. Hier hat man verschiedene Arten Gegenstände aus verschiedenen Ansichten.

Im Gegensatz dieser hat man Gegenstände, wenn gewisse Abschnitte in Schatten gesetzt sind, wie Fig. 31 und 32. Hier sind Gegenstände von verschiedener Beleuchtung, deren Schatten man gemalte Schatten nennt.

Von allen Körpern, welche in Finsternis verborgen sind, bedürfen, in der Malerey, eine Wiederholung, diejenigen, die nur in sehr wenig

heißen mag, Pernis apivorus Cuvier, (Falco apivorus Linné, Falco poliorhynchos Bechstein), einer der auffallendsten Raubvögel überhaupt. Von den eigentlichen Buſſarden unterſcheidet er ſich hauptſächlich durch Befiederung ſeiner Zügel oder der Stelle zwiſchen Auge und Schnabel. Dieſe ſind bei den ſämmtlichen übrigen Raubvögeln mit haarartigen, bei ihm aber mit wirklichen Federn bedeckt. Auffallend ſind auch die langen Schwingen und der lange Schwanz, die vorn bis zu den Hoſen herab befiederten, mit kleinen Schuppen bedeckten Ständer, und die verlängerten Nackenfedern. In der Farbenzeichnung zeigt der Weſpenbuſſard ebenſoviel Abweichungen, wie ſein Verwandter. Gewöhnlich iſt der alte Vogel einfach braun auf der Oberſeite, blaugrau am Vorderkopf, und lichtgelblich oder weißlich auf der Unterſeite. Die Jungen ſind an ihrem graubraunen Augenſtern und der hellgelben Wachshaut ſicher von den alten Vögeln zu unterſcheiden, bei denen der Augenſtern goldgelb und die Wachshaut ſchwarz iſt. Im Uebrigen ändert ihr Gefieder vom Gelbbraun bis zum Dunkelkaffeebraun; auch iſt es bald einfarbig, bald getupft, bald lichter, bald dunkler. Die Länge des Männchen beträgt 22 bis 23 Zoll, wovon auf den Schwanz 10 bis 10½ Zoll kommt, die Breite 4 bis 4¼ Fuß. Das Weibchen iſt um 2 bis 2½ Zoll länger und um einen halben Fuß breiter.

Der Weſpenbuſſard iſt wohl der unedelſte unter ſeiner ganzen Sippſchaft. Er iſt noch träger und fauler, ſcheuer und feiger, als die übrigen Buſſarde. Seine Nahrung beſteht aus Mäuſen, kleinen Schlangen, Fröſchen und vorzugsweiſe aus Kerbthieren. Namentlich den Horniſſen, Weſpen, Hummeln und Raupen ſtellt er eifrig nach; ja, er verzehrt ſelbſt Früchte, Pflaumen, Weintrauben, Birkenkätzchen und Blüthenknoſpen der Nadelbäume. Dies thut außer ihm kein anderer Raubvogel. Die Kerbthiere lieſt er vom Boden auf, den ſtechenden beißt er vor dem Verſchlingen den Stachel ab. Die Neſter der Immen zerſtört er, um zu den Madenſcheiben zu gelangen. Solche Zellenſcheiben mit den Weſpenmaden trägt er auch zu ſeinem Horſte und legt ſie ſeinen Jungen vor.

Der Weſpenbuſſard iſt ſelten in Deutſchland und verläßt uns auch regelmäßig im Herbſte, ſchon im October. Sein Horſt ſteht auf den Bäumen der Feldgehölze, bald hoch, bald niedrig, iſt wie bei den übrigen Falken aus dürren Zweigen aufgebaut, oben aber ſtets mit grünen Zweigen bedeckt und ausgelegt.

Im Mai oder Juni findet man zwei bis drei rundliche, auf blaßgelb oder hellroſtfarbenem Grunde bald ſpärlich bald dichter braunroth gefleckte oder marmorirte Eier. Beide Eltern bebrüten dieſe und Beide ſorgen auch für die Ernährung der Jungen. In der Gefangenſchaft werden dieſe bald und ſehr zahm.

In allem Uebrigen gilt von dem Weſpenbuſſard Daſſelbe, was vom Mäuſebuſſard geſagt wurde: er gehört zu den unſchädlichſten Raubvögeln, welche wir haben und verdient geſchont zu werden.

7. Die Milane. Milvus Brisson.

Eine nicht beſonders zahlreiche Sippe der Raubvögel mit mehr oder weniger gegabeltem Schwanze und breiten langen Flügeln, ziemlich ſchwachem Schnabel, aber verhältnißmäßig ſtarken Fängen, reichem Gefieder und ſchmalen zugeſpitzten Kopffedern hat den Namen Milane erhalten. Sie gehören zu den unedeln Falken, ſind aber unter dieſen die zudringlichſten und dreiſteſten Bettler und Diebe, welche es geben kann. Ihre leiblichen Begabungen würden ſie ſehr hoch ſtellen; ihre geiſtigen Begabungen ſtehen damit jedoch nicht im Einklange. Wenige Vögel beſitzen einen ſo prachtvollen, leichten und ſanften Flug als ſie; wenige können gleich ihnen viele Minuten lang ſchweben, ohne einen Flügel zu rühren, und ſich in den ſchönſten Schraubenlinien bis zu den Wolken erheben: aber wenige ſind auch ſo feig und dabei doch ſo unverſchämt, wie ſie. Nur Thiere, welche ihnen keinen Widerſtand leiſten, werden von ihnen befehdet; lieber noch, als ſie jagen, betteln ſie bei andern Räubern, und regelmäßig fallen ſie auf das Aas wie die Geier. Dem menſchlichen Haushalte werden ſie mehr nützlich, als ſchädlich. Sie richten zwar da, wo ſie häufig ſind, namentlich unter dem jungen Federvieh einigen Unfug an, vergüten denſelben aber durch Wegfangen von Mäuſen und anderen ſchädlichen oder läſtigen Thieren und gehören ſomit auch zu denjenigen Vögeln, welche der Forſtmann und Landwirth ſeines beſonderen Schutzes würdigen ſollte. In Deutſchland wohnen die bereits genannten zwei Arten: der Königsweih und der eigentliche Milan.

Der erſtgenannte, welcher auch Gabel-, Hühner-, Röthel- und Rüttelweih, oder gemeiner, öſterreichiſcher Milan, Hühnerdieb, Gabel- oder Schwalbenſchwanz, Hühner-, Stoß- und Gabelgeier

gleicht sich. Mit einer Länge Meniscus Fuss Meter und Fuss entfernt Fuss, Linie, 3. 4. Meter gehe Fuss um 1 Zoll 1 Fuss 1 Zoll. Fliegt eine 1 Zoll, 3 4 gut Meter, der langen, gut und gut Zoll Fuss Meter Fuss Meter Fuss Meter Fuss Meter Fuss Meter Fuss Meter gegangen als gehalten Meniscus. Eine Schwingungsdauer eine Meniscus, 3. Meniscus 3. Meniscus 3. Meniscus

täglich auf weithin über die Ebene. Sein prachtvoller Flug erleichtert ihm ſolche Ausflüge. Der Königsweih gehört zu denjenigen Vögeln, welche kaum zu ermüden ſcheinen. Gewöhnlich ſieht man ihn in hoher Luft dahinſchweben, ohne einen Flügel zu rühren, dem Menſchen vorſichtig ausweichend, mit allen andern Raubvögeln aber ſofort einen dreiſten Kampf beginnend, zumal wenn ſolche eben eine Beute erhoben haben und einem ſtillen Orte zutragen wollen. Der Hunger, welcher bei einem ſo beweglichen Thiere ſelten geſtillt wird, treibt ihn übrigens auch in die Nähe der menſchlichen Wohnungen, und hier wird er ebenſo dreiſt, als er im Freien ſcheu ſich zeigt. Plötzlich ſtürzt er mit zuſammengelegten Flügeln in das Gehöft herab und nimmt ein Küchlein, ein junges Gänschen, ein unvorſichtig hingelegtes Stück Fleiſch vor den Augen des Menſchen weg und iſt bereits wieder in hoher Luft, ehe dieſer Mittel findet, den frechen Dieb zu beſtrafen. Im Felde jagt er jungen Haſen und Kaninchen, mehr aber noch Mäuſen, Schlangen, Eidechſen, Fröſchen und Kerbthieren nach, und für das Aas hat er, wie ſchon oben bemerkt, eine beſondere Liebhaberei. Seine Stimme iſt laut und gellend; ſie läßt ſich durch die Silben „Hiäh, hi, hiäh“ am Beſten ausdrücken.

Während des Sommers lebt er paarweiſe in der Nähe ſeines großen, flachen, mit weichen Stoffen ausgefüttertem Horſte, in welchem man im Mai zwei bis vier rauhſchalige Eier findet. Die Grundfarbe derſelben iſt ſchmutzig weiß oder gelblich, die Fleckenzeichnung, welche ſehr verſchieden ſein kann, roſtröthlich oder roſtbraun. Beide Geſchlechter bebrüten dieſe Eier und füttern auch gemeinſchaftlich die Jungen auf. Bald nach der Paarungszeit ſammelt ſich der Königsweih in Geſellſchaften, welche nun vereint auf Raub ausziehen, allen übrigen Raubvögeln höchſt beſchwerlich fallen, den Eulen einen bitteren Krieg erklären und ihrerſeits wieder von den Krähen viel zu leiden haben. Im October tritt dieſe Bande, welche ſich mehr und mehr vergrößert, ihre Winterreiſe an. Sie wandert bis in das ſüdliche Europa und hält dort z. B. in Spanien in großen Flügen zuſammen. In der Nähe der Stadt Toledo haben wir ſolche Schaaren bemerkt, welche mehrere Hunderte zählten. Dieſe jagten während des ganzen Tages in einem beſtimmten Gebiete und verſammelten ſich allabendlich in einem kleinen Gehölze, wo ſie die Bäume ganz bedeckten. — Schon im März machen ſich dieſe Flüge wieder zur Heimreiſe auf, vertheilen ſich unterwegs mehr und mehr, und das alte Leben beginnt von Neuem.

Ganz in ähnlicher Weiſe lebt auch der ſchwarzbraune Milan, Milvus ater Boje (Falco ater und Falco Forskalii Gmelin, Linné) ein dem vorigen ſehr nah verwandter Vogel, welcher ſich hauptſächlich durch ſeinen weniger tief gegabelten Schwanz und die dunklere Färbung kennzeichnet. Die Oberſeite iſt graubraun, auf den kleinen Flügeldeckfedern ins Roſtfarbige oder Hellbraune ſpielend, weil hier die Federn lichter gerandet ſind. Auch von den hellgraulichbraunen Federn der Unterſeite heben ſich dunkelgraubraune und roſtrothbraune Flecken ab. Der Schwanz iſt neun bis elf Mal dunkler gebändert. Beide Geſchlechter ähneln ſich in der Färbung; das Weibchen iſt nur um etwa 2 Zoll länger und etwas breiter, als das Männchen, deſſen Länge 22 bis 24 Zoll und deſſen Breite 4½ bis 5 Fuß beträgt.

Der Milan iſt in Norddeutſchland ſeltner, als der Königsweih. Seine Heimath iſt der Oſten Europa's; in Nordafrika vertritt ihn ein nah verwandter Vogel, welcher vielfach mit ihm verwechſelt worden iſt, der Schmarotzermilan (Milvus parasiticus).

Ueber Lebensweiſe und Betragen iſt nach Dem, was vom Königsweih bemerkt wurde, nicht viel zu ſagen. Der Milan fliegt und raubt auf gleiche Weiſe, wie ſein Verwandter, gründet einen ähnlichen Horſt und zieht unter gleichen Umſtänden ſeine Jungen groß. Vielleicht iſt er noch dreiſter und bettelhafter, als der Königsweih. Weiter wüßten wir Nichts zu ſagen, eben weil wir den Milan von ſeinem afrikaniſchen Verwandten, dem genannten Schmarotzer, für verſchieden halten; über dieſen freilich ließe ſich noch Vieles berichten: denn er gehört unzweifelhaft zu den ſonderbarſten Geſellen, welche die Zunft der Raubvögel überhaupt aufweiſen kann.

8. Der Thurmfalk. Cerchnëis tinnuncula Boje.

(Falco tinnuncula Linné, Falco brunneus Bechstein, Falco fasciatus Retzius.)

Zu den kleineren und zu den anmuthigſten Falken des deutſchen Waldes rechnen wir den glücklicher Weiſe noch überall häufigen Thurmfalk, welcher ſonſt auch Mäuſe-, Roth-, Stein-, Kirchen-, Rüttelfalke- oder Rüttelgeier genannt wird. Er iſt nach Alter und Geſchlecht verſchieden gefärbt. Bei dem Männchen iſt die Oberſeite hellziegelroth, grau angeflogen, durch kleine, dreieckige, dunkle Flecke gezeichnet; der Kopf und Nacken, ſowie der Schwanz aber aſchgrau, mit dunkeln Federſchäften, welche auf dem Kopfe

gut Kalbe sind sein Kleid, sein Schweif und sein Maul. Es schnaubt und gebärdet, wie ein Lebendiger, und ist so stark, daß es einen Menschen, der auf ihm sitzt, mit Leichtigkeit durch die Luft trägt. Sobald es Menschen wittert, ist seine Wildheit verschwunden, gegen Jeden. Nur Einheimische, die ihren wilden Geist kennen, dürfen sich ihm nähern. Es ist ein Thier, das Niemand kennt, und das Niemand beschreiben kann, weil es nicht Jedem sichtbar ist. Ich, Ihro Gnaden! habe es oft gesehen, und kann es Ihnen beschreiben, wie ich es gesehen habe.

Der Einsiedler.

Einsiedler Kalbe. Schlanke, aus Holz & auf zwei gespaltenen Eisenfüßen stehende Figur, mit einem Kalbskopf, Hals, Leib, Schweif & Füßen, wie ein Kalb, nur daß die Füße mehr Knochen haben, als Kalbsfüße. Dem, der sie ist, Unsichtbar. Lebendiges, im Kalbe sich Bildendes oder Verkörperndes, das Niemand kennt, und das Niemand beschreiben kann, weil es nicht Jedem sichtbar ist. Ich, Ihro Gnaden! habe es oft gesehen, und kann Ihnen beschreiben, wie ich es gesehen habe. Es ist ein Thier, das Niemand kennt, und das Niemand beschreiben kann, weil es nicht Jedem sichtbar ist. Ich, Ihro Gnaden! habe es oft gesehen, und kann es Ihnen beschreiben, wie ich es gesehen habe.

Der Thurmfalke ist ein sehr weit verbreiteter Vogel; sein nächster Verwandter, der kleinere und lebhafter gefärbte Röthelfalk, lebt im Süden Europa's. Unser Thurmfalk fehlt schwerlich in irgend einem Gau des gesammten Deutschlands. Er bewohnt die Waldungen, aber, wie sein Name schon anzeigt, auch die Thürme der Städte und andere hohe Gebäude. Hügliche Gegenden, in welchen es viele kleinere Waldungen giebt, gehören zu den von ihm bevorzugten; ebenso gern siedelt er sich an Felsenwänden, auf alten Burgen und auf den Thürmen selbst mitten in den Städten an; ja unter Umständen findet er eine Windmühle zur Anlegung seines Horstes ganz angemessen. Man muß ihn einen munteren und kecken Raubvogel nennen. Vom frühsten Morgen an bis zum späten Abend ist er in Thätigkeit; seinen lauten, fröhlichen Ruf, welcher wie „Kli, kli, kli" oder „Ti, ti, ti" klingt und gewöhnlich im Fluge ausgestoßen wird, vernimmt man noch lange nach Sonnenuntergang. Während des Tages durchstreift er sein ziemlich weites Gebiet, und man begegnet ihm im freien Felde fast überall. Entweder sitzt er da auf einzelnen Bäumen, möglichst nahe am Wipfel, auf Feldsteinen, Grenzsäulen und anderen erhabenen Orten, um von hier aus die nächste Umgebung zu überschauen, oder fliegt über den Feldern auf und nieder. Im Sitzen nimmt er eine aufgerichtete Stellung an, kreuzt die Flügel, läßt den Schwanz grade herabhängen und trägt das Gefieder locker. Der Flug ist leicht, ziemlich schnell, viel schwebend und mehr als bei anderen Falken durch das Rütteln ausgezeichnet. Gegen die Brutzeit hin vergnügt er sich in hoher Luft und führt dabei die schönsten Schwenkungen aus. Sein munteres und neckisches Wesen zeigt sich bei jeder Gelegenheit. Er gehört zu den unedeln Falken und bringt es nicht dahin, einen Vogel im Fluge zu fangen: aber er nähert sich den wirklichen Edelfalken noch am meisten. Da er ziemlich richtig erkannt worden ist und demzufolge von den Menschen wenig zu leiden hat, zeigt er sich selten scheu, oft sogar sehr dreist. Auf den Uhu stößt er mit großer Leidenschaft; aber auch andern Raubvögeln, dem großen Seeadler z. B. folgt er mit Geschrei halbe Meilen weit nach. Er ist klug und weiß die ihm Wohlwollenden von seinen Feinden oder Gefährliche von Ungefährlichen zu unterscheiden. Beim Horst z. B. zeigt er sich scheu gegen Erwachsene, kühn und muthig gegen Kinder. Einem Knaben, welcher ihm die Brut ausheben wollte, nahm er die Mütze vom Kopf und trug sie so weit fort, daß sie nicht wieder zu erlangen war.

Seine Sinne ſind wie bei allen Falken vortrefflich, und namentlich das Geſicht iſt bewunderungswürdig ſcharf. Dies kann man bei allen ſeinen Jagden leicht beobachten. Er betreibt nur niedere Jagd: Mäuſe und Kerbthiere, namentlich Heuſchrecken ſind es, denen er vorzugsweiſe nachſtrebt. Junge, noch nicht flügge Vögel nimmt er wohl auch mit weg, und kleine Fröſche oder Eidechſen erſcheinen ihm, wenn der Hunger ihn plagt, immer noch als paſſende Speiſe: ſo lange er aber Mäuſe und Heuſchrecken haben kann, rührt er ſchwerlich etwas Anderes an. Er ſtreicht in hoher Luft über den Feldern auf und nieder, ſchaut ſcharf nach unten und beginnt, ſobald er ein Mäuschen oder eine Heuſchrecke gewahrt, ſofort zu rütteln, wahrſcheinlich, um den Gegenſtand ſich ſchärfer ins Auge zu faſſen. Dann ſtürzt er mit halb angeſchloſſenen Flügeln pfeilſchnell zur Erde herab und kommt gewöhnlich mit ſeiner Beute in den Krallen wieder empor. Iſt dieſe eine Heuſchrecke, ſo wird ſie gleich in der Luft verzehrt; die Mäuſe trägt er nach einem ruhigen Orte, um ſie dort mit Muße zu verſpeiſen.

Der Horſt des Thurmfalken ſteht entweder auf den Kronen der höchſten Bäume des Waldes oder in den Niſchen, Löchern und Höhlen des Gemäuers und der Felſenwände. Im Walde benutzt er gern ein altes Krähenneſt, welches er mit einigen Haaren und Mäuſefellen auspolſtert. Sonſt beſteht der Horſt aus dürren, oben aber oft aus grünen Reiſern, welche der Vogel mit dem Schnabel abbricht und in den Klauen herbeiſchleppt; innen iſt er ſtets mit einem Polſter von Haaren, Federn, Wolle und Mäuſefellen ausgefüttert. Ende Mai oder Anfangs Juni findet man hier drei bis ſieben Eier, welche auf hellroſtfahenem oder graulehmfarbigen, gelblichweißem oder grauweißem Grunde roſtbraun und rothbraun gepunktet, marmorirt und gefleckt, zuweilen aber auch faſt einfarbig ſind. Das Weibchen brütet allein und wird vom Männchen währenddem unterhalten. Beide Alte füttern die Jungen auf, und ihnen gewährt auch das Männchen, ſo lange ſie ſehr klein ſind, die jungen Thieren unumgänglich nöthige Wärme, indem es ſich in brütender Stellung über ſie legt. Schon nach etwa vier Wochen ſind die Jungen flügge; aber noch lange ſtreifen ſie unter der Obhut der Eltern in dem heimathlichen Gebiete umher, laſſen ſich auch noch wochenlang von dieſen ernähren.

Bei uns zu Lande iſt der Thurmfalk nur Sommervogel. Er verläßt uns im Oktober, ſpäteſtens im November und kehrt im März oder April, ſeltener

ſchon im Februar zu uns zurück. Einzelne alte, unbeweibte Männchen bleiben zwar auch während des Winters bei uns, doch ſind ſolche Fälle ſelten. Die Wanderung des Vogels erſtreckt ſich über einen guten Theil der alten Welt. Zur Winterszeit iſt der Thurmfalke im tiefſten Innern Afrika's eine ganz gewöhnliche Erſcheinung. Grade die dortigen Waldungen ſcheinen ihm ganz geeignet zu ſein, behaglich und ohne Sorgen der böſen Jahreszeit ſeiner Heimath zu entgehen. Man trifft ihn in Schaaren von 20 bis 100 Stück in dem Urwalde, und da, wo die Wanderheuſchrecke ſich einen Theil des Waldes erkoren hat, ſieht man ihn oft in unſchätzbarer Menge. Er nährt ſich dann ausſchließlich von dieſen Kerbthieren und gewährt bei ſolchen Jagden ein im höchſten Grade anziehendes Schauſpiel. Aus der Vogelwolke, welche über dem grauen Gewimmel der Kerbthiere fortwährend auf und nieder ſteigt, ſtürzt faſt alle Augenblicke einer hernieder, packt geſchickt im Fluge eine Heuſchrecke, biegt die Fänge nach vorn, verzehrt die eben gefangene Beute ſo raſch als möglich und ſtürzt von Neuem unter den ſchwirrenden Haufen. Bei ſo reichlicher Nahrung wird die ſonſt immer viel Kraft beanſpruchende Mauſer dem Vogel beſonders leicht.

Gefangene Thurmfalken gewähren ihren Pflegern viel Freude. Sie werden bald zahm, namentlich dann, wenn man ſie jung aus dem Neſte genommen, groß gefüttert und ſich viel mit ihnen beſchäftigt hat. Man kann ſie dann auf der Hand tragen, mit ins Freie nehmen und ſelbſt an das Aus- und Einfliegen gewöhnen. Wie nützlich ſie in der Freiheit werden müſſen, kann man an Gefangenen durch einfache Beobachtungen ſehen: ſechs bis acht Mäuſe täglich ſind für einen Thurmfalken keineswegs zu viel, zwei bis drei frißt er bei einer Mahlzeit und der ſtrotzende gefüllte Kropf iſt ſchon nach wenigen Stunden wieder leer.

9. Die Edelfalken, Falco Linné.

Der Thurmfalke macht gewiſſermaßen den Uebergang von den vorher aufgeführten Falken zu den vollendetſten Mitgliedern der ganzen Ordnung, den ſchon wiederholt erwähnten Edelfalken. Dieſe ſelbſt erkennt man auf dem erſten Blick an dem gedrungenen Leibe mit dem großen, klugen Kopfe, den langen, ſpitzen Schwingen, dem etwas gerundeten Schwanze und den ſtarken, mit reichen Hoſen verzierten Fängen, deren Mittelzehe durch ihre

bedeutende Länge beſonders hervortritt. Außerdem liegt bei allen Edelfalken das anſprechend gezeichnete Gefieder ziemlich knapp an, das große braune Auge wird von einer nackten, gelb gefärbten Stelle umgeben, und endlich laufen zu beiden Seiten des Schnabels dunkel gefärbte Streifen herab, welche man geradezu den Bart zu nennen pflegt. Alle Edelfalken ſind nach dem Geſchlecht wenig oder nicht, nach dem Alter aber ziemlich verſchieden gefärbt und gezeichnet. Sie erhalten ihre ausgefärbten Kleider im zweiten oder dritten Jahre ihres Lebens; im erſten wechſeln ſie nur das kleinere Gefieder.

Die Edelfalken ähneln ſich nicht allein hinſichtlich ihrer Geſtalt und Färbung, ſondern auch in Lebensweiſe, Betragen und Aufenthalt. Sie bewohnen Waldungen und zwar vorzugsweiſe ſolche des Gebirges, ſiedeln ſich aber auch gern an ſteilen Felſenwänden und nicht ſelten in alten, verfallenen Gebäuden an. Einzelne kommen bis in die belebten Städte herein und nehmen ſich hier wenigſtens zeitweilig Herberge auf den hervorragendſten Gebäuden, namentlich auf Kirchthürmen. Die deutſchen Edelfalken ſind ſich in ihrem Weſen und Treiben ſo ähnlich, daß man ſie, ohne ſich eines weſentlichen Fehlers ſchuldig zu machen, recht gut gemeinſam beſchreiben kann; denn eigentlich ſind alle Eigenthümlichkeiten, welche die einzelnen Arten zeigen, einzig und allein durch die bezügliche Größe bedingt.

Unſer Wanderfalke, (Falco peregrinus et communis Gmelin, Linné, Falco abietinus Bechstein) iſt unter den wirklich bei uns heimiſchen Arten die größte und ſtärkſte und wohl auch die verbreitetſte. Außer dieſem überall bekannten Namen führt er noch eine Menge anderer. Er heißt auch Wald-, Berg-, Stein-, Kohl-, Blau-, Baiz-, Hühner- und Tannenfalke, Schwarzbacken, Blaufuß, Taubenſtößer, Fremdlings- und Pilgrimsfalke, hie und da endlich großer Baumfalke ꝛc. Seine Länge beträgt 17 bis 21 Zoll, ſeine Breite 36 bis 48 Zoll. Erſtere Maße gelten für die kleinſten Männchen, letztere für die größten Weibchen. Zwei verſchiedene Abarten, welche von einigen Naturforſchern als Arten betrachtet werden, ſind beſtimmt zu unterſcheiden. Die Färbung iſt anſprechend, obwohl nicht beſonders lebhaft. Bei dem alten Vogel iſt die Oberſeite aſchblau, ſchwarz quer gefleckt, die untere röthlich oder bläulich weiß, mit ſchwarzen Wellenlinien, der Schwanz neun bis zwölf Mal in die Quere gebändert. Ein grauer zarter Duft liegt im Leben auf dem Gefieder,

Bis 24 der weit Tod vor Ihm stehen soll. Wird er es nicht thun, so soll er sich selbst erschießen, so Ihm Gott nicht vorher die Gnade gibt, daß er sterben kann. Ist Ihm Barmherzigkeit mit seinem Gewissen, so wird gewiß von Niemand Rache an Ihm genommen werden. Ist dagegen Er dahin der Fall, daß Niemand Ruhe vor ihm

Fig. 21.

Le Assassin.

findet, wenn ihn niemand kennt, daß Er Niemand Ruhe in seinem Gewissen, Gottesgemeinschaft, dann hat sich sein selbst zu entscheiden. Ist er es nicht, so Niemand unschuldiger Weise Schaden thun. Ist er es nicht, so ist er ein Mörder, ein Assassin. Fig. 21 ist der Assassin in Chicago, welcher sich regelmäßig vor jedem Spiele seinen Revolver ladet. Und so Manche Personen, die Ihm Ruhe vor ihm haben, sind Mörder, sind Assassins. Ist Er Ruhe vor ihm

Schein aufgeben. Ein Schein ist z. B. unser Ich, der Leib. Der Geist verlangt, daß er Herr sein soll, daß unsere Leidenschaften, die mit ihm kämpfen, ihm dienen. Er ist Herr, obwohl gefesselt, wie ein Gefangener, der seine Wächter zwingt, ihm zu dienen. Er ist unsichtbar, wie gewöhnliche Herren unsere Diener sind. Er muß Schätze haben wie Diener ungesehen waren.

Fig. 1. Fig. 2.

Fig. 1. Ein Gefangener, der seine Wächter zwingt, ihm Speise herzubringen. Aus einem Grabe in Theben.

Fig. 2. Ein Herr, der seine Diener zwingt, ihm Speise herzubringen. Aus einem Grabe in Theben.

Lehre. Lehre, daß unser Geist, der sogenannte unsichtbare Mensch, der Herr ist, und daß unser Leib, der sogenannte sichtbare Mensch, der Diener ist. Lehre, daß wir nicht sind, was wir scheinen. Lehre, daß unser Geist, der sogenannte unsichtbare Mensch, der Herr ist, und daß unser Leib, der sogenannte sichtbare Mensch, der Diener ist. Lehre, daß unser Geist, der sogenannte unsichtbare Mensch, der Herr ist, und daß unser Leib, der sogenannte sichtbare Mensch, der Diener ist. Lehre, daß unser Geist, der sogenannte unsichtbare Mensch, der Herr ist, und daß unser Leib, der sogenannte sichtbare Mensch, der Diener ist. Lehre, daß unser Geist, der sogenannte unsichtbare Mensch, der Herr ist, und daß unser Leib, der sogenannte sichtbare Mensch, der Diener ist.

und Schwanzfedern ſind auf der innern Fahne mit länglichrunden hellroſtgelben Querflecken beſetzt. Die ſchwarzen Bartſtreifen ſind breit und hervorſtechend; der Schnabel iſt, wie bei allen Edelfalken hornblau, der Fuß gelb.

In Deutſchland iſt der Baumfalke zwar überall bekannt, jedoch niemals beſonders häufig. Er zieht kleine Feldgehölze größeren Waldungen entſchieden vor und findet ſich in der Ebene häufiger, als im Gebirge. Seine Verbreitung iſt beſchränkter, als die ſeiner größeren Verwandten. Die Stimme iſt ein hohes, aber angenehmes „Tititi“ oder ein helleres „Kikik“. Der Horſt ſteht regelmäßig auf hohen Bäumen, ſoll aber auch in Felsſpalten der Gebirgswälder, ja ſogar in großen, weit geöffneten Baumhöhlen gefunden worden ſein. In den meiſten Fällen bildet ein altes Krähennest die Grundlage, einige junge Reiſer, Borſten, Haare und dgl. den Oberbau. Das Weibchen legt im Mai drei bis vier ſchmutzig weiße, ſtark rothbräunlich geſpritzte und gefleckte Eier und bebrütet ſie drei Wochen lang ohne Hilfe des Männchens.

Der Zwergfalke endlich, welcher unter dem Namen Merlin noch bekannter ſein dürfte, ſodann auch Stein- und Blauhabicht, Schmerl, Sprenzchen, Sprinz, kleiner Rothfalke heißt, Falco aesalon et lithofalco Gmelin, Linné. (Falco caesius Meyer et Wolf) unterſcheidet ſich von den genannten, außer ſeiner geringen Größe, ſofort durch die gedrungene Geſtalt. Seine Länge beträgt 11 bis 12 Zoll, die Breite 25 bis 26 Zoll. Bei dem alten Männchen iſt die Oberſeite dunkelſchieferblau, die untere Seite roſtgelbroth mit dunkelbraunen Längsflecken. Der Schwanz iſt vor dem Ende breit ſchwarz gebändert und weiß geſpitzt, der Bartſtreifen iſt ſchwach. Das Weibchen iſt auffallend verſchieden gefärbt; es ähnelt mehr dem jüngeren Vogel. Seine Oberſeite iſt graubraun, roſtfarben gefleckt und gekantet, die untere gelblich weiß, der Länge nach braun gefleckt, der Schwanz graubraun, fünf bis ſechs Mal gelblich weiß in die Quere gebändert. Im hohen Alter nähert ſeine Färbung ſich der des Männchens.

In Deutſchland kommt der Merlin regelmäßig auf dem Zuge vor, denn er horſtet nur einzeln und blos in den nördlichen Gauen. Feldgehölze werden von ihm den tieferen Waldungen entſchieden vorgezogen; im Gebirge ſucht man ihn vergebens. Auch der Horſt ſteht regelmäßig in Feldgehölzen, immer in bedeutender Höhe über dem Boden. Ein altes Krähennest pflegt ebenfalls die Grundlage zu bilden. Die fünf bis ſechs Eier, welche man

im Mai findet, ſind weißlich, kaſtanienbraun marmorirt. Sie ſollen in ſechszehn Tagen ausgebrütet werden. Die Stimme iſt ein helles, wohlklingendes „Kikik“, in der Brutzeit aber ein ſanftes „Kaiha.“

Die Edelfalken verdienen ihren Namen. Sie ſind unbedingt als die vollendetſten aller Raubvögel anzuſehen. Ihre geiſtigen Eigenſchaften gehen mit den leiblichen Begabungen Hand in Hand. Sie ſind Räuber der ſchlimmſten Art: aber man verzeiht ihnen das Unheil, welches ſie anrichten, weil ihr ganzes Leben unwillkürlich zur Bewunderung hinreißt. Stärke und Gewandtheit, Muth und Jagdluſt, edler Anſtand, ja faſt möchte man ſagen Adel der Geſinnung ſind Eigenſchaften, welche niemals verkannt werden können. Ihr ganzes Leben dünkt uns beneidenswerth. Sie ſind ſtolz auf ihre Kraft, ebenſo klug, als liebenswürdig, ebenſo muthig, als beſonnen. Sie kennen den Menſchen, aber ſie fürchten ihn nicht. Mit derſelben Freiheit, mit der ſie ſich den mächtigen Wipfel des hundertjährigen Baumes auswählen, um auf ihm ihren Horſt zu gründen, nehmen ſie im Gewühl der volksbelebten Städte Herberge. In vollbewußter Kühnheit drängen ſie ſich unter die thierfeindlichen Menſchen, ohne jedoch die Vorſicht jemals aus dem Auge zu verlieren. Nach den höchſten Orten ſtreben ſie; das Niedrige dünkt ihnen verachtungswerth. Sie rauben; aber ihr Thun hat mit dem ſchurkenhaften Stehlen des Habichts oder Sperbers keine Aehnlichkeit und iſt auch nicht die Bettelei, welche Milane und Buſſarde ſich zu Schulden kommen laſſen. Ihre Haltung iſt immer eine edle. Sie ſtellen ſich ſehr aufrecht, tragen ihr Gefieder aber läſſig vornehm; ſie halten es ſtets in Ordnung, ohne jedoch ängſtlich beſorgt zu ſein, daß jede einzelne Feder in ihre richtige Lage kommt. Niemals ſetzen ſie ſich längere Zeit auf den Boden; ſie wählen ſich vielmehr faſt immer in bedeutender Höhe ihren Sitz. Auf dem Boden ſind ſie fremd und ungeſchickt. Ihr Gang iſt ſchlecht, eigentlich kaum noch Gang zu nennen. Um ſo ausgezeichneter iſt ihr Flug. Sehr raſche harte Flügelſchläge wechſeln mit einem pfeilſchnellen Dahingleiten. Sie ſchweben ſelten und immer nur in bedeutenden Höhen. Es iſt, als ob ſie zu dieſer langſamen Bewegung ſich keine Raſt gönnten. Wenn ſie ihre volle Kraft in Anſpruch nehmen, ſtürmen ſie mit einer Schnelligkeit durch die Luft, welche faſt oder wirklich unerreicht daſteht. Der ſchnellſte aller Vögel, der Segler, wird ihnen zur Beute. Man hat beobachtet, daß ſie beim Verfolgen eines fliegenden Wildes

mit gedankengleicher Schnelligkeit durch die Luft eilten und berechnet, daß ſie bei ſolcher Bewegung 800,000 Fuß in einer Stunde zurücklegen. Wir ſelbſt haben Edelfalken, welche aus hoher Luft auf fliegende Vögel ſtießen, ſo ſchnell an uns vorbeiſchießen ſehen, daß unſer Auge das Bild des Thieres nicht zu faſſen vermochte, ſondern nur den Schatten eines vorüberſauſenden Körpers wahrzunehmen glaubte. Gewöhnlich fliegen ſie nicht in bedeutender Höhe über dem Boden dahin; es liegt ihnen daran, das ſitzende Wild durch ihre Nähe zu ſchrecken und aufzutreiben. Wenn aber die Liebe in ihnen mächtig wird, ſteigen ſie zu Höhen empor, in welchen ſie dem unbewaffneten Auge vollſtändig verſchwinden.

Man braucht eben nicht lange mit den Edelfalken zu verkehren, um wahrzunehmen, daß ſie als geiſtig hoch befähigte Thiere angeſehen werden müſſen. Sie ſind ſtets vorſichtig, und nur äußerſt ſelten reißt ſie das Jagdfeuer zu unüberlegten Handlungen hin. Sehr richtig ſchätzen ſie die Gefahr. Ihr Gedächtniß iſt vortrefflich und ihr Verſtand bewunderungswürdig. Alle dieſe Eigenſchaften machen ſie zu den furchtbarſten Feinden des fliegenden Wildes; denn nur dieſem gilt ihre Jagd. Die kleineren Arten ſtoßen auch auf fliegende Kerbthiere, namentlich auf größere Käfer und Heuſchrecken; die größeren deutſchen oder außerdeutſchen Edelfalken rauben nur Federwild und dieſes ausſchließlich im Fluge. Aber ihr Verſtand iſt ſo groß, daß ſie im Dienſte des Menſchen ſelbſt Thiere angreifen, mit denen ſie ſich ſonſt nie einlaſſen, Thiere, deren Größe zu der ihrigen in gar keinem Verhältniſſe ſteht. Nicht blos unſere Vorfahren richteten die Edelfalken zur Baize ab, ſondern auch die Morgenländer thun Dies. Bei den Perſern und bei den Beduinen gelten die dort lebenden Wanderfalken, welche den unſrigen ſehr ähnlich ſind, als Thiere, welche dem edeln Roß und dem Hunde ebenbürtig zur Seite geſtellt werden, als Thiere, welche man oft über den Menſchen ſelbſt erhebt.

Von dem Trappen an bis zum Goldhähnchen herab iſt kein deutſcher Vogel vor den Angriffen der Edelfalken geſichert. Der Wanderfalke raubt von der Wildgans bis zur Lerche, mit wenig Ausnahmen, alle Vögel, welche ihm aufſtoßen. Der Baumfalke und Merlin leiſten im Verhältniß zu ihrer Größe Daſſelbe. Während der Wanderfalke als der furchtbarſte Feind der Tauben, Hühner und Enten angeſehen werden muß, ſind ſie die Schrecken der Lerchen, Schwalben, Finken und kleineren Sänger. Sie gehen bei ihrer Jagd ſämmtlich regelrecht und höchſt verſtändig zu

Werke. Gewöhnlich jagen ſie paarweiſe. Nachdem ſie am Morgen in hoher Luft ſpielend ſich vergnügt, ſtreichen ſie ziemlich niedrig über Feld und Wald, Sumpf und Weiher dahin, bis ihrem Auge eine Beute ſich zeigt. Die meiſten Vögel, welche ihnen zum Opfer fallen, würden ihnen entgehen, wenn nicht ein übermäßiger Schrecken ſie antriebe, das Ungeſchickteſte zu thun, was ſie thun können. Kein Edelfalke nimmt einen Vogel vom Boden weg, und deshalb würden die meiſten Vögel gerettet ſein, wenn ſie ſich einfach niederdrücken wollten. Aber die Angſt läßt ſie ſinnlos handeln, der Schrecken treibt ſie in die Höhe, — und ſobald ſie fliegen, ſind ſie verloren. Beim Erſcheinen des Wanderfalken ſuchen die Tauben in eiligſter Flucht ihr Heil, und nur, wenn es ihnen gelingt, den Falken mehrmals zu überſteigen, vermögen ſie ſich zu retten; denn der Wanderfalke ſtößt, wie alle ſeine Verwandten nur von oben herab auf ſein Wild, wird auch nach einigen vergeblichen Stößen leicht unluſtig oder beſchämt und zieht dann ab. In der größten Noth ſtürzen ſich die Tauben in dichte Hecken und Gebüſche, ja ſelbſt in das ihnen ſo fremde Waſſer und ſuchen ſich hier durch Untertauchen zu retten. Bei dem Erſcheinen des Baumfalken oder Merlin verfahren die Schwalben und Lerchen ganz ähnlich. Naumann beobachtete, daß Mehlſchwalben beim Anblick eines Baumfalken vor Schrecken wie todt zur Erde herabſtürzten und ſich ruhig aufnehmen ließen, auch lange in der Hand verweilten, ehe ſie es wagten, wieder weg zu fliegen. Lerchen ſtürzen ſich, wenn ſie von dieſen Räubern gejagt werden, nicht ſelten zwiſchen die Füße des Landmanns oder des Hirten. Noch ſchlimmer iſt es für die Vögel, wenn das Edelfalkenpaar ſich bei der Jagd vereinigt, wie Dies gewöhnlich zu geſchehen pflegt. Dann fliegt der eine Räuber dicht über dem Boden, der andere in einer gewiſſen Höhe darüber hin, und nun giebt es kein Entrinnen für den gehetzten Vogel — es müßte ſein, daß beide Gatten aus Futterneid in Streit geriethen: denn dann gelingt es dem ſchon gefangenen Vogel zuweilen, noch zu entwiſchen. Wirklich rührend iſt es wahrzunehmen, wie die Lerchen, welche ihrem furchtbarſten Feinde glücklich entrannen, dankerfüllten Herzens in höchſter Luft ein Jubellied anſtimmen. Der aufmerkſame Beobachter kann an dem Gebahren der Vögel ſehr bald erkennen, welcher Falke im Anzug iſt. Beim Erſcheinen eines unedeln Raubvogels rotten ſich die Krähen, Schwalben, Bachſtelzen und Andere zuſammen und verfolgen ſchreiend, ſcheltend und ſpottend ihren Feind: bei Ankunft eines Edelfalken

ſuchen ſie alle in eiligſter Flucht ihr Heil. Beim Anzug des Wanderfalken vergeſſen ſelbſt die ſpottluſtigen Krähen alle Luſt zu Neckereien.

Doch auch der Edelfalke hat ſeine Gegner, vor allen der Wanderfalke. Er hat zwar unter den Thieren keinen Feind, welcher ihm ſchaden könnte, wohl aber viele, welche ihn arg beläſtigen. Als ſolche ſind namentlich die Milane und die Buſſarde anzuſehen. Dieſe zudringliche Bettlerſchaar fliegt augenblicklich auf den Edelfalken, welcher eben eine Beute erhob, zu, umringt ihn unter lebhaftem Geſchrei und ärgert ihn ſo lange, bis er ihnen, ſtolz noch in dieſem Augenblicke, die friſch gefangene Beute zuwirft. Wir ſelbſt haben beobachtet, daß ein Wanderfalke binnen wenigen Minuten fünf Wildenten aufnahm und erſt die letzte von dieſen in Sicherheit brachte. Die erſten wurden ihm immer abgetrieben und nur der Streit und Zank, welcher um die Beute unter dem Bettlergeſindel ſelbſt ſich erhob, ließ ihn die letzte Ente unbemerkt in Sicherheit bringen. Dieſe Großmuth des Edelfalken, denn nur als Großmuth iſt ſolches Betragen aufzufaſſen, vermehrt freilich ſeine Schädlichkeit, denn ſie zwingt ihn, noch für Andere zu rauben.

Der Zeit der Liebe gehen prachtvolle Flugreigen der Edelfalken voraus, und auch während das Weibchen brütet, unterhält es das Männchen durch köſtliche Flugübungen in hoher Luft. Sobald die Jungen ausgeſchlüpft ſind, ſorgen beide Eltern eifrig für die Ernährung derſelben. Dann werden ſie ihrem Gebiete doppelt furchtbar. Die jungen Edelfalken wachſen raſch heran und ſind bereits wenig Wochen nach ihrem eigentlichen Eintritt in die Welt flugfähig, aber dann noch lange nicht ſelbſtſtändig. Die Jagd, welche dieſe Räuber betreiben, erfordert große Geſchicklichkeit; deshalb müſſen die jungen Edelfalken von ihren Eltern lange und ſorgfältig unterrichtet werden. Der Unterricht geſchieht natürlich hauptſächlich auf der Jagd ſelbſt. Zuerſt werden Flugübungen aller Art vorgenommen; dann ſtreift die ganze Geſellſchaft ſpähend durch das Gebiet. Sobald nun eine Beute ſich zeigt, beginnt eine eigenthümliche Jagd. Eins der Alten ſteigt in die Höhe, das andere ſtreicht unten am Boden hin. Der Obere fängt den unglücklichen Vogel, welcher ſich zeigt. Sofort nach glücklichem Fang erhebt er ſich mit ihm, würgt ihn während des Emporſteigens und läßt ihn plötzlich fallen. Der Todte oder Halbtodte ſtürzt niederwärts, und alle jungen Edelfalken eilen jetzt herbei, um ihn wegzufangen. Glückt einem der Fang, ſo thut er ſeine

Freude durch helles Jauchzen kund. Verfehlen die noch ungeſchickten Stümper die fallende Beute, ſo fängt dieſe der unten fliegende Alte auf, und die Uebung wird noch einmal vorgenommen. Solche Jagdſpiele haben für den Beobachter etwas ungemein Anziehendes. Der alte Edelfalke, welcher eine unendliche Liebe gegen ſeine Brut an den Tag legt, zeigt ſich hierbei als höchſt verſtändiger Lehrer und Erzieher, aufmunternd und auch ſtrafend, beweiſt aber unter allen Umſtänden eine muſterhafte Geduld, und ſo kann es denn nicht fehlen, daß die Jungen bald in der edeln Jägerei wohlerfahren und zu gerechtem Waidwerk herangebildet werden.

Im Spätherbſte begiebt ſich der größte Theil der bei uns hauſenden Edelfalken auf die Wanderſchaft. Der Baumfalke ſcheint ſchon Südeuropa als geeignete Winterherberge anzuſehen; Wanderfalke und Merlin aber ſind in Nordafrika regelmäßige Gäſte und ſtreichen bis weit in das Innere dieſes Erdtheils hinein. Wir ſind dem Wanderfalken noch unter dem 11. Grad nördlicher Breite in den Urwäldern des blauen Fluſſes begegnet. Während des ganzen Winters leben die Edelfalken geſellig, obwohl auch dann noch die Paare treu zuſammen bleiben. Namentlich die beutereichen Seen Unteregyptens bieten den edlen Thieren alle Erforderniſſe zu erwünſchtem Aufenthalt; aber auch im Stromthal des Nil ſind ſie bis Mittelnubien hinauf allerorts zu finden. Mit Beginn des Frühlings wenden ſich die Wandernden wieder der Heimath zu, und dann ziehen ſie oft in ziemlich ſtarken Flügen dahin.

Alle Edelfalken laſſen ſich leicht zähmen. Jung aufgezogen, werden ſie zu den anmuthigſten Hausgenoſſen des Menſchen. Sie lernen ihren Pfleger bald kennen und befreunden ſich innig mit ihm, ſchreien vor Freude auf, wenn er ſich zeigt, fliegen ihm entgegen, ſetzen ſich ihm auf die Hand und ſuchen ihn auf die verſchiedenſte Weiſe zu liebkoſen. Es behagt ihnen in der Geſellſchaft des Menſchen. Sie können ſtundenlang neben ihrem arbeitenden Pfleger ſitzen und dieſem ernſthaft verſtändig zuſchauen, ohne ſich gelangweilt zu fühlen. Liebkoſungen nehmen ſie ſehr gern entgegen, gehen ſogar auf Neckereien ein und laſſen förmlich mit ſich ſpielen. Selbſt altgefangene verſchmerzen in kurzer Zeit den Verluſt ihrer Freiheit und werden, wenn man ſie nur recht zu behandeln verſteht, bald zahm. Es iſt daher kein Wunder, daß der Menſch von jeher dieſe edlen, ſtolzen Vögel an ſich zu feſſeln ſuchte und ſie hoch geſchätzt hat. Die Baizfalken ſind von

Alters her berühmt. Der Wanderfalke ſtand nur dem heiligen Falken der Falkonire, d. h. dem isländiſchen, nach, einzig und allein, weil er nicht die Stärke dieſes Rieſen der Familie beſitzt. Des Baumfalken gedenkt Kaiſer Friedrich II., welcher ein berühmtes Buch über die Falkenbaize ſchrieb, mit Anerkennung. Er ſelbſt hatte einen abgerichtet, welcher ſich ſogar an Wildgänſe wagte und dieſe in die Gewalt ſeines Herrn zu bringen wußte. Der zwerghafte Räuber flog der ihm gegenüber rieſenhaften Gans auf den Hals, krallte ſich hier feſt, biß die Schlagadern durch und ſtürzte dann mit der Verendenden zu Boden herab. Auch der Zwergfalke wurde wiederholt zur Jagd abgerichtet und machte ſeiner Sippſchaft alle Ehre; wie Pallas mittheilt, war er ein Lieblingsvogel der Kaiſerin Eliſabeth II. von Rußland. Sie ließ ſich alljährlich mehrere dieſer kleinen, netten Vögel zum Fang abrichten und ſchenkte ihnen, wenn der Winter kam, die Freiheit.

Die Edelfalken haben nur ſo lange ſie noch unbehülflich im Neſte liegen, Feinde, welche ihnen ſchaden können, außer dem Edelmarder und dem Habicht wohl keinen andern. Es iſt beklagenswerth, daß der Menſch den edlen Geſellen feindlich entgegentreten muß. Die Edelfalken gehören zu den ſchädlichſten Vögeln unſeres Vaterlandes. Sie ſind Raubritter der gefährlichſten Art, und ſomit iſt es gerechtfertigt, wenn der Menſch ſie ohne Unterlaß bedroht. Dieſem furchtbaren Feinde gegenüber ſchützt ſie blos ihre Vorſicht und Klugheit. Sie laſſen ſich nicht ſo leicht berücken, nur der bei allen tief eingewurzelte Haß gegen den Uhu bringt ſie leicht in die Gewalt des Menſchen: vor der Krähenhütte werden alle Edelfalken ohne Mühe erlegt. Sonſt fängt man ſie noch in Fallen der verſchiedenſten Art, obwohl immer nur einzeln.

10. Habicht und Sperber.

Es iſt einſeitig, aber dennoch ſehr verzeihlich, wenn man unter allen Raubvögeln auf Habicht und Sperber den bitterſten Haß ſchleudert. Wir wiſſen recht wohl, daß auch ſie nur ihren natürlichen Begabungen Folge geben, ihr ganzes Betragen aber, die Art und Weiſe ihres Auftretens und ihre unerſättliche Mordgier, die Ungeſelligkeit, Wildheit und Bösartigkeit, welche ſie zeigen, ſtellen ſie in unſern Augen als wirklich haſſenswerthe Vögel dar. Adler und Falke ſind ebenfalls ſchädlich, aber ihr ganzes

Kirche und mit ihr durch Bischof Otto und mit ihrer Stadt Bamberg verbindet, war, wie man glaubte, eine Gans-Quelle in der Aumühle. Sie gehört jetzt dem Herrn Kommerzienrath Hagen, der sie in Folge der Anlage seiner Wasserleitungen verlegen mußte, — Quelle und Gänse. Wie man versucht, in Bamberg wieder Gänse, Die Gans ist wiederum Wappenthier der Stadt geworden, und so ist denn auch der Gänsebrunnen, der jetzt in Bamberg steht, ein Zu- und Abgeschenk Nürnbergs, von Nürnberg.

Fig. 14.

Gänsebrunnen. Nürnberg.

Der Brunnen ist neu; er war nothwendig, weil der frühere gänzlich und spurlos verschwunden war. Fig. 14 stellt ihn seinem Hauptkörper, einer Säule, nach dar. Auf dem Kapitäl derselben stehen die Gans, die Mutter mit den Jungen, Hagenau, Wappen, Adler, Wappenschild (Wappen), und Bamberg, Bischof und Wappen, Wappenschild (Wappen). Unter Kapitäl: Schwan, Wappenschild (Wappen), Wappenschild (Wappen), Wappenschild (Wappen), Wappenschild (Wappen), Lamm. Darauf Kapitäl mit Gans. Gänsemännchen, Adler

er ein überall bekanntes Thier ist. In Deutschland heißt er auch Tauben-, Hühner-, Gänse-, Stock- und Stern-Falke oder Geier, und Stößer, Eichvogel oder Doppelsperber, Stockaar ꝛc. Hinsichtlich der Färbung unterscheiden sich die verschiedenen Geschlechter nicht; wohl aber weichen die Jungen auffallend von den Alten ab. Bei Letzteren ist das Gefieder auf der Oberseite dunkelschwarzbraun, unten weiß oder weißgrau, braunschwarz quer gewellt. Die Jungen sind oben braun, unten röthlich weiß gefärbt und der Länge nach dunkelbraun gestrichelt. Wachshaut, Füße und Augenstern sind gelb. Das Weibchen ist um ein gutes Drittheil größer, als das Männchen: während bei diesem die Länge höchstens 2 Fuß erreicht, wird jenes mindestens $2^1/_4$ Fuß lang. Die Breite schwankt beim Männchen zwischen 3 Fuß 5 bis 10 Zoll, beim Weibchen zwischen 4 Fuß und 4 Fuß 3 Zoll.

Zum Leidwesen aller Thierfreunde ist der Habicht noch weit häufiger in Deutschland, als zu wünschen wäre. Er gehört zu den Vögeln, welche sich überall finden und selbst einer unnachsichtlichen Verfolgung Trotz zu bieten scheinen. Sein eigentlicher Wohnsitz ist der Wald im weitesten Sinne. Am liebsten siedelt er sich da an, wo er Felder, Wiesen und Dörfer in der Nähe hat. Die alten Vögel behaupten hartnäckig den einmal gewählten Standort, die Jungen dagegen treiben sich während des Herbstes und Winters ziellos im Lande umher. Jedes Paar hat ein großes Gebiet; es bedarf auch ein solches. Der Habicht ist ein unruhiger, reger, wilder, dreister, starker raub- und mordsüchtiger Strolch, welcher fast den ganzen Tag und bis zum späten Abend in Bewegung ist, und nur, wenn er sich mehr als satt gefressen hat, auf kurze Zeit der Ruhe pflegt. Er gehört trotz seiner kurzen Flügel zu den gewandtesten Raubvögeln, welche wir haben; seine Gewandtheit aber ist die eines vollendeten Strauchritters und Diebes. Wenn man den Vogel sitzen sieht, verräth nur das blitzende, feurige Auge, weß Geistes Kind er ist. Auf dem Boden zeigt er sich höchst ungeschickt und ziemlich fremd, im Fluge aber offenbart er sein ganzes Wesen. Er ist in jeder Art dieser Bewegung Meister. Bald steigt er pfeilschnell in die Höhe, schwebt auf eine kurze Zeit herum und stürzt sich dann plötzlich wie ein Pfeil hernieder; bald streicht er dicht über der Erde dahin; bald windet und zwängt er sich eilenden Fluges durch die dichtesten Büsche hindurch; bald jagt er hart über dem Wasserspiegel fort oder zwischen dem Röhricht dahin; bald eilt

er durch die Kronen der höchſten Bäume. Er fliegt mit einer wirklich bewunderungswürdigen Sicherheit und einer Schnelle, welche mit ſeinen kurzen Flügeln gar nicht im Verhältniß zu ſtehen ſcheint, obwohl es gerade dieſe ſind, welche ihm die verſchiedenſten Schwenkungen, Biegungen und Unregelmäßigkeiten des Fluges möglich machen. Ein derart bewegungsfähiger und wegen ſeiner Regſamkeit ſo zu ſagen unerſättlicher Raubvogel muß zum gefährlichen Feinde der übrigen Thiere werden. Der Habicht läßt nur die ſtärkſten Säugethiere und die größten Vögel unbefehdet; allen übrigen Thieren hat er einen ewigen Krieg geſchworen. Er iſt der Marder unter den Raubvögeln in Betracht ſeines Muthes und ſeiner unverſchämten Dreiſtigkeit. Die Blutgier läßt ihn, wie das Wieſel, nicht ſelten ſeine Sicherheit, welche er ſonſt immer im Auge behält, vollſtändig vergeſſen. Er raubt das ſitzende wie das laufende Säugethier, den ſitzenden, kletternden oder ſchwimmenden wie den fliegenden Vogel. Nur die kleinſten und die ſchwerſten Thiere ſcheinen von ihm verſchont zu werden: die einen Dank ihrer Behendigkeit, die andern einzig und allein aus dem Grunde, weil es der Habicht beim beſten Willen nicht vermag, ſie zu bewältigen. Aber von dem Trappen bis zur Droſſel und vom Haſen bis zur Ratte oder Maus herab iſt eigentlich kein Thier vor ihm geſichert. Eine entſetzliche Angſt ergreift namentlich das Geflügel, wenn dieſer Wütherich ſich zeigt. Die Tauben eilen pfeilſchnell dem ſichern Gehege zu, und wehe derjenigen, welche ſich verſpätet: ſie iſt unrettbar verloren! Man hat beobachtet, daß ſie in ihrer Todesangſt dieſelben verzweifelten Verſuche, welche wir auf Seite 197 erwähnten, unternahmen, um ſich vor ihrem fürchterlichſten Feinde zu retten. Die ſonſt ſtets zur Neckerei bereiten Krähen und ſelbſt die Raben nehmen ſich in Acht, den Habicht zu verfolgen, weil dieſer plötzlich ſich wendet und einem der Spötter das Genick bricht. Die Enten drängen ſich, ſobald ſie den Räuber gewahr werden, in dichte Haufen zuſammen und bilden durch heftiges Aufſchlagen mit den Flügeln einen Waſſernebel über ſich, um den verwegenen Räuber abzuſchrecken. Die Haſen, in welche er ſich verkrallt, wälzen ſich wie unſinnig mit ihm auf dem Boden herum, obwohl in den meiſten Fällen vergeblich; denn der Habicht läßt ſich lieber in Stücke zerreißen, als daß er das von ihm ergriffene Opfer freigiebt. Mehr als einmal hat man erfahren, daß er bei Verfolgung von Hausgeflügel ſich bis in das Innere der Wohnung wagt, blindwüthend

z. B. durch die Fenſterſcheiben ſtößt, um einer ſchutzſuchenden Taube noch habhaft zu werden.

Die Verheerungen, welche ein einziges Habichtspaar anrichtet, ſind erſtaunlich groß. Lenz beobachtete, daß einem ſeiner Nachbarn von zwei Habichten in einem einzigen Winter 69 Tauben geraubt wurden und rechnet, ohne zu übertreiben, dem Habichte nach, daß er im Jahre mindeſtens 100 Tauben oder Hühner und ungefähr 1600 kleine Vögel vertilgt. Am furchtbarſten wird der Habicht für die ganze Gegend, in welcher er ſich aufhält, während ſeiner Brutzeit. Der Horſt ſteht gewöhnlich auf hohen Tannen, ſeltner auf Kiefern oder Buchen und noch ſeltner auf Fichten oder Eichen. Er iſt groß, flach und wird in der Mitte regelmäßig mit grünen Tannen- oder Fichtenzweigen belegt, welche von Zeit zu Zeit erneuert werden. Ende April enthält er zwei bis drei Eier von graugrünlichweißer Färbung meiſt ohne alle Fleckenzeichnung. Das Weibchen brütet allein und wird vom Männchen verſorgt. Die ausgeſchlüpften Jungen ſind geradezu unerſättlich und die Alten haben genug zu thun, um ſie zu ernähren. Sie lungern den ganzen Tag auf Raub umher und verſchonen jetzt weniger als je irgend ein Thier, welches ihnen zum Fang ſich bietet. Die Jungen größerer Vögel nehmen ſie aus dem Neſte, von kleineren packen ſie das ganze Neſt ſammt ſeinem Inhalte und ſchleppen es ihrem Horſte zu. Sie lieben ihre Brut ſehr und zeigen bei Vertheidigung derſelben einen rühmenswerthen Muth. Dem Menſchen, welcher ſich anſchickt, einen Habichthorſt zu beſteigen, gehen ſie dreiſt zu Leibe: es ſind Fälle vorgekommen, daß ſie Knaben, welche ihre Jungen ausnehmen wollten, nicht unbeträchtlich verwundeten. Auch die ihnen angeborne Liſt und Verſchlagenheit kommt am Horſte zur Geltung. Man hat beobachtet, daß Jäger tagelang unter dem Horſte lauerten, ohne der Alten habhaft zu werden, aber ohne auch den Jungen zu ſchaden. Die alten Habichte erſchienen über dem Horſte, erkannten aber die Gefahr und warfen ihren Jungen aus bedeutender Höhe die für ſie beſtimmte Beute herab in den Horſt. Jemehr die Jungen heranwachſen, umſomehr zeigen ſie ihre Habichtsnatur. Es kommt gar nicht ſelten vor, daß die ſtärkeren noch im Neſte über die ſchwächeren herfallen, ſie erwürgen und auffreſſen.

In der Gefangenſchaft macht der Habicht wenig Freude. Seine Unerſättlichkeit widert ſelbſt den eifrigſten Naturforſcher an, und ſeine Unverträglichkeit macht ihn ſchließlich jedem Liebhaber verhaßt. Man darf es ſich

nicht einfallen laſſen, einen andern Falken zu dem Habicht zu ſperren; denn er fällt jedes Thier, höchſtens mit Ausnahme größerer Adler, wüthend an und erwürgt es nach kürzerem oder längerem Kampfe. Buſſarde, welche doch größer ſind als der Habicht, fallen ihm regelmäßig zum Opfer, wenn man ſo unvorſichtig war, ſie mit ihm in denſelben Raum zu ſperren. Eulen ermordet er ohne Weiteres; ſelbſt an den Uhu wagt er ſich; ja, ein Habicht greift ſogar den andern an. Wir ſelbſt haben hierüber die verſchiedenſten Beobachtungen gemacht. Ein junges Weibchen, welches wir längere Zeit gefangen hielten, fraß zwei ältere Männchen auf, die ſich in demſelben Käfig befanden; alte Habichte machten ſich über ihre Jungen her und verzehrten dieſe ohne Bedenken.

Nach dem Mitgetheilten wird es Niemand Wunder nehmen, daß der Habicht von jedem Thierfreunde unnachſichtlich verfolgt wird. Glücklicherweiſe wird er, ſo ſchlau er auch iſt, häufig genug die Beute des Jägers. Er ſtößt blindlings in das für ihn geſtellte Garn, in den Habichtskorb und andere Fangwerkzeuge, welche man ihm zu Leide erfunden hat. Am Horſte erlegt man ziemlich leicht beide Alten oder wenigſtens das Weibchen mit der Kugel, die man von unten durch den dicken Neſtboden jagt. Man fängt die Alten mit Schlingen oder mit Leimruthen, in Garnen der verſchiedenſten Art, in Tellereiſen u. ſ. w. Einige Fallen bewähren ſich vortrefflich und ſind deshalb bei der Jägerei auch allgemein im Gebrauch. Es würde zu weit führen, wenn wir ſie hier beſchreiben wollten; jeder zünftige Waidmann aber belehrt Denjenigen, welcher an der Verminderung des Habichts theilnehmen will, von Herzen gern über deren Anfertigung und Gebrauch. Sehr zu wünſchen wäre, wenn jeder Freund der Thierwelt ſo viel als möglich Denen beiſtehen wollte, welche es ſich zur Aufgabe gemacht haben, den abſcheulichen Vogel zu vernichten. Wir wiederholen es, daß es für den Habicht keine Schonung geben darf und wollen gern geſtehen, daß wir ihm gegenüber jede Rückſichtsloſigkeit und ſelbſt eine gewiſſe Grauſamkeit für vollkommen berechtigt halten. Der Habicht bringt dem Menſchen niemals Nutzen: denn die Zeiten der Baize, zu welcher man ihn benutzte, ſind unwiederbringlich dahin; der Schaden aber, welchen dieſer Vogel anrichtet, iſt nach wie vor derſelbe.

Dieſelben Wünſche, welche wir eben ausſprachen, gelten auch für den bei uns lebenden nächſten Verwandten des Habichts, den Sperber, (Stößer, Stock- oder Stoßfalken, Sprinz oder Sprenzchen, Finken-

oder kleinen Habicht) Nisus communis Boje (Falco Nisus Linné). Er iſt, obgleich man ihn zum Vertreter einer eigenen Sippe erhoben hat, nichts Anders, als ein Habicht im Kleinen; denn er unterſcheidet ſich von dieſem eigentlich nur durch die langen ſchwachen Fußwurzeln und dadurch, daß die Kleider nach Geſchlecht und Alter verſchieden ſind. Wie der Habicht gehört auch er einer zahlreichen Sippſchaft an, welche ſich über den ganzen Erdboden verbreitet.

Unſer Sperber iſt ein kleiner Falke von 13 bis 14 oder 15 bis 17 Zoll Länge und 26 bis 27½ oder 31 bis 33¼ Zoll Breite. Erſteres Maß gilt für das Männchen, letzteres für das Weibchen. Er ähnelt in Geſtalt und auch in der Färbung dem Habicht. Der Oberkörper iſt dunkelbläulich aſchgrau, im Nacken weiß gefleckt, auf dem Schwanze und den Schwingen ſchwarz gebändert. Die Unterſeite iſt weiß oder roſtröthlichweiß mit roſtbraunen Querwellen. Ueber die Augen verläuft ein weißlicher Streifen; die Wangen und Halsſeiten ſind hellroſtroth; der Schnabel iſt blauſchwarz; die Wachshaut und die Füße ſind gelb; der Augenſtern iſt feuerfarbig. Das ſehr alte Weibchen gleicht dem Männchen in allen Stücken; das jüngere iſt oben dunkler braungrau, unten reinweiß und braun in die Quere geſtreift, auch an den durch breite weiße Federkanten gebildeten lichten Flecken im Nacken zu erkennen. Der junge Vogel iſt oben dunkelbraungrau oder graubraun, die Federn ſind roſtfarben gekantet, der Nacken iſt weiß gefleckt, die Unterſeite weiß oder gelblich weiß, an der Kehle mit ſchwarzen Längsflecken, auf dem Kopfe und der Bruſt mit braunen, herzförmigen Flecken und ebenſo gefärbten Querſtreifen.

Außer unſerm Europa bewohnt der faſt überall häufige Vogel noch den größten Theil Aſiens. Auf ſeinen Wanderungen ſtreift er bis nach Nordafrika hinüber. Er iſt leider überall noch ſehr häufig, am gemeinſten da, wo Wälder mit Feldern abwechſeln. Nur während der Brutzeit hält er ſich feſt in einem beſtimmten Gebiete auf, vor und nach ihr ſchweift er zum Schrecken aller kleineren Vögel ziemlich regellos im Lande umher. Im Spätherbſt wandert er ſüdlicher, und zwar iſt es hauptſächlich das ſchwächere Männchen, welches ſolche Reiſen unternimmt, während das Weibchen auch im ſtrengen Winter oft in der Heimath verweilt.

Die Nahrung des Sperber beſteht aus kleinen, nützlichen und harmloſen Vögeln, hauptſächlich aus Finken und Sängern der verſchiedenſten

Arten. Aber er wagt ſich auch an größere, an Staare, Droſſeln, Eichelheher, ja er greift ſelbſt Hühner, wilde wie zahme, an. Naumann ſah ihn ſogar einmal einen Reiher ernſtlich befehden. Der Sperber iſt noch gewandter, als der Habicht. Er fängt die fliegenden wie die ſitzenden Vögel, greift ſie von oben, unten, oder von der Seite an. Pfeilſchnell fliegt er hart an oder zwiſchen den Geſträuchen und Gebüſchen dahin, und wie ein Blitz ſtürzt er ſich unter die bei ſeinem Erſcheinen angſterfüllten flüchtigen Vögel. Mit derſelben Frechheit, welche der Habicht an den Tag legt, kommt er in die Dörfer, in die Gebäude herein, und ſeine Raubgier iſt ſo groß, daß er ſich nicht ſelten an den Wänden oder Glasfenſtern der Häuſer den Kopf einrennt. Er mordet, wie der blutgierigſte Marder, ſo viel, als er ergreifen kann, jedenfalls mehr, als er zu ſeiner Nahrung bedarf. Sperrt man ihn mit einer Menge Vögel in ein und denſelben Bauer, ſo vernichtet er dieſe ſicherlich bis auf den letzten. Mit größeren Vögeln kämpft er oft längere Zeit, ehe er ſie bewältigt und ſeine Gier ſteigert ſich dann derart, daß er alle Vorſicht vergißt. Man hat mehr als einmal Sperber von der Erde aufgenommen, welche mit Eichelhehern im wüthendſten Kampfe waren. Beide Vögel hatten ſich in einander verkrallt und wälzten ſich, unfähig zu fliegen, auf dem Boden umher, ohne des herbeikommenden Menſchen zu achten.

Der Horſt wird auf mittelhohen Nadelbäumen, nicht ſelten in einem alten Krähenneſte angelegt. Im April legt das Weibchen 4 bis 7 grünlichweiße gelbbraun und roſtröthlich gefleckte und geſpritzte Eier. Drei Wochen ſpäter ſind die Jungen ausgeſchlüpft. Beide Eltern vertheidigen ſie mit größtem Muthe gegen jede Gefahr und ſtoßen tollkühn ſelbſt auf den ſich dem Horſte nähernden Menſchen herab. Die Jungen ſind gefräßig im höchſten Grade, und deshalb kann ein Sperberpaar während der Brutzeit einen ganzen Wald veröden.

Man fängt und jagt den ſchädlichen Raubvogel ganz wie ſeinen größeren Verwandten, den Habicht. Leider aber verfolgt man ihn noch immer nicht ſo eifrig und unerbittlich, als dem Wald gut wäre. Auch der Sperber verdient, bei uns ausgerottet zu werden.

Wenn alle Forſt- und Landwirthe von jeher überzeugt geweſen wären, daß die Eulen mit einer einzigen Ausnahme zu den Waldhütern, nicht

aber zu den Waldräubern gezählt werden müſſen, würde es jedenfalls beſſer um den Wald ſtehen. Es fragt ſich ſehr, ob es möglich geweſen wäre, daß das ewig kriegsbereite Heer der Nager auf Hunderten von Morgen die Waldanpflanzungen gänzlich hätte vernichten können, wie ſolches wiederholt geſchehen, wenn man von jeher die Eulen, ſtatt ſie zu verfolgen, nach Kräften geſchützt hätte.

Mehr als ſonderbar, geradezu lächerlich iſt es, daß ſich der Menſch dieſen nützlichen Vögeln gegenüber ganz auf den Standpunkt der Raub- und Singvögel ſtellt, welche in den Eulen das haſſenswertheſte Thier erblicken. Heutigen Tages noch glauben die Bauern in vielen Gegenden etwas Rechtes zu thun, wenn ſie bei ihren tölpelhaften Jagden im Walde die nicht allein harmloſen, ſondern nur zu ihrem Vortheil wirkenden Eulen im frevelhaften Uebermuthe vom Baume herabſchießen und die Jagdbeute dann mit ausgebreiteten Flügeln an das Thor ihres Gehöfts nageln, gleichſam als wollten ſie dort ein Wappen und Merkzeichen ihrer Dummheit errichten. Wir ſelbſt ſind an Gehöften vorübergekommen, an deren Eingangsthor ſechs bis acht dieſer nützlichſten Raubvögel unſeres Vaterlandes angeheftet waren. Der reiche Beſitzer eines Gutes, welcher die Jagdgerechtigkeit der Gemeinde ſich erpachtet hatte, ſchien ſich Mühe gegeben zu haben, zu beweiſen, daß unſere berühmte Volksbildung doch noch auf recht ſchwachen Füßen ſteht, oder — daß aus dem Bauer nun und nimmermehr ein Waidmann wird.

Die Eulen bilden eine beſondere Familie der Raubvögel, oder, wie neuere Naturforſcher annehmen, eine beſondere Ordnung der Vögel überhaupt. Als ſolche ſind ſie nach außen hin ſtreng abgeſchloſſen. Ihre Verwandtſchaft mit den Tagraubvögeln iſt geringer, als gewöhnlich angenommen wird. Alle Eulen haben ſo viel Eigenthümliches, daß ſie nicht verkannt werden können. Der Rumpf iſt ſtark und kräftig, der Hals länger, als er ausſieht, der Kopf ungeheuer groß, aber gleichſam nur der Sinneswerkzeuge wegen da, weil er ſo gar arm an Gehirn iſt. Die Flügel ſind mittellang, ſehr abgerundet, der Schwanz ſpielt in verſchiedenen Längen, die Fänge ſind lang, kräftig und kurzzehig. Ein dichtes und weiches Federkleid mit unbeſtimmten, verwaſchenen Farben kennzeichnet unſere Vögel. Es giebt wenig andere, deren Befiederung dichter wäre und keinen einzigen Vogel weiter, bei welchem alle Federn dieſelbe Weichheit und Lockerheit zeigen. Die Eule beſitzt alle Anlagen, welche erforderlich ſind, ein leichtes, faſt

geräuſchloſes Auftreten zu ermöglichen. Jede Härte iſt vermieden, ſelbſt die Schwingen ſind noch in eigenthümlicher Weiſe abgeſtumpft, indem die Außenfahnen mit Faſern beſetzt ſind, welche nicht eine ununterbrochene Fläche bilden, ſondern nur in einzelnen Büſchen zuſammengeſetzt ſind, ſodaß ſie wie die Zähne einer Säge ausſehen. Nächſt dem Gefieder müſſen die Sinnes werkzeuge unſere Beachtung auf ſich ziehen. Die Augen und Ohren nehmen, wie ſchon bemerkt, den größten Theil des Kopfes ein. Erſtere ſind ſehr groß und auffallend platt, alſo im höchſten Grade ſehſcharf für geringe Entfernungen; letztere, mit welchen die Federbüſchel der „Ohreulen“ nichts zu thun haben, beſitzen eine wirkliche Ohrmuſchel, wie ſie ſonſt bei den Vögeln nicht wieder vorkommt. Die Ohröffnung nämlich liegt tief im Grunde einer über den größten Theil des Kopfes wegreichenden Hautfalte, welche ringsum mit ſteifen Federn beſetzt iſt und ſo ausgebreitet werden kann, daß eine unverhältniß-mäßig große Höhle zum Auffangen des Schalles gebildet wird. Der Schnabel iſt kurz, ſchon von der Wurzel an gekrümmt, nicht gezahnt und nur an der untern Kinnlade mit einem Einſchnitt verſehen. Er iſt faſt ganz in den Federn verſteckt und ſeine Wachshaut, in welcher die kleinen rundlichen Naſenlöcher liegen, mit ihm gleich gefärbt. Die Fänge ſind bei der Mehrzahl bis an die kräftigen, mit den ſchärfſten Nägeln bewehrten Zehen befiedert.

Hinſichtlich ihrer Lebensweiſe, des Aufenthalts und des Weſens ähneln ſich ſämmtliche Eulen mehr oder weniger: — eigentlich macht nur die bezügliche Größe einen Unterſchied. Jedenfalls gewinnt man ein ziemlich richtiges Bild der ganzen Familie, wenn man die in unſerm Walde hauſenden Arten einer ſorgfältigen Beachtung würdigt.

11. Der Uhu, Bubo maximus, Ranzani.

(Strix Bubo Linné.)

Dieſelbe Stellung, welche der Adler unter den Falken einnimmt, gebührt unter den Eulen dem Uhu, dem von alten Sagen umklungenen Nachtkönig des Waldes, welcher gegenwärtig den meiſten Deutſchen mehr durch dieſe Sagen, als in Folge eigener Anſchauung bekannt iſt. Der Uhu hat ſich ſeinen gebräuchlichſten Namen, wie die meiſten übrigen, welche er trägt, ſelbſt erworben. Sein Name iſt ein Klangbild, welches in faſt allen Sprachen Ausdruck gefunden hat. Bei uns zu Lande heißt das Thier

„Rein, Schein, Pein, Bein, Lein, Stein, Hirtchen, Schmerz Bein, Herz, Kerz'n." Ein Schatz meines Herzens, ein Schatz meines Herzens, ein Herzchen, ein Herzchen, ein Herzchen, mein Herzchen, mein Herzchen, m

und auch die flügge gewordenen Jungen ähneln ihren Eltern faſt vollſtändig. Eigentlich wechſeln im Gefieder nur zwei Farben mit einander ab, ein mehr oder weniger lebhaftes Röthlichgrau und Schwarz. Je nachdem letztere Farbe mehr oder weniger hervortritt, erſcheint der Vogel dunkler oder lichter. Jede Feder iſt ſchwarz geſchäftet und ſchwarz in die Quere geſtreift und gewellt oder noch ſchwarz zugeſpitzt. Auf der ganzen Oberſeite nun treten hauptſächlich die dunkeln Spitzen hervor und der Vogel erſcheint deswegen bräunlich grauſchwarz, auf der Unterſeite nehmen die Schaftſtriche von der Bruſt nach dem Bauche zu an Breite ab, daher kommt es, daß die Bruſt breit ſchwarz geſtreift erſcheint, während dieſe Zeichnung am Bauche faſt ganz zurücktritt. Dafür macht ſich hier die Querzeichnung geltend. Es erſcheint alſo die Oberſeite dunkelbraun, roſtfarben gefleckt, die untere bräunlich grau, ſchwarz geſtreift. Die Schwingen ſind roſtroth, dunkler an den Spitzen, quer ſchwarz gebändert und äußerſt zart ſchwarz gewäſſert. Ganz ähnlich iſt auch der Schwanz gezeichnet, nur daß bei ihm die dunkeln Binden zur Hauptſache werden. Die Federohren ſind ſchwarz, der Schnabel iſt dunkelblaugrau, der Fuß etwas lichter; die großen Augen ſind prachtvoll goldgelb, am äußern Rande röthlich.

Ganz Europa, der größte Theil Nordaſiens und ſelbſt die nördlichſten Länder Amerika's ſind die Heimath des Uhu. Felſige und gebirgige Gegenden bilden ſeinen gewöhnlichen Aufenthalt. Nur ungern ſiedelt der Vogel in der Nähe des Menſchen ſich an, obwohl Dies namentlich in ſüdlichen Gegenden oder im höheren Norden vorkommen kann. Sehr gern hält er ſich im alten Gemäuer auf, und deshalb findet er ſich ziemlich regelmäßig auch in wenig beſuchten Ritterburgen und anderen Ruinen: — kommt er doch ſelbſt in größere bewohnte Gebäude herein, wenn ſolche nahe am oder im Walde liegen. Sein Jagdleben oder Treiben beginnt erſt, nachdem die Nacht völlig hereingebrochen iſt; bei Tage ſitzt er regungslos, ſo verborgen als möglich, ſei es in einer Höhle des Geſteins oder im Wipfel eines Baumes, hier immer ſo nahe als thunlich an den Stamm gedrückt. Er trägt ſich dann ziemlich ſchlank und ſchließt die großen feurigen Augen; doch reicht ſchon das geringſte Geräuſch hin, ihn zu ermuntern. Sobald er Etwas vernimmt, richtet er die Federohren auf und lauſcht ſcharf nach der verdächtigen Gegend hin, macht wohl auch Bücklinge mit dem Kopfe, welchen er überhaupt in der ſonderbarſten Weiſe zu verdrehen pflegt, wie die andern Eulen auch.

Störungen ſeiner Tagesruhe ſind ihm im höchſten Grade zuwider. Dies beweiſt er in der Gefangenſchaft durch wüthendes Fauchen und lautes hörbares Zuſammenklappen des Schnabels oder durch Sträuben ſeines Gefieders. Wenn er etwas Auffallendes bemerkt, erhebt er ſich ſo hoch auf den Füßen, als er kann und ſtreckt den Hals, ſo daß er noch einmal ſo lang erſcheint, als ſonſt; wenn ihm ein Angriff droht, legt er ſich auf den Bauch, breitet die Flügel weit aus, ſträubt das Gefieder und drückt den Kopf auf den Boden herab, das Geſicht nach oben gewendet. Mit Sonnenuntergang rüſtet er ſich zu ſeinen Ausflügen, putzt und glättet ſich, hüpft oder fliegt von einem Ende zum andern und ſchwebt endlich, gewöhnlich unter lautem Rufen durch den Wald. Ehe er ſeinen Sitzort verläßt, ſchlägt er mehrmals ſtark mit ſeinen Flügeln auf den Schwanz, wodurch er ein ſehr eigenthümliches, dem kundigen Jäger wohlverſtändliches Geräuſch hervorbringt. Sein Flug iſt zwar nicht raſch, aber leicht und vollkommen unhörbar, auch immerhin noch gewandt genug. Wie alle Eulen erhebt er ſich ungern bedeutend über den Wipfel der Bäume, ſondern ſtreicht lieber ſo nahe als möglich über den Boden dahin. Seinen ſcharfen Sinnen entgeht, auch wenn die Dämmerung ſchon weit vorgeſchritten iſt, ſo leicht kein ſich bewegendes oder ſchlafendes Thier. Nur in ſehr dunkeln und windigen Nächten jagt er nicht, weil ſein Gehör ihn nicht weniger zu leiten ſcheint, als ſein vortreffliches Geſicht.

Säugethiere und Vögel von verſchiedenen Größen bilden die bevorzugte Nahrung des Uhu. Man ſagt ihm nach, daß er auch Rehkälber, ja ſelbſt Hirſchkälber angreife und zu bewältigen wiſſe; doch entbehrt dieſe Angabe wahrſcheinlich der Glaubwürdigkeit. Dagegen iſt es ſicher, daß er Haſen, Kaninchen, Hamſter, Igel, Ratten, Maulwürfe, Auer-, Birk- und Haſelgeflügel, Faſanen und Rebhühner davon trägt. Mäuſe der verſchiedenſten Art bilden auch für ihn die Hauptmenge ſeiner Mahlzeiten; nächſtdem ſcheint er den Krähen arg mitzuſpielen: an Gefangenen wenigſtens hat man beobachtet, daß ſie das Fleiſch der verſchiedenen Raben dem aller übrigen Vögel vorziehen. Lurche verſchiedener Art und Kerbthiere verſchmäht der Uhu keineswegs; und namentlich die Nachtſchmetterlinge und großen Käferarten ſind ihm unter Umſtänden eine ganz beliebte Speiſe.

Der Uhu iſt ein kräftiges und im höchſten Grade wüthendes Thier, welches die einmal gegriffene Beute ſo leicht nicht wieder fahren läßt. Gewöhnlich zerbeißt er den kleineren Thieren, welchen er die nadelſcharfen

Krallen in den Leib bohrte, zunächst den Kopf und die größeren Knochen der Glieder. Dann verzehrt er kleinere Thiere mit Haut und Haar oder Haut und Federn, und von den größeren wenigstens immer einen Theil des Felles oder Gefieders mit. Er verdaut rasch und bedarf viel Nahrung. Unverdauliche Stoffe, Haare, Federn und dgl. würgt er unter gräßlichem Augenverdrehen in runden Ballen oder „Gewöllen" wieder aus. Ob er im Freileben regelmäßig trinkt, ist eine große Frage. In der Gefangenschaft kann er das Wasser wochenlang entbehren: das Blut seiner Schlachtopfer scheint ihm zu genügen.

Die Fortpflanzungszeit des Uhu fällt in den März. Um diese Zeit namentlich vernimmt man das dumpf heulende „Buhu", welches weithin im Lande wiedertönt. Wenn mehrere Paare dieser nächtlichen Gesellen ihrer Liebe Worte geben, entsteht eine wirklich unheimliche Nachtmusik, und die Sage vom wilden Jäger findet dann ihre einfache Erklärung. Der große Horst, welcher gewöhnlich in einer Felsenkluft, sonst aber auch in Gebäuden aller Art steht, ist ein unordentlicher Bau aus Aesten und Reisern und einer Auspolsterung von trockenem Laub und Geniſt; er enthält Anfangs April zwei bis drei runde, grobkörnige, weiße Eier. Nicht selten findet man diese auch ohne alle Unterlage auf dem Boden einer Felsenhöhle liegen. Die Bebrütung soll drei bis vier Wochen währen und von dem Weibchen allein ausgeführt werden. Nur in seltenen Fällen findet man mehr als zwei Junge im Horste: kleine, sonderbar aussehende Geschöpfe, welche einem weißen Wollklumpen ähnlicher sind, als einem Thiere. Beide Eltern lieben diese Wechselbälge zärtlich und versorgen sie überreichlich mit Nahrung, auch wenn sie, etwa sechs Wochen später, schon flügge geworden sind. Ueberhaupt beweist der Uhu gegen seine Angehörigen große Zärtlichkeit. An seinem Gatten hängt er mit treuer Liebe; man hat sogar die Beobachtung gemacht, daß Gefangene den Verlust ihres Gatten nicht überlebt, sondern sich buchstäblich zu Tode grämten.

Auch in der Gefangenschaft bleibt der Uhu gewöhnlich Dasselbe, was er in der Freiheit ist: ein ungemüthlicher, gleichsam mit sich und der ganzen Welt zerfallener, reizbarer und wüthender Gesell. Doch ist er der Zähmung keineswegs unfähig, wie wir aus eigener Erfahrung versichern können. Aber man muß sich viel mit ihm beschäftigen und große Geduld haben, wenn man seine unangenehmen Eigenschaften mildern oder ausrotten will. Seine

geiſtigen Begabungen ſind ſo gering, daß auch die ſorgfältigſte Erziehung nicht lange nachwirkt. Er iſt zwar ſehr muthig, aber vergeßlich, dumm und von Haus aus boshaft. Solchen Eigenſchaften gegenüber verliert ſelbſt der größte Thierfreund bald die Luſt, mit einem ſo wenig verſprechenden Geſchöpf ſich länger abzugeben. Doch wollen wir nicht verſchweigen, daß ſelbſt alt gefangene Uhu's noch gezähmt werden können, wenn man ſie ſehr ſanft behandelt und namentlich öfters mit einer weichen Feder ſtreichelt; denn dieſer Art Liebkoſungen ſcheinen ſie ſehr empfänglich zu ſein.

Man hält übrigens den Uhu ſehr oft in Gefangenſchaft, wenn auch nicht grade aus Liebhaberei, ſondern einzig und allein zu einem ganz beſtimmten Jagdzwecke. Er dient als wirkſamſter Gehilfe bei der Jagd aller Raub- und Rabenvögel, von deren unauslöſchlichem Haß gegen den Finſterling wir bereits geſprochen haben. Man hat auf dieſen Haß eine eigene Jagdweiſe gegründet: die vor der Krähenhütte. Letztere iſt ein kleines, niedriges Gebäude, welches auf günſtig gelegenen Gehängen und Bergzügen angelegt wird und zwar größtentheils unter der Erde. In ihr verbirgt ſich der Jäger; der Uhu wird vor der Hütte in geringer Entfernung auf eine drehbare Krücke geſetzt, welche von innen aus bewegt werden kann. Die Hauptbedingung für das Gelingen der Jagd iſt eine günſtige Lage der Krähenhütte, damit der Uhu von möglichſt vielen Vögeln aus möglichſt großer Entfernung geſehen werden kann. Man jagt während der Zugzeit und zwar mit Tagesanbruch. Der Uhu ſelbſt zeigt durch Augenverdrehen, Bücklinge, Wenden und Einziehen des Kopfes die Nähe eines Raubvogels an; denn der Jäger kann durch ſeine enge Schießſcharte nur ein kleines Geſichtsfeld überſchauen. Die Jagd iſt regelmäßig im höchſten Grade ergötzlich und auch ergiebig. Man darf ſicher ſein, daß kein Raubvogel oder Rabe, welcher in der Nähe vorbeikommt, ſeines Weges weiter zieht, ohne ein paarmal nach dem Uhu zu ſtoßen. Der Forſtmann hat deshalb die beſte Gelegenheit, ſein Gebiet von dem ſchädlichen Raubzeuge zu ſäubern.

Man nimmt und wohl mit Recht an, daß der Uhu überwiegend ſchädlich iſt, d. h. mehr nützliche als ſchädliche Thiere vertilgt. Ob aber der Schaden, welchen er anrichtet, wirklich ſo groß iſt, als man glaubt, läßt ſich bezweifeln. Doch wollen wir dem widerwärtigen Nachtgeſellen gar nicht das Wort reden; er hat ohnehin unter den Jägern gar manchen guten Freund. Die Jungen, welche man mit Lebensgefahr aus dem Horſte

geholt, werden immer gesucht und auch recht gut bezahlt. Deswegen schonen die meisten Forstleute ein Uhupaar, welches in ihrem Gebiete horstet, so lange als möglich. Demungeachtet wird der Uhu von Jahr zu Jahr seltner in Deutschland, obgleich nicht deshalb, weil man ihm eifrig nachstrebt, sondern weil die großen Waldungen immer mehr und mehr abnehmen. Der Mensch ist also auch für ihn der schlimmste Feind von den unzähligen, welche er besitzt. Sein Loos ist kein angenehmes. Er gehört zu den wenigen Thieren, welche nur gehaßt, geneckt, gefoppt und verfolgt werden. Es geht ihnen, wie den Finsterlingen und Dunkelfreunden überhaupt: die Lichtvögel rächen sich an ihnen für die Unbill, welche die heimlichen Schleicher ihrem Geschlechte zufügten.

12. Die Waldohreule, Otus sylvestris Brehm.

(Strix Otus Linné, Strix deminuta Pallas, Aegolius Otus Keyserling et Blasius).

Es ist immer ein Beweis für die Allbekanntschaft und Allgemeinheit eines Thieres, wenn es in einer Sprache viele Namen erhielt. Die Waldohreule ist wie der Uhu mit solchen Namen reichlich bedacht worden, außer dem gewöhnlichen hauptsächlich noch mit folgenden: Horn- oder Hörner-, Katzen- und Fuchseule und Urull. Selbst von den Laien kann sie nicht leicht verkannt werden. Sie ist ein Uhu im Kleinen, und nur deshalb einer anderen Sippe zugewiesen worden, weil sie sich durch den Bau ihrer Ohren von den Uhu's und anderen Eulen unterscheidet. Grade für die Waldohreule gilt Das, was wir oben von dem Ohre der Eulen bemerkten: es nimmt mit den Augen beinahe den ganzen Kopf ein; denn es erstreckt sich vom Mundwinkel an bis zum Oberkopf.

In der Größe steht die Eule weit hinter dem Uhu zurück. Ihre Länge beträgt 14½ bis 16 oder 15½ bis 17 Zoll und ihre Breite 38 bis 40 oder 40 bis 42 Zoll. In der Färbung und Zeichnung des Gefieders ähnelt sie dem Uhu; nur ist das Gefieder lichter, weil die rostgelbe Grundfarbe weniger von den schwarzen Schaftstrichen und Querstreifen der Federn verdeckt wird. Im Allgemeinen erscheint die Oberseite auf trübrostgelblicher, oft sehr lichter oder hellaschgrauer Grundfarbe dunkelgraubraun gefleckt, gepunktet, gewellt und gebändert; die Unterseite, welche etwas lichter zu sein pflegt, ist

mit dunkelbraunen, oft weiß begrenzten, auf der Bruſtgegend quer veräſtelten Längsflecken gezeichnet. Die Schwingen und der Schwanz ſind gebändert, wie bei dem Uhu; die Unterſeite des Schwanzes iſt weißlich mit durchſcheinenden Binden; der Flügelrand iſt reinweiß; die Federn der Füße ſind hellroſtgelb und gefleckt; der Geſichtskreis iſt graulichroſtgelb, am Schnabel weißlich, vor den Augen ſchwärzlich. Die Ohrbüſchel ſind an der Spitze ſchwarz, auf der äußeren Seite gelb, auf der inneren weißlich; doch treten auch hier die verſchiedenen Färbungen in Punkten oder Zacken zu Tage. Der Schnabel iſt ſchwärzlich, der Augenſtern wie bei dem Uhu orangengelb. Das Weibchen iſt, wie bei den meiſten Eulen, etwas dunkler gefärbt, als das Männchen, deſſen Grundzeichnung es beſitzt. Die Jungen erſcheinen höchſtens etwas ſchmuziger oder weniger lebhaft, als die Alten.

Ungeachtet aller Verfolgung, welche die Waldohreule von unwiſſenden oder gedankenloſen Menſchen erleiden muß, iſt ſie noch in jedem größeren Walde und zumal in Nadelwaldungen ein häufiger Standvogel, welcher ſich auch bald bemerklich zu machen weiß. Bei Tage freilich hält es ſchwer, ſie zu entdecken. Sie ſitzt ſo nahe als möglich an den Stamm gedrückt, unbeweglich auf einem Baumwipfel, ſehr gern in mittelhohen Dickichten oder Stangenhölzern und bewegt ſich nur dann, wenn ſie wirklich verſcheucht wurde. Wir haben zuweilen Familien oder kleine Geſellſchaften, welche auf niederen Bäumen ſaßen, erſt durch Schütteln zum Auffliegen bewegen können. Bald nach Sonnenuntergang wird ſie munter und ſtreicht nun möglichſt nahe über der Erde leiſen, unhörbaren Fluges im Walde dahin. Von ihm aus beſucht ſie die Felder, kommt auch in die Nähe der Dörfer und Städte, fliegt jedoch niemals in die Gebäude, ſondern bäumt unter allen Umſtänden. Während des Sommers bewohnt ſie ein beſtimmtes Gebiet und duldet in ihm kein anderes Paar; im Winter dagegen vereinigen ſich gern Geſellſchaften von ſechs bis zwölf Stück, welche bei Tage ſo nahe als möglich zuſammen auf den Bäumen ſitzen und Abends wahrſcheinlich gemeinſchaftlich auf die Jagd ziehen, auch, je nach der Witterung, im Lande auf und nieder ſtreichen. Bei hohem Schnee zumal kommen ſie regelmäßig vom Gebirge herab in die Ebene oder vom Walde her in die Nähe der Ortſchaften.

In ihrem Weſen und Leben erinnert die Ohreule noch durchaus an den Uhu, nur iſt ſie weit ſanfter und gemüthlicher. Ihre Stimme iſt ſchwächer, der Uhuſtimme ſonſt aber ähnlich. Sie läßt ſich durch die Silben „Huhuhu“

am beſten wiedergeben. Zuweilen vernimmt man Töne, welche wie „Wumb wumb“ klingen. Ihre Jagd gilt faſt ausſchließlich den Mäuſen. Ein kleines Vögelchen wird zwar auch mitgenommen, und zumal diejenigen, welche auf der Erde leben und ſchlafen, mögen manchmal durch die Eulen viel zu leiden haben: die Lieblingskoſt aber bilden unzweifelhaft die genannten Nager. Die Waldohreule iſt nicht ſo gefräßig, wie der Buſſard, bedarf aber noch immer eine ziemliche Anzahl Mäuſe zu ihrer täglichen Nahrung, obwohl Lenz vielleicht etwas zu hoch rechnet, wenn er annimmt, daß jede Eule jährlich ſoviel Mäuſe, wie ein Buſſard (3650) verzehre. Jedenfalls bleibt der Gewinn, den die Jagd der Eulen für den Menſchen hat, ein ſehr bedeutender, und unſere Behauptung, daß Derjenige, welcher eine Eule zwecklos erlegt, einen unverzeihlichen Frevel begeht, dürfte ſomit wohl auch dem blödeſten Verſtande erkenntlich werden. Es wird geſagt, daß die Eule in kalten Wintern zuweilen ein ermattetes Rebhuhn erwürgt, und ſolche Thaten, welche übrigens erſt noch bewieſen werden müſſen, rechnet Mancher dann ſehr hoch an: wir aber behaupten, daß auch dieſer Schaden im Vergleich zu dem unſchätzbaren Nutzen des Thieres gar nicht der Rede werth iſt.

Die Waldohreule baut ſich keinen eigenen Horſt, ſondern bedient ſich der verlaſſenen Neſter von Krähen, Elſtern, Heher und Falken, ohne es für nöthig zu halten, dieſelben auszubeſſern. Zuweilen findet man in ganz verrotteten Neſtern ihre drei bis vier runden glattſchäligen, weißen Eier. Sie legt im April, brütet etwa drei bis vier Wochen und erzieht ihre anfänglich ſehr hilfloſen Jungen mit großer Liebe und Sorgfalt. Wer die Eule ganz kennen lernen will, muß einen ihrer Horſte beſteigen oder auch nur unter demſelben Nachforſchungen halten. Da findet man die beſten Belege ihrer Thaten. Mäuſefelle verſchiedener Art liegen haufenweiſe umher, theils noch wohl erhalten, theils halb verdaut als Gewölle. Die jungen Eulen bedürfen ſelbſtverſtändlich weit mehr Nahrung, als ihre Eltern, und dieſe haben reichlich zu arbeiten, um ihnen die nöthige Menge herbeizuſchaffen. Sobald der Abend hereinbricht, tönt ihr Geſchrei, ein eigenthümliches, lang gezogenes Pfeifen durch den Wald und fordert mit Ungeſtüm die Nahrung, welche während des Tags nicht beſchafft werden konnte. Geht man dem Pfeifen nach und verbirgt ſich in der Nähe des Horſtes, ſo kann man ſelbſt beobachten, wie viel die Eltern herbeiſchleppen. Es währt ſelten länger als fünf Minuten bis eine der Alten angeflogen kommt, und leer kommt ſie

nie. So geht es bis in die dunkle Nacht hinein, und am Morgen, ſobald ſich nur die erſte Dämmerung im Oſten zeigt, beginnt die Mäuſejagd von Neuem.

Wir wollen Niemand belehren, wie er die Waldohreule zu jagen hat; denn der Vogel iſt ohnehin ſo harmlos zutraulich, ſo wenig ſcheu, daß er ſelbſt der rohen Bauernjagd zum Opfer fällt. Eins aber müſſen wir Vorſtehendem noch hinzufügen, daß die Eule in der Gefangenſchaft ein ſehr ergötzlicher Vogel iſt. Ihr ſonderbares Gebahren bei Tag, ihre drolligen komiſchen Verbeugungen, ihre leichte Zähmbarkeit und die Anhänglichkeit, welche ſie ihren Pflegern beweiſt, empfehlen ſie wirklichen Thierfreunden zu Hausgenoſſen*).

13. Der Waldkauz, Syrnium Aluco Cuvier.

(Strix Aluco et stridula Linné. Syrnium stridulum Brehm. Strix soloniensis Gmelin, Linné. Strix sylvestris Scopoli).

Alle Käuze ſind an ihren großen runden Köpfen ohne Federohren leicht von den eigentlichen Eulen und Uhu's zu unterſcheiden. Unſer Waldkauz, welcher auch noch Baum-, Buſch-, Brand-, Nacht- und Stockkauz genannt wird, die gemeinſte Art ſeiner Sippſchaft, iſt etwas größer, als die Waldohreule und ſomit nicht zu verkennen. Bei ihm erreicht das Männchen eine Länge von 15 bis 16 Zoll und eine Breite von 35 bis 37 Zoll. Das Weibchen wird um einen guten Zoll länger und um 1½ bis 2 Zoll breiter. Die Färbung iſt ſo verſchieden, daß man oft geneigt

*) Die Zwergohreule, Scops carniolica Brehm (Strix Scops Linné. Strix Zorca Gmelin, Linné. Strix pulchella Pallas. Strix carniolica Scopoli. Ephialtes Scops Keyserling et Blasius), welche auch kleine krainiſche Ohr- oder Baumeule, aſchfarbiges oder gehörntes Käuzchen, Poſſeneule, Auflein oder Aufel genannt wird, gehört ſtändig nur dem Süden unſeres Vaterlandes, namentlich den Ländern Kärnthen, Krain und Steiermark an und darf auch eigentlich nicht zu den Waldvögeln gerechnet werden, weil ſie, wie der Steinkauz, mehr in Obſtgärten oder auf Feldbäumen gefunden wird. Es iſt ein äußerſt niedliches und ſchön gezeichnetes Thierchen von 7 Zoll Länge und 19 Zoll Breite. Das Gefieder iſt aſchgrau mit Roſtgelb gemiſcht, durch kleine ſchmale, ſchwärzliche Längsflecken und quer laufende Wellenlinien, ſowie einer Reihe weißer Schulterflecken anmuthig gezeichnet. In Südeuropa, namentlich in Spanien und Italien, gehört ſie zu den häufigſten aller Eulen. Nach Mittel- und Norddeutſchland verirrt ſie ſich nur zuweilen; doch ſoll ſie ſchon in den Rheinländern brütend getroffen worden ſein.

gestellt ist. Mittels Rädern von verschiedener Größe, welche man mit Hilfe einer Kurbel, die mit einem Griffe versehen ist, in Bewegung setzt, wird die Schleifscheibe bewegt. Verschiedene Arten von Schleifsteinen sind in Fig. 15 dargestellt. Der Schleifstein a ist ein Rundschleifstein, b ist ein Tellerschleifstein, c ist ein Kegelschleifstein, d ist ein Fassonschleifstein. Die Schleifsteine werden in der Regel in Wasser geschliffen, damit sich der Schleifstein nicht zu sehr erhitzt, und damit dadurch die Schneide nicht ausgeglüht wird.

Fig. 15.

Schleifsteine.

Mit der Feile wird Schleifstaub gebildet. Auf dem Schleifstein wird dieser von Schleifsteinkörnern weggenommen. Die Schleifsteinkörner werden durch Brennen des Schleifsteines wieder locker gemacht. Zum Schleifstein ist Wasser, zum Abziehen Öl nötig. Die Feile wird mit der Hand geführt. Die Schleifsteine werden durch Maschinenkraft getrieben. Beim Schleifen wird Schleifstaub gebildet. Dieser wird durch Wasser weggenommen. Beim Abziehen wird Öl verwendet. Dieses wird durch Schleifstaub nicht weggenommen.

der Quere nach gebändert. In den Flügeln und dem Schwanze treten die hellen Binden ſtärker hervor. Der Nacken, die Ohrgegend und das Geſicht ſind aſchgrau. Bei dem Einen, wie bei dem Andern iſt das Auge tiefdunkelbraun, das Lid aber fleiſchroth. Der Schnabel und die Zehenſpitzen ſind aſchgrau.

Der Waldkauz findet ſich überall, wo es hohle Bäume giebt, daher in Laubwaldungen häufiger, als in Nadelwaldungen, obwohl er auch hier vorkommt. In manchen Gegenden iſt er ſehr gemein, in andern fehlt er gänzlich. Er hält treu an dem einmal gewählten Gebiete feſt und ſtreicht ſo wenig, daß er ſich nur ſchwer in Gegenden anſiedelt, in welchen er von Anfang an ſelten war oder nicht vorkam. Er verdient eigentlich den Namen Kauz, mit welchem ſich der Begriff eines luſtigen und drolligen Thieres verbindet, wenig oder nicht; denn er gehört zu den langweiligſten und lichtſcheueſten Vögeln, welche es giebt. Mit halb oder ganz geſchloſſenen Augen ſitzt er träumeriſch ſchläfrig auf ein und derſelben Stelle, ſo lange die Sonne am Himmel ſteht, und erſt nach Sonnenuntergang beginnt er ſich zu regen. Doch iſt die Behauptung, daß er vom Licht der Sonne gänzlich geblendet würde und ſich bei Tage gar nicht zu retten wiſſe, aus der Luft gegriffen. Er iſt viel ſcheuer, als die Waldohreule, und läßt ſich ſelbſt am hellen Mittag nicht übertölpeln, ſondern fliegt, ſobald er Gefahr merkt, ſehr geſchickt davon über weite Strecken weg und ſucht ſich dann mit vielem Verſtändniß einen andern paſſenden Schlupfwinkel. Sein Flug iſt leicht, aber langſam und etwas ſchwankend, auch ſelten ſchwebend. Er ſtreicht immer niedrig über der Erde hin und jagt äußerſt bedächtig. Auch er nährt ſich ausſchließlich von Mäuſen und zwar von Wald- und Feldmäuſen, mag aber wohl auch zuweilen dem Hausgeflügel verderblich werden; wenigſtens kommt er, wie die unſchuldige Schleiereule, zuweilen in die Taubenſchläge herein, und die Taubenliebhaber reden ihm dann viel Böſes nach. Daß er Muth beſitzt, iſt nicht zu leugnen. Naumann beobachtete in einer mondhellen Winternacht, einen Waldkauz, welcher plötzlich ohne Veranlaſſung auf einen ſchlafenden Rauchfußbuſſard ſtieß und denſelben wüthend angriff. Lenz brachte zu einem gefangenen Kauz einen Sperber und erfuhr zu ſeinem Erſtaunen, daß der Nachtvogel, welcher beim Erſcheinen des Tagräubers ſofort alle Federn ſträubte und die Augen weit aufriß, ſich über den Ankömmling hermachte und ihn nach einem erſchrecklichen Kampfe erwürgte. So ganz ungerecht-

fertigt mag also die Anklage, welche man auf den Vogel geschleudert hat, nicht sein; dafür aber fängt er Mäuse und nicht blos Mäuse, sondern auch andere schädliche Thiere: Maikäfer, Nachtschmetterlinge und Raupen, namentlich solche der schlimmsten Sorte und diese in gehöriger Menge. Martin hat in einem Waldkauze 75 Raupen des waldvernichtenden Kieferschwärmers gefunden*).

Ende Aprils oder zu Anfang des Mai legt unser Vogel in Baumhöhlungen auf ein rohes Nest aus etwas Geniſt, Haare, Wolle und dgl., oder auch auf das bloße vermoderte Holz im Innern der Höhle zwei bis drei große, runde, ziemlich rauhschalige, schmuzigweiße oder ins Gelbliche ziehende Eier. Es wird behauptet, daß er zuweilen auch in alten Krähennestern brüte, doch geschieht dies wohl nur im äußersten Nothfalle. Günstige Baumhöhlen werden so eifrig aufgesucht, daß man aus ihnen alljährlich die Jungen nehmen und selbst die Alten wegfangen kann, ohne befürchten zu müssen, sie im nächsten Frühjahre verödet zu finden. Ein paar Waldkäuze, welches man vernichtete, wird sofort durch ein anderes ersetzt: die günstige Wohnung findet augenblicklich einen neuen Miethsmann. Zur Paarungszeit hört man das weithallende „Huhuhu" des Kauzes im Walde widertönen, und der Abergläubische hat dann Grund genug, sich zu bekreuzen und zu segnen; denn der Teufel und seine höllischen Gesellen werden bei solchen entsetzlichen — uns freilich nur ergötzlichen — Tönen leicht in schwachen Köpfen rege und lebendig. Der wilde Jäger zieht dann, aller Aufklärung ungeachtet, leibhaftig über den Wald dahin, zum gerechten Entsetzen aller frommen Christenmenschen. Außer dem fürchterlichen Huhu vernimmt man vom Waldkauz auch noch ein kurz ausgestoßenes „Kiwitt" oder „Kuwitt" und selten ein heiseres Kreischen, wie es die Schleiereule zu hören giebt. Die Jungen schlüpfen nach etwa dreiwöchentlicher Bebrütung aus den Eiern, wachsen aber rasch heran und sind schon im Juli flugfähig. Ihre Eltern lieben sie mit größter Zärtlichkeit und füttern sie auch nach den Ausfliegen noch lange.

Gefangene Waldkäuze gehören nicht zu den angenehmsten Vögeln. Sie sind zu träge und lichtscheu. Bei Tage blinzeln sie unaufhörlich, auch

*) Wenn hier wirklich der nie sehr schädliche Kiefernschwärmer, Sphinx Pinastri L., und nicht der wirklich waldvernichtende Kiefernspinner, Gastropacha Pini L., gemeint ist — was wir glauben — so wäre das Verdienst des Waldkauzes nicht eben groß.

wenn ſie ſich glücklich in die dunkelſte Ecke zurückgezogen haben. Eigentlich wild und bösartig kann man ſie nicht nennen; wenn man ſich ihnen aber nähert, knacken und fauchen ſie doch wie die übrigen Eulen, ſträuben die Federn und drücken den Kopf nieder, um gleich zur Vertheidigung bereit zu ſein. Mit andern ihrer Art ſind ſie höchſt verträglich. Wir ſelbſt beſitzen gegenwärtig, während wir dieſe Zeilen ſchreiben, eine namhafte Anzahl von Waldkäuzen, welche in ihrem Käfig, dicht an einander gereiht, auf ein und derſelben Stange zu ſitzen pflegen, ohne jemals in Zank und Streit unter ſich zu gerathen. Nicht einmal Futterneid macht ſich rege. Wenn der Eine frißt, ſchauen die Andern zwar aufmerkſam, aber ſehr ruhig zu, und Keinem fällt es ein, den Andern um das zu bringen, was er ſich rechtlich erwarb. Auch mit der Ohreule verträgt ſich der Waldkauz vortrefflich, obwohl nicht immer; denn wir haben auch erlebt, daß er eine ſolche Mitgefangene erwürgt und aufgefreſſen hat.

14. Der Rauchfußkauz, Nyctale Tengmalmi Brehm.

(Strix Tengmalmi Gmelin Linné. Strix dasypus Bechstein. Strix noctua Tengmalm. Strix passerina Pallas).

Der Rauchfußkauz, welcher auch „kleiner, langſchwänziger oder Nachtkauz“ heißt, gehört zu den ſchwächſten unſerer Eulen. Seine Länge beträgt blos 10 oder 11 und ſeine Breite nur 24 oder 25 Zoll. Die Oberſeite iſt braungrau gefärbt, auf der Stirne, dem Scheitel und Rücken, Hinterhals und Schulter mit verſchieden großen, weißen Flecken und Tüpfeln gezeichnet, auf den Schwingen und Schwanzfedern weiß gefleckt. Auf dem weißen Unterkörper ſtehen graubraune Flecken. Der Augenring iſt grauweiß, ein Flecken hinter jedem Ohre ſchwarz. Ein ſehr gutes Kennzeichen für ihn iſt die ſeidenartige Befiederung der Fänge. Das Weibchen iſt etwas dunkler gefärbt, die Jungen ſehen einfarbig dunkelbraun aus und ſind in der Augengegend weiß gefleckt*).

*) Dem Rauchfußkauz ſehr nahe verwandt iſt der häufigere Stein- oder Nachtkauz, Surnia noctua Retz (Strix noctua Linné, Strix nudipes Nilson, Strix passerina Bechstein), welcher aber eigentlich nicht zu den Waldthieren gezählt werden darf, obgleich er in kleinen Feldgehölzen zuweilen brütet. Er unterſcheidet ſich von jenem ſicher durch den kürzern, von den Flügeln bedeckten Schwanz und die knappe Befiederung der Fänge. Ihm gebührt der Name Kauz im richtigen Sinne.

Es iſt wahrſcheinlich, daß der Rauchfußkauz weit häufiger in Deutſchland vorkommt, als man glaubt. Er gilt als einer der ſeltenſten Vögel unſeres Vaterlandes und wird auch wirklich nur ſehr einzeln gefunden: wer ihn aber kennen lernt, bemerkt auch ſehr bald, daß er leicht überſehen werden kann. Er bewohnt die dichten, großen und ſtillen Waldungen, namentlich diejenigen der Gebirgsländer, welche hohle Bäume haben, und verbirgt ſich hier während des Tages äußerſt ſorgfältig. Wahrſcheinlich ſchläft er vorzugsweiſe in den Baumhöhlungen ſelbſt, und weiß ſich ſomit auch dem ſchärfſten Jägerauge zu entziehen. Aber auch, wenn er auf Baumäſten ſchlafend angetroffen wird, ſitzt er ſo, daß er kaum bemerkt werden kann. Wenn ihn nicht ein neugieriger Singvogel aufgefunden hat und durch ſein Geſchrei den kundigen Naturbeobachter herbeizieht, kommt er gewiß Niemand zu Geſicht. Aus all Dieſem ſchließen wir und wohl mit Recht, daß unſer Vogel, welcher einzeln in ganz Deutſchland erlegt wurde, nicht ſo ſelten iſt, wie man gewöhnlich angenommen hat.

Der rauchfüßige Kauz iſt ein ſanfter, ſtiller, furchtſamer und lichtſcheuer Vogel. Gefangen verbirgt er ſich ängſtlich und öffnet auch an düſtern Orten ſeine Augen ſo wenig als möglich. Bringt man ihn gegen ſeinen Willen an das helle Tageslicht, ſo ſchließt er die Augen und hüpft mit großer Eile ſeinem Schlupfwinkel zu. Erſt mit der Dämmerung wird er munter; dann aber iſt er wirklich ein allerliebſter Vogel, welcher ſeinem Namen Ehre macht; obgleich die Bedeutung deſſelben nicht auf ſein Benehmen, ſondern auf das Betragen des ihm ſo nahe verwandten Steinkauzes begründet iſt.

Wenn man vom Rauchfußkauze berichtet, ſpricht man gewöhnlich von Gefangenen; denn über das Freileben des Thieres fehlen noch immer genügende Beobachtungen. Man weiß, daß das Thier raſch und gewandt fliegt, eifrig den Mäuſen und großen Kerbthieren nachſtrebt, auch Fledermäuſe*) und kleine Vögel wegnimmt; man ſagt ihm nach, daß er den Vogelfängern zuweilen läſtig werde und die gefangenen Droſſeln in den

*) Man glaubt, daß die kleinen Eulen Fledermäuſe, deren Reſte man in ihrem Magen gefunden hat, aus den Schlupfwinkeln hervorholen, weil man ſie für zu täppiſch hält, die gewandten Thiere im Fluge zu fangen. Dieſe Anſicht iſt falſch. Wir haben eine noch junge Zwergohreule eine im Zimmer herum fliegende Fledermaus ſehr raſch und geſchickt wegfangen ſehen, und zweifeln alſo nicht, daß ſolche Jagd auch im Freien im Fluge geſchieht, von ihr und anderen Arten.

Dohnenſtegen auslöſe; man hat ſeine Stimme, welche wie „Wiwiwi,“ „Wawawa“ oder „Kuk kuk“ klingt, im Frühjahre zuweilen im Walde vernommen; man hat ferner den Horſt in hohlen Bäumen gefunden und erfahren, daß er erſt ſpät im Jahre, im Juni nämlich, ſeine zwei kleinen runden, glattſchaligen weißen Eier ohne alle Unterlage auf den Boden der Höhlung legt; man hat endlich beobachtet, daß das Elternpaar die Jungen mit größter Zärtlichkeit liebt, reichlich mit Nahrung verſorgt, es noch längere Zeit nach den Ausflügen leitet, führt, warnt und im Nothfalle vertheidigt: darauf beſchränken ſich aber auch alle unſere Kenntniſſe. Die Jungen entdeckt man zuweilen, wenn ſie kurz vor dem Ausfluge aus ihren Baumlöchern hervorſchauen, ſo recht neugierig in die Welt hinein, und dabei von kleinen Singvögeln bemerkt werden, welche natürlich ſofort ein lautes Gezeter und Geſchelte erheben. Sie werden überaus zahm und erfreuen dann ihre Beſitzer im höchſten Grade durch drollige Geberden und luſtiges Weſen, namentlich durch Nicken und Drehen des Kopfes, ſonderbare und verſchiedene Stellungen, welche ſie annehmen u. ſ. w., freſſen aus der Hand, kommen auf den Ruf herbei, zanken ſich äußerſt komiſch mit den Hunden und Katzen, kurz unterhalten ihrerſeits den Menſchen auf das Beſte.

Beim Rauchfußkauz braucht man die Bitte um Schonung, welche er mit Recht verdient, nicht erſt auszuſprechen; denn er weiß ſich glücklicherweiſe ſelbſt vor blinder Verfolgungswuth zu ſchützen, und der Naturforſcher, dem es Ernſt iſt, für ſeine Zwecke ihn zu erbeuten, wird ihn auch ohne unſere Anweiſung erlangen.

15. Der Zwergkauz, Glaucidium passerinum Boje.

(Strix passerina Linné. Strix pygmaea Bechstein. Surnia passerina Dumeril. Strix acadica Bechstein.)

Die letzte der deutſchen Eulen, welche wir hier zu erwähnen haben, und die niedlichſte von allen, iſt der Zwerg- oder Sperlingskauz, welcher auch wohl Zwerg- oder Sperlingseule genannt wird. Wir haben hier zunächſt einen Schreibfehler einzugeſtehen, welcher uns auf Seite 23 durchgeſchlüpft iſt; denn nicht die weiter oben genannte Zwergohreule, ſondern unſere Zwergeule haben wir in unſrer Ueberſicht der deutſchen Waldvögel erwähnen wollen.

Wahrscheinlich gilt Dasselbe, was wir vom Rauchfußkauze sagten, auch für den Zwergkauz: er wird häufiger in Deutschland vorkommen, als man glaubt. Der kleine, niedliche Vogel, welcher nicht größer als eine Lerche ist, nämlich nur 6½ Zoll lang und 17½ Zoll breit wird, kommt bei seiner versteckten Lebensweise gewiß äußerst selten dem Jäger oder Forscher zu Gesicht. Zudem wissen wir, daß er, wenn Dies wirklich geschieht, selbst bei Tag überaus rasch und geschickt davon fliegt und nach wenigen Minuten bereits wieder so verborgen ist, daß selbst die eifrigste Nachsuche ihn nicht wieder zu entdecken vermag. So kann er in gar manchem Walde hausen, ohne daß man von seinem Vorhandensein eine Ahnung hat.

Der Zwergkauz hat kein solches Katzengesicht, wie die übrigen Eulen, sondern mehr einen Falkenkopf und erinnert deshalb auch eher an einen Tagraubvogel, als an seine Verwandten. Das Gefieder ist ansprechend gezeichnet, auf der braunen Oberseite weiß punktirt, auf der weißen Unterseite der Länge nach schwarz gestrichelt. Der ziemlich lange Schwanz, welcher zur Hälfte von den Flügeln bedeckt wird, zeigt vier oder fünf schmale weiße Binden. Der Schnabel ist gelb, der Augenstern erzfarben. Beide Geschlechter ähneln sich in der Färbung und unterscheiden sich auch nur wenig durch die Größe. Die Jungen erhalten bald nach dem Ausfliegen das Gefieder ihrer Eltern.

Namentlich der Norden Europa's ist die Heimath dieser schmucken und wirklich liebenswürdigen Eule. Sie ist dort häufig; aber man bekommt sie doch recht selten zu sehen und noch viel seltner lebend oder todt in seine Gewalt. In Deutschland lebt sie wahrscheinlich ständig auf dem Thüringer Walde, dem Harz, dem Spessart, dem Fichtelgebirge und Böhmer Walde; in Südöstreich soll sie nicht gerade selten sein. In der Schweiz ist sie ebenfalls gefunden worden: kurz, man hat sie in einem guten Theile Europa's beobachtet, immer aber sehr einzeln und nur zufällig. Die Lebenskunde unseres Vögelchens liegt deshalb noch sehr im Argen.

Die Naturforscher und Jäger, welche den Zwergkauz sahen, sind entzückt von ihm; sie nennen ihn die munterste und lustigste aller Eulen; sie behaupten, daß er gar nicht schwermüthig und schläfrig aussehe, sondern schlau und gutmüthig in die Welt blicke, sehr lebhaft sei, wie ein Papagei im Gezweig umher klettere und außer den Kerbthieren, auf welche seine Jagd vorzugsweise gerichtet ist, auch kleinen Vögeln oder Mäusen nachstelle, dieselben trotz längerer Gegenwehr erwürge, zierlich rupfe und dann verzehre. Es

wird ferner verſichert, daß Derjenige, welcher das kreiſchende „Kirrkirr“ des Vögelchens nachahme, dieſes bald zu ſich heranlocken und eine gute Strecke weit mit ſich fortziehen könne. Wie man ſagt, umſchwärmt es dann den Jäger in ſo engen Kreiſen, daß es ausſieht, als wolle es ſich auf deſſen Kopf niederlaſſen. Ueber die Fortpflanzung weiß man nur wenig. Der Zwergkauz niſtet, wie ſeine Verwandten, in hohlen Bäumen, baut ſich aber ein Neſt aus Moos und dürren Blättern, viel ſorgfältiger, als die übrigen Eulen es zu thun pflegen. Die Eier, etwa drei oder vier an der Zahl, ſind ſehr klein, länglich rund, rauhſchalig und rein kalkweiß. Am häufigſten hat man die Neſter in hohlen Buchen gefunden. Gefangene werden ſehr bald zahm und erfreuen ihren Beſitzer und Pfleger wegen ihrer Pygmäengeſtalt und des überaus drolligen Weſens auf das Höchſte.

„Meinen Zwergkauz,“ ſo ſchreibt Chr. Ludw. Brehm, „hielt ich in einem großen Bodenraume. Wenn ich hinauf kam, ſah ich ihn niemals; ich mußte erſt ſehr lange ſuchen, ehe ich ihn fand. Gewöhnlich ſteckte er in einer Ecke oder da, wo übereinandergelegte Bretter am Giebel eine Vertiefung bildeten. In dieſe drückte er ſich ſo hinein, daß er kaum zu finden war, ſtand dabei ganz aufrecht, lehnte ſich mit dem Rücken an die Wand an, machte ſeinen Körper durch Anlegung aller ſeiner Federn ganz ſchlank, ſträubte dabei die Seitenfedern des Kopfes ſo, daß dieſer breiter ausſah, als der Leib und verhielt ſich ſo ruhig, daß man genau hinſehen mußte, um ihn zu bemerken. Die Augen richtete er dabei immer ſtarr nach Dem, welcher in ſein Behältniß kam. Näherte man ſich ihm, ſo ſträubte er alle Federn, und Dies ſtand dem kleinen Thiere ganz ſonderbar. Er knackte in ſolcher Aufregung von Zeit zu Zeit mit dem Schnabel, machte Verbeugungen und geberdete ſich überhaupt ſo drollig, daß man ſich des Lachens nicht entwehren konnte. Wenn man ihn in die Hand nahm, betrug er ſich nicht ungeſtüm und verwundete nicht mit den Fängen, biß aber mit dem Schnabel; doch war Dies kaum fühlbar. Den Tag über verhielt er ſich ganz ruhig, ſobald aber die Sonne untergegangen war, wurde er ſehr munter und fing an zu ſchreien. Seine Stimme hat große Aehnlichkeit mit der anderer junger Eulen, ſie klingt wie „Krib, gi oder gip,“ lang gezogen, ſehr leiſe und iſt nur auf etwa 30 bis 40 Schritte weit hörbar. (Andere Gefangene ſchrien lauter, wie „Jahit Jahit“, namentlich in der Morgendämmerung.) Am Tage fraß er nie, ſondern nur des Abends und des Nachts. Mit

einer erwachſenen oder zwei jungen Mäuſen oder einem Vogel von der Größe eines Sperlings hatte er für die Nacht vollkommen genug. Dem ihm vorgelegten Vogel rupfte er zuerſt alle großen Federn aus, dann zerſtückelte er ihn oder die Mäuſe, vom Kopfe anfangend, und verſchlang ein Stück nach dem andern. Nach dem Freſſen wurde er ruhig, die Morgendämmerung begrüßte er aber durch neues Geſchrei. Das niedliche Thierchen bereitete mir außerordentliche Freude."

Aus dieſer Schilderung geht hervor, daß der Zwergkauz mehr Nacht- als Tageule iſt und nur ausnahmsweiſe bei Tage auf Vögel Jagd macht, wie Dies beobachtet wurde. Möglicher Weiſe gilt die Angabe, daß er bei Tage auf Raub ausfliege nur für die hochnordiſchen Länder, nicht aber für unſer Deutſchland. Hier ſcheint er ausſchließlich Nachtvogel zu ſein. Denkt man nun daran, daß ein ſo kleiner Vogel in der Freiheit noch ungleich beſſere Verſteckplätze findet, als in einer Bodenkammer, wo er ſich gleichwohl den Blicken zu entziehen weiß, ſo wird unſere oben ausgeſprochene Anſicht gewiß an Glaublichkeit gewinnen.

Siebenter Abſchnitt.

Das Wild.

Wie gänzlich ſich die früher herrſchenden Grundſätze in der Waldwirthſchaft geändert haben, beweiſt am ſchlagendſten die Geſchichte des Wildes. In früheren Zeiten ſind die Wälder faſt nur des Wildes halber gehegt und gepflegt worden, ſo weit man nämlich von Hegung und Pflege reden darf. Unſere alten Grünröcke waren Waidmänner, — nicht aber Forſtleute: dieſe wurden ſie erſt, als ſie einſehen lernten, daß der Wildſtand mit einer geordneten Waldwirthſchaft ſich nicht verträgt.

Es läßt ſich nicht verkennen, daß die alte, Jahrhunderte hindurch herrſchende Anſicht ihr ſehr Gutes für unſern Wald gehabt hat. Sie hat ihn erhalten. Die Fürſten vergangener Jahrhunderte, welche ihre Völker einfach als Heerden und das Land, in dem ſie wohnten, höchſtens als Weidegrund dieſer Heerden anſahen, waren faſt ohne Ausnahme eifrige Jäger, welche für das Gedeihen des Wildes eine ungleich größere Theilnahme bethätigten, als für den Wohlſtand der von ihnen geknechteten Menſchen. Es hat mehr als ein Land gegeben, wo ſich das ganze Regierungsweſen kaum um etwas Anderes gedreht hat, als um das Waidwerk. Zu ſeinen Gunſten wurden, wie allbekannt, geradezu ſcheußliche Geſetze erlaſſen, aus denen deutlich genug hervorgeht, wie viel höher man die Jagdthiere ſchätzte und ſchützte, als den Menſchen. Die Erhaltung des Waldes war alſo keineswegs Folge der Erkenntniß ſeiner Nothwendigkeit für das Gedeihen der Menſchheit, ſondern einzig und allein eine Vorſorge zu Gunſten des Wildes. Der Wald als ſolcher kam erſt zu ſeinem Rechte, als der Menſch ſeine Würde geltend machte. Von derſelben Zeit ſchreibt ſich der Verfall des Wildes her.

Wer in unbedachter Gefühlsträumerei ſich die alten Wälder mit den „ſtolzen Hirſchen“ und den „lieblichen Rehen“ oder den „blindwüthenden Ebern“ wieder herbeiwünſcht, vergißt, daß dieſe — wir leugnen es nicht — anmuthige und theilnahmswerthe Zugabe zum Walde, mehr als einmal der Grund zu gerechter Empörung geworden iſt, in Folge des vielfachen Elends und der unerträglichen Tyrannei, welche eben des Wildes wegen über die Menſchheit verhängt wurde.

Schwere Kämpfe hat es gekoſtet, ehe ſich die Gewalthaber der einzig vernünftigen Anſchauung anbequemten und ſich herbeiließen, den Wildſtand zu verringern. Aus eigenem Willen haben ſie es nie gethan; ſie ſind ſtets gezwungen worden durch das ſich endlich auflehnende Volk.

Wenn Vorſtehendes die Wahrheit enthält, ergiebt ſich aus ihm von ſelbſt, daß wir das Wild zu den Feinden des Menſchen zu rechnen haben. Es klingt Dies ſonderbar, iſt aber dennoch buchſtäblich begründet. Eigentlichen Nutzen hat das Wild dem Menſchen niemals gebracht; denn der Schaden, welchen es verurſacht, iſt immer größer geweſen, als die Vortheile, welche die Hegung und Pflegung der Jagdthiere gewähren konnte. Wir haben es alſo nur mit Dank anzuerkennen, daß unſere Wälder gegenwärtig größtentheils von ihren ſchlimmſten Feinden befreit ſind.

Der Begriff Wild iſt ein waidmänniſcher, kein naturwiſſenſchaftlicher. Bei Beſtimmung deſſelben hat der Magen größeren Einfluß gehabt, als der Kopf. Unſer deutſches Haarwild gehört drei verſchiedenen Familien und bezüglich Ordnungen an, iſt alſo vom Standpunkte des Forſchers aus betrachtet, keineswegs als ein Ganzes anzuſehen. Die Ordnungen, in welche wir das Haarwild einzureihen haben, ſind die der Wiederkäuer, der Vielhufer und der Nager. Die erſtere führt uns die edelſten und von der geſammten Jägerei der Erde geliebteſten Geſtalten vor: die Hirſche.

Unſer Europa iſt, wie wir ſchon oben bemerkten, verhältnißmäßig ſehr arm an Mitgliedern dieſer namentlich in Aſien und Amerika zahlreich vertretenen Familie. In der Mitte des Erdtheils leben ſtändig nur noch drei Arten von Hirſchen: der Edelhirſch, der Damhirſch und das Reh. Zu ihnen kommen die beiden noch fehlenden Nordländer hinzu; das uns bereits bekannte Elch und das Ren — dieſes der einzige von allen Hirſchen, welcher jemals der Zähmung im Großen würdig erachtet wurde.

Alle Hirſche kennzeichnen ſich vor ſämmtlichen übrigen Wiederkäuern durch ihr Geweih, d. h. durch ihr einem regelmäßigen Wechſel unterworfenes Gehörn. Sie ſind ſomit den übrigen Wiederkäuern gegenüber zu ſtellen. Hinſichtlich ihrer Geſtalt haben ſie in den Antilopen und in den Moſchusthieren nahe Verwandte, hinſichtlich des Geweihes bilden ſie eine ſtreng nach außen abgeſchloſſene Familie. Das Geweih unterſcheidet ſich von allen übrigen Gehörnen hauptſächlich dadurch, daß es nur mit der Endfläche des Stirnzapfens in Berührung ſteht, nicht aber dieſen wie eine Scheide überdeckt. Es wird alljährlich abgeworfen und wieder neu aufgeſetzt. Wir wollen, um dieſen Vorgang zu ſchildern, die Worte des Naturforſchers Blaſius zu Grunde legen, weil wir uns nicht im Stande fühlen, den jährlichen Wechſel des Geweihes überſichtlicher und klarer zu beſchreiben. „Die Neubildung beginnt auf der Spitze des Stirnzapfens, zwiſchen der Knochenmaſſe deſſelben und dem alten Geweih. Durch den Fortſchritt der Neubildung wird der Zuſammenhang zwiſchen Geweih und Stirnzapfen gelockert und das Geweih abgeworfen. Das junge Geweih iſt eine Zeitlang eine rundliche, ungegliederte mit zahlreichen Gefäßen durchzogene und mit Haaren und Haut bedeckte, organiſirte Maſſe, die allenthalben durch ſtarke Kalkablagerung eine größere Feſtigkeit erlangt und in beſtimmte Formen ſich gliedert. Sobald das Geweih ſeine vollſtändige Größe, Form und Feſtigkeit erlangt hat, hört die Gefäßcirculation auf, die umkleidende Haut ſtirbt ab und wird von dem Thiere an jungen Baumſtämmen abgerieben und abgeſchlagen. Die Ausbildung des Geweihes ſteht in einer regelmäßigen Wechſelfolge mit der Geſchlechtsthätigkeit.“

Nach demſelben Naturforſcher zeichnen ſich die Hirſche vor den übrigen Wiederkäuern noch dadurch aus, daß der Schädel oben vor den Augenhöhlen, zwiſchen den Stirn-, Naſen- und Oberkieferbeinen durchbrochen iſt. Die Thränengruben, welche unterhalb dieſer Durchbrechung dicht vor den Augenhöhlen liegen, kommen auch bei andern Wiederkäuern, namentlich bei den Antilopen vor, und im übrigen Leibesbau ähneln die Hirſche dieſen oft täuſchend. Die Wirbelſäule bilden ſieben Hals-, elf Bruſt-, acht Lenden-, vier Kreuzbein- und ſechs bis achtzehn Schwanzwirbel. Das Gebiß beſteht aus 32, ſelten aus 34 Zähnen.

1. Der Edelhirſch, Cervus Elaphus Linné.

(Cervus vulgaris Linné. Cervus nobilis Klein. Cervus germanicus Brisson. Cervus corsicanus Bonaparte.)

Die Berechtigung des Namens, welchen der Waidmann ſeinem Lieblingswilde ertheilte, muß man auch dann noch anerkennen, wenn man den Roth- oder Edelhirſch mit einer größeren Anzahl ſeiner Verwandten vergleicht. Es giebt wenige Arten, welche bei gleicher Anmuth denſelben Stolz und Adel zeigen, wie grade der Hirſch unſeres Waldes.

Die Geſtalt des Hirſches iſt ſo bekannt, daß eine ausführliche Beſchreibung derſelben kaum nöthig erſcheint. Der Rumpf iſt wohlgebildet, vorn ſtärker als hinten, an den Schultern hervortretend, der Hals ziemlich lang, doppelt ſo hoch als breit, erhaben und nach dem Rücken gekrümmt, der Kopf hinten ziemlich breit, vorn ſpitzig, an der Stirn flach, zwiſchen den Augen ausgehöhlt, an der faſt gleich breit abgerundeten Schnauze ſenkrecht abgeſtutzt, mit großen, lebhaften Lichtern oder Augen von brauner Farbe und langen eirunden, ſehr beweglichen Gehören oder Ohren. Der Wedel oder Schwanz iſt kurz, höchſtens neun bis zehn Zoll lang, die Läufe oder Beine ſind ſchmächtig, hoch und ſchlank, ſeitlich ſtark zuſammengedrückt. Die ſchwarzen Hufe ſind außen gewölbt und gerundet, innen bis zur Mitte durch eine dicke Bindehaut vereinigt. Die Afterhufe oder Oberrücken berühren gewöhnlich den Boden nicht und drücken ſich nur auf der Flucht oder im Schnee ab. Das Gebiß beſteht aus 34 Zähnen. Die Behaarung iſt ziemlich gleichmäßig, am Kopf und an den Läufen am kürzeſten, am Halſe am längſten. Das Naſenfeld, welches von der Oberlippe bis dicht unter die Naſenlöcher reicht und den Vorderrand derſelben umfaßt, iſt nackt, durch Falten netzförmig zertheilt und nur mit wenigen längeren Borſten oder Haarbüſcheln beſetzt. Die Unterlippe iſt an der Kante nackt. Dagegen findet ſich auf der Außenſeite der Hinterläufe eine Wulſt heller gefärbter bürſtenartiger Haare. Im Ganzen läuft der Strich der Haare von vorn nach hinten, von der Mitte der Unterſeite jedoch nach vorn. Außerdem finden ſich über den Schulterblättern, auf der Stirn und über den Thränengruben Haarwirbel. Das Haar ſelbſt iſt weicher, als bei den meiſten übrigen Hirſchen, etwas gewellt und gedreht, im Winter ſtärker und länger, als im Sommer, wie denn

auch ſeine Färbung nach den Jahreszeiten wechſelt, nämlich von dem allgemeinen Braungrau des Winters in das Röthlichbraun des Sommers übergeht. Die Seiten des Kopfes und die Ohren ſind graulicher, die Unterſeite des Halſes, wie die Läufe dunkler, die Innenſeite des Ohres, der Läufe und Schenkel lichter, faſt weißlich. Bezeichnend für unſern Edelhirſch iſt der lichtbraune, gelbliche Spiegel, d. h. ein Schild auf dem Hinterrücken, welchen mit gleicher Regelmäßigkeit nur noch die nächſten Verwandten unſeres Edelwildes zeigen. Die Kälber oder Jungen ſind bis zum erſten Haarwechſel weiß gefleckt, die Hirſche oder Männchen ſtets ſtärker und größer, als die Thiere oder Weibchen, außerdem durch ein beſonderes Brunſtkleid, durch dunkle Haare am Halſe und braunſchwarze am Bauche, welche ſich vor der Brunſt bilden, unterſchieden. Manchfache Farbenabwechſelungen kommen vor. Es giebt dunkelbraune, gefleckte, gelbliche und endlich weiße Edelhirſche.

Faſt ganz Europa und ein guter Theil des ſüdlichen Sibirien ſind die Heimath des Edelhirſches. Vom 65. Grad nördlicher Breite an findet er ſich bis zu den Grenzgebirgen der Mandſchurei, dem Kaukaſus und den Grenzen Südeuropa's. Neuere Forſchungen haben dargethan, daß in den Atlasländern ein Hirſch verkommt, welcher wahrſcheinlich auch nur als unſer Edelhirſch anzuſprechen iſt, obgleich er von dieſen unter den Namen Cervus barbarus getrennt wurde. Im Norden iſt der Edelhirſch ſeltener, als in Mitteleuropa und Südſibirien und in Nadelwaldungen nicht ſo häufig, als in Laubwäldern. Im Gebirge ſteigt er nicht über die Baumgrenze empor. Gegenwärtig findet ſich das ſtolze Thier nur noch in großen, zuſammenhängenden Waldungen und dicht bewachſenen Bruchgegenden, immer blos da, wo er ſeitens der Waldbeſitzer einen gewiſſen Schutz genießt. Aus vielen Gegenden unſeres Vaterlandes, zumal aus den Ebenen iſt er bereits vollſtändig verdrängt worden. Er hängt feſt an dem einmal gewählten Stande und verläßt ihn nur unter gewiſſen Umſtänden oder zu beſtimmten Zeiten. Von den hohen felſigen Gebirgsgegenden, welche er ſehr liebt, zieht er ſich mit Eintritt des Winters in die wärmeren Vorberge und Vorhölzer herab; während der Brunſtzeit ſchwärmt er oft ziemlich weit umher, um ſich zu dem Rudel der Thiere zu geſellen, und beim Aufſetzen neuer Geweihe vertauſcht er die Dickichte, in denen er ſich ſonſt gern verbirgt, mit dem Stangenholz oder niederem Gebüſch, weil ihm dann das Anſtreifen

an niederen Zweigen unangenehm oder schmerzhaft ist. Wenn sich die Umstände geändert haben, nimmt er seine alten Standplätze wieder ein.

Der Edelhirsch kann nur in beschränktem Sinne ein geselliges Thier genannt werden. In Trupps oder Rudeln lebt der männliche Hirsch bis zum Mannbarwerden, während das Thier oder der weibliche Hirsch freiwillig sich niemals von der Gesellschaft Anderer trennt. Alte, starke Hirsche leben stets einsam und vereinigen sich nur während der Brunst mit den Thierrudeln. Die zahlreichsten Trupps werden von den Thieren und den jungen Hirschen gebildet. Mittelstarke Hirsche vereinigen sich in abgesonderte Rudel, bei denen jedoch wenigstens einige alte Thiere sich finden. Diesen Rudeln pflegt regelmäßig eins der ältesten weiblichen Thiere, das Kopfthier, vorzustehen. Ihm liegt die Pflicht ob, das Rudel sicher zu führen, und seinem Vorgange folgt die ganze Gesellschaft blindlings nach.

Während des Tages verbirgt sich das Edelwild in den ruhigsten Dickichten des Waldes. Sobald der Tag anbricht, zieht es zu Holz, thut sich wo möglich auf Anhöhen nieder und bleibt hier, falls es nicht gestört wird, bis zum Abend ruhig sitzen. Gegen Sonnenuntergang steht es auf, zieht zuerst in den Dickichten umher und tritt dann mit der Dämmerung zur Aesung aus dem Walde. Das Kopfthier sichert sich durch Wittern, Lauschen und Aeugen und tritt zuerst, immer mit äußerster Vorsicht, aus dem Walde hervor. Das übrige Wild folgt ihm in einer gewissen Reihe und auch in einer gewissen Ordnung. Hinter jedem alten Thiere geht sein Kalb oder Schmalthier einher; den Beschluß machen die Hirsche, welche noch zu den Rudeln sich halten. Der Trupp zieht nun während der ganzen Nacht auf den Blößen und Feldern umher, um sich zu äsen, und kehrt, wenn er sich vollständig gesättigt hat, vor Anbruch des Tages wieder zum Walde zurück. Eine Aenderung dieses regelmäßigen Tageslaufes findet Statt, wenn der Hunger, die Mücken, starke Regengüsse oder große Hitze das Wild plagen und zu früherem Aufstehen bestimmen, oder Mangel an Geäse es zwingt, weit umherzustreifen und Nachts mehr Zeit zu verlieren, als gewöhnlich.

Das Geäse ist nach der Jahreszeit sehr verschieden: Gras, Getreide und Gemüsearten, Blätter, Knospen, Früchte und Baumschale bilden es. Im Frühjahre äst sich das Wild hauptsächlich von der sprossenden Wintersaat oder vom jungen Kohle, im Sommer von Gras, jungen Erbsen, Linsen, Wicken und dgl., auch von den jungen Trieben verschiedener Laubholzarten.

Ebenſo nimmt es Schwämme, Kohl, Rüben, Kartoffeln, wildes Obſt, Eicheln, Kaſtanien und Weintrauben auf. Bei ſolchem Geäſe wird es feiſt, während der böſe Winter, welcher ihm oft nur dürres Gras, Haiden und Flechten, Knoſpen, Baumrinde und dgl. bietet, es ſehr vom Leibe bringt. Bei eintretendem Mangel thut es dem Walde empfindlichen Schaden. Es ſchält dann die jungen weichrindigen Bäume der verſchiedenſten Art und richtet dadurch zuweilen ganze Strecken zu Grunde. Am traurigſten geſtaltet ſich das Schickſal des Edelwildes, wenn bei tiefem Schnee erſt Thauwetter und hierauf Froſt eintritt, wodurch der Schnee mit einer Eisdecke belegt wird. Dieſe verwundet dem Wild die Läufe und verſetzt es in ſo große Furcht, daß es oft nicht wagt, weiter zu gehen und zuweilen im Schnee ſtehend verendet. Salz leckt das Wild wie alle Wiederkäuer leidenſchaftlich gern, und deshalb kommt es zu allen ſalzhaltigen Quellen meilenweit herbei, falls ihm der ſorgende Waidmann nicht beſondere Salzlecken oder Sulzen im Walde anlegt. Demungeachtet trinkt es wenig. Die ſaftigen Kräuter, welche es ſich zum Geäſe auswählt, erſetzen ihm das Waſſer, und nur im Winter, wenn es viel trockene Nahrung zu ſich nimmt, leckt es oft den Schnee oder kommt regelmäßiger, als ſonſt zu den Quellen.

Das Edelwild gehört zu den begabteſten unſerer Waldthiere. Seine Bewegungen ſind ebenſo anmuthig, als kräftig und gewandt. Ein wohlgenährter Hirſch kennt keine Ermüdung. Für gewöhnlich iſt der Gang des Edelwildes ein ruhiger, aber weit ausgreifender und deshalb fördernder Schritt; nach einer Störung aber trollt oder trabt es ſehr raſch und ausdauernd dahin, und bei wirklicher Gefahr wird es flüchtig. Dann bewegt es ſich ſatzweiſe mit außerordentlicher Schnelligkeit und bewunderungswürdiger Kraft. Der ſtarke Hirſch legt dabei ſein Geweih auf den Rücken nieder, um möglichſt wenig durch Baumzweige und dgl. im Laufe gehindert zu werden, und ſeine Geſchicklichkeit, die ihm im Walde ſich entgegenſtellenden Hinderniſſe zu vermeiden, iſt gradezu unbegreiflich. Erſt wenn ihm wirkliche Gefahr droht, lernt man die ganze Schönheit ſeiner Bewegungen kennen. Nichts ſcheint ihn aufzuhalten. Er ſpringt mit gewaltigen Sätzen über Büſche und Gehege oder breite Gräben hinweg, jagt mit gleicher Schnelligkeit bergab oder bergan, mit wunderbarer Sicherheit an ſteilen Berglehnen oder ſelbſt Felswänden dahin und ſtürzt ſich, wenn er nicht anders kann, ohne Beſinnen in das Waſſer; denn auch das Schwimmen verſteht er meiſterhaft. Gejagte

Hirſche ſind über breite Seen und brünſtige über ſchmale Meeresarme geſchwommen. — Unter den Sinnen des Edelwildes ſtehen Gehör und Geruch oben an; auf ſie folgt das Geſicht. Das Gehör iſt, wie man im Voraus von den ſehr entwickelten Sinneswerkzeugen ſchließen kann, ein ganz vortreffliches: aber auch die Witterung iſt ſehr ſcharf. Uns ſtumpfſinnigen Menſchen erſcheint es gradezu unglaublich, daß ein Hirſch vermittelſt ſeines Geruchs einen Feind auf mehr als hundert Schritte wahrnehmen kann, und doch iſt Dies nach allen Erfahrungen ſicher begründet. Auch das Geſicht kann ein wohl entwickeltes genannt werden, obgleich ſich nicht beſtimmen läßt, in wie große Fernen das Auge reicht. Die geiſtigen Eigenſchaften des Edelwildes ſcheinen ſich in vielfacher Hinſicht zu widerſprechen. Der Hirſch iſt vorſichtig, ſcheu und furchtſam, aber auch muthig und unter Umſtänden herausfordernd kühn. Brünſtige Hirſche gehören zu den gefährlichſten Thieren, welche man gefangen halten kann; vor ihnen hat man ſich mehr in Acht zu nehmen, als vor den furchtbarſten Katzen. Sie gehen dem Menſchen oft dreiſt zu Leibe, laſſen ſich nicht abſchrecken und wiſſen ihr Gehörn in vorſichtgebietender Weiſe zu gebrauchen. Ebenſo beweiſen ſie im Freileben hohen Muth gegen Andere ihrer Art, und wenn ſie ſich gereizt fühlen, gegen jeden Feind, welcher ſich ihnen entgegenſtellt. Verwundete oder in die Enge getriebene Hirſche pflegen Menſchen und Hunde regelmäßig anzunehmen und ſich dann auf das Aeußerſte zu vertheidigen. Die ſogenannte Furchtſamkeit iſt alſo keineswegs eine allſeitig begründete. Uebrigens ſind dem Wilde noch andere Eigenſchaften des Geiſtes nachzurühmen. Es beſitzt ein vortreffliches Gedächtniß, iſt klug und lernt ſehr bald das ihm Gefährliche von dem Ungefährlichen unterſcheiden, auch Mittel und Wege erfinden, den Gefahren, oft mit wirklicher Liſt, auszuweichen. Mit anderen Thieren und den Menſchen befreundet es ſich innig, ſobald es Vertrauen gefaßt hat: Dem, welches es fürchten muß, ſucht es mit der größten Vorſicht zu entgehen. Dabei macht ſich ein großer Unterſchied zwiſchen den verſchiedenen Geſchlechtern bemerklich: der Hirſch iſt ebenſo ſtolz, muthig, kühn und ſtreitſüchtig, als das Thier beſcheiden, furchtſam, ſanft und verträglich.

Zur Brunſt oder Begattungszeit tritt das Weſen des Edelwildes in eigenthümlicher Weiſe hervor. Im Monat September verlaſſen die ſtarken Hirſche ihre Sommerſtände und finden ſich bei den Rudeln der Thiere ein.

Sie erklären allen andern Hirſchen Krieg auf Leben und Tod. Die ſchwächeren werden ohne Weiteres abgetrieben; von zwei gleich ſtarken ſucht Einer den Andern abzukämpfen. Der Sieger, welcher Platzhirſch genannt wird, behauptet den Plan und beanſprucht ungeſtüm alle Rechte des Eheherrn. Die Thiere ergeben ſich ihm ohne Umſtände; doch genießt er ſelten ungetrübt der Liebe Freuden. Ganz abgeſehen von den furchtbaren Kämpfen, welche er mit andern Gleichſtarken auszufechten hat, machen ihm auch die ſchwachen Hirſche, welche ihm gegenüber als Feiglinge ſich zeigen, viel Noth. Während er einen abtreibt, naht ſich ein anderer an die ſchüchternen Thiere, erkürt ſich eins und wird von dieſem auch regelmäßig ohne Abwehr angenommen. Er genießt eigentlich die Frucht des Streites und der Mühen, welche dem Platzhirſch zukommen ſollte. Dieſer geberdet ſich wie ein Halbtoller. Er vergißt alle Scheu, kümmert ſich auch um den Menſchen ſehr wenig und ſchreit ſeine Herausforderung mit lauter Stimme durch den Wald, während die ſchwächeren Hirſche nur ab und zu und eigentlich niemals kräftig, ihre Stimme vernehmen laſſen, weil ſie ſich fürchten, andere ſtärkere herauszufordern. Namentlich in den Abend- und Morgenſtunden vernimmt man das Schreien der Hirſche, ein häßliches Blöken, welches mit dem Gebrüll eines gereizten Bullen noch die meiſte Aehnlichkeit hat. Durch die ungewohnte Anſtrengung der Stimmeswerkzeuge ſchwillt ihnen der Hals ſo an, daß er faſt noch einmal ſo dick erſcheint, als ſonſt. Das Schreien, die Kämpfe mit anderen, die ewige Unruhe bringt den ſtarken Hirſch ſchließlich ganz von Leibe, ſo daß er zu Ende der Brunſt ſehr abgemagert iſt. Sein Wildpret bekommt während der Brunſt einen höchſt unangenehmen Geſchmack und einen wahren Bocksgeruch. Nur ſchwächere Hirſche verweilen in trauter Geſellſchaft mit den von ihnen ſo ſehr begehrten Thieren, die ſtärkeren treiben das Rudel zwar zu Holz, thun ſich aber ſelten neben ihm nieder, ſondern ſetzen ſich den Tag über ziemlich entfernt im Dickicht, um auszuruhen. Sie verlaſſen ein Rudel, wenn es ihnen nicht zahlreich genug iſt, auch wohl gänzlich und ſuchen ein zweites auf.

Wie ernſthaft die Kämpfe ſind, welche zwei gleich ſtarke Nebenbuhler unter ſich ausfechten, geht daraus hervor, daß man oft genug die Leiche eines im Zweikampf erlegten Hirſches findet. Wiederholt hat man auch beobachtet, daß beide Streiter todt auf dem Kampfplatze bleiben. Sie ſtoßen mit den Geweihen rückſichtslos gegen einander, verfangen oder verwickeln

ſich nicht ſelten und einer bricht dann dem andern das Genick, ohne ſich jedoch von dem todten Feinde befreien zu können. So wurde im Jahre 1859 ein ſtarker Vierzehnender, welcher mit einem Zwölfender gekämpft und ſich verfangen hatte, von einem Forſtbeamten Thüringens erſchoſſen, damit ſeiner Qual ein Ende gemacht werde. Aber auch im Tode konnte man die Geweihe nicht trennen.

Die Brunſt währt ungefähr einen Monat, bei dem einzelnen Hirſche aber nur vierzehn Tage. Die ſtärkſten Hirſche brunſten zuerſt, die ſchwächeren ſpäter. In der Mitte Oktobers verlaſſen die ſtarken Hirſche den Brunſtplatz, welche von dem Edelwild regelmäßig aufgeſucht wird und ziehen nach ihren alten Ständen zurück. Sobald ſie weg ſind, geſellen ſich die geringen Hirſche wieder zu den Thieren und machen, wie Hartig ſagt, oft bei den ſpäter brunſtenden Schmalthieren ihr Glück.

Vierzig Wochen nach der Brunſt, gewöhnlich in der zweiten Hälfte des Mai oder im Juni, ſchleicht ſich ein beſchlagenes Thier nach dem andern vom Rudel ab, ſucht ſich ein heimliches Plätzchen im Dickicht und ſetzt dort gewöhnlich nur ein Kalb, in ſeltenen Fällen jedoch zwei. Es ſind kleine allerliebſte, auf rothbraunem Grunde weißlich gefleckte Thiere, welche ſchon nach wenig Tagen der Mutter folgen, von ihr gegen Raubthiere und andere Feinde mit wirklichem Muthe vertheidigt werden und bald ſo gewandt und flüchtig ſind, daß ihnen nur die ſchlimmſten Feinde noch Etwas anhaben können. Unter ſich ſcherzen und ſpielen die Thiere und Kälber ſehr niedlich, namentlich ſtellen ſie ſich oft auf die Hinterläufe und ſchlagen mit den vorderen gegen einander oder vergnügen ſich durch Hin- und Herſpringen Dies thun die Thiere aber nur, wenn ſie ſich ganz ſicher fühlen. Bei Gefahr läßt das Thier einen eigenen, kurz abgeſtoßenen und ziemlich lauten Ton hören, es „ſchreckt“ oder „ſchmält,“ wie der Waidmann ſagt, und hierauf ergreift das Rudel unter Vortritt des Kopfthieres eilig die Flucht.

Etwa acht bis neun Monate nach der Geburt bemerkt man am Hirſchkalbe, welches bis dahin Schmalſpießer genannt wird, das Hervorſproſſen des erſten Geweihes. Daſſelbe beſteht aus zwei einfachen, gerade in die Höhe ſtehenden Stangen oder Spießen und macht den jungen Hirſch zum Spießer. Im zweiten Lebensjahr wirft er die Spieße ab und ſetzt dafür die Gabeln auf, Spieße mit einer einzigen Sproſſe am untern Ende. Jetzt wird er Gabler genannt. Im dritten Lebensjahre kommt zu der erſten Sproſſe

oder Augenende eine zweite, die Eisſproſſe, hinzu, und der Hirſch wird jetzt ein Sechsender oder Sechſer. Im vierten Lebensjahre ſetzt der Hirſch gewöhnlich 8, zuweilen aber auch 10 Enden, im fünften Jahre 10 oder 12, im ſechsten 12 oder 14, und bei recht reichlicher Aeſung kann er es bis zu einer Zahl von 20, 24, 30 und noch mehr Enden bringen, d. h. einen Kopfſchmuck aufſetzen, welcher ſeine 24 bis 30 Pfund wiegt. In der berühmten Geweihſammlung zu Moritzburg in Sachſen befindet ſich ſogar ein Geweih von 66 Enden, bei welcher Beſtimmung man freilich feſtgehalten hat, daß der Jäger jede Zacke des Geweihes, an welcher er ſeinen Hirſchfänger aufhängen kann, ein jagdgerechtes Ende nennt. Doch erörtert Blaſius in klarer und überſichtlicher Weiſe, daß eigentlich die Form der Geweihe die Hauptſache oder das Bedingende iſt; die Zahl der Enden dagegen ſich der Form als unweſentlich oder bedingt anſchließen. Genannter Naturforſcher legt auf die Biegungen der Hauptſtange ein ungleich größeres Gewicht, als auf die Endenzahl und meint, daß vom Standpunkte des Thierkundigen aus, man ſchwerlich von mehr als zwanzig regelmäßigen Enden ſprechen könne. Die Zunahme der Endenzahl ſteht übrigens keineswegs immer im Verhältniß zum Alter des Hirſches; denn bei reichlicher Aeſung überſpringen die Hirſche ebenſo oft eine Endenzahl, welche erfahrungsmäßig dem Alter entſprechend wäre, als ſie bei ungenügender Aeſung im Geweih zurückgehen, d. h. im nächſten Jahre Stangen aufſetzen, welche weniger Enden zählen. Der Waidmann hat natürlich für alle Geweihbildungen beſtimmte Benennungen und auch für den Hirſch je nach ſeinem Alter allgemein gültige Bezeichnungen. Erſt der Hirſch, welcher zehn Enden trägt oder nach der Stärke ſeines Leibes tragen könnte, wird ein jagdbarer oder guter Hirſch genannt und kommt in ſeinen Augen zur Geltung. Schwächerer gedenkt er nur mit einem gewiſſen Mitleid, ſtärkerer dagegen, welche er Kapitalhirſche zu nennen pflegt, mit vollſter Achtung.

Sehr auffallend iſt es, daß gewiſſe Geweihbildungen ſich unter den Hirſchen von Geſchlecht zu Geſchlecht forterben, ja daß auch die Geſtalt des Geweihes ſelbſt bei jedem Wechſel im Weſentlichen ſich wiederholt. So haben Gebirgshirſche gewöhnlich ein ſchwächeres Geweih, als Ebenen- und namentlich Auenhirſche, und in gewiſſen Gegenden tragen die Hirſche ſtets ein ſtark nebenausgelegtes, d. h. weit von einander abſtehendes Geweih, während bei anderen die Stangen viel näher zuſammenſtehen.

Das Thierkalb trägt bis zur erſten Brunſtzeit den Namen Schmalthier, ſodann heißt es Altthier bis an ſein Lebensende.

Ueber das Alter, welches das Edelwild erreichen kann, weiß man nichts Sicheres; ſoviel aber iſt gewiß, daß ihm der Menſch in unſeren Zeiten ſtets ein weit früheres Lebensziel ſetzt, als dies vor Jahrhunderten der Fall war. In Thiergärten hat man beobachtet, daß Hirſche über dreißig Jahre alt geworden ſind, und daraus ſchließt man, daß es im Freien vielleicht noch älter werden könne. Aus Altersſchwäche iſt aber wohl nur ſelten ein Stück Wild verendet.

Außer den Menſchen werden dem Edelwild in Europa hauptſächlich der Wolf und Luchs gefährlich. Sehr jungen Kälbern ſtellen wohl auch Füchſe, Wildkatzen, Adler und Uhu's nach. Die Ochſenbremſe (Oestrus bovis), die Naſenbremſe (Oestrus nasalis) und die Hirſchlaus (Hippobosca cervina), Schmarotzer der widerwärtigſten Art, plagen das Wild in hohem Grade. Erſtere legen ihre Eier in die Haut und die auskriechenden Maden erregen unter derſelben Geſchwüre, welche dem Wild entſetzlichen Schmerz verurſachen, bis die Quälgeiſter, genährt von den Säften des Edelwildes, ſich durchfreſſen und auf die Erde fallen, woſelbſt ſie ſich verpuppen. Auch von Krankheiten wird das Wild befallen und durch den Genuß von Schwämmen vergiften ſich zuweilen ganze Rudel. So wird alſo die Vermehrung der ſchönen Thiere vielfach beeinträchtigt.

Ueber die Jagd des Edelwildes ſind ganze Bücher geſchrieben worden. Ausführliches können wir alſo hier nicht bieten und Andeutungen erſcheinen uns unzuläſſig. Wir thun am beſten, wenn wir dieſen Theil der Geſchichte des Edelwildes gänzlich mit Stillſchweigen übergehen. Dagegen verdient noch hervorgehoben zu werden, daß jung eingefangenes Edelwild bei geeigneter Behandlung ſehr zahm werden kann. Hartig beſaß einen Hirſch, welcher ihn auf ſeinen Jagdausflügen im Walde begleitete und ſehr viel Vergnügen daran fand, auf der Rebhühnerjagd mit den Hunden die Wälder zu durchſtreifen oder auf Treibjagden mit ſeinem Herrn umher zu ſchweifen. Er ſtand ganz ruhig neben dieſem und machte ſich wirklich nützlich, weil er ſtets viel früher, als ſein Gebieter bemerkte, wenn ein Fuchs oder Haſe im Dickicht ankam. Andere zahme Hirſche hat man zum Fahren abgerichtet oder zu Kunſtſtücken mancher Art verwendet.

Der Nutzen, welche das Edelwild durch ſein gutes Wildpret und das allgemein beliebte Wildleder bringt, kann den Schaden, welchen es im Walde und auf dem Felde anrichtet, niemals aufwiegen; doch ſoll hiermit keineswegs geſagt werden, daß man das Edelwild, die größte Zierde des Waldes, mit Stumpf und Stiel ausrotten müſſe. Unſere Bauern ſorgen ohnehin dafür, daß der Wildſtand kein übermäßiger werde: ſie tödten bekanntlich rückſichtslos den Hirſch oder das Thier, ja ſelbſt das Kalb im Mutterleibe.

2. Der Damhirſch. Cervus Dama Linné.

(Cervus maurieus Cuvier. Cervus platyeerus Kaj. Dama vulgaris Gessner. Dama platyceros Fitzinger.)

Das Damwild unterſcheidet ſich vom Edelwild außer der geringen Größe hauptſächlich durch das Geweih des Hirſches, welches nur im unteren Theile rund iſt, nach oben hin aber ſich in Schaufeln, mit vielen nach hinten hin gerichteten Enden verbreitert. Regelmäßige Sproſſen ſind blos zwei vorhanden: die nach vorn gerichtete Augenſproſſe und die mehr ſeitlich gewendete Mittelſproſſe. Das Gebiß hat 32 Zähne. In der Geſtalt erinnert das Damwild noch ſehr an ſeine edleren Verwandten, doch iſt es nicht ſo anmuthig gebaut, als das Rothwild. Es iſt niedriger geſtellt, der Kopf gedrungener, der Hals kürzer, der Wedel dagegen um die Hälfte länger. Ein ausgewachſener Hirſch wird fünf Fuß lang, am Widerriſt ungefähr drei Fuß hoch und bis 250 Pfund ſchwer. Die Thiere ſind bedeutend kleiner. Je nach der Jahreszeit iſt die Färbung verſchieden. Im Sommer iſt ſie ein angenehmes Rothbraun, welches auf dem Rücken, den Blättern und Keulen mit vielen kleinen Flecken geziert iſt und auf dem Schilde, der Unterſeite und den Innenſeiten der Läufe in weiß übergeht. Das Schild iſt gewöhnlich beiderſeits mit einem ſchwärzlichen Streif eingefaßt. Das Winterkleid iſt ſchmutzig grau und faſt fleckenlos. Vielfache Aenderungen der Färbung kommen vor; es giebt weißes, ſchwarzes, ſchwärzliches und ſcheckig gefleckte Damwild.

Man nimmt an, daß das Damwild urſprünglich in wärmeren Ländern Europa's zu Hauſe geweſen und nach den nördlichen Gegenden ſeines nunmehrigen Gebietes eingeführt worden ſei. Zur Zeit findet es ſich noch vollkommen wild in Sardinien, Spanien, auf den griechiſchen Inſeln, in einigen

Theilen des Taurus und in den Wäldern südlich von Tunis. Nach Brandenburg wurde das Damwild unter dem großen Kurfürsten, nach Pommern erst unter Friedrich Wilhelm I. verpflanzt.

Hinsichtlich seiner Lebensweise ähnelt das Damwild seinen edleren und stolzen Verwandten. Es bewohnt am liebsten trockene Waldungen, welche Wiesen und Felder in der Nähe haben, aus gemischten Holzarten bestehen und reich an Dickichten sind. Laubwald scheint es dem Nadelholze vorzuziehen. Es hält fest an dem einmal gewählten Stande und läßt sich nur durch Nahrungsmangel, tiefen Schnee und heftige Kälte zum Wechseln bewegen, geht aber auch dann nicht weit weg. Sorgfältige Beobachter versichern, daß sich das Damwild niemals suhlt, wie es überhaupt feuchte Gegenden ängstlich meidet. Die Schaufler bilden außer der Brunst besondere Rudel, nehmen jedoch in denselben geringe Hirsche auf; die Damthiere rudeln sich in zahlreichere Trupps zusammen. Die Aesung stimmt im Ganzen mit der des Edelwilds überein; doch scheint das Damwild noch mehr als jenes junge Triebe, Blätter und Knospen von Laubholzarten anzugehen. Obst, Eicheln, Bücheln und dgl. äs't es leidenschaftlich gern.

Das Damwild ist leiblich wie geistig weniger begabt, als das Edelwild, und deshalb bei der Jägerei nicht besonders beliebt. Doch dichtet man ihm Eigenschaften an, welche es in Wirklichkeit nicht besitzt. Laube läßt Edelhirsche das Damwild also fragen:

„Ihr habt von Ziegen Schwanz und Haar
Von unanständ'ger Länge.
Ihr galoppirt, wie ein steifer Gaul,
Wer seid Ihr? wir fragen strenge."

Späterhin nennt er die Damhirsche sogar Bastarde, von denen es weiter heißt.

„Von ihrer Mutter*) behielten sie
Die Neugier und schweres Verständniß;
Der Rothhirsch nimmt noch heut'gen Tags
Von ihnen keine Kenntniß."

So schlimm ist die Sache nicht. Allerdings zeichnet sich der Damhirsch von andern Verwandten besonders dadurch aus, daß er satzweise auf alle vier Läufen zugleich springt, das aber sieht keineswegs steif, sondern im Gegentheil sehr hübsch aus, und auch im Uebrigen macht das Damwild

*) Der Ziege.

durchaus den Eindruck eines ſchmucken Geſchöpfes. Ein alter Schaufler iſt ein ſehr ſtattliches und eine Hindin unbedingt ein anmuthiges Thier. Daß das Damwild dem Edelwild nachſteht, iſt freilich nicht zu leugnen.

Die Brunſt beginnt erſt in der Mitte des Oktober. Sie währt wie beim Edelwild einen Monat. Starke Schaufler kämpfen hartnäckig um das Recht der Minne und treiben die Spießer und geringen Hirſche ohne Gnade vom Rudel ab. An dieſem halten ſie jedoch nicht feſt, ſie ſchwärmen vielmehr von einem Trupp zum andern. Auch die Damhirſche ſchreien, aber nicht ſo anhaltend und ſtark, als die Edelhirſche.

Im Juni oder Juli, 38 bis 40 Wochen nach der Brunſt, ſetzt das Damthier ein oder zwei Kälber, verbirgt ſie anfangs ſorgfältig, auch wenn es auf's Geäſe geht, nimmt ſie aber nach ungefähr 14 Tagen auf allen ſeinen Wegen mit und ſäugt ſie bis zur nächſten Brunſtzeit. Die Kälber heißen vom 10. November ihres erſten Lebensjahres an Damſchmalſpießer oder Damſchmalthiere. Aus den Schmalſpießern werden zuerſt Damſpießer, dann geringe Damhirſche, hierauf geringe Damſchaufler und endlich ſtarke Damſchaufler; aus den Damſchmalthieren ſpäter Damthiere. Im zweiten Frühling erhält das Hirſchkalb runde Spieße, hierauf Geweihe, welche den ſechsendigen des Edelhirſches ähneln, indem zuerſt die Augenſproſſe und dann die Mittelſproſſe erſcheint. Später verbreitert ſich die Spitze ſchaufelförmig und veräſtelt ſich am hinteren Rande mehr und mehr. Bei regelmäßigem Verlauf des Lebens wird der Hirſch erſt im fünften Jahre zum Schaufler; durch gute Aeſung kann jedoch die Ausbildung des Geweihes beſchleunigt werden.

Die Feiſtzeit fällt in den September, und in dieſem Monate werden die Hirſche hauptſächlich gejagt.

Jung eingefangene Kälber werden bald und in hohem Grade zahm.

3. Das Reh. Capreolus vulgaris.

(Cervus Capreolus Linné. Cervus pygargus? Pallas).

Das Reh iſt ein kleiner, zierlich gebauter Hirſch, mit kurzem, gedrungenen Leib, Hals und Kopf, hohen ſchlanken Läufen und kleinem, wenig verzweigten gabelförmig veräſteten Geweih ohne Augenſproſſe. Der Schwanz iſt äußerlich nicht ſichtbar und die Thränengrube nur angedeutet. Das

Gebiß hat 32 Zähne. Je nach der Jahreszeit iſt die Decke verſchieden. Im Sommer iſt das feine, glatt anliegende und kurze Haar ſtraff und im Allgemeinen roſtroth gefärbt. Im Winter wird es, zumal unten, beträchtlich länger, gewellt, zerbrechlich und nimmt eine braungraue Färbung an. Ein großer Fleck um das Weideloch und der Spiegel ſind im Winterkleide weiß, ein kleiner Fleck vorn am Halſe iſt gelblichweiß. In beiden Kleidern tritt eine regelmäßig ſchwarzbraune Binde vom Naſenrücken an bis zum Mundwinkel herab und jederſeits unter der Unterlippe beſonders hervor. Das Kinn, der Vordertheil des Unterkiefers und ein anderer Fleck zu beiden Seiten der Oberlippe unter den Naſenlöchern ſind weiß. Die Innenſeite iſt immer lichter gefärbt, als die äußere. Bei den Jungen iſt das ganze Kleid licht gefleckt. Außerdem giebt es weiße und ſchwarze Spielarten des Rehwildes.

Wenn das ſibiriſche Reh, welches von Pallas als beſondere Art aufgeführt wurde, wirklich nichts anderes, als Abart iſt, dehnt ſich der Verbreitungskreis des Rehwildes über den größten Theil Europa's und Nord- und Vorderaſiens aus. Der 58. Grad nördlicher Breite kann als Nordgrenze angenommen werden; wie weit es nach Süden hinreicht, iſt zur Zeit noch nicht ganz feſtgeſtellt. Es iſt ſtreng an den Wald gebunden und ſiedelt ſich am liebſten da an, wo Wald und Feld, Nieder- und Mittelwald und Wieſen mit einander abwechſeln. Trockene Gegenden liebt es mehr, als niedrig gelegene, z. B. Auen, obwohl es hier ebenfalls vorkommt. In den Alpen ſteigt es bis zum Gebiet der Gemſe empor, und gar nicht ſelten geſchieht es, daß der Jäger in der gleichen Höhe erſt eine Gemſe und dann einen Rehbock erlegt.

In ſeiner Lebensweiſe erinnert das Rehwild an ſeine Verwandten. Es bildet aber nur Familien und kleine Rudel von drei bis höchſtens zehn oder zwölf Stück. Dieſe halten feſt an dem einmal gewählten Stande, ſo lange nicht die ärgſte Unbill des Wetters ſie zum Wandern zwingt. Die Kälber bleiben bei den Ricken und werden nur während der Brunſtzeit abgeſchlagen. Den Tag über hält ſich ein ſolcher Trupp verborgen im Dickicht; gegen Abend tritt er zur Aeſung auf die Blößen heraus, der Bock nach ſorgfältigem Sichern voran, die Ricken und Kälber hinter ihm drein. Auf der Flucht iſt es umgekehrt; dann hat gewöhnlich eine Ricke den Vortritt. Im Hochſommer ſetzt ſich das Rehwild oft in das Getreide; aber ſchon während der Brunſt zieht es ſich wieder in den Wald zurück. Die Aeſung iſt faſt die-

ſelbe, welche der Edelhirſch annimmt, doch ſcharrt das Reh die Kartoffeln nicht aus. Mancherlei feine Gräſer und Kräuter, Klee, Raps, Roggen und andere Feldfrüchte, vor Allen aber die Sproſſen, Blätter und Triebe der Laubholzarten und ſelbſt der Nadelbäume bilden den Haupttheil der Aeſung. Als Leckerei nimmt es Eicheln und Bücheln, wildes Obſt, Schwämme, Morcheln und Trüffeln, welche es recht geſchickt aus der Erde zu ſcharren weiß.

Man muß, auch wenn man verſchiedene Hirſcharten lebend vor ſich hat, unſerm Reh unbedingt gewogen werden. Es iſt ein liebenswürdiges, munteres und kluges Thier, ſelbſtbewußt, neckiſch und zu Spiel und Scherz wohl geneigt. Gefangen gehaltene und gut gepflegte Rehe ſehen ſo ſelbſtzufrieden und herausfordernd in die Welt, daß man ordentlich ſeine Freude an ihnen haben muß. Hinſichtlich der Beweglichkeit ſtehen die Rehe ſchwerlich hinter anderen Hirſchen zurück; im Verhältniß zu ihrer Größe leiſten ſie Alles, was möglich, und dabei ſind ihre Bewegungen entſchieden weit anmuthiger und zierlicher, als jene des Damwildes z. B., welches letztere dem Rehwild gegenüber wirklich plump erſcheint. Die Stimme iſt ein lauter, kurz abgeſtoßener, blökender Ton, welchen man „Schmälen“ nennt, oder ein klägliches Angſtgeſchrei, welches der Waidmann mit „Klagen“ bezeichnet. Die Sinne ſind ebenſo ſcharf, wie die anderer Hirſche, und der Verſtand iſt keineswegs gering. Daher kommt es denn, daß die Rehe im Freien ſowohl, wie in der Gefangenſchaft dem Menſchen, auch ihren ſchlimmſten Feind, und ſein Treiben recht bald beurtheilen lernen, da kühn und unverſchämt auftreten, wo es ihnen erlaubt iſt, dort außerordentlich ſcheu und furchtſam ſich zeigen, wo ihnen rückſichtslos nachgeſtrebt wird. Im Ganzen darf man das Reh aber eher beherzt, als furchtſam nennen.

Auffallender Weiſe iſt erſt in der allerneueſten Zeit die Fortpflanzungsgeſchichte des Rehes endgültig erledigt worden. Das befruchtete Ei entwickelt ſich nämlich in der erſten Zeit ſehr langſam, und Dies hat zu der Annahme geführt, daß die Brunſtzeit erſt in den Spätherbſt fällt, obgleich alle Naturbeobachter die wirkliche Liebesbewerbung und Liebesbezeigung der Geſchlechter im Auguſt geſehen haben. Die Böcke führen zur ſogenannten Blattzeit heftige Kämpfe unter einander, rufen ſich durch Schreien herbei und rennen wie ſtreitende Ziegenböcke auf einander los, während ſie zu jeder anderen Zeit ſich wohl vertragen. Ferner werfen ſie bald nach der Blattzeit, im September und ſpäteſtens im Oktober, ihr Geweih ab und ſind dann wie alle übrigen

Hirſche zur Paarung nicht mehr geneigt. Alles Dies wußte man — demungeachtet wollte man nicht daran glauben, daß ein ſo kleiner Hirſch vierzig Wochen lang hoch beſchlagen ginge und nahm deshalb zu ganz unhaltbaren Erklärungen ſeine Zuflucht. Neuere Unterſuchungen haben zur Genüge dargethan, daß das befruchtete Ei ſich von Anfang an entwickelt, wenn auch im Herbſt ungleich langſamer, als im Winter. Wie bei ſämmtlichen Hirſchen ſteht auch hier die Geſchlechtsthätigkeit mit dem Haar- und Geweihwechſel im Einklang: die Brunſt findet ſtatt, nachdem der Bock ſein Geweih vollſtändig aufgeſetzt, der Satz der Kälber erfolgt, wenn das Reh ſein Sommerkleid angelegt hat. Junge Rehgeiſen ſetzen gewöhnlich nur ein Kalb, ältere regelmäßig zwei und zwar im Monat Mai oder zu Anfang des Juni. Die Kälber werden in den erſten Tagen von der Mutter ſorgſam im Dickicht verſteckt, folgen ihr aber, ſobald ſie zu weiteren Wanderungen fähig geworden, auf allen Zügen nach und werden dann dem Trupp oder Sprung zugeführt. Bei Annäherung eines Feindes drücken ſie ſich in einen Buſch nieder und verharren hier unbeweglich, während die Mutter den Feind von ihnen abzulenken ſucht, indem ſie ſich längere Zeit jagen läßt, bis ſie ihn weit genug von dem verborgenen Kinde abgeführt hat. Kleinere Raubthiere, welche dem Kalbe zu Leibe gehen, ſucht ſie durch Schnellen oder Schlagen mit den Vorderläufen abzuwehren. Bis zum Martinitage nennt man die Jungen Rehkälber oder Kitzen. Aus dieſen werden ſodann Schmalböcke oder Schmalrehe, hierauf Spießböcke und bezüglich Ricken, dann Gabelböcke und endlich Rehböcke, da man die Unterſcheidung bei den weiblichen Rehen nicht weiter fortführt.

Gewöhnlich ſetzt der Rehbock nicht mehr als ſechs Enden auf. Im erſten Winter erhält er ungetheilte ſchlanke Spieße, im zweiten Stangen, welche ſich ungefähr in der Mitte theilen, indem ſie nach vorn hin eine Sproſſe ausſenden; im dritten Winter ſolche, an denen zwiſchen der erſten Sproſſe und dem Stangenende noch eine zweite nach oben gerichtete ſich anſetzt. Bezeichnend für dieſe Bildung iſt, daß ſich die Stange nach hinten zu einbiegt. Die Entwickelung des Rehgeweihes kann jedoch weiter gehen. Bei dem Achter theilt ſich die nach hinten gerichtete Spitze auf's Neue und ſendet eine Nebenſproſſe ab; bei dem Zehner bilden ſich oben zwei Gabeln des Geweihes. Dieſe Form findet man ſelten bei unſern Rehen, häufiger dagegen bei denen, welche in Sibirien, Croatien und Oſtpreußen leben. Nach

der Ansicht von Blasius, eines der tüchtigsten unserer Naturforscher, schließt mit dieser Form die regelrechte Entwickelung des Rehgeweihes. Demungeachtet kommen noch mehrendige „Gehörne“ vor; ihre Endenzahl hat jedoch keinen naturgeschichtlichen Werth mehr. Es giebt Rehgeweihe mit sechszehn, achtzehn, ja selbst vierundvierzig jagdgerechten Enden, wie denn gerade dieses Geweih vielfachem Wechsel unterworfen ist. Von keinem andern Hirsche kennt man so viel widersinnige, d. h. unregelmäßig gewachsene Geweihe, als von dem Rehe. Bemerkenswerth ist, daß fast jede Gegend ihre eigenthümliche Geweihbildung hervorbringt und daß diese in den Familien forterbt. Sehr alte Ricken erhalten zuweilen kurze Stirnzapfen oder Knöpfe, wie manche andere weibliche Hirsche auch.

Jung eingefangene Rehe werden zu lieblichen Hausthieren. Sie folgen ihrem Pfleger wie ein Hund auf Spaziergängen und Ausflügen. Ricken bleiben immer sanft und liebenswürdig; vor Böcken dagegen hat man sich oft sehr in Acht zu nehmen. Viele von ihnen spielen aus Neckerei in bedenklicher Weise mit ihrem spitzen Geweih, und manche werden so bösartig, daß sie ihren Herrn ernstlich gefährden. Es sind schon viele Unglücksfälle durch Rehböcke vorgekommen.

Der Nutzen des Rehwildes ist im Verhältniß zu dem von ihm verursachten Schaden vielleicht noch geringer, als jener des Edelwildes; denn das Reh kann namentlich in Dickichten durch Verbeißen oft große Verwüstungen anrichten. Sein zartes Wildpret ist, wie bekannt, sehr beliebt und auch das Leder findet vielfache Verwendung. Einzelne Rehe erlegt man mit der Büchse oder auf Treibjagden mit dem Schrotgewehr. Zur Brunstzeit lockt man den Bock durch „Blatten“ an sich, indem man den Laut des Rehes nachahmt. Sonst schießt man das Thier auch auf dem Anstande. Wilddiebe und Bauern meucheln es jahraus, jahrein.

4. Das Wildschwein, Sus Scrofa Linné.

(Sus europaeus Pallas; Sus domesticus Brisson.)

Der Waidmann, welcher rückwärts schaut, hat gerechten Grund zur Klage, wenn er des Wildschweins gedenkt: der Nichtjäger dagegen hat alle Ursache, sich über Das zu freuen, was den Jäger betrüben muß. Heutzutage erscheinen uns die Jagdberichte aus früheren Jahrhunderten gradezu

unglaublich; denn wirklich fabelhaft klingt es, wenn wir lesen, daß noch im Jahre 1782 auf einer einzigen Jagd des Herzogs Karl von Würtemberg 2600 Sauen eingefangen werden konnten, daß in dem kurzen Zeitraum von 69 Jahren (1611 bis 1680) allein von den sächsischen Kurfürsten über 50,000 Stück Schwarzwild erlegt wurden. „Ein Waidmann" sagt Kobell sehr richtig „kann einen Seufzer kaum unterdrücken, wenn er daran denkt, wie es mit dem Schwarzwild einst gewesen und wie es gegenwärtig damit steht. Aber liest man in der Geschichte dieser Jagden die furchtbare Noth, welche der Bauer dadurch zu leiden hatte, wird man gern genügsam." Nachstehende Verse eines Hans von Spangenberg fassen das Bezügliche so zusammen, daß man leicht weitere Schlüsse ziehen kann. Sie lauten:

„Das ist der Will' des Herren mein,
Daß ich ihm heg' viel Hirsch und Schwein;
Dem Hirten ich den Hund nicht gan,
Er häng ihm denn groß' Prügel an;

Und für das Wild leid' ich kein Zaun;
Zeug mir die Jagdhund schwarz und braun;
Zu fröhnen schickt Euch, wenn ich jag',
Und schonet nicht den Feyertag;

— Dein Rüden schick' mir an die Säu
Eh' daß ich Dir den Balg zerbläu;
Zahlt, was wir bei Euch han verzehrt,
Daß Euch nicht Böses wird bescheert."

So ging es zu in den alten guten Zeiten, — nicht viel besser noch zu Anfang unseres Jahrhunderts, wo ein würtemberger Pastor seine Eingabe über Wildschaden mit den Worten begann: „Euer königlichen Majestät Allerhöchste Sauen haben meine allerunterthänigsten Kartoffeln gefressen."

Die Zeiten des Schwarzwildes sind vorüber. Unsere im Eingang des Buches (Seite 19) gebrauchten Worte sind buchstäblich zu nehmen.

Das Wildschwein ist der einzige europäische Vertreter der nicht besonders zahlreichen Familie der Borstenträger (Setigera). Seine Gestalt darf als bekannt vorausgesetzt werden, da unser Hausschwein, welches sich wohl jedem unserer Leser zur eigenen Beobachtung bietet, nichts Anderes, als der wirkliche und wenig veränderte Abkömmling dieses Thieres ist. Das Schwarzwild unterscheidet sich nur durch bedeutendere Größe und die mehr entwickelten Gewehre oder Eckzähne, welche übrigens unser Hausschwein auch erhalten

würde, wenn man ihm ein längeres Leben gönnen wollte. Außerdem muß noch hervorgehoben werden, daß das Wildschwein in seiner Färbung nicht abändert, wie sein gezähmter Nachkömmling. Seine Dickhaut ist mit einem langen, steifen Borstenhaar bedeckt, zwischen welchem sich im Winter ein feines, wolliges, braungraues Unterhaar befindet. Auf dem Leibe ist die Färbung des Haares ein Gemisch von Rostbraun und Schwarz; die Ohren, Füße und Schwanz sind braunschwarz; am dunklen Vorderkopf mischen sich weißliche Haare ein. Die Jungen oder Frischlinge sind lichter gefärbt und schwarzbraun gestreift oder gefleckt. Ein alter Keiler kann gegen 6 Fuß lang, etwa 4 Fuß hoch und 5 bis 6 Centner schwer werden.

Der gemäßigte Theil Europa's und Asiens, sowie das nördliche Afrika sind die Heimath des Wildschweins. Nach Süden hin reicht es bis zum Himalaya und in Afrika bis in die Sahara hinein. Nach Norden hin bildet der 55. Grad der Breite die Grenze seines Wohngebietes. Besonders häufig ist es in den Sümpfen um das schwarze, kaspische und mittelländische Meer, im Kaukasus, Altai und Himalaya. In England ist es ausgerottet, in Deutschland mit wenig Ausnahmen nur noch gehegt in Parks anzutreffen. Große Waldungen oder Sümpfe und Brüche bilden den Lieblingsaufenthalt des Schwarzwildes. Im Süden, z. B. in Egypten, wohnt es zeitweilig auch gern in den Getreidefeldern. Es liebt ein ruhiges beschauliches Leben und kann wiederholte Störungen nicht wohl vertragen, obgleich es sich zuweilen in unmittelbarer Nähe der Dorfschaft ansiedelt, wie gerade in Egypten, wo es dicht neben den Fabriken in Zuckerrohrfeldern Stand nimmt. Es bildet zahlreiche Rudel oder Rotten, welche außer der Rauschzeit entweder aus Bachen, Frischlingen und überlaufenen Frischlingen oder nur aus zwei und dreijährigen, sogenannten groben Sauen bestehen, während die starken Keiler einsiedlern. Diese Rudel brechen sich im Dickicht des Waldes, im Rohr oder im Getreide Lager aus oder auch Kessel, d. h. Lager, in welchen die ganze Rotte zusammen liegt. An sehr ruhigen Stellen werden diese Lager längere Zeit benutzt und unter Umständen durch herbeigetragene Reiser und Moos so bequem als möglich hergerichtet. Das Schwarzwild hält fest an dem einmal gewählten Stande und verläßt denselben nur in Folge wiederholter Nachstellungen.

Erst nach Einbruch der Nacht erhebt sich die Rotte, um zum Fraß auszuziehen. Dieser besteht je nach der Jahreszeit in Kräutern, Wurzeln,

Schwämmen, Früchten, Schnecken, Würmern, Kerbthieren; in Eicheln, Nüssen, Kastanien, wilden Obst, Kartoffeln, Beeren, Erbsen, reifen Getreide u. s. w. Mäuse werden vom Schwarzwild mit Leidenschaft gejagt, bezüglich ausgewühlt, Vogelnester und Eier ohne Weiteres ausgenommen, frisch gesetzte Hasen, Wildkälber oder angeschossenes Wild raubthierartig verfolgt; selbst das Aas wird keineswegs verschmäht. Die Schweine sind eben Allesfresser in des Wortes vollgiltigster Bedeutung.

Das Schwarzwild gehört wie die übrigen Schweine zu den begabteren unter den Dickhäutern. Es ist verhältnißmäßig noch sehr beweglich, läuft rasch, wenn auch am liebsten gradeaus, klettert an Berggehängen mit großer Sicherheit und schwimmt wirklich meisterhaft. Unter seinen Sinnen steht das Gehör obenan; die Witterung ist sehr fein, das Gesicht hingegen schwach. Die hervorstechendste Eigenschaft des Geistes ist ein rühmenswerther, unbeugsamer Muth, und deshalb wird auch das Wildschwein ein ritterliches Thier genannt, „maßen es ihm nie an Muth und Hertze fehlet.“ Wegen seiner Tapferkeit ist es öfters zum Wappenbild gewählt worden, und muthige Männer haben bei dem Haupte des Keilers geschworen, dieses oder jenes schwere Wagstück auszuführen. Dieser kühne Muth des Wildschweines ist aber freilich das Rühmenswertheste an ihm; denn im Uebrigen gehört es zu den stumpfgeistigen Thieren, welche wir kennen. Sein Verstand scheint vollständig im Magen aufgegangen zu sein: das Fressen ist ihm unter allen Dingen weitaus das Wichtigste.

Die Rauschzeit erregt auch das Wildschwein. Sie beginnt in der letzten Hälfte des November und währt bis in den Januar. Um diese Zeit streichen die starken Keiler weit umher, um Bachen aufzusuchen und bestehen mit anderen Gesinnungstüchtigen schwere Kämpfe. In Ermangelung von brünstigen Wildsauen finden sie sich manchmal zu den zahmen Schweinen und vergessen über der Liebe ihre Sicherheit so vollständig, daß sie zahme Mutterſauen zuweilen bis in ihre Ställe begleiten. Sechszehn bis achtzehn Wochen nach der Befruchtung verlassen die beschlagenen Bachen das Rudel, brechen sich in einem heimlichen Dickicht ein Lager, kleiden dieses mit dürrem Reisig und Moos aus und frischen hier. Jüngere Bachen bringen 4 bis 6, ältere 8 bis 10 Frischlinge. Einige Tage lang bleibt die Familie im Lager; dann streift die Bache mit den Frischlingen ungefähr zwei Monate lang im Gebiete umher, und nach Ablauf dieser Zeit findet sie sich wieder

beim Rudel ein. Zuweilen kommt es vor, daß ſie im Spätſommer noch einmal friſcht; doch gehören ſolche Fälle zu den Seltenheiten, und der zu früh eintretende Winter rafft gewöhnlich auch die meiſten von dieſen Friſchlingen weg. Im zweiten Lebensjahre werden die Friſchlinge zu Läufern, im dritten Jahre zum zweijährigen, im vierten zum dreijährigen Keiler und bezüglich zur zwei- und dreijährigen Bache. Nach dem vierten Jahre nennt man ſie angehende Keiler oder vierjährige Bachen, und endlich erhalten ſie die Benennung Hauptſchwein oder ſehr ſtarke Bache. Wie man annimmt, erreicht das Schwarzwild ein Alter von 20 bis 30 Jahren.

Ungeachtet ſeiner Wehrhaftigkeit hat das Wildſchwein viele Feinde. Das erwachſene Thier trollt bei uns zu Lande freilich ziemlich unbehelligt durch den Wald, ſo lange der Menſch nicht als ſein Gegner auftritt, wird aber im Süden durch die größeren Katzenarten, namentlich durch Tiger und Löwe arg gefährdet. Den Friſchlingen ſtellt unſer größeres Raubzeug, vor Allem Wolf und Luchs ſehr eifrig nach. Auch der Fuchs und die Wildkatze, der Adler und Habicht ſollen junge Friſchlinge bedrohen. Der Menſch erlegt das Schwarzwild gegenwärtig faſt ausſchließlich mit der Büchſe, während früher ganz andere Jagdarten im Gebrauch waren. Die üblichſte Jagd war das Hetzen mit Hunden, welche das Wildſchwein packen mußten und den Jäger Gelegenheit gaben, es mit dem Hirſchfänger oder mit der Saufeder abzufangen. Dieſe Jagden koſteten regelmäßig viele Hunde, ſodaß das Sprichwort entſtand: „Wer Schweinsköpfe haben will, muß Hundeköpfe laſſen.“ Sie wurden aber auch den Jägern oft gefährlich und mancher edle Recke hat durch einen wüthenden Keiler ſein Leben verloren. Selbſt ſchwächere Eber pflegen den Menſchen ohne Weiteres anzunehmen. Sie rennen in blinder Wuth auf ihren Gegner los und verſuchen, ihn mit ihren meſſerſcharfen Gewehren Wunden beizubringen, vor denen man ſich nicht minder zu hüten hat, als vor dem Brankenſchlag eines gereizten Bären. Gewöhnlich ſchlägt der Keiler nur einmal nach ſeinem Gegner und rennt dann weiter; die Bache hingegen pflegt beim gefallenen Gegner ſtehen zu bleiben und beißt und tritt ihn nach Kräften. Auch bei tödtlichen Verwundungen giebt das Hauptſchwein keinen Schmerzenslaut von ſich; die angeſchoſſene Bache oder der Friſchling aber ſchreien nach Art des zahmen Schweines laut auf.

Schwarzwildpret ist vortrefflich, und das Weiße oder Fett übertrifft das Schmalz des Hausschweines an Wohlgeschmack. Die Schwarte wird vielfach verwendet, die Borsten werden wie die des zahmen Schweines benutzt; doch kann der gesammte Erlös niemals den ungeheuren Schaden aufwiegen, welchen dieses Wild durch sein Wühlen auf bebautem Felde oder im Walde anrichtet. Land- und Forstbau verlangen gebieterisch die Ausrottung des Wildschweines.

Jung eingefangene Frischlinge werden ebenso leicht zahm, als ausgesetzte Hausschweine verwildern. Im Alter pflegt jedoch die Wildheit durchzubrechen, und Vorsicht ist Dem, welcher Wildschweine gefangen hält, immer anzurathen. Uebrigens sieht man außer im Thiergärten nur höchst selten Wildschweine in engerem Gewahrsam. Umso häufiger werden sie in Parks gehalten, und hierzu eignen sie sich auch vortrefflich. „Während andere Thiere," wie Kobell sagt, „in der Gefangenschaft verkümmern, das wilde, frische Leben, welches ihnen im Freien eigen, verlieren und des Stolzes auf ihre Kraft entbehren, gedeiht das Schwarzwild unbekümmert um die Freiheit, so lange es nur gute Aesung findet, sehr wohl: es wird nicht vom Nagen der Sehnsucht des Ziehens und Wanderns ergriffen, wenn es durch die Parkdillen nach den Ebenen schaut und nach den fernen blauen Bergen, oder es ist wenigstens leicht mit einem tüchtigen Futter Eicheln oder Kastanien zu trösten. Wegen so völliger Unzugänglichkeit zu irgend einer Art von Gefühlsträumerei, welche die Nerven abspannt oder überspannt, bewahrt eine wirkliche Sau auch im Wildpark ihren Muth und ihren Trotz."

5. Hase und Kaninchen.

Die familien- und artenreiche Ordnung der Nagethiere stellt zu dem Wildstand des deutschen Waldes nur zwei Arten: den allbekannten Hasen und seinen nahen Verwandten, das Kaninchen oder Kanin. Beide gehören einer eigenen Familie an, welche sich von sämmtlichen übrigen Nagern dadurch unterscheidet, daß am Oberkiefer hinter den großen Nagezähnen noch zwei kleine rundliche Vorderzähne stehen. Die Wirbelsäule besteht außer den Halswirbeln, aus 12 Brust-, 9 Lenden-, 2 bis 4 Kreuzbein- und 12 bis 20 Schwanzwirbeln. Das Gebiß enthält 28 Zähne. Die Gestalt der Hasen ist so bekannt, daß wir über sie kein Wort zu verlieren brauchen. Selbst bei der Beschreibung

un tikun ut tzitzut ותיקון ציצית כמו שכתב **ואת תבל**, דהיינו שיש בה ג' מיתות כו' ולכן **ואת** הקדושה שבה **תחזיר לבעלה**, שהיא **ג' תרומות**, כנגד ג' מיתות, **ג' חלות**, כנגד ג' מיתות, **ג' ברכות** כנגד ג' מיתות, **ג' פרשיות** בציצית, כנגד ג' מיתות. **ולכן** בציצית ישנם **ה' קשרים**, כנגד **ה' חומשי תורה**, שהם **ה' מיתות בית דין**, שהם **ה' יסורים**.

Dr. Joel. Kahn Shalom Ahron.

gilgul הנ"ל **תבל** עם נשמתו **תחזיר לבעלה** ע"י **תשובה**, שע"י **תשובה** יש בה ג' מיתות כו' **ואת** הקדושה שבה **תחזיר לבעלה**, שהיא **ג' תרומות**, כנגד ג' מיתות, **ג' חלות**, כנגד ג' מיתות, **ג' ברכות** כנגד ג' מיתות, **ג' פרשיות** בציצית, כנגד ג' מיתות, **ולכן** בציצית ישנם **ה' קשרים**, כנגד **ה' חומשי תורה**, שהם **ה' מיתות בית דין**, שהם **ה' יסורים**.

Haare zwiſchen ſich hat. Das leicht gekräuſelte Unterhaar hingegen iſt weiß, mit roſtröthlichen oder ſchwarzbraunen Enden, auf der Unterſeite der Kehle und der Innenſeite der Glieder aber reinweiß und auf dem Hinterhalſe dunkelröthlich. Der Pelz erſcheint oben roſtgelblich grau, unten dagegen weiß. Nach hinten zu wird die Färbung lichter, auf Bruſt und Schultern röthlicher, über den Schultern und am Vorderhals dunkler; am Oberhalſe ſchmutzig roſtroth. Das Auge umgiebt ein licht roſtgelber Ring. Die Blume oder der Schwanz iſt zweifarbig, oben ſchwarz, unten weiß. Das Winterkleid iſt lichter, als die Sommertracht und das Jugendkleid oft durch einen reinweißen Fleck auf den Scheitel ausgezeichnet. Ein erwachſenes Männchen, bei den Jägern Rammler genannt, wird zwei Fuß und etwas darüber lang, ungefähr einen Fuß hoch und 12 bis 18 Pfd. ſchwer. Der Setzhaſe oder die Häſin erreicht niemals dieſe Größe.

Unſer Lampe bewohnt die Ebenen und Niedergebirge ganz Mitteleuropa's. Im Norden und in den Alpen wird er durch den Schneehaſen (Lepus variabilis Pallas), in den Mittelmeerländern durch den kleinen ſüdeuropäiſchen Haſen (Lepus mediterraneus Wagner), vertreten. Er bewohnt den Wald wie das Feld, am liebſten Gegenden, wo Waldungen, Wieſen und Felder oft abwechſeln. Hier lebt er während der ſchönen Sommerzeit im Felde, im Winter hingegen in dem geſchützteren Walde. Er iſt ein Nachtthier, welches bei Tage ungeſtört ruhig in einer von ihm ſelbſt ausgegrabenen Vertiefung, dem Lager, verweilt und erſt gegen Abend oder im Winter nach Einbruch der Nacht rege wird, um auf's Geäſe zu rücken. Die ganze Nacht hindurch iſt er in ſteter Bewegung; mit der Morgendämmerung kehrt er wieder zu ſeinem Lager zurück und bleibt hier mit offenen Augen ſchlafend ſitzen. Unter allen Umſtänden wählt er ſich den Ort ſeiner Ruhe an einer möglichſt vor dem Wind geſchützten Stelle, deren Umgebung mit der Färbung ſeines Balges im Einklang ſteht. Deshalb vermag den Haſen im Lager auch nur ein ſehr geübtes Jägerauge wahrzunehmen. Bei ſtürmiſchem Schneewetter läßt er ſich gern einſchneien oder gräbt ſich ſelbſt im Schnee eine Höhle.

Das Geäſe des Haſen beſteht aus Gräſern, Kräutern und Getreide der verſchiedenſten Art, aus Baumrinden, Schalen und Knoſpen von Sträuchern, Obſt, Eicheln und dgl. Bei unbeſchränkter Auswahl nimmt er nur die ſaftigſten Kräuter an, in Tagen des Mangels begnügt er ſich mit geringerer

Nahrung. Der reiche Herbſt macht ihn fett, der arme Winter bringt ihn ſehr von Leibe. Aber auch während des Sommers nimmt er ab, obgleich er Ueberfluß an Nahrung hat, weil ihn um dieſe Zeit die Liebe zu ſehr beſchäftigt.

Der Haſe gehört nicht eben zu den allſeitig begabten Thieren. Große Bewegungsfähigkeit, ein vortreffliches Gehör und eine gewiſſe Liſt ſind Begabungen, welche ihm noch am meiſten zu ſtatten kommen. Der Gang oder Lauf iſt ein fortwährender Galopp, bei welchem die Hinterläufe ſtets über die vorderen hinausgeſchleudert werden. Doch läuft er nur auf ebenem Boden oder bergan mit vollendetem Geſchick, während er, wenn er ſich bergab wenden muß, in Gefahr kommt, ſich zu überſtürzen. Bewunderungswürdig iſt ſeine Fähigkeit, die einmal eingeſchlagene Richtung ſeines Laufes urplötzlich in eine andere, entgegengeſetzte zu verkehren, Haken zu ſchlagen, wie die Jäger ſagen. Hierdurch entgeht er ſehr oft ſeinen gefährlichſten Feinden, den Raubthieren, welche nicht im Stande ſind, ſo ſchnell wie er ſich zu wenden und ihm bei jedem Hakenſchlagen einen beträchtlichen Vorſprung laſſen müſſen. Im Nothfall wirft er ſich ohne Beſinnen in's Waſſer und ſchwimmt hier recht leidlich. Unter ſeinen Sinnen ſteht unzweifelhaft das Gehör obenan, der Geruch iſt ziemlich gut, das Geſicht hingegen ſehr ſchlecht. Die höheren geiſtigen Fähigkeiten ſind nicht gerade rühmenswerth. Die Feigheit des Haſen iſt zum Sprichwort geworden; aber er beſitzt noch andere ſchlechte Eigenſchaften. Er fürchtet ſich blos vor Stärkeren; Schwächere behandelt er ganz abſcheulich. Dabei iſt er unverträglich und treulos im höchſten Grade. Die Häſin z. B. iſt die ſchlechteſte Mutter, welche es giebt. Sie kennt nur Begierden, welche die Fortpflanzung ihrer Art bezwecken, nicht aber hingebende Zärtlichkeit zu den kleinen, oft noch recht hilfloſen Weſen, welche ſie gebiert. Bei Gefahr verläßt ſie gewöhnlich feig und unbekümmert ihren Satz: ihn zu vertheidigen kommt ihr nur ſelten in den Sinn. Ebenſo treulos und ſelbſtſüchtig zeigt ſich Lampe andern ſeiner Art gegenüber. Der gehetzte Haſe nimmt jede Gelegenheit wahr, um die Gefahr von ſich ſelbſt ab und dafür einem andern Mitbruder zuzuwenden. Er ſpringt, wenn er ſich hart verfolgt ſieht, in das Lager eines Anderen, ſtößt dieſen heraus und drückt ſich an ſeiner Stelle nieder, jenem es überlaſſend, wie er dem verfolgenden Feinde entgehen möge. So dumm der langlöffliche Geſell auch iſt, ſo liſtig weiß er ſeinen Vortheil wahrzunehmen.

Zuweilen läßt er den Menſchen bis dicht an ſich herankommen und ſtellt ſich als ſähe er ihn nicht oder würde nicht geſehen. Plötzlich aber ergreift er den günſtigen Augenblick und ſtürmt davon. Ein junger Haſe pflegt ſtets mit einem gewaltigen Satze aus dem Lager zu ſpringen; der Alte hingegen ſchleicht ſich mehr davon, als er läuft. „Wenn ein Haß," ſagt Feyerabend, „auß ſeinem Läger mit geſpitzten und an alle Höhe auffgeregten Ohren, und gekrümmtem Schwanz als gemach und ſittſam herfür tritt, und nicht ſtark und ſtracks für ſich hinweg laufft, gibt daſſelbe eine gewiſſe anzeigung, daß es ein ſtarker und ſehr tückiſcher argliſtiger Haß ſei." Nach längerer Jagd kehrt er gern wieder zu demſelben Lager zurück, niemals aber auf geradem Wege, ſondern ſtets unter vielfachen Kreuz- und Querläufen, ſogenannten Widergängen. An ſeinem Wohnort hängt er mit großer Zähigkeit, er verläßt ihn nur, wenn die äußerſte Noth ihn drängt. — Im Ganzen fließt ſein Leben einförmig dahin. Wenn er nicht geſtört oder vom Hunger getrieben wird, treibt er es einen Tag faſt genau ebenſo, wie den andern. Abends zieht er zur Aeſung aus, morgens geht er zum Lager zurück. Nur wenn er geſättigt, widmet er eine kurze Zeit um Tagesanbruch dem Vergnügen, oder beweiſt wenigſtens ſein Wohlbehagen durch komiſche Sprünge, durch Wettlaufen und Wälzen. Dies Alles geſchieht aber ſtumm; denn ſeine Stimme vernimmt man nur, wenn er zornig oder ſehr ängſtlich iſt. Im erſteren Falle knurrt oder murrt er, im letzteren, ſchreit er laut auf, wie ein Kind: die Jäger überſetzen dieſe Laute mit dem Worte „Gnädig" und legen in ſofern eine Bedeutung in ſie, als der Haſe ſein Gnädig gewöhnlich dann ausſtößt, wenn ihm der Hund oder ein anderes Raubthier bereits gepackt hat.

Die Vermehrung des Haſen iſt ſo bedeutend, daß das Jägerſprichwort entſtehen konnte: „Geht der Haſe im Frühling zu Felde, ſo kommt er um Bartholomäi ſelbſt ſechszehn bis ſiebzehn wieder zu Holz." Man möchte glauben, daß das ganze Weſen und Treiben des Haſen auf nichts Anderes, als auf Vermehrung ſeiner Art gerichtet ſei. Ein brünſtigeres oder geileres Thier kann es nicht geben. Bei erträglicher Witterung beginnt die Rammelzeit ſchon im Februar, ſelbſt im Januar, und ſo erfolgt der erſte Satz gewöhnlich im Monat März, der zweite aber ſchon im Monat Mai, der dritte im Juli, der vierte im September, und das eben erwähnte Sprichwort kommt alſo zur vollſten Geltung; denn die Häſin ſetzt jedesmal ihre zwei

bis fünf Junge. Von diesen gehen ihrer bereits erwähnten Unmütterlichkeit wegen viele zu Grunde; die Abscheuliche überläßt die armen Kleinen oft schon am sechsten oder siebenten Tage nach der Geburt ihrem Schicksale und sucht von Neuem den Rammler auf. Die Jungen findet man gewöhnlich in einem dichten Strauch, in einer Hecke oder in einem anderen verborgenen Orte, immer aber nur wenig Tage vereinigt, weil sie, von der Mutter verlassen, bald sich zerstreuen. Höchst selten kommt es vor, daß diese ihre Kleinen gegen die Angriffe von Raubvögeln oder schwächeren Raubthieren zu vertheidigen wagt, und so ist es erklärlich, daß nur die wenigsten von den in einem Jahr gebornen Hasen groß werden. Wahrheitsliebende Jäger haben beobachtet, daß die brünstigen Mütter ihre eigene Brut oft abscheulich behandelten und außerdem gesehen, daß der alte Rammler junge Hasen aus reiner Bosheit umbringt.

Jung eingefangene Hasen werden leicht zahm, gewöhnen sich aber niemals an das Haus oder Gehöft ihrer Pfleger, sondern benutzen jede sich ihnen darbietende Gelegenheit, um ihre vollste Freiheit wieder zu erlangen. Sie lassen sich zu mancherlei Kunststücken abrichten, sind aber nicht im Stande, ihren Pflegern große Freude zu bereiten.

Die Feinde des Hasen hat Wildungen übersichtlich mit folgenden Worten zusammengestellt:

„Menschen, Hunde, Wölfe, Lüchse,
Katzen, Marder, Wiesel, Füchse,
Adler, Uhu, Raben, Krähen,
Jeden Habicht, den wir sehen,
Elstern auch nicht zu vergessen,
Alles, Alles will ihn — fressen."

Die zahlreiche Vermehrung unseres Lampe hat also ihr genügendes Gegengewicht.

Auch die Hasenjagd lieferte in früheren Zeiten ganz andere Ergebnisse, als gegenwärtig, wo selbst die hungrigen Bauern zum schonungslosesten Krieg gegen unsern Lampe befugt sind. Doch giebt es noch heutigen Tages Gegenden, in welchen auch der zünftige Waidmann seine Freude haben kann. In der Nähe von München werden, wie uns Kobell berichtet, auf den angestellten königlichen Jagden noch immer drei- bis vierhundert Hasen erlegt; und wenn auch dieses Ergebniß gering erscheinet gegen das der ehemaligen Jagden Herzogs Karl von Würtemberg, auf denen noch im Jahre 1782 gegen

ſechstauſend Haſen geſchoſſen wurden, ſo beweiſen ſie doch, daß die Fruchtbarkeit Meiſter Lampe's noch immer Großes zu leiſten vermag. Die Jagdarten ſelbſt ſind ſehr verſchieden. Für den ungeübten Jäger iſt der Anſtand die ergiebigſte Jagdweiſe, der geübtere ergötzt ſich auf Treibjagden und namentlich beim Keſſeltreiben, bei dem auch der Beobachter zu ſeinem Rechte kommt, weil die allſeitig umſtellten Haſen ihm die beſte Gelegenheit geben, alle ihre Liſten und Kniffe kennen zu lernen. Uns hat vor Allem die Lappjagd das meiſte Vergnügen gewährt, ſchon deshalb, weil ſie uns zwang, lange vor Tagesanbruch im Walde zu ſein, an deſſen Saume wir die von dem Geäſe zu Holz rückenden Haſen zu erwarten hatten. Das drollige Gebahren der Haſen, ſobald ſie die längs des Waldes ſich dahinziehenden Federlappen gewahr werden, der blinde Eifer ungeſchickter Jäger, welche nicht vermögen, ſchußgerechte Entfernungen im Dämmerlichte des Morgens abzuſchätzen und die fortwährende Spannung, in welcher man erhalten wird, weil man die Ergebniſſe der Jagd nicht ſofort erfahren kann, hat für jeden Jagdfreund etwas überaus Anziehendes.

Das Wildpret der Haſen iſt, wie allgemein bekannt, eine ſehr beliebte Speiſe, jedoch keineswegs bei Jedermann. Das moſaiſche Geſetz verbietet gradezu den Genuß des Haſen, das mahammedaniſche nicht minder, und mehr als einmal hat es blinde Eiferer gegeben, welche die alten Vorſchriften auch auf unſere Zeiten hätten übertragen mögen, ſodaß ſchon im 16. Jahrhundert ein Schriftſteller äußerte: „Wir ſind aber nun des alten Teſtamentes los und brauchen unſere chriſtliche Freiheit auch in dieſem Falle billig.“ Noch zu Karl's des Großen Zeiten war es verboten, Haſen zu eſſen, und daß wir es heute thun, verdanken wir eigentlich nur dem heidniſchen Dichter Martial, deſſen Worte:

„Inter quadrupedes gloria prima lepus“

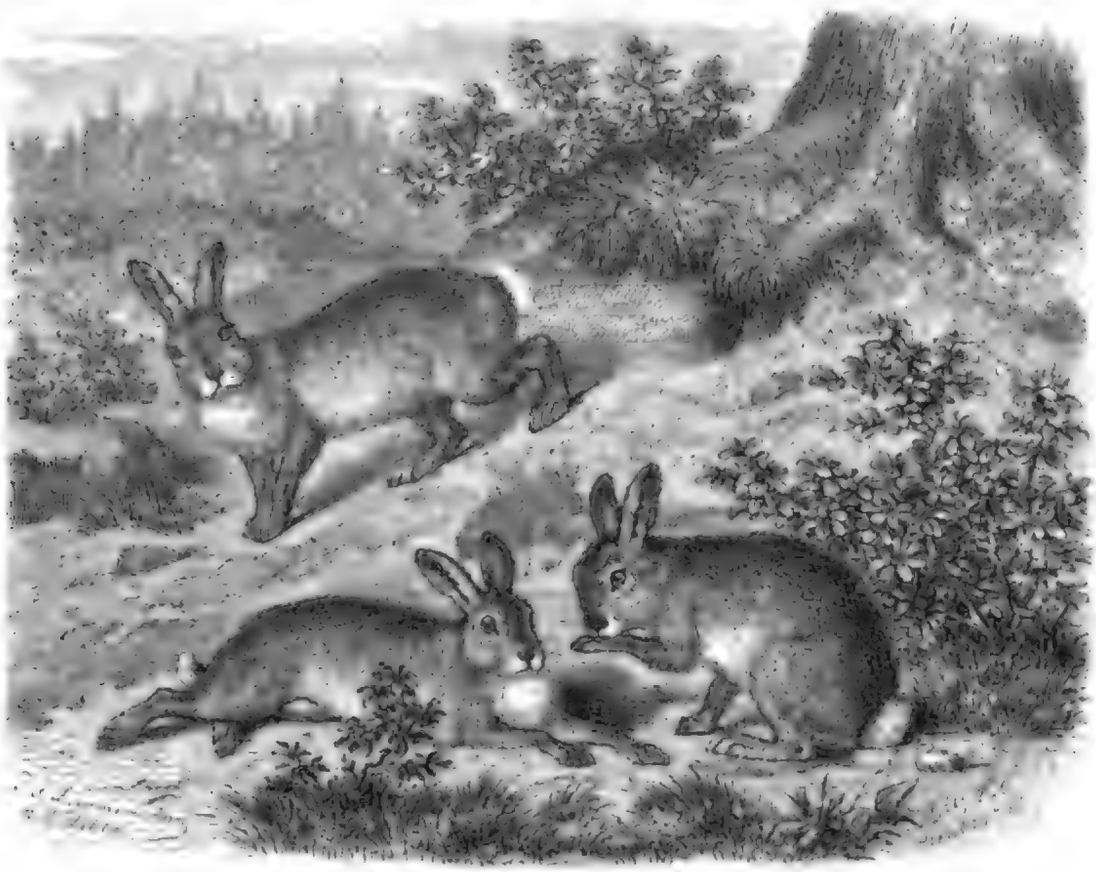
gerechte Würdigung allſeitig gefunden haben. Außer dem Wildpret benutzt man den Winterbalg zu Pelzwerk, die Wolle zu Hüten und die enthaarte Haut zu feinem Lederwerk. Demungeachtet dürfte der Schaden, welchen der Haſe im Feld und Wald anrichtet, kaum durch dieſe Verwerthung von Wilpret, Balg und Wolle aufgewogen werden. —

Das Kaninchen, Lepus Cuniculus, unterſcheidet ſich von unſeren Haſen durch ſeine geringere Größe, die kürzeren Hinterläufe und Löffel, ſowie durch die grauliche Färbung. Auf der Oberſeite iſt der Pelz gelbbräunlich-

grau, vorn mit Rothgelb gemiſcht, an den Seiten in's Weißliche ſpielend, unten wie beim Haſen weiß, am Vorderhals dagegen roſtgelblichgrau und am Unterhalſe, wie im Nacken roſtroth. Der Schwanz iſt oben ſchwarz, unten weiß, an der Spitze roſtfarbig; das Ohr iſt ſchwarz gekantet. Die Länge des erwachſenen Kaninchenrammlers beträgt höchſtens 18 Zoll, das Gewicht ſelten mehr als 5 Pfund.

Das Kaninchen iſt in Südeuropa häufiger, als bei uns zu Lande und

Fig. 22.



Das Kaninchen, Lepus Cuniculus.

fehlt im höheren Norden. Man nimmt an, daß es nördlich von den Alpen erſt eingeführt ſei. Spanien iſt ſeit alten Zeiten wegen ſeines Kaninchenreichthums berühmt oder berüchtigt geweſen.

In ſeinem Weſen und in ſeiner Lebensweiſe hat das Kaninchen große Aehnlichkeit mit dem Haſen. Seine Begabungen und Fähigkeiten, ſeine Bewegungen und ſeine Stimme, die Eigenſchaften und Gewohnheiten ſind weſentlich denen ſeines Verwandten gleich. Was dem Kaninchen eigenthümlich iſt, ſteht mit ſeiner bezüglichen Größe und Bauart im Einklange. Die

kürzeren Läufe befähigen es zu einem mehr huſchenden, als ſpringenden Lauf und zugleich zum Graben. Es iſt mehr Erdthier als der Haſe; es lebt mehr unter, als über dem Boden. Bei Tage liegt es in einem ziemlich verzweigten, ſelbſtgegrabenen Bau verborgen, gegen Abend treibt es ſich im Walde oder in deſſen Nähe umher und äſt ſich. Es entfernt ſich ſelten weit vom Bau, weil es zwar gewandt, aber nicht beſonders ſchnell läuft, und im flachen Felde durch behende Feinde ſehr gefährdet ſein würde; es kehrt auch bei Gefahr immer raſch zum Bau zurück. Wenn es ſich ganz ungeſtört weiß, treibt es ſich wohl auch bei Tage außerhalb ſeiner Röhre umher, doch nur, wenn der Bau im Dickicht liegt. Manchmal bewohnt es ein und denſelben Bau mit ſeinem Erzfeind Reinecke.

Das geiſtige Weſen des Kaninchens erſcheint uns edler, als das ſeines Verwandten. Das Kaninchen iſt ſeinen Feinden gegenüber vielleicht noch furchtſamer, aber entſchieden klüger, verſchmitzter und liſtiger, und zeigt ſich im Umgange mit Anderen ſeiner Art geſelliger und treuer, als der Haſe. Es hängt feſter an ſeinem Gatten und liebt ſeine Kinder wärmer. Der Vater zeigt ſich zwar ebenfalls oft grauſam gegen ſeine Nachkommenſchaft, möglicher Weiſe aus — übergroßer Zärtlichkeit, behandelt ſie aber ſpäter mit viel Liebe, und die Mutter erfüllt ihre Pflichten mit treuer Hingebung. Hierin iſt jedenfalls die Haupturſache ſeiner überraſchenden Vermehrung zu ſuchen.

Die Paarung findet vom Winter an bis in den Spätherbſt ſtatt. Eine Kaninchenhäſin kann achtmal in einem Jahre Junge zur Welt bringen, und da ſie jedesmal deren 4 bis 8 zu ſetzen pflegt, eine ganz anſehnliche Nachkommenſchaft erzeugen. Man hat berechnet, daß ein einziges Paar binnen 4 Jahren eine Nachkommenſchaft von 1,250,000 Stücken erzeugen würde — gebe es keine Feinde und immer günſtiges Wetter. Das eigentliche Neſt wird ſtets mit den Bauchhaaren der Kaninchenhäſin weich ausgefüttert; die Jungen verweilen ſo lange in dem warmen und geſchützten Orte, bis ſie hinreichend erwachſen ſind, und auch nach dem Ausfahren kehren ſie noch regelmäßig zum Bau zurück.

Die Feinde des Kaninchen ſind dieſelben, welche dem Haſen nachſtellen; nur wenige aber befehden das unterirdiſch lebende Geſchöpf mit beſonderem Erfolg. Selbſt der Menſch ſteht dem Nager oft machtlos gegenüber. Das Kaninchen vermehrt ſich zuweilen in Beſorgniß erregender Menge und ſcheint

aller Vertilgungsmaßregeln zu ſpotten. Für den ungeübten Schützen iſt es nicht eben leicht, das überaus gewandt zwiſchen dem Gebüſch dahinhuſchende Thier zu erlegen, und Fanganſtalten aller Art führen auch nicht immer zum Ziel. Am ergiebigſten iſt die Jagd mit dem Frettchen, deren wir bereits gedacht haben, und ſie wird deshalb in allen ſüdlichen Ländern Europa's leidenſchaftlich betrieben. Der Nutzen des erbeuteten Kaninchens iſt geringer, der Schaden, welchen das lebende anrichtet, dagegen viel bedeutender, als bei dem Haſen. Unter Umſtänden kann das Kaninchen zur Landplage werden. Man mag ſich alſo hüten, es in Gegenden, wo es noch nicht heimiſch iſt, einzubürgern, denn Dies iſt ungleich leichter, als es wieder los zu werden.

Achter Abschnitt.

Das Federwild.

Dem Forscher ist es stets erfreulich, wenn er so recht von Herzensgrund mit dem Jäger und Forstmann übereinstimmen kann, am erfreulichsten aber, wenn er selbst mit Lust und Liebe dem edeln Waidwerk obliegt oder sich um das Gedeihen und Bestehen des Waldes bekümmert und für dasselbe wirkt. Das Federwild unserer deutschen Waldungen giebt glücklicher Weise zu verschiedenen Anschauungen der eben genannten Drei keine Veranlassung. Unser Gerechtigkeitsgefühl verlangte bei Besprechung des Haarwilds, den Waidmann zurückzusetzen, um dem Forscher und Forstmann gerecht zu werden. Wir mußten die Bitte um Schonung, welche wir zu Gunsten der Thierwelt einlegen, wo es nur immer angeht, unausgesprochen lassen, weil wir uns nicht verhehlen durften, daß sie eine ungerechtfertigte sei. Für unser Federwild aber können wir ohne Bedenken in die Schranken treten und gleich von vorn herein unsern Wunsch laut werden lassen, daß diese Zierde der Waldungen uns doch noch recht lange ungeschmälert erhalten bleiben möge. Zwar werden wir vielleicht nicht ganz unangefochten bleiben; die Wenigen aber, welche wegen der von dem Auer- oder Birkenwild verzehrten Baumknospen und Nadeln ein großes Geschrei erheben, sollen uns nicht beirren. Wir wissen, daß unser Federwild den Wald nicht im Geringsten gefährdet.

Wie das Haarwild, gehört auch das jagdbare Geflügel des Waldes im engeren Sinne nicht ein und derselben Ordnung an. Die fünf Vogelarten, welche es bilden, vertheilen sich vielmehr auf die Ordnung der Hühner und die Ordnung der Sumpfvögel. Die erstere ist die zahlreichere, die letztere wird nur durch ein einziges Mitglied vertreten. Wir folgen dem System, wenn wir die Hühner in erster Reihe betrachten.

Unſere Waldhühner gehören zu den anziehendſten Thieren ihres Gebiets. Sie zeichnen ſich ebenſo ſehr durch Geſtalt und Befiederung, wie durch Lebensweiſe und Betragen aus. Auch wenn man die ſehr zahlreiche Zunft der Hühner im Allgemeinen mit ihnen vergleicht, und ſelbſt wenn man die farbenprächtigen Verwandten anderer Erdtheile ihnen zur Seite ſtellt, behaupten ſie noch den hohen Rang, welchen ſie innerhalb ihrer Ordnung einnehmen. Sie ſind ſtattliche und ſchön gefärbte Vögel; namentlich die Hähne ſind durch ihre Größe und Befiederung ausgezeichnet. Ihre unterſcheidenden Merkmale liegen in dem ſtarken, dicken, hakenartigen Schnabel und den bis zu den Zehen herab befiederten Füßen, welche im Winter und im Frühjahre ſeitlich mit eigenthümlichen franſenartigen Horngebilden, den ſogenannten Balzſtiften, beſetzt ſind. Die Männchen ſind faſt um ein Drittheil größer, als die Weibchen und auch regelmäßig anders gefärbt, obwohl nur bei einigen Arten der Unterſchied Jedermann in die Augen ſpringt. Bei den Edelwaldhühnern zeigt ſich das Gefieder der Hähne durch eine dunkele, metalliſchglänzende Farbe aus, während die ſchwächeren Weibchen, wie die Hennen insgemein, ein Kleid tragen, welches ſich der Geſammtfärbung des Bodens auf das Innigſte anſchließt. Bezeichnend für die Waldhühner ſind zwei nackte, mit Warzen oder hornartigen Blättchen bedeckte Hautſtellen von hochrother Farbe über den Augen, welche man kurzweg Augenbrauen zu nennen pflegt. Der obere Rand dieſer Brauen iſt abſtehend und kammartig ausgezackt. Die Befiederung iſt eine ſehr reiche, dichte und mittelharte; ſelten nur ſind einige Federn verlängert. Gewöhnlich ſind die kurzen Flügel ſtark gewölbt und gerundet, indem die erſte Feder kurz, die zweite etwas länger und die dritte oder vierte am längſten erſcheint. Der Schwanz, welcher aus 16 bis 18 harten Federn beſteht, iſt verſchieden geſtaltet, immer aber breit und kurz. 14 Hals-, 7 Rücken- und 7 Schwanzwirbel ſetzen die Wirbelſäule zuſammen. Das Bruſtbein iſt breit, die Knochen ſind verhältnißmäßig kräftig.

Mit Ausnahme der Schneehühner, welche zu derſelben Familie zählen, bewohnen die Waldhühner, ihrem Namen entſprechend, Waldungen, am liebſten ſolche in Gebirgsgegenden. Sie ſind Standvögel, welche nur durch ſtarken Schneefall und bezüglich Nahrungsmangel von den höheren Gebirgen in die Niederung herabgedrückt werden und immer nach dem früheren Gebiete zurückkehren, ſobald ſich die Umſtände geändert haben. Einen guten Theil

ihres Lebens bringen sie auf den Bäumen zu; auf den Boden herab kommen sie, um dort Nahrung zu suchen und um zu brüten.

Die Begabungen der Waldhühner sind gering. Sie sind weder besonders bewegungsfähig, noch geistig vor anderen Vögeln ausgezeichnet. Ihre Bewegungen sind verhältnißmäßig schwerfällig; nur der Lauf ist rasch, ausdauernd und fördernd, der Flug dagegen hart, langsam und ermüdend. Unter den Sinnen stehen Gehör und Gesicht obenan. Der Verstand ist unbedeutend. Die Waldhühner sind zwar scheu und vorsichtig im hohen Grade, geben aber sonst keine Beweise wirklicher Klugheit.

Das gesellige und Familienleben aller Arten dieser Gruppe hat sehr viel Eigenthümliches. Die Hähne leben regelmäßig einsiedlerisch für sich und niemals in wirklicher Ehe mit ihren Hennen, sondern in der entschiedensten Vielweiberei. Sie sind brünstig im höchsten Grade, bekümmern sich aber nur so lange um die Hennen, als ihre Liebeszeit währt, und an der Erziehung ihrer Kinder nehmen sie nun vollends nicht den geringsten Antheil. Die Paarungslust verändert ihr ganzes Wesen und Treiben; sie macht die brünstigen Hähne halb oder ganz toll, begeistert sie zu den sonderbarsten Liebesgesängen und feuert sie zu heftigen Kämpfen mit allen Gleichgesinnten an, läßt sie sogar Artunterschiede gänzlich vergessen und reißt sie zu unnatürlichen Verbindungen hin. Die Hennen theilen die Gefühle der Hähne, obwohl sie dieselben nicht in so lauter Weise kundgeben. Nach erfolgter Befruchtung legen sie 8 bis 16 Eier in ein einfaches, unordentliches Nest auf den Boden und bebrüten sie mit dem größten Eifer, wie sie sich auch späterhin allen mütterlichen Sorgen und Mühen mit bewunderungswürdiger Hingebung unterziehen. Die Jungen lernen schon in so früher Jugendzeit fliegen, daß ihre Schwingen für das sich fortwährend vermehrende Gewicht des Körpers bald zu schwach werden und bis zum Erwachsensein einige Male gewechselt werden müssen, um den Erfordernissen zum Flug zu genügen. In der frühesten Jugend ernähren sich unsere Thiere hauptsächlich von Kerbthieren und deren Larven, später äsen sie sich von Sämereien, Beeren, Waldfrüchten, Knospen und Blättern.

Leider hindert eine nahmhafte Anzahl von Feinden die von jeden waidgerechtem Jäger so sehnlich erwünschte Vermehrung der Waldhühner. Die ganze Gesellschaft, welche Wildungen in den weiter oben erwähnten Versen zusammenfügte, befehdet auch die Hühner, deren Wildpret ihnen ebenso wohl-

ſchmeckend erſcheint, als uns. Nachtheiliger noch wirkt die Verminderung des Waldes ſelbſt. Schon jetzt ſind einzelne Arten in Gegenden, welche ſie früher häufig bevölkerten, vollkommen ausgerottet worden.

1. Das Auerhuhn, Tetrao Urogallus Linné.

„An den Auerhahn denk, an den Auerhahn,
Der Allen an Stolz und Pracht voran.“

ſo ruft Kobell dem Waidmann zu: — und welchen Waidmann gäbe es, der zur Zeit, wo dieſer ſtolze Vogel des Waldes in früher Morgenſtunde ſeinen Liegesgeſang durch den Wald ruft, auch nur eine Stunde des Tages verleben könnte, ohne an ihn zu denken! Nicht der balzende Auerhahn nur iſt aufgeregt in der Zeit ſeiner Liebe: auch der Jäger, der zu den Glücklichen gehört, welche dieſen Vogel unter ihren Schutzbefohlenen zählen, theilt ähnliche Gefühle. Man muß ſelbſt durch den Wald geſchlichen ſein in dämmernder Frühlingsmorgenſtunde, unhörbar den Athem an ſich gehalten, jedes Geräuſch vermeidend, vorſichtig den Fuß auf die Moos- oder Schneedecke ſetzend, doch nur ſo lange der balzende Hahn eben ſchleift — mit einem Worte, man muß der Auerhahnbalze ſelbſt beigewohnt haben, um ſolche Aufregung zu verſtehen.

Das Auerhuhn, welches auch Ur-, Ohr-, Wald-, Alpen-, Gurgel-, Grugel- oder Spill-, Ried-, Federhuhn, großes Waldhuhn, wildes Huhn und Bergfaſan genannt wird, kann mit keinem ſeiner bei uns wohnenden Verwandten verwechſelt werden, denn es iſt mindeſtens noch einmal ſo groß, als die übrigen bei uns lebenden Verwandten, mit der alleinigen Ausnahme der von ihm und dem Birkhuhn erzeugten Baſtarde. Außerdem unterſcheidet es der ſtarke, abgerundete Schwanz, der große, dicke hellgefärbte Schnabel und die Zeichnung. Der Auerhahn iſt ein ſtolzer, herrlicher Vogel von $3\frac{1}{2}$—$3\frac{3}{4}$ Fuß Länge, 4—$4\frac{3}{4}$ Fuß Breite und 8—10 Pfund Gewicht. Die Geſtalt iſt ſtark, kräftig und gedrungen, die Befiederung dicht und derb, an Kinn und Kehle bartartig verlängert, der Schwanz breit und groß, der ſehr gewölbte Flügel dagegen kurz, der Fuß ſtark und kurzzehig, die Färbung im Allgemeinen dunkel aſchgrau oder düſter ſchwarz, an Gurgel und Bruſt glänzend ſtahlgrün, am Hinterhals dunkel aſchgrau und ſchwarz gewäſſert, auf Rücken und Steiß bei gleicher Grundfärbung aſchgrau und roſtbraun überpudert, auf dem Oberflügel ſchwarzbraun,

roſtfarben gewäſſert, am Unterkörper ſchwarz und weiß gefleckt, welch letztere Färbung namentlich am Hinterbauche vorherrſchend wird. Der Augenſtern iſt braun, die Braue hochroth.

Das Weibchen iſt bedeutend kleiner. Seine Länge beträgt nur 27—30 Zoll; ſeine Breite ſchwankt zwiſchen 42 und 45 Zoll, ſein Gewicht zwiſchen $3^3/_8$ und 5 Pfund. Das Federkleid hat mit jener des Männchens kaum Aehnlichkeit. Die Färbung iſt ein Gemiſch von Schwarzbraun, Roſtgelb und Roſtgraugelb. Kopf und Oberhals ſind ſchwärzlich, roſtgelb und aſchgrau quer geſtreift, Kehle und Vorderhals roſtrothgelb, die Oberbruſt iſt roſtroth und der übrige Unterkörper roſtrothgelb mit ſchwärzlichen und weißlichen unterbrochenen Querbinden. Der Schnabel iſt dunkler, als beim Männchen, der rothe Augenfleck ſchmäler, kürzer und bleicher.

Sehr verſchieden von den Alten ſind die Jungen gefärbt, und zwar verſchieden je nach dem Alter, welches ſie eben erreicht haben; denn ſie wechſeln bis zum Erwachſenſein fünfmal ihr Federkleid. Das eben aus dem Ei gekrochene Auerhuhn trägt die zarte Befiederung, welche wir an unſeren Küchlein zu ſehen gewohnt ſind. Die Färbung iſt oben ein Gemiſch aus Roſtbraun und Roſtgelb, unten ein mattes Schwefelgelb. Die Stirn und ein Streifen durch's Auge iſt roſtgelb, der Hinterkopf roſtfarben, die Seiten des Kopfes ſind roſtſchwefelgelb, durch dunkelbraune oder ſchwärzliche Striche und Flecken hinter den Augen und Naſenlöchern unterbrochen. Der Rücken iſt roſtroth und roſtfarben, ſchwärzlich und braun gefleckt und geſtreift, der Unterleib gleichfarbig. Schon wenig Tage nach dem Auskriechen brechen die Schwungfedern hervor, bald nach ihnen die Rücken- und endlich die Bruſtfedern. Dann erhält das Küchlein ſein erſtes eigentliches Federkleid. Bei ihm ſind die kleinen Federn des Kopfes, Hinterhalſes und Rückens grauſchwarz, am Grunde weißlich, an der Spitze roſtgelblich geſchäftet und ſchwarz und roſtgelb in der Quere geſtreift, die Federn des Unterleibes roſtgelbbraun, gefleckt und gebändert, die Schwungfedern aber grauſchwarz, und ebenſo gezeichnet. Im zweiten Federkleide, welches wiederum nur wenige Tage ſpäter angelegt wird, treten auf den Federn des Kopfes und Hinterhalſes dunklere Querbinden und Zickzacklinien hervor, und auch der roſtbraune Rücken iſt im Zickzack ſchwärzlich und zwar quer gewellt. Die Stelle unter den Augen iſt bräunlich, roſtfarben und weiß gefleckt, die Kehle grauweiß mit tiefgrauen Spitzenkanten und verdeckten Querflecken, der Vorderhals roſt-

gelblich weiß mit ſchwarzen Querbinden und roſtfarbigen Spitzenkanten, der übrige Unterkörper ein Gemiſch von Weiß und Roſtgelbbraun mit ſchwarzer Querbänderung. Bis jetzt ſind Männchen und Weibchen einander ähnlich gefärbt; doch zeigt ſich bereits in der Größe der Unterſchied beider Geſchlechter. Das Kleid des jungen Weibchens geht nun ohne merkliche Farbenunterſchiede in das des alten Vogels über; der junge Hahn hingegen hat noch einen deutlich zu unterſcheidenden Federwechſel durchzumachen. Die ſchwarzgrauen Federn des Kopfes, welche auf der Stirn in's Roſtfarbige ſpielen, erhalten eine äußerſt feine, hellaſchgraue Wäſſerung, der Hinterhals und die Halsſeiten, der Unterrücken und Steiß, welche aſchgrau gefiedert ſind, dagegen feine ſchwarze Zickzacklinien, die Federn des Oberrückens, deren Grundfärbung roſtbraun iſt, aber ſchwarzbraune Zickzacklinien. Die Befiederung der Kehle wird grauweiß mit ſchwärzlichen Spitzenkanten, die Federn des Vorderhalſes zeigen auf weißlichem Grunde aſchgraue Fleckenzeichnung und Wäſſerung, jene des ſchwarzen Kopfes roſtbraune und graue Spitzenkanten, die Federn der Mitte der Bruſt auf ſchwarzem Grunde roſtfarbene Flecken, weiße Spitzen und ſchwärzliche, die Federn des Bauches und der Schienbeine endlich eine aus weiß und grauweiß gemiſchte Färbung. Auch dieſes Kleid trägt der junge Auerhahn nur kurze Zeit; denn ſchon, wenn er nur die Hälfte der Größe erreicht hat, brechen die Federn des ausgefärbten Kleides hervor, an Flügeln und Schwanz zuerſt, dann an den Seiten der Bruſt und endlich am übrigen Körper. Dieſer letzte Federwechſel vollendet ſich weit langſamer, als die früheren, und der Vogel hat, wenn ſein Kleid vollendet iſt, auch faſt ſeine volle Größe erreicht. Später haben nur noch die verſchiedenen Jahreszeiten einigen, aber ſehr geringen Einfluß auf die Färbung des Gefieders.

Wir haben mit aller Abſicht den vielfachen Wechſel des Gefieders ausführlich beſchrieben, weil er ein Stück der Jugendgeſchichte unſeres Auerhahnes iſt. Das Verdienſt der Beobachtung und Beſchreibung aller dieſer Veränderungen, welches das Auerhuhn durchzumachen hat, gebührt dem Altmeiſter unſerer deutſchen Vogelkundigen, Chriſtian Ludwig Brehm, dem wir bei unſerer Beſchreibung auch gefolgt ſind. Von dieſem Naturforſcher rührt auch die beſte Lebensſchilderung des Auerhahnes her, welche bis jetzt veröffentlicht worden iſt.

Zuſammenhängende Waldungen, beſonders ſolche, in welchen Laubholz mit Nadelbäumen abwechſelt, ſonſt aber auch reine Schwarzwälder, bilden

den Aufenthalt des Auerhuhns. Es verbreitet ſich über den größten Theil Europa's: von den Pyrenäen und dem ſüdlichen Abhange der Alpen an reicht es bis nach Lappland hinauf; außerdem findet es ſich in dem größten Theile des ſüdlichen Sibirien. Im Norden iſt es häufiger, als bei uns, obwohl es hier weit mehr geſchont wird, als in jenen Ländern, wo jeder Bauer das Recht zur Jagd hat. Nur bei ſehr hohem Schnee und beſonders rauhem Wetter verläßt das Auerwild ſeinen Stand im Hochgebirge und zieht ſich in etwas tiefere Gegenden herab, kehrt aber immer ſobald als möglich zu dem früheren Orte zurück. Während des Tages gewahrt ſelbſt der aufmerkſame Beobachter ſelten eine Spur dieſes ſcheuen und vorſichtigen Wildes. Hahn und Henne, jedes Geſchlecht abgeſondert, äſen ſich dann auf dem Boden, namentlich im Dickicht zwiſchen Haidegräſern und dgl. und überhaupt da, wo Jedes ſich möglichſt verſtecken kann. Gegen Abend bäumen alle flugbaren Auerhühner, um ſich vor Gefahr zu ſchützen, und bei recht hohem Schnee kommt es vor, daß eine Kette tagelang nur auf Bäumen verweilt, dort von den Knoſpen und Nadeln der Fichten, Tannen und Kiefern ſich äſend.

Unter ſeinen Verwandten erſcheint das Auerhuhn als das ſchwerfälligſte. Der Hahn iſt ein ziemlich ungeſchickter, oder vielleicht richtiger, ein ernſtruhiger Vogel. Sein Gang iſt gut, obwohl gemeſſen. Dabei trägt er den Leib faſt wagrecht, den Hals eingezogen, aber etwas vorgelegt, den Steiß oder den Schwanz gegen den Boden herab geſenkt. Der Flug iſt eine Reihe ſchneller, rauſchender Schwingenſchläge, welche bald ermüden. Deshalb fliegt unſer Wild auch niemals weit und noch weniger hoch. Die Henne iſt etwas behender in ihren Bewegungen, als der Hahn, im Vergleich zu dem gewandten Birk- oder Haſelhuhn jedoch noch ſehr langſam und ungeſchickt. Unter unſerem Waldgeflügel gehört das Auerwild zu dem ſcheueſten von allen. Sein ganz vortreffliches Geſicht und Gehör läßt es eine Gefahr ſchon von Weitem wahrnehmen, und ſobald es etwas Verdächtiges merkt, ſteht es augenblicklich auf und fliegt davon. Nur der Sinn des Geruchs iſt weniger ausgebildet. Den balzenden Auerhahn kann ſich der Jäger mit jedem Winde nahen, ohne befürchten zu müſſen, gewittert zu werden. Stürmiſches Wetter ſcheint auch auf das Auerwild einen ſehr großen Einfluß zu üben und ſeine Scheu und Vorſicht zu vermehren.

Die Aeſung iſt eine gemiſchte. Alle möglichen Arten von Kerbthieren, ſodann Regenwürmer, kleine Schnecken und endlich Knoſpen, Blätter,

Beeren, Früchte, Sämereien, bilden die gewöhnliche Nahrung unserer Vögel. Im Winter nähren sie sich oft lange ausschließlich von Fichten-, Kiefern- oder Tannennadeln und besonders gern von den noch kleinen und grünen Zapfen der genannten Bäume. Wie die meisten übrigen Hühner verschlucken auch sie kleine Kiesel und Sand, welche jedenfalls dazu dienen, die grobe Nahrung im Magen verkleinern zu helfen. Frisches Wasser ist dem Auerwild ein Bedürfniß. Es trinkt nicht nur, sondern badet sich auch gern im Wasser, ganz gegen anderer Hühner Art.

Wie schon bemerkt wurde, lebt der stolze Hahn bis gegen die Balzzeit hin einsiedlerisch und fern von den Hennen, welche besondere Ketten zu bilden pflegen. Die Balze verändert sein ganzes Wesen. Der Begattungstrieb ist bei allen in Vielweiberei lebenden Vögeln stärker, als bei denen, welche ein wirkliches Eheleben führen. So auch bei unseren Auerhähnen. Je nach der Jahreszeit und der Oertlichkeit, in gemäßigten Gegenden und bei guter Witterung also früher, als in nördlichen Ländern oder im Hochgebirge und bezüglich bei schlechter Witterung, jedenfalls aber im April, beginnt die Balzzeit. Früher als im Monat Februar balzt der Auerhahn nie und später als im Monat Mai nur in den nördlichsten Gegenden Europa's, in Lappland z. B., wo der eigentliche Frühling ja erst im Juni oder Juli einzutreten pflegt. Die Balze selbst geschieht folgendermaßen. Der Auerhahn stiebt Abends auf demselben Baume ein, auf welchem er am nächsten Morgen balzen will und bringt auf ihm die Nacht zu. Sofort nach dem Einstieben steht er mehrere Minuten lang bewegungslos und beobachtet Alles um sich herum mit außergewöhnlicher Aufmerksamkeit. Das geringste Geräusch bewegt ihn, sich einen andern Baum, oft weit entfernt davon, zu suchen. Bleibt Alles ruhig, so pflegt er eine besondere Halsbewegung zu machen, als wenn er sich erbrechen wollte oder dem Ersticken nahe wäre und giebt dann einen gewissen Ton von sich, welchen der Jäger mit „würgen" oder „kröpfen" bezeichnet, einen Ton, welcher ungefähr mit dem Grunzen eines jungen Schweines verglichen werden kann. Von den meisten Jägern wird dieses Zeichen als ein gutes und unfehlbares für die morgende Balze genommen. Sodann verweilt der Hahn bis kurze Zeit nach Mitternacht still und ruhig auf seinem Platze. Morgens zwei Uhr, spätestens eine halbe Stunde nachher, beginnt der Liebesgesang, zunächst mit dem Schnalzen oder Schnappen. Der Hahn streckt den

Kopf vor, ſträubt die Kopf- und Kehlfedern, ſchnalzt und fängt nun zu ſchlagen an, bis er mit dem Hauptſchlag das Vorſpiel endet und nun zum „Vers- oder Geſetzelmachen," dem Schleifen oder Wetzen übergeht. Der erſte Schlag iſt vergleichbar dem Ausrufe „tod", dann folgt „tödtödtöd", mit immer ſich ſteigernder Schnelligkeit „tödödödöd", bis zum ſtärkeren Hauptſchlage „klak". Das Schleifen ſelbſt mit Worten auszudrücken, iſt kaum möglich, es nachzuahmen, auch dem geübteſten Jäger niemals gelungen. Am beſten läßt es ſich noch mit dem Wetzen eines langen Tiſchmeſſers an einer Senſe vergleichen und ungefähr durch die Silben „heideheideheiderei" ausdrücken. Es währt 3½ bis 4 Sekunden, niemals länger. Mit Beginn des Schleifens oder Einſpielens ſchlägt der Hahn ſein Spiel in ein Rad und dreht es beſtändig nach auf- und abwärts, läßt die Flügel hängen und ſchlägt und zittert mit ihnen, richtet den Hals und die Lichter nach aufwärts, trippelt auf dem Aſte hin und her, tritt dabei kleine Aeſtchen und Nadeln ab und iſt in ſo hohen Grad von Verzückung gekommen, daß er nicht ſelten regelmäßig taub iſt gegen Alles, was vorgeht. Die meiſten Jäger behaupten, daß er nicht ſehen könne, Chr. L. Brehm aber hat ſich durch Schwenken eines weißen Taſchentuches unter dem balzenden Hahn oder durch Funkenſchlagen überzeugt, daß er auch während des Schleifens recht gut ſehen kann. Bis gegen die Morgendämmerung hin währt in kurzen Zwiſchenräumen dieſes ſonderbare Liebesſpiel. Dann vernimmt der achtſame Beobachter in der Nähe vielleicht das ſanfte „Backbak" der durch den Balzgeſang aufgeregten Hennen, und plötzlich ſteht der Hahn ab und begiebt ſich nun zu dieſen, um ſie zu betreten. Noch heutigen Tages ſind die Meinungen darüber getheilt, ob die Hennen ſich vom balzenden Auerhahn anlocken laſſen, oder ob dieſer ihrem Aufenthaltsort auch ohne beſondere Einladung zufliegt; nur ſoviel weiß man, daß der brünſtige Hahn, welcher oft weit nach den Hennen fliegt, ſofort nach ſeiner Ankunft auch auf der Erde balzt, um die Hennen herumgeht und ſie dann betritt, an einem Morgen vielleicht ihrer drei oder vier. Sicher iſt, daß die Hennen an der Balze den regſten Antheil nehmen und erwieſen, daß ſie den beſten Balzhahn bevorzugen. Daher kommt es denn auch, daß zuweilen in der Nähe der Hennen die hitzigſten Kämpfe unter den verliebten Hähnen vorkommen, bei denen dieſe manchmal ihre Sicherheit leichtſinnig auf das Spiel ſetzen, daß ſie ſelbſt mit den Händen ergriffen werden können. Einzelne Hähne werden durch dieſe Streitig-

keiten äußerſt raufluſtig und fallen auch andere Geſchöpfe und ſogar den Menſchen an. So erzählt Wildungen, daß im Anſpach'ſchen ein Auerhahn zwei Holzbauern wüthend überfiel, mit den Flügeln heftig ſchlug und mit dem Schnabel biß, und Dies auch mehrere Morgen hinter einander fortſetzte, bis er von dem berechtigten Jäger während eines ſolchen Anfalls eingefangen wurde. In der Nähe von Renthendorf, Brehm's Wohnorte, lebte ein ähnlicher Raufbold, welcher die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Während und nach der Balzzeit hielt er ſich in der Nähe eines ziemlich beſuchten Weges auf und näherte ſich zudringlich den Vorübergehenden, lief neben ihnen her, biß ſie in die Beine, ſchlug ſie mit den Flügeln und war kaum zu verſcheuchen. Ein Jäger ergriff ihn und trug ihn nach einem zwei Stunden entfernten Orte, wo er ihn frei ließ. Am andern Tage war er wieder auf ſeinem alten Platze und wurde nochmals gefangen, um von Neuem zu dem Förſter gebracht zu werden. Anfangs verhielt er ſich ruhig, bald aber begann er zu kratzen, ſodaß er dem Träger den Rock zerfetzte und ihn überhaupt ſo zurichtete, daß er ihn fliegen ließ. Unter den Holzdieben entſtand der Glaube, daß die Jäger einen böſen Geiſt in dieſen Vogel gebannt hätten, und dieſer Wahn erhielt dem Auerhahn auch mehrere Monate das Leben, bis er endlich von einem weniger Gläubigen ergriffen und getödtet wurde. Ein anderer in Schleſien nahm nicht blos Leute, ſondern auch die Pferde der Forſtbedienten an, und einem dritten im Steigerwalde gefiel es, wie Kobell berichtet, ſich zu den Haushühnern zu geſellen, wobei er den armen Gockel, welcher ihn wegweiſen wollte, furchtbar zerzauſte. — Zuweilen kommt es vor, daß bereits im Februar Auerhähne balzen, und junge Hähne pflegen ſich oft ſchon im erſten Herbſt ihres Lebens im Auguſt und September in ihrem Liebesgeſange zu üben.

In Mitteldeutſchland macht die befruchtete Henne gewöhnlich Anfangs Mai Anſtalt zum Neſte, d. h. ſcharrt ſich auf Schlägen, zwiſchen einzelnen Büſchen, im langen Graſe, Haidekraut oder Beergeſträuche eine einfache Vertiefung aus, legt einige Reiſer dahinein und beginnt nun zu legen. Junge Hennen legen ſelten mehr, als 6 bis 8, ältere 12 bis 14 Eier. Die Brutzeit währt 28 bis 30 Tage. Gegen das Ende dieſer Zeit hin ſitzt die Henne ſo feſt auf ihrem Neſte, daß ſie ſich von den Eiern wegnehmen und wieder hinſetzen läßt, ohne irgend welche Furcht zu zeigen oder das Neſt durch Wegfliegen zu verlaſſen. Dieſe geringe Vorſicht wird dem armen

Thiere leider oft verderblich; denn auch vor Füchsen und andern Raubthieren nimmt sie sich wenig in Acht, ja, man kennt ein Beispiel, daß eine brütende Auerhenne von einer Kuh todt getreten wurde. Andererseits aber giebt sie dem Jagdliebhaber auch Gelegenheit, das Nest zu hudern, d. h. mit einer Einzäunung oder Einfriedigung rings zu umgeben, welche die meisten Feinde abhält, die Henne aber nicht im Geringsten stört. Die Jungen laufen schon wenige Stunden nach ihrem Auskriechen mit der Mutter weg und werden jetzt von dieser mit der größten Liebe und Sorgfalt geschützt. Wahrhaft rührend ist es zu sehen, wie die Alte sich bei dem Erscheinen eines Menschen oder eines Feindes der augenscheinlichsten Gefahr aussetzt, um ihre Brut zu schützen. Die Jungen sind im Nu verschwunden; denn sie wissen sich so gut zu verstecken, daß es schwer wird, eins von ihnen zu bemerken. Die Gleichmäßigkeit ihres Jugendkleides mit dem Boden des Waldes kommt ihnen dabei trefflich zu statten. Sobald sie sich geborgen haben, flattert, hinkt und fliegt die Henne vor dem Feinde dahin, immer in einem gewissen Abstand, lockt ihn weiter und weiter vom Platze weg, auf welchem die Jungen sich bargen, steht endlich, wenn sie ihren Zweck erreicht zu haben glaubt, plötzlich auf und kehrt in großen Bogen rasch zu den harrenden Kleinen zurück, welche sie mit zärtlichem „Gluckgluck“ bald um sich versammelt. In der ersten Jugend äsen sich die Jungen hauptsächlich von Kerbthieren, vor Allem von Ameiseneiern, welche die Alte durch Aufscharren der Haufen bloßlegt. Den ganz Jungen legt sie, nachdem sie die Schaar mit zärtlichem „Bak bak“ herbeigelockt hat, eingefangene Fliegen oder andere Kerbthiere, Larven, Raupen, Regenwürmer vor den Schnabel und gewöhnt sie so zum Fressen. Später äst die junge Brut dieselbe Nahrung, wie das erwachsene Wild.

Unser sämmtliches Raubgeflügel bedroht zumal das jüngere Auerwild bei Tag und Nacht, am allermeisten, so lange es die Mutter noch unter ihre Flügel nehmen muß. Jemehr die junge Gesellschaft fliegen lernt, um so weniger Gefahren ist sie ausgesetzt, obwohl Wildkatzen, Füchse, Marder, Habichte, Adler und Uhus auch den Alten noch gefährlich werden.

Der wahre Waidmann schont das Auerwild so viel als möglich. Für gewöhnlich jagt man den Hahn; Bubenjäger nur schießen die Hennen weg. In vielen Gegenden fällt die Jagdzeit mit der Balze des Auerhahns zusammen. Der Auerhahn verlangt einen sehr geübten, kaltblütigen Jäger;

denn es iſt ein Kunſtſtück, ihn zu erlegen. Der Jäger muß Abends vor der Balze den Hahn verhören, um die Gegend auszukundſchaften, in welcher dieſer balzen will. Am nächſten Morgen um zwei Uhr, ſpäteſtens eine halbe Stunde ſpäter, begiebt er ſich ſo ſtill als möglich in die Nähe des Balzplatzes und erwartet das erſte Balzen oder Schnappen des Hahnes. Sobald dieſer regelmäßig zu ſpielen beginnt, nähert ſich ihm der Jäger nach dem jedesmaligen Hören des Hauptſchlages während des Schleifens oder Wetzens mit je zwei oder höchſtens drei Sprüngen und bezüglich großen Schritten, verweilt nach ihnen, wie gebannt, auf derſelben Stelle und ſetzt erſt bei dem nächſten Schleifen ſeinen Weg fort. Auf dieſe Art nähert er ſich, bis er aus dem Balzen des Hahnes wahrnimmt, daß er in ſchußgerechter Nähe angelangt iſt. Hat er nun den Hahn erblickt, ſo ſpannt er ſein Gewehr, ſchlägt während des Balzens an, erwartet ruhig den nächſten Vers und ſchießt den ſtolzen Vogel herab. Ungeübte Jagdfreunde müſſen ſich „eingehängt“ dem Hahne nähern, d. h. durch geübte Jäger ſich ihm zu führen laſſen; denn ein einziger Sprung mehr verſcheucht den Hahn. Die Jagd dieſes Vogels erfordert, mehr als jede andere, Geduld, Vorſicht und vor Allem möglichſt genaue Kenntniß der Oertlichkeit. Norwegiſche Bauern ſind in dieſer Waidmannsarbeit ſo geübt, daß ihnen ſelten ein balzender Hahn entgeht. Wir haben aber auch bei uns zu Lande ſehr tüchtige Jäger, welche ihres Wildes ſo ziemlich ſicher ſind. In manchen Gegenden werden noch heutzutage drei bis vier Auerhähne von ein und demſelben Jäger an einem Morgen erlegt; doch wird ſolches Jagdglück freilich nur den Wenigſten zu Theil. Eigentlichen Gewinn bringt die Auerwildjagd nicht. Der erlegte Hahn, welcher die größte Jagdkunſt verlangt, aber auch die größte Jagdfreude gewährt, iſt wenig werth; ſein Wildpret iſt ſo zähe, daß es nur durch eine längere Beize genießbar gemacht werden kann.

Die Zähmung des Auerwildes iſt nicht ſo ſchwierig, als man glaubt. Jung eingefangene Vögel laſſen ſich bei ſorgfältiger Behandlung mit Faſanfutter großziehen. In Norwegen ſollen neuerdings gefangene Auerhähne ſogar zur Fortpflanzung gebracht worden ſein. Wir ſelbſt beſitzen gegenwärtig Hähne und Hennen, welche ſich bei Körner- und Grünfutter, wie ſie es verlangen, ſehr wohl befinden.

Digitized by Google

Digitized by Google

Pickham, Pinxt and Hillcoat, Sculpt.

2. Das Birkhuhn. Tetrao tetrix Linné.

An der geringeren Größe und an dem tiefgabelförmig ausgeschnittenen Schwanze des Hahnes ist das Birkhuhn leicht von dem Auerhuhn zu unterscheiden. Die Länge des Hahnes beträgt nur 23 bis 25 Zoll, bei einer Breite von 35 bis 37 Zoll, die Länge der Henne höchstens 18 Zoll, ihre Breite selten über 29 Zoll. Zwei Pfund zehn Loth für den Hahn und ein Pfund achtzehn bis fünfundzwanzig Loth für die Henne sind das gewöhnliche Gewicht. Das Birkhuhn, welches sonst auch Haidel- oder Haidenhuhn, Laub-, Moor-, Moos-, Spiel-, Spiegel-, Schilf-, und Brunnenhahn oder Huhn, kleines Auerhuhn, schwarzes Waldhuhn und deutscher Fasan genannt wird, ist weit anmuthiger, lebhafter und schöner gefärbt, als sein größerer Verwandter. Bei dem alten Hahn ist das Gefieder im Ganzen schwarz, am Kopf, Hals und Unterrücken prachtvoll stahlblau glänzend, auf den Flügeln zweimal weiß gebändert, unter dem Schwanze reinweiß. Der Schnabel und die Nägel sind schwarz, der Augenstern ist braun, die kahle Braue über den Augen kammartig vorstehend und prächtig hochroth. Das Weibchen hat einen nur wenig gegabelten Schwanz und ein überall ziemlich gleichmäßiges, aus Rostgelb und Rostrothfarben gemischtes, am Unterleib weiß überflogenes Gefieder mit schwarzen Querbinden und Flecken. Im Nestkleid sind beide Geschlechter auf dem Oberkörper rostgelb, rostbraun und schwärzlich gefleckt. Der Unterkörper ist rostgelblichweiß oder rostgraugelb. Ihre Ausbildung und Ausfärbung erfolgt in ähnlicher Weise, wie bei dem Auerwild.

In seiner Verbreitung kommt das Birkwildpret mit dem Auerhuhn ziemlich überein. Nord- und Mitteleuropa und ein großer Theil Asiens beherbergen es. Sehr häufig ist es in Skandinavien, Finnland, dem mittleren Rußland, nicht besonders selten in Deutschland, einzeln noch im südlichen Frankreich, auf den Pyrenäen z. B., und in Norditalien zu finden. Es ist ein Standvogel, welcher nur bei sehr ungünstiger Witterung kleine Wanderungen unternimmt. Von manchen Bergen streicht es nach niedrigeren, sonnigeren Thälern, immer aber kehrt es bald wieder nach dem einmal gewählten Stand zurück. Es ist allerorts häufiger, als das Auerwild, vielleicht deshalb, weil es noch scheuer und vorsichtiger ist. Lieblingsplätze

von ihm ſind gemiſchte Waldungen in hügeligen Gegenden, welche viel Haide oder überhaupt niedrige Dickichte haben, nicht minder auch Moorgrund, welchen es ganz ungemein liebt.

Baumknoſpen, Körner, Beeren und Kerbthiere bilden die Aeſung unſeres Wildes. Nebenbei verzehrt es zarte Blätter, Klee z. B., Nadeln und dergleichen. Die Hähne äſen gern auch junge Kiefern- oder Fichtenzapfen; von ſolchen haben wir mehrmals den Kropf voll gefunden.

In ſeinem Betragen unterſcheidet ſich das Birkhuhn weſentlich vom Auerwild. Es iſt zwar auch noch ſchwerfällig, aber doch weit gewandter und lebhafter, als das ernſte Auerhuhn. Es läuft ſchnell, hält ſich mehr auf der Erde auf, fliegt ungeachtet ſeiner kurzen Schwingen recht gut, mit ſehr ſchnellen Flügelſchlägen und rauſchend, geradaus und weit weg, iſt ſehr ſcharfſinnig und im hohen Grade vorſichtig. Seine Nachtruhe hält es regelmäßig auf Bäumen. Die Geſchlechter leben bis in die Balzzeit hin getrennt, und die jungen Hähne verlaſſen ihre Geſchwiſter, ſobald ſie ausgefärbt ſind. Sie einſiedlern dann, während die Hennen kleinere und größere Geſellſchaften bilden.

In Deutſchland fällt die Balze in den Monat April; ſie beginnt bei guten Wetter aber ſchon im März und dauert manchmal bis mitten in den Mai hinein. In Lappland hörten wir noch im Juli balzende Hähne. Außer dieſer Zeit der Erregung und der Liebe iſt das Birkwild ſtill; man vernimmt wenigſtens nur ſehr ſelten einen balzähnlichen Ruf vom Hahn oder das ziemlich hohe und ſcharfe „Bak bak“ von der Henne. Der Liebestanz des Birkhahns iſt für Viele noch anziehender, als die Balze des Auerhahns. Auch der Birkhahn ſtiebt Abends ein, ſtellt ſich auf den Baum, welchen er zu ſeiner Nachtruhe wählte und läßt bis zum Einbruch der Nacht kurz abgebrochene Töne vernehmen. Vor der Morgendämmerung — in Skandinavien ſchon um Mitternacht — verläßt er ſeine Schlafſtelle und begiebt ſich auf einen freien Platz in oder nahe am Walde. Hier beginnt nun das eigentliche Liebesſpiel, welches bis nach Aufgang der Sonne fortwährt. Sofort nach dem Einſtieben giebt der Hahn einige quiekende Töne von ſich, ſchweigt hierauf längere Zeit und beginnt nun zu kollern, d. h. Töne auszuſtoßen, welche man ungefähr durch die Silben „Golgolgoloroil“ ausdrücken könnte, welche man aber gehört haben muß, wenn man ſich einen der Wirklichkeit entſprechenden Begriff von ihnen machen will.

Auf dieſe Töne folgt wie bei dem Auerhahn ein kurzes Schleifen. Je hitziger der Hahn iſt, um ſo häufiger oder ununterbrochener kollert und ſchleift er. Dabei führt er die ſonderbarſten Bewegungen, Wendungen und Sprünge aus. Vor dem Kollern hält er das Spiel fächerförmig ausgebreitet und ſenkrecht in die Höhe, den Kopf und Hals, an welchem alle Federn geſträubt ſind, emporgeſtreckt und die geſenkten Flügel vom Leibe ab, thut dann einige Sprünge hin und her, drückt hierauf den Hals bis zum Boden herab, rennt unter beſtändigen Drehungen auf ihm hin und ſpringt plötzlich hoch in die Höhe. Je verliebter er wird, um ſo heftiger geberdet er ſich. Er ſcheint förmlich raſend zu ſein, und gerade deshalb muß er den Boden aufſuchen: — auf einem Baumaſte könnte er ſeine Tollheiten gar nicht auslaſſen. Prachtvoll wird das Schauſpiel, wenn ein zweiter oder dritter und vierter Hahn auf dem Balzplatze erſcheinen und nebenbuhleriſche Kämpfe beginnen. Dann erreicht die Tollheit der Bewegungen ihren höchſten Grad, und dazwiſchen wird gegenſeitig gar wacker gekämpft und geſtritten, obgleich es eigentlich mehr darauf ankommt, den Andern zu verſcheuchen, als ihn zu verwunden oder gar zu tödten. Wie wüthende Haushähne fahren die verliebten Gecken gegen einander los, ſpringen zu gleicher Zeit in die Höhe, packen ſich dann, ſo gut ſie können, mit den Schnäbeln, ringen mit einander und verſuchen alles Mögliche, um als Sieger den Plan zu behaupten. Auch ſie hören während des Schleifens Nichts von Dem, was um ſie herum vorgeht, oft nicht einmal einen in ihrer unmittelbaren Nähe abgefeuerten Schuß, ſind aber keineswegs ſo vollkommen taub oder blind, wie behauptet worden iſt und fordern ſelbſt im tollſten Liebestaumel alle Geſchicklichkeit des ihnen nachſtrebenden Waidmanns heraus. Die Birkhennen nähern ſich gewöhnlich dem Balzplatze des Hahnes nicht, obwohl es vorkommt, daß ſie durch deſſen Liebesſpiel, welchem ſie unzweifelhaft mit der größten Theilnahme folgen, herbeigelockt werden können. Mit Sonnenaufgang pflegen die Hähne ihren Tanzplan zu verlaſſen und ſich zu den Hennen zu begeben, mit denen ſie dann einen Theil des Tages zubringen. Auch das Neſt der Birkhenne iſt nur eine einfache, kaum mit Geniſt bedeckte Grube, welche gewöhnlich im hohen Graſe, im Haidekraute oder unter einem dichten Buſche ausgeſcharrt wird und in der letzten Hälfte des Mai 7 bis 10 graugelbe oder blaßgelbe, mit gelben und roſtbraunen oder ölfarbigen Flecken und Punkten, dünner oder dichter bedeckte Eier enthält. Die Henne bebrütet ſie drei Wochen ſehr

eifrig, ſitzt jedoch nicht ſo feſt, wie die Auerhennen. Ihre Jungen leitet und führt ſie in gleicher Weiſe, wie dieſe.

Dem ſorgſamen Thierzüchter wird es nicht ſchwer, jung eingefangene Birkhühner am Leben zu erhalten und an das Gehöft oder an den Garten zu gewöhnen. In Skandinavien findet man nicht ſelten Birkwild, welches wie Hausgeflügel in dem Gehöfte umherläuft und eine ziemliche Freiheit genießt, ohne ſie zu mißbrauchen. Dort kommt es vor, daß gefangene Hähne in der Balzzeit Hennen aus den benachbarten Wäldern herbeilocken und ſich mit ihnen zeitweilig unmittelbar an der Wohnung ihres Gebieters umhertreiben. Zur Fortpflanzung in der Gefangenſchaft ſind ſolche zahme Birkhühner, unſeres Wiſſens wenigſtens, noch nicht gebracht worden.

Die Feinde des Auerhuhns ſtellen auch dem Birkhuhn nach. Der Menſch verfolgt es wegen ſeines ſehr ſchmackhaften Wildprets mehr noch, als das Auerhuhn. Wirklichen Schaden bringt das ſchöne Thier dem Walde nicht; nützlich wird es durch ſeinen Kerbthierfang und durch die große Freude, welche es jedem Menſchen gewährt, der Sinn und Gefühl hat für den Wald und ſeine Bewohnerſchaft.

Gegenwärtig ſind alle Naturforſcher der Anſicht, daß ein Waldhuhn, welches man früher für eine eigene Art hielt, das Rackelhuhn oder mittlere Waldhuhn, welches wohl auch Feldauer- oder Schnarchhuhn heißt, Tetrao medius Linné, nichts Anderes iſt, als ein Blendling von Birkhahn und Auerhenne. Wir gehören zu den Wenigen, welche dieſes Thier lebend geſehen und bezüglich gefangen gehalten haben; denn der Thiergarten zu Hamburg beſitzt gegenwärtig ein ſchönes Männchen davon. Es ſteht in der Geſtalt, Größe und Färbung zwiſchen ſeinen beiden Eltern mitten inne, ähnelt jedoch dem Birkhuhn noch mehr, als dem Auerhuhn. Der Schwanz iſt etwas ausgeſchnitten, nicht aber leierförmig, und die Federn an der Kehle ſind ein wenig verlängert. Die Färbung iſt ein ſchönes Schwarz, welches namentlich am Kropf ſtahlartig glänzt. Die Achſelgegend iſt weiß, wie bei Birk- und Auerhahn. Das Weibchen, welches Chr. L. Brehm zuerſt beſchrieb, iſt kleiner, als die Auerhenne, dieſer und der Birkhenne aber ſehr ähnlich. Seine Färbung iſt ein ziemlich lebhaftes Roſtbraun mit dunklerer und ſchwarzer Bänderung und zwei weißen Binden, welche über den Flügel verlaufen.

Das Rackelhuhn kommt, wie erklärlich, nur in Gegenden vor, wo beide Stammarten zusammen wohnen und wird wahrscheinlich blos dann erzeugt, wenn in einem gewissen Gebiete sehr viele Auerhühner weggeschossen sind. Die Brunst, welche gerade bei den Hühnern in sehr heftiger Weise auftritt, verleitet dann die Hennen, Hähne einer anderen Art anzunehmen.

In seiner Lebensweise erinnert das Rackelhuhn am meisten an das Birkhuhn. Der Hahn balzt wie dieser, läßt aber nur röchelnde oder grob gurgelnde Laute, welche man durch die Silben „Farfarfar" wiederzugeben pflegt, vernehmen. Er hat aber niemals einen eigenen Balzplatz, sondern findet sich immer nur auf den Balzplätzen des Birk- oder Auerhuhnes ein. Hier kämpft er mit andern Rackelhähnen oder mit den Birkhähnen; doch hat man niemals beobachtet, daß er die Hennen betreten hat. Versuche, Rackelhähne und Rackelhennen zu paaren, haben bis jetzt, der Seltenheit dieser Thiere wegen, noch nicht gemacht werden können, und somit darf man auch nicht behaupten, daß eine solche Vermischung zweier Bastarde fruchtbar sein wird. Unmöglich aber ist Dies nach unserm Dafürhalten durchaus nicht.

In Skandinavien, wo alle Waldhühner weit häufiger vorkommen, als bei uns, hat man auch noch andere Blendlinge aufgefunden, solche vom Moraſtſchneehuhn, Lagopus albus, und dem Birkhuhn. Die aus dieser Vermischung entstehenden Bastarde sind noch sonderbarere Geschöpfe, als das Rackelhuhn. Sie stehen in der Größe dem Birkhuhn nach, werden aber stärker, als das Schneehuhn. Auf ihrem Gefieder mischen sich in höchst auffallender Weise die Hauptfarben ihrer Eltern, das Blauschwarz des Birkhahns und das Schneeweiß des Moraſthuhns. Wir sahen einen derartigen Blendling im Museum zu Bergen; andere sind in Stockholm und Berlin aufgestellt. Gegenwärtig kennt man ungefähr zehn Stück und zwar nur Hähne, weil wahrscheinlich die Henne dem Moraſthuhn so ähnlich sieht, daß der gewöhnliche Jäger, welcher sie erlegt, sie nicht beachtete.

3. Das Haſelhuhn, Bonasia sylvestris Brehm.

(Tetrao bonassia Linné.)

Noch vor fünfzig Jahren war in den meisten Gebirgswäldern unseres Vaterlandes ein drittes Waldhuhn ziemlich regelmäßig zu finden; gegenwärtig ist es in vielen Waldungen, welche es sonst bewohnte, gänzlich ausgerottet, ohne daß man dafür eigentlich einen ausreichenden Grund anzugeben wüßte.

Das Haſelhuhn unterſcheidet ſich von ſeinen Verwandten hauptſächlich dadurch, daß beide Geſchlechter ähnlich gefärbt ſind. Es iſt das kleinſte unſerer Waldhühner; die Länge des Hahnes beträgt höchſtens 17, gewöhnlich nur 15 bis 16 Zoll, die Flügelbreite 24 bis 27 Zoll. Das Weibchen iſt um 1½ Zoll kürzer und um 2 Zoll ſchmäler, der Größenunterſchied zwiſchen Beiden demnach viel geringer, als bei Auer- und Birkhuhn. Trotz ſeines buntſcheckigen Kleides kann man das Haſelhuhn einen ſchönen Vogel nennen; zumal für den Hahn mag Dies gelten. Er unterſcheidet ſich vom Weibchen hauptſächlich durch die ſtark verlängerten Scheitel- und Kinnfedern, durch die im Ganzen lebhaftere Färbung und die ſchwarze, weiß geſäumte Kehle, ſowie den kahlen, rothen Augenſtreif. Beim Weibchen iſt die Kehle roſtgelb, im Uebrigen iſt ſein Kleid faſt ebenſo, wie das des Männchens gefärbt. Scheitel, Hals und Rücken ſind roſtfarben, alle Federn röthlich aſchgrau geſäumt und ſchwarz gewellt. Die Bruſt iſt roſtroth, ſchwarz und weiß gemiſcht, der Bauch weiß, ſchwarz gefleckt, der Schwanz am Ende ſchwarz gebändert und weiß geſäumt. Eine ausführlichere Beſchreibung iſt nicht nöthig, weil in Deutſchland kein ähnliches Huhn vorkommt.

Auch das Haſelhuhn hat eine weite Verbreitung. Man findet es von Italien an, bis hoch nach Skandinavien hinauf und von den Pyrenäen an bis in das aſiatiſche Rußland hinein. Sehr häufig iſt es in Liev- und Eſtland, in Polen, Ungarn, Oberöſtreich, Böhmen, Schleſien und Baiern, ſeltener auf dem Harz und im Erzgebirge. Auf dem Thüringerwald kam es früher vor, jetzt iſt es dort ausgeſtorben. Es bewohnt, wie ſeine Verwandten, ſtändig das einmal gewählte Gebiet, am liebſten eine Gebirgsgegend und hier vor Allem ſonnige Berglehnen und Halden, welche mit niederem Buſchwerk und Geſtrüpp bewachſen ſind. In Ebenen kommt es auch vor, immer aber ſeltener. Wachholder-, Heidel- und Preißelbeeren, Ebereſchen, Bergholunder, Himbeer- und Brombeerbüſche und Haidekraut ſind die Pflanzen, welche es an gewiſſe Gegenden zu feſſeln wiſſen, weil ſie ihm die beſten Verſteckplätze und reichliche Nahrung gewähren. Dieſe beſteht hauptſächlich in Beeren, Blattknoſpen, Blüthenkätzchen zarter Waldpflanzen und Kerbthieren der verſchiedenſten Art, welche das Haſelwild aus dem Boden hervorſcharrt. Man findet es weit öfter, als Birk- und Auerwild, auf dem Boden, im Sommer faſt während des ganzen Tages. Nur im Frühjahr und Herbſt ſieht man es oft auf Bäumen. Im Winter gräbt

es ſich, um zu der auf dem Boden wachſenden Nahrung zu gelangen, zuweilen nach Art des Schneehuhns lange Gänge unter dem Schnee.

Es hält immer ſchwer, dies Geflügel zu entdecken. Sein Kleid ähnelt der Bodenfärbung ſo, daß ſchon ein ſehr ſcharfes Auge dazu gehört, um es wahrzunehmen. Dazu kommt, daß das Haſelwild ſehr vorſichtig iſt und ſchon bei dem geringſten Geräuſch einen möglichſt guten Verſteckplatz aufſucht, hier ſich niederdrückt und dann regungslos verharrt. Unſere Gefangenen liefen, wenn ſie ſich beobachtet ſahen, ſo raſch als möglich einem Fichtenbuſche in ihrem Gehege zu und verkrochen ſich hier unter den Zweigen, wo ſie ſich ſo geſchickt zu verbergen wußten, daß man Mühe hatte, ſie noch zu ſehen, obgleich man wußte, wo man ſie zu ſuchen hatte. Eigentlich ſehen kann man das Thier nicht nennen. Es läßt den Menſchen ziemlich nahe an ſich herankommen und fliegt, wenn es aufgeſtanden, ſelten weiter, als 100 bis 200 Schritte. Dann fällt es wieder auf die Erde oder noch häufiger auf Bäume ein und erwartet mit auffallender Sorgloſigkeit von Neuem ſeinen Verfolger, ſchaut ſogar den Ankommenden zuweilen neugierig entgegen und ſo zu ſagen, in das Todesrohr hinein. Dagegen läuft es, wenn es auf die Erde fiel, gewöhnlich ein Stück auf dem Boden fort und weiß ſich dann regelmäßig raſch und ſicher ſo gut zu verſtecken, daß es der Jäger ohne Hilfe ſeines Hundes nicht wieder aufzufinden vermag.

Der Gang des Haſelhuhns iſt geduckt, der Lauf ſchnell und gewandt, der Flug noch immer anſtrengend und geräuſchvoll, aber doch immer weit leichter, als der ſeiner größeren Verwandten. Uebrigens nimmt unſer Huhn nur in der Noth ſeine Zuflucht zum Fliegen; ſo lange als möglich ſucht es laufend zu entkommen.

Das Haſelwild lebt bis zur Paarungszeit in Familien, im Winter oft in Schaaren. Nur ſehr alte Männchen einſiedlern. Zur Brutzeit begegnet man blos Paaren, woraus alſo hervorgeht, daß das Haſelhuhn in Einweibigkeit lebt. Die Familien halten treu zuſammen, und der Hahn ruft, wenn eine ganze Kette geſprengt wurde, die ganze Geſellſchaft ſofort mit einem lauten Pfiff wieder zuſammen. In der Balzzeit, welche zu Ende des Monats März beginnt und ungefähr einen Monat lang währt, vernimmt man dieſe pfeifenden Töne am häufigſten; denn das Männchen drückt dann durch ihn auch ſeine Liebe aus. Eine eigentliche Balze hat das Haſelhuhn

nicht, obwohl es bei ſeinem Pfeifen ebenfalls auffallende Bewegungen macht und die Kehle und Scheitelfedern zu ſträuben pflegt.

Im Mai oder Anfangs Juni ſucht ſich die Henne ein verborgenes Plätzchen unter dem Buſch oder zwiſchen Steinblöcken aus, ſcharrt ſich hier eine ſeichte Mulde, füttert dieſe kunſtlos mit Blättern, Grashalmen und dgl. aus und legt in dies gewöhnlich ſehr gut verſteckte Neſt 8 bis 10, zuweilen 12 bis 15 glattſchalige, glänzend röthlich braune, dunkler gepunktete und getüpfelte Eier, welche in der Größe Taubeneiern etwa gleich kommen, bebrütet ſie allein, ohne Hilfe des inzwiſchen einſam lebenden Hahnes, ungefähr drei Wochen lang, bedeckt ſie, wenn ſie auf Nahrung ausgeht, ſorgfältig mit den Neſtſtoffen und ſucht ſie überhaupt ſo gut als möglich vor Aller Augen zu verbergen. Die ausgeſchlüpften Jungen führt ſie, ſobald ſie trocken geworden ſind, aus dem Neſte, leitet ſie zum Aufſuchen ihrer Nahrung an, nimmt ſie Nachts oder bei ſchlechtem Wetter unter ihre Flügel und verſucht ſie durch Verſtellungskünſte vor Feinden aller Art zu ſchützen. Die Kleinen ernähren ſich anfangs hauptſächlich von Kerbthieren und Kerbthierlarven; ſpäter nehmen ſie dieſelbe Aeſung, wie die Eltern. Sie lernen bald fliegen, noch viel eher aber ſich bei Gefahr auf den Boden drücken und hier ſo prächtig verſtecken, daß ſie ſelbſt ein Falkenauge nicht wahrzunehmen vermag. Der Vater findet ſich erſt, wenn ſie flugbar geworden ſind, wieder bei der Familie ein, nimmt aber dann an der weiteren Erziehung, Führung und Leitung eifrig Theil.

Das ſchwache Haſelwild hat wo möglich noch mehr Feinde, als das Auer- und Birkgeflügel, denn auch die Raben und Krähen, die Holzheher und ſelbſt die großen Würger befehden es, wenigſtens ſo lange es noch jung iſt. Der Menſch lockt es durch Nachahmen ſeiner Stimme herbei und ſchießt es dann von einem Verſteck aus von den Bäumen herab, auf deren Wipfel es einſtiebte. Auch fängt man es in Stecknetzen, in Laufdohnen und in der Schneuße. Sein vortreffliches Wildpret lohnt die Jagd reichlich, ganz abgeſehen von dem Vergnügen, welches ſie nebenbei dem wahren Waidmann bringt. Ein ſolcher freilich wird nur mit großer Vorſicht die Jagd betreiben und immer mehr ſchonen als vernichten. Daß eine verſtändige Schonung reichliche Früchte trägt, brauchen wir nicht hervorzuheben; wohl aber wollen wir erwähnen, daß ein uns befreundeter Jäger im Erzgebirge, welcher einem Haſelhuhnpaar ſeinen Schutz angedeihen ließ, ſchon

nach Verlauf von vier Jahren über 50 Stück des vordem hier ganz ausgerotteten Geflügel in seinem Reviere zählte. Ein ähnlicher Fall wird von Schottland berichtet. Dort war das Haselwild ganz ausgerottet, da setzte ein Lord 24 Stück aus, schonte sie und erzielte bald einen erfreulichen Stand.

4. Der Fasan, Phasianus colchicus Linné.

Neben unseren einheimischen Waldhühnern bekundet sich der Edelfasan als Das, was er ist: als ein Fremdling. Man meint es dem Vogel anzusehen, daß er nicht unter die, vom Uranfang an bei uns zu Lande heimischen Waldvögel gezählt werden darf. Von den Waldhühnern unterscheidet er sich in Gestalt sowohl, wie in Befiederung auffallend genug. Sein Leib ist schlank gebaut, der Hals ist mittellang, der Kopf klein, der Schnabel kurz, stark und am Oberkiefer gewölbt, jedoch verhältnißmäßig schwächer, als bei den Waldhühnern, der Lauf ziemlich hoch, nackt und beim Männchen bespornt. Die Befiederung ist knapper, als bei den Waldhühnern, obwohl noch immer ziemlich reich. Die Flügel sind kurz, muldenförmig gewölbt und stumpf, der Schwanz, welcher aus 18 Federn besteht, ist keilförmig und dachartig. Anstatt der nackten Augenbrauen besitzt der Fasan mit Wärzchen oder Blättchen besetzte Wangen oder richtiger Augenkreise. In der Größe kommt er unserm Haushuhn etwa gleich; seine Länge ist aber viel bedeutender, weil der Schwanz etwa die Hälfte davon wegnimmt: sie beträgt $2^2/_3$ bis 3 Fuß und die Breite ungefähr ebensoviel. Das Weibchen wird nur wenig über 2 Fuß lang und höchstens $2^1/_2$ Fuß breit.

Der Fasan ist mit keinem unserer Waldvögel, ja mit keinem europäischen Vogel überhaupt zu verwechseln; er hat nur in Asien viele und zum Theil ihm sehr nahe stehende Verwandte. Seine Beschreibung läßt sich also mit wenigen Worten geben. Beim Hahne sind Kopf und Hals dunkelgrün, blauschimmernd; der Oberleib ist rothbraun, der Unterleib gelbroth. Hier haben die Federn schwarze Federränder, auf der Oberseite herzförmige Schaftflecken. Die Schwanzfedern sind olivengrau, braunroth gerändert, die zwölf mittelsten haben schwarze Querstriche. Sämmtliche Federn und namentlich die Federränder, soweit sie von den andern nicht gedeckt werden, besitzen einen wunderbaren Glanz und Schimmer, welcher in allen Metallfarben, hauptsächlich aber in Gold- und Blaugrün, Dunkel- und Lasurblau, Violett und Purpur spielt

oder feurig goldgelb und kupferroth ist. Je nach dem veränderten Standpunkt und bezüglich nach dem verschieden einfallenden Lichte geht der Schiller aus einer Färbung in die andere über. Einen besondern Schmuck geben dem Kopfe zwei Federbüschel, welche zu beiden Seiten des Hinterhauptes über dem Ohre stehen und wie kleine kurze Hörner aufgerichtet werden können. Bei jüngeren Männchen ist der Schwanz kürzer, der Sporn klein, der Augenstern dunkel und der Glanz des Gefieders schwächer. Das Weibchen trägt ebenfalls ein bunt gflecktes, obwohl bescheidenes Kleid. Bei ihm sind Kopf und Hals und der Oberleib schwarzbraun, der Vorder- und Seitenhals weißgrau, die Brust und der übrige Unterleib aschgrau, der Schwanz rothgrau. Die Federn sind am Hals rothgrau, am Oberleibe rothgrau und weißgrau, am Vorder- und Seitenhals weißgrau und schwarz gerändert. Die Schwanzfedern haben auf ihrer Mitte breite, schwarzbraune Querbänder, an den Seiten aber feine, braune, eckige Querlinien. Die Jungen tragen, nachdem sie ihr Jugendkleid abgelegt haben, ein der Mutter sehr ähnliches Kleid. Verschiedene Spielarten kommen vor: man kennt weißbunte, bunte, reinweiße, blasse und ringhälsige Fasanen, welche letzteren einer chinesischen Art sehr ähnlich sind. Wir bemerken, daß durch vorliegende Beschreibung die Färbung nur in ihrer Allgemeinheit gezeichnet ist.

Die Sage berichtet, daß der Fasan gelegentlich des berühmten Kriegszuges der Argonauten in Kolchis aufgefunden und nach Griechenland gebracht wurde, von wo aus er sich über das übrige Europa verbreitete. Er ist der einzige, wenigstens halbwild lebende Vogel, welcher durch Vermittelung des Menschen bei uns eingebürgert wurde. Daß er bereits vor Jahrtausenden in Italien vorkam, ist durch die Zeugnisse der alten Schriftsteller hinlänglich belegt. Martial widmet ihm einige Verse; Heliogabal war wegen seiner Fasanschmausereien berüchtigt; Caligula ließ sich Fasanen schlachten und opfern. Wie er nach Deutschland gekommen ist, weiß man nicht; doch darf man wohl annehmen, daß man ihn früher gezähmt gehalten und erst später ausgesetzt hat. Gegenwärtig gedeiht er und zumal in den südlichen Theilen unseres Vaterlandes ohne alle Pflege, obwohl er gewöhnlich in bestimmten Gehegen, den Fasanerien, gehalten wird. Als sein eigentliches Vaterland ist das wärmere Asien, von den Ufern des schwarzen Meeres an bis nach China, anzusehen. Am Kaukasus und an den Küsten des kaspischen Sees ist er häufig. In kalten Gegenden gedeiht er nicht. Tiefliegende

Waldungen mit vielem und dichtem Unterholz, Hecken, beerentragendem Gesträuch und hohem Gras, welche von Gewässern durchschnitten werden und mit üppigen Wiesen, Gärten und Aeckern abwechseln, bilden bei uns seinen liebsten Aufenthalt; den geschlossenen Hochwald meidet er. An dem einmal gewählten Stand hält er mit Zähigkeit fest, und nur im Herbst streicht er hin und her, niemals aber weit.

Während des Tages hält er sich auf dem Boden und schleicht hier, so unbemerkt als möglich, im hohen Gras und Gestrüpp umher. Erst wenn ein Feind zu nahe kommt, steht er auf und bäumt; doch fällt er immer sobald als möglich wieder auf den Boden herab. Abends nimmt er Stand auf einem niedrigen Aste, um dort zu übernachten.

Der Edelfasan zeigt in seinem Wesen viel Anstand. Der Hahn trägt sich stolz und würdevoll und geht selbstbewußt einher, während die Henne weit bescheidener auftritt. Das Spiel wird gewöhnlich sehr hoch getragen, um es möglichst vor Beschädigung zu schützen; nur wenn der Vogel aufgebäumt hat, läßt er es schlaff herabhängen. Der Lauf ist gut und sehr schnell, der Flug ungleich besser, als bei unsern Waldhühnern, obgleich noch immer schwerfällig und geräuschvoll. In seinen Sitten und Gewohnheiten ähnelt er dem Haushuhn. Er ist ungestüm und raufluſtig gegen Seinesgleichen, furchtsam im höchsten Grade allen andern Thieren gegenüber: — eine Maus kann ihn aus der Fassung bringen. Sein Verstand ist so gering, daß er sich bei einem ihm irgendwie ungewöhnlichen Ereignisse kaum zu helfen weiß. „Nicht leicht wird man eine Wildart finden", sagt Dietrich aus dem Winkell, „welche so unfähig wäre, wie der Fasan, einen Entschluß zu fassen. Ueberrascht ihn unerwartet die Ankunft eines Menschen oder Hundes, so scheint er zu vergessen, daß ihm die Natur Flügel verliehen hat, um vermittelst derselben seine Rettung zu versuchen; vielmehr bleibt er auf der Stelle, wo er ist, unbeweglich sitzen, drückt sich nieder und verbirgt den Kopf, oder er läuft ohne Zweck in die Kreuz und Quer herum. Nichts ist seinem Leben gefährlicher, als das Anwachsen eines in der Nähe seines Standes vorbeifließenden Gewässers. Befindet er sich am Rande desselben, so bleibt er unbeweglich stehen, sieht unverwandten Blickes gerad in dasselbe hinein, bis sein Gefieder durchnäßt ist und dadurch seine Schwere so vermehrt wird, daß er sich nicht zu heben vermag. Als Opfer seiner Dummheit geht er dann zu Grunde." Ein Fasan, welchen der genannte

Schriftſteller bei einem derartigen Ereigniß beobachtete, ſuchte ſich nicht nur nicht zu retten, ſondern wanderte ernſthaft ruhig immer tiefer in den Strom hinein. Als die Füße nicht mehr zureichten oder ſchon fortgetrieben waren, erwartete er in ſtiller Ergebung mit ausgebreiteten Flügeln ſein Schickſal. Mit Hilfe eines abgeſchnittenen Hackens zog man ihn an's Land und entriß ihn für diesmal der Gefahr. Wie gewöhnlich, ſind auch bei den Faſanen Dummheit und Bosheit gepaart. Ein Hahn behandelt den andern, oft auch ohne alle Urſache die Henne auf das Abſcheulichſte. Er hackt, wie wir ſelbſt beobachteten, unbarmherzig auf ſeine kleinen Jungen los. Deshalb lebt der alte Hahn auch meiſt einſam, und thäte er Dies nicht, ſo würde ſelten ein Tag ohne Kampf und Streit vorübergehen.

Die Stimme des Edelfaſan iſt ein ächtes Hühnergeſchrei und nach dem Geſchlecht verſchieden. Der gut geſtimmte Hahn ruft „Kack“ oder „Kuck“ die Henne höher und ſchwächer „Back“ oder „Buck.“ Beim Aufſchwingen vernimmt man auf weit hin einen lauten, ununterbrochenen Ruf, welcher ebenfalls durch die Silben „Kukuk“ verſinnlicht werden kann. Im Fluge hört man einen ziſchenden Laut, jedoch nur von dem Weibchen. Während der Paarungszeit kräht der Hahn in unbeſchreiblicher Weiſe. Junge piepen wie Küchlein.

Allerlei Körner und Sämereien, Früchte und Beeren, grüne Kräuter, Kerbthiere und Würmer bilden die Aeſung des Faſans. Es wird ihm nachgerühmt, daß er ſich nur von reinlichen Gegenſtänden nähre, darunter zählt man freilich auch Schnecken, Erdmaden und kleine Lurche, namentlich Fröſche und Eidechſen mit. Zumal in den Morgen- und Abendſtunden iſt der Vogel ſehr eifrig mit Aufſuchung der Aeſung beſchäftigt. Er wählt ſich eine möglichſt trockene Stelle im Walde und ſcharrt hier im dürren Laub nach Gewürm herum, pflückt ſich die Beeren und Kräuter mit dem Schnabel ab oder lieſt ſich die abgefallenen Sämereien auf. Nach gehaltener Mahlzeit erſcheint er auf den Trinkplätzen, und wenn er auch ſeinen Durſt befriedigt hat, auf ſandigen oder ſtaubigen, von der Sonne beſchienenen Stellen, um ein Sandbad zu nehmen. Hier paddelt er ſich oft ſo tief ein, daß er wie ein Haſe in ſeinem Lager liegt und leicht überſehen werden kann. Ueberhaupt verſteht er das Verſtecken meiſterhaft und ſein Gewand iſt, ſo bunt es auch erſcheinen mag, dazu ganz vortrefflich geeignet. Unter einem kleinen Buſch weiß er ſich genügend zu verbergen.

Ende März tritt der Edelfaſan auf die Balze. Er kräht mit Tagesanbruch, tritt dann auf offene Plätze heraus, ſchwingt die Flügel ein paarmal auf und nieder, klappt ſie ſodann vernehmbar zuſammen und rutſcht einige Schritte in ſonderbarer, gebückter Stellung auf dem Boden dahin. Sein Krähen lockt andere Hähne und die Hennen herbei. Mit Erſteren beginnt er ſofort einen Zweikampf auf Tod und Leben, Letztere behandelt er artiger, wenn auch immer noch ungeſtüm genug. So treibt er es bis 9 oder 10 Uhr Vormittags. Dann zieht er ſich in den Schatten des Waldes zurück und bekümmert ſich bis zum Abend nicht weiter um die Hennen, welche dagegen ihrerſeits ſich wiederum bei ihm einfinden und in ſeiner Nähe bäumen. Nach anderer Hühner Art lebt der Faſan in Vielweiberei, und ein Hahn genügt vollſtändig für ſechs bis zehn Hennen.

Ende Aprils oder Anfangs Mai ſcharrt ſich die Henne unter niederem Geſträuch oder einem Dornbuſche, im hohen Graſe und Getreide, eine kleine Vertiefung aus, belegt dieſe mit wenig trockenem Geniſt, Gras, Pflanzenſtengelchen und Würzelchen und legt in dieſelbe einen Tag um den andern ein Ei, bis das Gelege vollzählig iſt, d. h. 8 bis 12 Eier enthält. Dieſe ſind bedeutend kleiner und kürzer, als Hühnereier und ſchwach olivengrüngrau oder gelbgrünlich grau gefärbt. Die Henne brütet ſehr eifrig und verläßt das Neſt erſt bei der dringendſten Gefahr, kehrt auch, wenn ſie der Nahrung wegen fortgehen mußte, ſo ſchnell als möglich zu ihm zurück. Nach 24 bis 26 Tagen ſchlüpfen die Jungen aus, die Alte hält ſie noch einen vollen Tag im Neſte und führt ſie dann erſt mit ſich weg.

In den ſogenannten zahmen Faſanerien pflegt man die Hennen durch Wegnahme ihrer Eier zum Weiterlegen zu zwingen. Die ſo gewonnenen Eier läßt man dann gewöhnlich von Truthennen bebrüten und unter deren Leitung die Jungen aufwachſen. Die junge Brut wird Anfangs mit gehackten Eiern, Ameiſenpuppen, Semmel und Semmelkrume und ſpäter mit Hühnerfutter ernährt, bis ſie ſich ſelbſtſtändig weiter helfen kann.

Das Jugendleben der Faſanen iſt faſt daſſelbe, welches wir beim Waldhuhn kennen gelernt haben. Die Küchlein werden von dem erſten Tage an zum Aufſuchen ihrer Aeſung angewieſen, in den erſten Nächten von der Alten gehudert. Nach etwa vierzehn Tagen ſind ſie bereits im Stande, ein wenig zu flattern, eine Woche ſpäter können ſie ſich mit der Mutter bis zu niederen Baumäſten erheben. Bei Gefahr bewegt ſie ein leiſer Warnruf

derſelben, ſich platt auf den Boden zu drücken, und die Alte ſucht den Feind nach Art der Birkhenne von dem jungen Volk abzulenken. Bis gegen den Herbſt hin bleibt Letzteres bei der Alten und bildet mit ihr ein Geſperre. Dann trennen ſich die jungen Hähne von der Familie, während die jungen Hennen bis zum Frühjahre ſich zu der Mutter halten.

Das geſammte Raubzeug, ſtellt auch dem Faſan nach, und außerdem verlieren durch ungünſtige Witterung viele von den ſehr weichlichen Jungen ihr Leben. Kalte, ſchneereiche Winter werden auch den Alten gefährlich, ſie richten unter den wilden oft großen Schaden an, und die erwähnte Dummheit der Vögel wird ihnen zuweilen ſehr verderblich. So kommt es, daß die Faſanenzucht eine mißliche Sache iſt und nur bei beſonders günſtiger Witterung und bei ſorgfältigſter Beaufſichtigung des Geheges Erfolg verſpricht. Unerläßlich nothwendig für den Faſanenzüchter iſt es, dem Raubzeuge ohne Unterlaß und unerbittlich nachzuſtellen; deshalb liefern umhegte und wenigſtens gegen die laufenden Räuber abgeſchloſſene Faſanerien immer günſtigere Ergebniſſe, als die ſogenannte freie Faſanenzucht.

In der Gefangenſchaft ſieht man den Faſan ſelten, falls man nicht die in den eben erwähnten Gehegen Lebenden als Gefangene betrachten will. Faſanen im Käfig, ſind erfreulich für das Auge, aber unerquicklich für längere Beobachtung. Sie legen niemals ihre Wildheit ab und ſcheinen durch den Verluſt ihrer Freiheit in eine düſtere Stimmung, faſt in Wuth verſetzt zu werden. Eine gute Eigenſchaft muß man ihnen jedoch nachrühmen: ſie halten auch in einem ziemlich engen Raum ihr Gefieder ſtets in Ordnung und ſich ſo viel als möglich ſauber und reinlich.

Gewöhnt man jung eingefangene Faſanen an andere junge Hühner und namentlich an junge Faſanen anderer Art, ſo geſchieht es nicht ſelten, daß die mit einander Erzogenen ſich paaren und Baſtarde erzeugen. Solche kennt man zur Zeit vom Edelfaſan und Silberfaſan, von Erſterem und dem Goldfaſan, von ihm und dem Haushuhn, ja ſogar ſolche vom Faſanenhuhn und der Truthenne. Einzelne dieſer Blendlinge tragen die verſchiedenen Farben ihrer Eltern in ſehr bunter Vertheilung zur Schau.

Der Edelfaſan gehört zur hohen Jagd. Früher war es in manchen Ländern nur nach beſonderer Erlaubniß des Fürſten geſtattet, eine Faſanerie anzulegen. Gegenwärtig verbietet Dies kein Geſetz mehr. Die Jagd ſelbſt iſt ein Vergnügen für Leute, denen der langſam und ſchwerfällig fliegende

Fasan wenn auch nicht zu Waidmannsruhm, so doch zur Waidmannsfreude verhelfen soll. Man schießt den Vogel vor dem Vorstehhunde im Herabfliegen bei Treibjagden oder auf dem Anstande in der Nähe von Braunkohl und anderen Pflanzen, welche der Hahn gern annimmt, und endlich des Abends von ihren Schlafbäumen herab. Für geübte Flugschützen hat die Jagd gar keinen Reiz. Auch der Fang ist einfach, denn der Fasan geht in jede Falle oder in jede Schlinge.

5. Die Waldschnepfe, Scolopax rusticola Linné.

Die letzte Federwildart des Waldes gehört, wie wir schon wiederholt bemerkt haben, einer durchaus von den Hühnern verschiedenen Familie an. Letztere wird, wenn man nicht den hier und da vorkommenden Waldwasserläufer (Totanus glareola Temminck, oder Tringa glareola Linné) dem Wilde zurechnen will, im Walde überhaupt auch nur durch die einzige Art vertreten. Wir brauchen uns also mit einer Beschreibung der Familie nicht aufzuhalten, so beachtungswerth diese dem Thierkundigen auch ist, sondern können uns ohne Weiteres zur Waldschnepfe wenden.

Die Gestalt dieses sehr merkwürdigen Vogels ist gedrungen, der Hals kurz, der Kopf dick, der Fuß mittellang und bis zur Ferse herab befiedert, der Schnabel sehr lang, hoch, gerade, dünn, weich und biegsam. Der Flügel ist stumpf und mittellang, der Schwanz kurz, aus 12 oder 14 Federn bestehend. Das sehr große Auge liegt am obern Rande des Hinterkopfes. In der Größe kommt die Waldschnepfe einem Rebhuhn ungefähr gleich: ihre Länge beträgt 11 bis 13 Zoll und ihre Breite 18 bis 22 Zoll. Der Schnabel wird 3 bis $3^1/_2$ Zoll lang. Das Gefieder ist so bunt gezeichnet, daß eine genaue Beschreibung desselben Seiten beanspruchen würde. Glücklicherweise ist eine solche aber nicht nöthig; es genügt, wenn wir sagen, daß es oben aus Rostgrau, Rostgelb, Graubraun und Schwarz gemischt und unten auf graugelblichem Grunde braun quer gewellt ist. Die Schwanzspitze ist oben grau, unten weiß; über den Kopf verlaufen vier braune und rostgelbe Querstreifen. Am richtigsten dürfte die ganze Befiederung mit einem Stück flechtenbedeckter Baumrinde zu vergleichen sein: nur ist die Farbenmischung und Zeichnung ungleich mannfaltiger, als sie es auf einem derartig verzierten Rindenstücke sein kann.

Die Schnepfe ist bekannt von Japan bis Holland, von Lappland oder Island bis nach Nordafrika und von Nordsibirien bis nach Indien. Im Norden ist sie ein Zugvogel, in Norditalien, in den Balkanländern und wahrscheinlich auch in Nordspanien dagegen nur Strichvogel. Ein alter bekannter Jägerspruch bezeichnet ihr Kommen im Frühjahr:

„Reminiscere — nach Schnepfen suchen geh',
Okuli — da kommen sie,
Lätare — das ist das Wahre,
Judica — sind sie auch noch da,
Palmarum — trallarum,
Quasimodogeniti — halt Jäger halt, jetzt brüten sie!"

Letzteres geschieht nämlich wenigstens in einigen Gegenden unseres Vaterlandes, wenn auch keineswegs regelmäßig. Es versteht sich von selbst, daß der erwähnte Spruch nur insofern bezeichnend genannt werden darf, als er mehrere Jahre in einander gerechnet, die Zeit des Kommens der Schnepfe ungefähr angiebt; denn sie befolgt natürlich ihren eigenen Kalender. Richtiger setzt man diesen Zeitpunkt durchschnittlich auf die Mitte des März, obgleich in sehr gelinden Frühjahren bereits Ende Februars Schnepfen geschossen worden sind. Auch bei uns überwinterte Schnepfen sind schon beobachtet worden; solche Fälle sind aber immer sehr selten.

Die Schnepfe ist ein echter Waldvogel; sie verläßt nur gezwungen das schützende Dickicht. Tiefliegende Waldungen mit düsteren, einsamen Dickichten, Waldsümpfe und moorige Wiesen sagen ihr am meisten zu. An solchen Orten verlebt sie den Sommer, und auf ihnen ruht sie bei ihren Wanderungen im Frühjahr oder Herbst. Bei Tage liegt sie still, gewöhnlich unter einem Busche verborgen; mit Einbruch der Dämmerung wird sie rege und lebendig; denn sie ist ein Nachtvogel, welcher nur an ganz ungestörten Orten auch bei Tage auf dem Boden umher läuft, niemals aber sich ohne Noth erhebt und herumfliegt. Ihr Gang ist langsam, mehr schleichend als laufend, ihr Flug rasch, leicht und geschickt, jedoch mit dem Flug der so nahe verwandten Sumpfschnepfe in keiner Weise zu vergleichen. Ueber die höheren Begabungen ist schwer ein Urtheil zu fällen. Unter ihren Sinnen stehen Gesicht und — Gefühl obenan. Die Schärfe des ersteren bekunden die großen Augen, das Gefühl hat als Tastsinn hauptsächlich in dem weichen, an der Spitze mit einer nervenreichen Haut überzogenen Schnabel seinen Sitz. Auch das Gehör scheint wohl ausgebildet zu sein. Vom geistigen

Wellington

Wesen läßt sich nicht viel sagen. Die Schnepfe sieht sehr gutmüthig, ja einfältig aus, sie ist furchtsam und mißtrauisch; doch darf man sich nicht verleiten lassen, gestützt auf Erkenntniß dieser Eigenschaften, ihr andere Befähigungen abzusprechen. Erfahrene Jäger versichern, daß sie keineswegs so dumm ist, wie sie aussieht, sondern ihre Wahrnehmungen oft in höchst verständiger Weise zu verwerthen versteht, daß sie sogar eine gewisse Schlauheit an den Tag legt. Die Gutmüthigkeit äußert sich auch nur stärkeren Thieren gegenüber; denn unter sich streiten die Schnepfen, zumal die Männchen während der Paarungszeit gar heftig, und obschon solcher Streit niemals Erfolg hat, des biegsamen Schnabels wegen auch nie Erfolg haben kann, ist er doch ernsthaft genug gemeint. Uebrigens findet die Schnepfe kaum Gelegenheit, uns andere Eigenschaften, als die vorhingenannten zu bekunden. Ihre Beobachtung ist mit ganz besondern Schwierigkeiten verknüpft. Bei Tage sieht man sie gewöhnlich nur fliegend; denn es hält überaus schwer, sie, wenn sie sich auf den Boden drückt, zu entdecken. Ihr Gefieder schmiegt sich der allgemeinen Färbung in bewunderungswürdiger Weise an. Selbst gefangene Schnepfen, welche man in einem umhegten Raum von geringem Durchmesser frei läßt, wissen sich hier meisterhaft zu verbergen. Es gelingt zwar zuweilen, eine schlafende Schnepfe zu überraschen, man sieht sie auch in der Dämmerung auf eine Blöße des Waldes heraustreten und beobachtet sie endlich bei Liebesspielen in der Luft: — die hereinbrechende Nacht aber pflegt solchen Forschungen gar bald ein Ende zu machen. Hieraus erklärt es sich, daß das Leben der Schnepfe eigentlich immer noch als ein uns fremdes bezeichnet werden muß, auch trotz Diezel, welcher dem Leben dieses Vogels über hundert Seiten eines sehr gediegenen Buches gewidmet hat.

Die Aesung der Schnepfe besteht hauptsächlich in Gewürm der verschiedensten Art, vor Allem in Regenwürmern. Kleine Käfer und andere Kerbthiere verzehrt sie jedenfalls nebenbei auch, und daß sie die Maden der Schmeißfliegen frißt, hat man beobachtet. Sie erwirbt sich ihre Nahrung in eigenthümlicher Weise durch Einbohren ihres Schnabels in den feuchten Erdboden. An manchen Stellen sticht sie hier ein Loch neben das andere, um zu dem verborgenen Gewürm zu gelangen.

Bereits wenige Tage nach ihrer Ankunft im Frühjahr schreitet die Waldschnepfe zur Fortpflanzung. Die Männchen fliegen mit Einbruch der Dämmerung hinter dem Weibchen her und lassen dabei ihre Stimme erschallen,

welche man ſonſt ſelten vernimmt. Sie lautet wie „Biiſt“ oder „buiz“ und wird von einem Knarren begleitet, welches man nicht beſchreiben kann. Wenn zwei Männchen zuſammenkommen, entſteht ſofort Streit. Beide ſtoßen dann mit dem Schnabel auf einander, ſie „ſtechen“, wie der Jäger ſagt. Zuweilen ereifern ſich Beide ſo, daß ſie ſich im Fluge hindern und aus der Luft herabſtürzen. Dieſer Liebeskampf iſt der Balze der Hühner oder dem Geſange der kleinen Vögel zu vergleichen. Er endet, ſobald ſich die Paare gefunden haben. Wenige Tage ſpäter wählt ſich das Weibchen ein verſtecktes Plätzchen an einem ſtillen Orte aus, gewöhnlich eine ſeichte Vertiefung im Graſe oder zwiſchen Buſchwerk, bekleidet ſie dürftig mit Gräſern und dgl. und legt ihre vier glattſchäligen, auf bleicher, roſtgelber Grundfarbe mit dunkleren Flecken und Punkten beſpritzte Eier dahinein. Es brütet ohne Hülfe des Männchen etwa 16 bis 18 Tage lang; dann ſchlüpfen die allerliebſten, nach Art der meiſten Sumpfvögel braun und weiß, aber dennoch durchaus erdfarbig gefärbten Jungen aus. Sie verlaſſen ſofort das Neſt und werden nun von beiden Alten ſorgfältig geführt und ernährt. Schon in der dritten Woche ihres Lebens flattern ſie im Dickicht umher; bis dahin drücken ſie ſich bei Gefahr auf den Boden und machen ſich dadurch unſichtbar. Wenn ſie erſt flügge geworden ſind, bekümmern ſie ſich nicht viel mehr um die Alten, ſondern gehen ſelbſtſtändig ihren eigenen Weg, bis die rauhe Herbſtwitterung auch ſie nach dem Süden treibt.

Die Herbſtreiſe pflegt regelmäßig im Oktober, bei ſchlechtem Wetter früher, bei günſtigem ſpäter angetreten zu werden, erſtreckt ſich aber nicht weit, ſondern höchſtens bis Nordafrika. In Griechenland und Spanien überwintern die Schnepfen in zahlloſer Menge. Daß ſie wieder nach ihren alten Wohnplätzen zurückkehren, iſt durch Beobachtungen erwieſen.

Die Waldſchnepfe hat leider viele Feinde. Das geſammte Raubzeug und noch mehr der Menſch ſtellt ihr eifrig nach. In Griechenland und Spanien werden alljährlich Hunderttauſende erlegt und die deutſche und franzöſiſche Jägerei thut auch ihr Möglichſtes in der Verminderung der ſchmackhaften Geſchöpfe. Es iſt deshalb kein Wunder, daß der ſo vielſeitig bedrohte Vogel von Jahr zu Jahr ſeltener wird. Doch thut die Verminderung der Wälder und namentlich die Urbarmachung der ſumpfigen Stellen in denſelben ſeiner Vermehrung faſt noch größeren Abbruch, als alle Feinde zuſammengenommen.

Waldhüter und Waldverderber.

Digitized by Google

Neunter Abschnitt.

Die Waldhüter.

Die gestalten- und artenreiche Ordnung der Raubthiere wurde schon wiederholt in drei größere Gruppen zerlegt, welche man als Fleisch-, Kerbthier- und Allesfresser unterschied. Zu den Ersteren zählte man die uns bereits bekannten Räuber, in der Letzteren vereinigte man die Bären und ihre Verwandten, und unter den Kerbthierfressern endlich verstand man die kleinen oder mittelgroßen Raubsäugethiere, welche, obwohl größere Beute keineswegs verschmähend, doch hauptsächlich den Mitgliedern der niederen Halbschied des Thierreichs nachstreben. Es ist, vom Standpunkt des ordnenden Thierkundigen aus betrachtet, ein Fehler, wenn man zu den letztgenannten kleinen Raubthieren auch die Fledermäuse hinzuzählt, weil sie eben nur hinsichtlich ihres Gebisses und der Nahrung mit jenen etwas Uebereinstimmendes bekunden, sonst aber als durchaus verschiedene, ganz eigenthümlich gestaltete Geschöpfe anzusehen sind und deshalb in einer besondern Ordnung vereinigt werden müssen. Wir dürfen uns hier desselben Fehlers bekennen, weil es uns, wie bereits einmal bemerkt wurde, keineswegs darauf ankommt, ein Lehrbuch der Waldthiere zu schreiben, sondern die Thiere in ihrer Bedeutung für den Wald und sein Gedeihen darzustellen. In dieser Bedeutung aber stimmen die kerbthierfressenden Raubthiere und die Fledermäuse vollkommen überein. Sie sorgen gemeinschaftlich für das Bestehen und die Erhaltung des Waldes.

So wenig Gemeinsames sich über den Leibesbau der von uns Waldhüter genannten Thiere sagen läßt, so viel Aehnliches haben sie in ihrer Lebensweise und in ihrem Betragen. Ihre Leibesgröße schwankt in ziemlich bedeutenden Grenzen. Der Igel, welcher als der Riese unter ihnen angesehen werden muß, übertrifft viele eigentliche Raubthiere um ein Beträcht-

liches, während wir unter den Spitzmäuſen das kleinſte aller Säugethiere zu ſuchen haben. An abſonderlichen Bildungen iſt dieſe Gruppe reich, auch wenn die Fledermäuſe nicht zu ihr gezählt werden. Der Leib erſcheint uns verkümmert, oft zu Gunſten der Glieder und gewiſſermaßen zu Gunſten der Sinneswerkzeuge, von denen wenigſtens einzelne zu höherer Ausbildung gelangen, während andere ſo gut als nicht entwickelt ſind. Dieſes Mißverhältniß zwiſchen Leib und Gliedern tritt am ſchärfſten hervor, wenn man auch die Fledermäuſe zu den übrigen Kerbthierräubern hinzurechnet. Man muß dann erkennen, daß innerhalb der nun gebildeten Gruppe die größten Gegenſätze vorkommen: über alle Maßen verlängerte Vorderglieder z. B., wie bei den Fledermäuſen, oder aufs äußerſt verkürzte, wie bei den Maulwürfen, bedeutende Schwankungen in der verhältnißmäßigen Länge des Schwanzes zum Leibe, auffallende Verſchiedenheit der Vorder- und Hinterglieder an ein und demſelben Thiere u. ſ. w. In der Bedeckung zeigen ſich ebenfalls große Unterſchiede. Die Einen tragen ein ſammtartiges, weiches Fell, die Andern ein Stachelkleid: kurz, etwas Gemeinſchaftliches zeigt ſich nur innerhalb ein und derſelben Familie.

Mehr Uebereinſtimmung bekunden die kerbthierfreſſenden Raubthiere in ihrem Weſen. Sie ſind Alle ziemlich bewegungsluſtige und die meiſten auch raſt- und ruheloſe Thiere, aber ſtumpfſinnig, ungeſellig, ſcheu und dumm im hohen Grade. Dem entſpricht ihre nächtliche oder unterirdiſche Lebensweiſe. Die meiſten ſchlafen bei Tage und arbeiten bei Nacht. Diejenigen, welche bei Tage arbeiten, ſind hauptſächlich unter der Erde, alſo ebenfalls im Dunkel thätig.

Merkwürdig iſt die Verbreitung dieſer kleinen und ſchwachen Geſchöpfe. Nicht nur die Familien finden in den verſchiedenen Erdtheilen, mit Ausnahme Auſtraliens, ihre Vertreter, ſondern auch die einzelnen Arten verbreiten ſich über große Länderſtrecken. Sie leben überall, in der Tiefe, wie in der Höhe, im Wald und auf den Bäumen, wie auf dem Felde und unter der Erde, in der trockenen und dürren Wüſte, wie im Waſſer, bei Tage ſcheu in wohlbergende Schlupfwinkel zurückgezogen, Nachts umherſchwärmend und jagend. Einzelne verbringen den Winter in todesähnlicher Erſtarrung, Andere treiben ſich auch in dieſer kargen Zeit munter umher und wiſſen ſich ihr Leben zu friſten, ſo ſchwierig Dies auch erſcheinen muß. Die Gefräßigkeit der Kerbthierräuber iſt nämlich eine geradezu beiſpielloſe und

ihre Hinfälligkeit in Folge von Nahrungsmangel eine ganz ungewöhnliche. Man darf wohl behaupten, daß beſtändiges Freſſen für ſie Lebensbedingung iſt; ſie erliegen, falls der Winterſchlaf ſie nicht aller Sorgen um die Ernährung zeitweilig überhebt, ſchon nach wenig Stunden des Mangels dem Hunger; ſie müſſen deshalb ununterbrochen jagen, um ſich ihr Leben zu erhalten. In dieſer unglaublichen Gefräßigkeit liegt ihre Bedeutung und namentlich ihre Bedeutung für den Wald. Sie ſind es, welche die kerbthiervertilgenden Vögel während der Nacht in wirkſamer Weiſe zu erſetzen wiſſen; ſie ſind es, welche trotz ihrer geringen Größe den ſchlimmſten Feinden der Pflanzenwelt vernichtend entgegentreten und dadurch mittelbar zu unſern größten Wohlthätern werden.

Es iſt ein ſchlimmes Zeichen für unſern Bildungsſtand, daß man aller Belehrung ungeachtet dieſe eifrigen Arbeiter zu unſerm Nutzen noch heutigen Tags mißachtet und verkennt. Vielen Menſchen iſt eine Spitzmaus ein vollkommen gleichgültiges, eine Fledermaus ein abſcheuwürdiges Geſchöpf, welches man zu vernichten ſucht, wo man es findet. Die Sage beſchäftigt ſich mit dem Leben dieſer vortrefflichen Thiere in durchaus ungerechtfertigter Weiſe, und der Volksmund ſpricht die unbegründete Sage gläubig nach. Man nimmt zu den widerſinnigſten Behauptungen ſeine Zuflucht, um die Abneigung, welche man gegen dieſe nützlichen Thiere an den Tag legt, zu beſchönigen und läßt ſich vom Gegentheil ſchwer oder nicht überzeugen. An wirkliche Schonung, an Schutz und Pflege der betreffenden Thiere denkt Niemand, und wäre nicht die Natur ihnen freundlicher geſinnt, als der Menſch und andere Thiere: ſie wären der allgemeinen Mißachtung oder Verfolgung bereits erlegen. Zum Glück iſt Dies nicht zu befürchten. Die kleinen Raubthiere ſind noch überall häufig; ihre verſteckte und nächtliche Lebensweiſe ſchützt ſie vor ihren Verderbern, und eine ziemlich große Fruchtbarkeit gleicht die vielfachen Verluſte, welche ſie erleiden, wieder aus. Die, welche Winterſchlaf halten, zeigen ſich ſo recht als Schoßkinder der Natur: ſie verträumen bewußtlos die ihrem Leben gefährlichſte Jahreszeit und gehen, wenn dieſe vorüber, mit friſchem Lebensmuth und neuer Arbeitsluſt an ihre ſo erſprießliche Wirkſamkeit, welche wir nunmehr, wie die einzelnen Kerbthierjäger ſelbſt, ausführlicher betrachten wollen.

1. Die Fledermäuſe. Chiroptera.

Wenn ſich der Abend herabſenkt über die Erde, wird es im Walde lebendig. Die meiſten Vögel und viele Säugethiere ſind zur Ruhe gegangen, aber die Kerbthiere leben auf. Es umſummt und umſchwärmt zu Hunderten und Tauſenden die Kronen der Bäume. Die Einen fliegen nach Nahrung aus, die Andern ſuchen nach einem Orte, welcher die zahlreichen Eier aufnehmen ſoll, aus denen ſpäter die gefräßigen Raupen ſchlüpfen werden. Sie würden ungeſtört ihr Weſen treiben können, wenn es nicht einige Thiere gäbe, welche den Vernichtungskampf gegen ſie gerade jetzt erſt eröffnen.

Unter dieſen wenigen nehmen die Fledermäuſe eine der erſten Stellen ein. Ihr Flug oder ihre Flatterfähigkeit geſtattet ihnen die geeignetſte Verfolgung der Kerbthiere, und ihre erſtaunliche Gefräßigkeit macht dieſe Vertilgung zu einer im höchſten Grade bedeutungsvollen für den Wald. Die Zahl der Kerbthiere, welche durch eine Fledermaus vernichtet werden, iſt ſchwer zu beſtimmen; ſoviel aber darf man mit aller Sicherheit behaupten, daß ſie nur nach Tauſenden geſchätzt werden kann.

Wir dürfen überzeugt ſein, daß dieſe wenigen Worte genügen werden, die noch von ſo Vielen mißachteten Flatterthiere als Geſchöpfe zu bezeichnen, welche unſerer vollſten Theilnahme würdig ſind.

Deutſchland wird von etwa fünf und zwanzig verſchiedenen Arten Fledermäuſe bewohnt, und einzelne dieſer Arten ſind, Dank der Schwierigkeit, welche ihre Vertilgung meiſt hat, glücklicher Weiſe noch recht häufig. Die verſchiedenen Arten unterſcheiden ſich in ihrem Leben und Treiben nicht unbeträchtlich; jedoch genügt uns hier eine allgemeine und kurze Beſchreibung der Geſammtordnung.

Die Fledermäuſe im engeren Sinne gehören der Ordnung der Flatterthiere an. Sie iſt gewiſſermaßen als Verbindungsglied der Affen und Spitzmäuſe zu betrachten, obwohl ſie als eine nach außen hin ſtreng abgeſchloſſene erſcheinen muß. Es finden ſich wohl bei den übrigen Säugethieren Anklänge an die Fledermausgeſtalt, nirgends aber eigentlich Uebergänge von ihr zu einer andern. Obwohl wir den Leibesbau der Fledermäuſe als ziemlich bekannt vorausſetzen dürfen, glauben wir doch, einer Beſchreibung deſſelben einige Worte widmen zu müſſen, um allen unſeren Leſern gerecht zu werden.

Das Auffallende an den Fledermäuſen ſind die merkwürdig verlängerten Gliedmaßen und die eigenthümlich ausgebildeten Sinneswerkzeuge; im Uebrigen hat der Leibesbau nichts Abſonderliches. Der Leib iſt gedrungen, der Hals kurz, der Kopf dick und länglich und durch den weit geſpaltenen Mund verunſtaltet. Die Vorderhände ſind im Verhältniß zum Leibesumfang rieſig vergrößert, indem einzelne Theile ſich außer allem Verhältniß verlängern: die drei Mittelfinger ſind länger, als der Oberarm. Die Hinterbeine ſind ziemlich regelmäßig gebildet, obgleich noch immer ſehr verlängert und durch einen, nur bei den Fledermäuſen vorkommenden Knochen, das Spornbein, ausgezeichnet. Dieſe Gliedmaßen werden zum Gerüſt der Flatterhaut, welche ſich zwiſchen ihnen und dem Halſe einerſeits und zwiſchen ihnen, den Hinterbeinen und dem Schwanze andererſeits ausſpannt, von ihnen getragen und durch ſie bewegt wird. Die Flatterhaut ſelbſt iſt ſehr verſchieden geſtaltet; denn ſie iſt bald ſchmäler und ſpitzer, bald breiter und gerundeter. Sie beſteht aus zwei Platten, den Fortſätzen der Leibeshaut, und einer zwiſchen dieſen liegenden, filzigen, elaſtiſchen Haut nebſt zwei Muskelfaſerſchichten. Nächſt ihr fallen die Sinneswerkzeuge auf und zwar vorzugsweiſe die Ohren und die Naſe. Erſtere ſind bei gewiſſen Arten ungemein vergrößert, mit beſonderen Deckeln und Blättchen verſehen und höchſt beweglich; letztere wird oft von eigenthümlicher Hautwucherung umgeben und bezüglich durch ſie verſchärft. Die Augen ſind immer klein. Das Knochengerüſt kennzeichnet ſich durch Schlankheit und Zierlichkeit, das Gebiß durch die Schärfe und Vielzackigkeit der ſchwachen, aber ſpitzen Zähne. Die Wirbelſäule wird außer den Halswirbeln von 11 bis 13 rippentragenden, 3 bis 6 rippenloſen, 2 bis 9 Kreuz- und 2 bis 16 Schwanzwirbeln gebildet. Die Zahl der Zähne beträgt bei den deutſchen Arten 32, 34 oder 36. Unter den Muskeln treten die der Bruſt wegen ihrer Stärke beſonders hervor, und zudem haben die Fledermäuſe einen ihnen eigenthümlichen Muskel, welcher ſich einerſeits am Schädel, andererſeits an der Hand anheftet und die Flughaut ſpannen hilft. Auch das Haarkleid hat ſein Abſonderliches. Es beſteht nämlich nur aus Grannen, welche ſehr dünn an der Wurzel ſind, bald aber ſich verſtärken und hierdurch der empfindlichen Haut dieſelben Dienſte leiſten, wie das Wollhaar, indem ſie die Kälte von ihr abhalten. Die Färbung des Pelzes iſt immer eine düſtere, nächtige: Grau, Grünlichgrau, Bräunlichgrau und Graubraun ſind die am häufigſten vorkommenden Farben.

Deutſchland liegt eigentlich an der Grenze des Verbreitungskreiſes der Fledermäuſe. Nach Süden hin treten ſie weit häufiger auf, als bei uns; im hohen Norden fehlen ſie gänzlich. Sie ſind, wie Jedermann weiß, Nachtthiere, welche den Tag in irgend einem Verſteck wohlgeborgen verſchlafen und erſt kurz vor, mit oder nach Sonnenuntergang ſich anſchicken, ihr Gewerbe zu betreiben, d. h. nach Beute auszufliegen. Von Sonnenuntergang bis zu Sonnenaufgang währt ihre Jagd, wenn auch nicht ununterbrochen; denn in den Morgen- und Abendſtunden ſind ſie am thätigſten. Der erſte Lichtſtrahl im Oſten ſcheucht ſie wieder in ihr Verſteck zurück. Den Winter verbringen ſie in einem todesähnlichen Schlaf, gewöhnlich maſſenhaft in einem der beſten Schlupfwinkel aufgehängt. Die erſten warmen Tage des Frühlings ermuntern ſie; doch kommt es auch ausnahmsweiſe vor, daß ſehr ſtrenge Kälte ihnen läſtig wird, und ſie dann, vielleicht um ſich zu erwärmen, einen Ausflug machen.

Alle Stellungen und alle Bewegungen der Fledermäuſe ſind eigenthümlich. In der Ruhe hängen ſie ſich mit den Krallen der Hinterbeine an den Deckenraum ihrer Schlupfwinkel auf, den Kopf nach unten; im Kriechen auf dem Boden oder beim Klettern humpeln ſie mit zuſammengefalteter Flughaut äußerſt merkwürdig dahin, indem ſie nur hinten auf die Sohlen treten, vorn aber auf das eingeknickte Handgelenk ſich ſtützen. Beim Klettern häkeln ſie ſich mit der Daumenkralle ein. Dieſe Bewegung geht übrigens, ſo ungeſchickt ſie auch ausſieht, raſcher von ſtatten, als man annehmen möchte. Der Flug, oder richtiger das Flattern, ſteht im Einklang mit der verſchiedenartigen Geſtaltung der Flughaut. Einige Arten durchſchneiden die Luft ziemlich raſch, andere, und zwar die breitflüglichen, vermögen nur langſame Bewegungen auszuführen. Immer iſt das Flattern durch jähe Wendungen ausgezeichnet, die Richtung auch niemals eine gerade, die Fluglinie vielmehr eine fortwährend wechſelnde, welche man ſehr bezeichnend eine geknitterte genannt hat. Mit dem Flug der Vögel hat das Flattern der Fledermäuſe keine Aehnlichkeit, es ermüdet auch weit mehr und eher, als jener. Dies erklärt ſich durch den Bau der Flughaut von ſelbſt, wenn man ſie mit dem Flügel des Vogels vergleicht. Dieſer läßt den Luftſtrom durch oder ſchließt ihn vollſtändig ab, die Flatterhaut iſt zu ſolchem, der Flugbewegung äußerſt günſtigem Wechſel ungeeignet.

Soweit es sich um die höheren Begabungen handelt, muß man die Fledermäuse wohlausgerüstete Thiere nennen. Ihre Sinnesschärfe ist bewunderungswürdig. Der Bau des Ohres und der Nase läßt von vornherein auf eine sehr hohe Entwickelung dieser Sinne schließen, und in der That sind Geruch und Gehör bei den Fledermäusen zu einer Vollkommenheit gelangt, wie kaum bei einem andern Thier. Sie ersetzen das schwache Gesicht vollständig. Auch der Geschmack ist keineswegs verkümmert und das Gefühl, wenigstens als Empfindung, entschieden vorhanden. Der Verstand ist größer, als man gewöhnlich annimmt. Es hält schwer, die auf geistiger Thätigkeit beruhenden Handlungen einer Fledermaus zu beurtheilen; man hat aber doch schon vielfache Beobachtungen gesammelt, welche unsere Behauptung beweisen. Die Thiere offenbaren großes Verständniß für gewisse Vorkommnisse, sie zeigen List und Schlauheit, wenn es gilt, Beute zu machen oder Feinden zu entgehen; sie sind der Zähmung keineswegs unzugänglich, gewöhnen sich an den Menschen und lernen ihn als Freund oder Gebieter schätzen; sie bekunden einen großen Ortssinn u. s. w. Unter sich leben die meisten Arten sehr gesellig, sie vereinigen sich auch wohl mit anderen, jedoch nicht mit allen: es kommt vielmehr zwischen gewissen Arten zu ernsthaften Streitigkeiten, zu einem Kriege, in welchem der eine Theil bluten muß und der andere, wenn er sich erlangen läßt, von dem Sieger aufgefressen wird.

Sehr groß ist die Zärtlichkeit der Fledermäuse gegen ihre Jungen. Bald nach ihrem Erwachen im Frühjahre paaren sich die Geschlechter, wahrscheinlich sitzend in Löchern, und einige Wochen später wirft das Weibchen sein Junges. Einige Zeit lang vor dem Gebären zieht es sich vom Männchen zurück und vereinigt sich mit anderen trächtigen Weibchen an bestimmten Orten, gewissermaßen in Frauengemächern, zu denen die Männchen keinen Zutritt haben. Das Junge häkelt sich sofort nach seiner Geburt an seiner Mutter fest und wird von dieser Abends fliegend umhergetragen. Es wächst rasch heran, trennt sich später Abends zeitweilig von der Alten, kehrt aber, bis es seine volle Selbstständigkeit erhalten hat, immer wieder zu ihr zurück. Ob die Fledermäuse nur einmal im Jahre oder öfter gebären, ist unbekannt.

Die Bedeutung der Fledermäuse beruht auf ihrer erstaunlichen Gefräßigkeit. Sie verzehren fast ausschließlich Kerbthiere, diese aber in unglaublicher Menge. An Gefangenen hat man beobachtet, daß sie kaum zu

ſättigen ſind. Ihre Verdauung iſt ſo lebhaft, daß ſie eigentlich ohne Unterbrechung freſſen können. Selbſtverſtändlich ſteigert ſich ſolche Fähigkeit, wenn die Thiere ſich bewegen; man wird alſo nicht zu viel ſagen, wenn man behauptet, daß die freilebenden Fledermäuſe mindeſtens das Doppelte von Dem verbrauchen, was die gefangen Gehaltenen zu ihrem Lebensunterhalt bedürfen. Eine einzige größere Fledermaus vertilgt wahrſcheinlich allnächtlich über hundert Kerbthiere und zwar große Kerbthiere; denn von kleineren bedarf ſie unzweifelhaft noch weit mehr. Die verderblichſten Schmetterlinge, deren Raupen den Waldungen unſchätzbaren Schaden zufügen, haben gerade in den Fledermäuſen ſehr mächtige Feinde, und deshalb eben ſind die Flatterthiere unbedingt den nützlichſten und achtungswertheſten aller Waldhüter beizuzählen. Eigentlichen Schaden thun die ſo vielfach verkannten, unſchuldigen Thiere nicht, obgleich es nicht geleugnet werden kann, daß einzelne Arten auch bei uns Vampirgelüſte an den Tag legen. Doch denken dieſe wenigen niemals daran, den Menſchen oder größere Thiere anzufallen: ſie wagen ſich höchſtens an andere Fledermäuſe oder an Hühner und Tauben. Im großen Ganzen müſſen die Fledermäuſe als unermüdliche Arbeiter zu Gunſten des Menſchen betrachtet werden.

Der verſtändige Forſtmann thut wohl, wenn er die oben ausgeſprochene Wahrheit erkennt und die Fledermäuſe nicht nur nicht verfolgt, ſondern ihnen im Gegentheil ſeinen vollſten Schutz angedeihen läßt. Dieſer Schutz wird ihnen gewährt, wenn man alte, hohle Bäume, welche außerdem auch anderen Waldhütern Herberge geben, zu ihren Gunſten und zum Vortheile des Waldes ſelbſt verſchont. Eines Weiteren bedarf es nicht. Es iſt von namhaften Forſtleuten ſchon wiederholt darauf hingewieſen worden, daß die alten hohlen Bäume nicht höher verwerthet werden können, als wenn man ſie im Walde ſtehen und dort verfaulen läßt, weil ſie, wo nicht allein, ſo doch hauptſächlich es ſind, welche den thätigſten Waldhütern ihren Aufenthalt und ihr erſprießliches Wirken im Walde möglich machen. Bis jetzt iſt die Nothwendigkeit, für die nützlichen Thiere zu ſorgen, noch von ſehr Wenigen eingeſehen worden; um ſo mehr geboten iſt es, daß man immer und immer wiederholt auf dieſe Nothwendigkeit hinweiſt. —

Unſere beiden Abbildungen bezwecken nicht, die auch bei uns zahlreich vertretene Ordnung der Flatterthiere kennen zu lehren. Eine genaue Beſchreibung der verſchiedenen Fledermausarten gehört in ein ſtreng wiſſen-

Individuen stark, selbst über 1 m hoch anfangen. Die schönen rein gelben Töne wirken sehr wohlthuend, wenn nur eine verwandte Blumenfärbung dem vorliege werden. Die ewig so gelbgrün, meist mit gut aus grünenden Blumen hier beigebrachten.

Die vier Arten Nr. 1 Chrysanthemum carinatum, Chrysanthemum Coronarium, Calendula officinalis und Calendula pluvialis, C. arvensis haben, V. Saat Ende des Monats, in Blumenzimmern, Gruppen Barbantinen Knospen-Tag, in Blumen (Vergnügte Barbantinen Schönheit). Gelben gelber zu den gelbsten Arten, ihre Blumenfarbe besteht 3 Jahl bei einer Tinge von

Fig. 83.

Die Chrysanthemum.

2 Jahl 3 Stücke, weniger und von Stücken, 1 Jahl 3 Stücke in Blumenzug zu bringen Saat. Der Topf ist gestochen, auf vier Entwicklung einen halben. Eine ziemlich Saat ist in ein Blumenstöcke Saaten, ist in von Gesellschaft. Die Gefäße verschiedener Jahl hat Saat, und dem in Stücken von Chrysanthemum Mengen Tinge, möglichst Beetkasten Jahl. Von Kalkbeeten 3 Saat Chrysanthemum. Die werden Stücken in Tinge Saaten Jahl. Die Saaten Jahl und Gefäße Saaten eine Jahl, in in Jahl verschiedene Gesellschaft, weder wie eine Tinge empfehlen. Saat Gefäß endlich 20 Jahre. Jahl gute Stücken, von Saaten an bis zum Jahl, Gesellschaft sehr schwach bis zum 60. Stück

ver Stein ist am Eingange zum Museum. Ein mit Sr. Maj. Schiff verfehlter Schuß, weil man sagt, daß der Stein so viel Eisenhaltig enthalte. Ein 32 Pfund Kugel, liegt jetzt an Ostseite mit der Inschrift: Dieser Stein fiel vom Himmel, wurde durch einen Schuß Sr. Maj. Linienschiff von gewaltig Eisenhalt. Ein noch vollen Schuß, weil man sagt, daß der Stein so viel Eisenhaltig enthalte. Ein wie man braucht. Der Eisenhaltigkeit des Himmelskörper von Steine in Mähren.

Ein Musikinstrument wie 3 Fuß 3 Viertel lang, messen und von Ostseite 1 Fuß 10 Viertel zu reduzen sind von erwähnte Instrument wie

Fig. 44.

Ein Musikinstrument.

10 Fuß. Ein Überbau kann Sonne 10 Fuß Durchschnittszeit, ein Unterbau Stein nicht von gestalten. Und dann 10 an der Sonne Durchschnitt machen, 10 an der Sonne. Und Stein 10 von an Schwerpunkte an, liegt mit Schwerpunkte an Stein. Und Stein 10 von an Sonne, 10 an Stein. Und Sonne Schwerpunkt mit Stein von Sonne. Ein Pfund 10 Pfund 10 Pfund schwer, von Ein schweben heute, und Ein, ungefähr Stein lang, als wie Stein.

Ein Überbau von Stein Durchschnitt Sonne 10 an Durchschnitt, wie Stein Durchschnitt, und an Stein Überbau, Stein Durchschnitt Schwerpunkt Stein

Sie gehört zu den gewandteſten Flatterern in ihrer Familie, erſcheint ziemlich früh des Abends, fliegt hoch und raſch und ſcheut Sturm und Regen nicht. Am häufigſten findet man ſie an Waldrändern und in Gärten. Ihre Schlupfwinkel wählt ſie in hohen Bäumen oder Gebäuden.

Von den übrigen Arten haben wir nur zu ſagen, daß ſie ohne Ausnahme ebenſo nützlich ſind, wie die beſchriebenen zwei.

2. Die Spitzmäuſe, Soricina.

Die vollendetſten Geſtalten unter den kerbthierjagenden Raubſäugethieren ſind die Spitzmäuſe. Sie haben Manches mit den Fledermäuſen gemein, obgleich ſie weit von dieſen verſchieden ſind. Ihre Geſtalt iſt eine ganz andere und demzufolge ihr Leben ein von dem Treiben der Fledermäuſe gänzlich abweichendes. In Einem aber kommen ſie den Letzteren vollſtändig gleich: ſie ſind ebenſo nützlich.

Man darf die Spitzmäuſe anmuthige Thiere nennen. Ihre Geſtalt iſt anſprechend. Sie hat Vieles von der ſo bekannten Mäuſegeſtalt, unterſcheidet ſich aber bei genauerer Betrachtung durch weſentliche Eigenthümlichkeiten. Der Leib iſt ſchlank, der Kopf ſpitz, die Schnauze langrüſſelig, die fünfzehigen Glieder ſind zierlich, der Schwanz iſt ziemlich lang. Augen und Ohren treten deutlich hervor. Das Knochengerüſt zeichnet ſich durch zierliche Formen aus; die Wirbelſäule beſteht außer den Halswirbeln aus 13 oder 14 rippentragenden, 5 bis 8 rippenloſen, 3 bis 5 Kreuz- und 14 bis 19 Schwanzwirbeln. Das Gebiß erinnert in vieler Hinſicht an das der Fledermäuſe; es beſteht bei den deutſchen Arten aus 28 bis 32 Zähnen, welche ſämmtlich ſchlank und ſpitzig ſind. Die Schneidezähne fallen durch ihre Stärke und die oberen durch einen beſonderen Anſatz auf, die Eckzähne fehlen, an die Schneidezähne ſchließen ſich vielmehr die Lückzähne an und auf dieſe folgen die Backzähne. Die Lückzähne ſind einſpitzig, die Backzähne vielſpitzig. Das ganze Gebiß iſt durch das Ineinandergreifen der oberen und unteren Zahnreihe in hohem Grade verſchärft. Der Pelz iſt weich, ſammetähnlich, meiſt von dunkler Farbe, auf der Oberſeite von lichterer, als auf der unteren. Lippen, Füße und Schwanz ſind mit ſtraffen Härchen beſetzt und zwiſchen Augen und Naſe ſtehen lange Schnurrhaare. Die Fußſohlen ſind nackt, die Zehen dagegen bei den meiſten Arten mit harten,

kurzen Haaren beſetzt. Bezeichnend für die Thiere iſt eine längliche Drüſe an der Seite des Körpers, welche eine ſtark riechende Flüſſigkeit abſondert.

Dieſe Kennzeichnung bezieht ſich übrigens nur auf die bei uns lebenden Arten der zahlreichen Familie. In ſüdlicheren Gegenden leben andere Spitzmäuſe, welche ſehr von dem allgemeinen Gepräge abweichen. Es giebt ſolche, welche zu Baumthieren geworden ſind und andere, welche im Waſſer leben, aber vor der bei uns vorkommenden Waſſerſpitzmaus durch eigenthümliche Schwimmhäute ſich ſehr auszeichnen.

Unſere Spitzmäuſe zerfallen in drei kleine Gruppen, deren Begründung hauptſächlich im Gebiß zu ſuchen iſt. In ihrem Leben und Treiben haben alle größte Aehnlichkeit; der hauptſächlichſte Unterſchied, welcher in dieſer Hinſicht ſich bemerklich macht, iſt, daß die eine Art das Waſſer bewohnt, während die andere auf dem trockenen Lande hauſ't.

Alle Spitzmäuſe ſind unruhige, im hohen Grad bewegungsfähige, feinſinnige, geiſtig aber wenig begabte, gefräßige und ungeſellige Thiere, welche nur zeitweilig mit anderen ihrer Art ſich vereinigen, ſonſt aber den unerbittlichen Krieg, welchen ſie mit der übrigen Thierwelt führen, auch gegen Ihresgleichen fortſetzen. Sie bewohnen am liebſten feuchte Gegenden und deshalb ſehr gern den Wald, ſteigen aber im Gebirge bis zu 6000 und mehr Fuß über den Seeſpiegel empor. Bei Tage halten ſie ſich in unterirdiſchen Bauen verſteckt, gegen Abend, an düſteren Orten aber auch in den Nachmittagsſtunden, erſcheinen ſie außerhalb ihrer Wohnung, nach Beute umherſpähend. Am liebſten beziehen ſie die fertigen Bauten anderer Thiere, namentlich Maulwurfsgänge und Mäuſeröhren. In weichem Boden arbeiten ſie ſelbſt an ihren Behauſungen, obwohl ihre ſchwachen Vorderbeine ſolche Arbeit ſchwer machen. Nicht ſelten kommen ſie in das Gehöft der Menſchen herein und treiben ſich eine Zeit lang in Scheunen und Ställen, im Keller und auf den Böden der Häuſer umher, auch hier unermüdlich ihre Jagd fortſetzend.

Unter ihren Sinnen ſteht der Geruch oben an; dies beweiſt ſchon die rüſſelartig verlängerte Naſe, noch mehr aber ihr unaufhörliches Umherſchnuppern, das beſtändige Drehen und Wenden dieſes biegſamen Sinneswerkzeuges. Das Gehör iſt ebenfalls wohl entwickelt, das Geſicht dagegen ſchwach; ſie ſcheinen es auch gar nicht zu bedürfen, ſondern ſich faſt ausſchließlich auf den Geruch zu verlaſſen. Ihr Verſtand iſt ſehr gering. Sie ſind

unvorsichtig, vergeßlich, nichts weniger als listig und der Bildsamkeit unfähig. Raubluſt und Gefräßigkeit ſcheinen ihre hervorragendſten Eigenſchaften, Befriedigung der Mordluſt und des ſie ewig quälenden Hungers ihr Lebenszweck zu ſein. In der Beweglichkeit ſtehen unſere Spitzmäuſe den ihnen ſo ähnlich geſtalteten Mäuſen nach. Sie laufen äußerſt behend und geſchickt auf dem Boden dahin, ſind aber des Kletterns unkundig und ſcheuen mit Ausnahme einer einzigen Art das Waſſer, obwohl ſie ohne Ausnahme ſchwimmen können.

Die Spitzmäuſe ernähren ſich ausſchließlich von thieriſchen Stoffen. Sie ſind furchtbare Raubthiere, gewiſſermaßen die Marder unter den Kerbthierjägern: ſie fallen auch große Beute mörderiſch an. Ihre Jagd gilt hauptſächlich den Kerbthieren; ſie wagen ſich aber auch an kleine Säugethiere, Vögel, welche noch im Neſte liegen, und verſchmähen ſelbſt das Aas nicht. Unglaublich groß iſt ihre Gefräßigkeit. Sie bedürfen dem Gewicht nach täglich faſt ebenſoviel Nahrung, als ſie ſelbſt ſchwer ſind. An Gefangenen hat man beobachtet, daß ſie kaum zu ſättigen ſind. Mit Fliegen, Mehlwürmern, Regenwürmern ꝛc. vermag man ſie nicht zu ernähren, weil man für ihren Hunger nicht genug von ſolchen Thieren fangen kann. Man muß ihnen deshalb Fleiſch geben und kann dann bemerken, daß eine kleine Spitzmaus eine ganze todte Maus oder ein Vögelchen von ähnlicher Größe bequem auffrißt. Ihr Hunger iſt ſo groß und ſcheint ſo quälend zu ſein, daß ſie ſchon nach wenig Stunden des Mangels an Nahrung dahinſterben. Ein einziger Faſttag bringt ſie ſicherlich um. Möglicherweiſe iſt dieſer unverwüſtliche Hunger die Urſache, daß zwei Spitzmäuſe derſelben Art ſich gelegentlich wüthend anfallen und auf Tod und Leben mit einander kämpfen: es gilt ihnen vielleicht auch in dieſem Augenblicke, eine Beute zu machen. Daß Spitzmäuſe andere ihrer Art wirklich auffreſſen, kann man an Gefangenen leicht beobachten.

Das Leben dieſer kleinen Räuber iſt ziemlich einförmig. Sie rennen die ganze Nacht hindurch nach Beute umher, ziehen ſich gegen Morgen in ihre Schlupfwinkel zurück und erſcheinen, ſobald der Hunger ſie treibt, wieder, um ihre Jagd von Neuem zu beginnen. Jede einzelne lebt ungeſellig für ſich, nur im Frühjahre, zur Paarungszeit, vereinigen ſich die Geſchlechter. Gelegentlich ſammeln ſich viele Spitzmäuſe ein und derſelben Art an einem Orte und es kommt dann zu ernſthaften Kämpfen unter den

Männchen, welche unter laut zwitſcherndem Geſchrei ausgefochten werden. In der Aufregung verbreiten die Streitenden einen ſehr bemerklichen Biſamgeruch, welcher wiederum die Urſache wird, daß noch mehrere auf dem Kampfplatze ſich einfinden. Sofort nach geſchehener Paarung trennen ſich die Geſchlechter und jede einzelne Spitzmaus geht wie früher ſelbſtſtändig ihren Weg. Ob die Paarung an eine beſtimmte Zeit gebunden iſt oder wiederholt im Sommer ſtattfindet, iſt zur Zeit noch unentſchieden. Man hat in allen Sommermonaten, vom Mai bis in den Auguſt, unerwachſene Junge beobachtet.

Das Spitzmausweibchen iſt ſehr fruchtbar und liebt ihre Kinder ungemein. Sie bereitet in der Tiefe einer Maulwurfshöhle ein ziemlich kunſtloſes, aber weiches Neſt aus Gras, Laub, Moos und Stengeln und wirft hier ihre fünf bis zehn Jungen, äußerſt kleine Thierchen, welche nackt und mit geſchloſſenen Augen und Ohren geboren, von der Mutter mit größter Sorgfalt, auch in Gefangenſchaft, geſäugt und bei Gefahr vorſichtig und behend verſteckt werden. Wenig Wochen nach ihrer Geburt haben ſie die Größe der Alten erreicht. Sie trennen ſich aber ſchon früher von dieſer, zerſtreuen ſich, und führen nun ganz das Leben ihrer Eltern.

Leider haben die Spitzmäuſe eine Menge von Feinden. Das größere Raubzeug ſtellt ihnen eifrig nach, wahrſcheinlich, weil es ſie mit den eigentlichen Mäuſen verwechſelt; denn nur die Eulen und die Kreuzottern freſſen ſie. Auf Wald- und Feldwegen ſieht man oft Spitzmäuſe liegen, welche von einer Katze oder von einem Wieſel todtgebiſſen, aber nicht angerührt worden ſind, vielleicht weil der Biſamgeruch dieſen Räubern unangenehm iſt. Auch der Menſch verfolgt die harmloſen und überaus nützlichen Thiere in unbilliger Weiſe und that es früher noch mehr als jetzt. Sonderbare Sagen gingen im Volke um. Man hielt den Biß einer Spitzmaus für giftig, ſie aber gleichwohl für ein wirkſames Heilmittel und tödtete ſie deshalb, wo man ſie erlangen konnte, ebenſowohl, um ſich gegen den Giftzahn zu beſchützen, als auch, um des Wundermittels, welches freilich erſt durch Quackſalbereien aller Art zubereitet werden mußte, habhaft zu werden. Wie unrecht man thut, wenn man noch heutzutage Spitzmäuſe umbringt, bedarf bei Berückſichtigung ihrer Nahrung keiner Erwähnung weiter. Sie vertreten in wirkſamſter Weiſe die in der Höhe arbeitenden Fledermäuſe in der Tiefe des Waldes.

Vaben Wiidhaug gaij aak in gaanitse aver Wiidhfjäwerd, Verna vulgaris Linné (Sonn. Aramin Linné. Al Sonnbaum ommerum Wiidhfjäwerd, Verna vulgaris Linné (Sonn. Aramin Linné. Al Sonnbaum ommerum Wiidhfjäwerd, Verna vulgaris Linné (Sonn. Aramin Linné. Al Sonnbaum ommerum Wiidhfjäwerd, Verna vulgaris Linné (Sonn. Aramin Linné. Al Sonnbaum ommerum

Ein gaanse aver Wiidhfjäwerd, Verna vulgaris Linné.

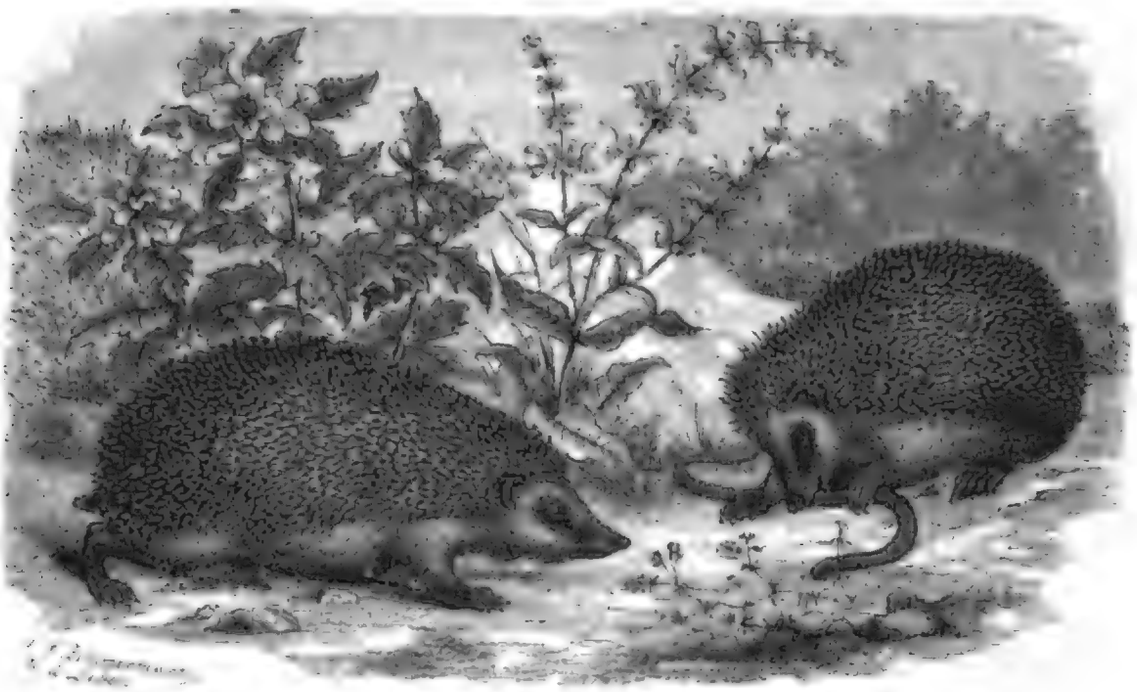
Vaben Wiidhaug gaij aak in gaanitse aver Wiidhfjäwerd, Verna vulgaris Linné (Sonn. Aramin Linné. Al Sonnbaum ommerum Wiidhfjäwerd, Verna vulgaris Linné (Sonn. Aramin Linné. Al Sonnbaum ommerum Wiidhfjäwerd, Verna vulgaris Linné (Sonn. Aramin Linné. Al Sonnbaum ommerum Wiidhfjäwerd, Verna vulgaris Linné (Sonn. Aramin Linné. Al Sonnbaum ommerum

Vaben Wiidhaug gaij aak in gaanitse aver Wiidhfjäwerd, Verna vulgaris Linné (Sonn. Aramin Linné. Al Sonnbaum ommerum Wiidhfjäwerd, Verna vulgaris Linné (Sonn. Aramin Linné. Al Sonnbaum ommerum Wiidhfjäwerd, Verna vulgaris Linné (Sonn. Aramin Linné. Al Sonnbaum ommerum Wiidhfjäwerd, Verna vulgaris Linné (Sonn. Aramin Linné. Al Sonnbaum ommerum

3. Der Igel, Erinaceus europaeus Linné.

Unter dem kerbthierfreſſenden Raubzeug gehört der Igel zu den plumpeſten und auffallendſten Geſtalten. Er bildet mit wenig anderen Verwandten und einigen, dieſen ſehr nahe ſtehenden Thieren eine beſondere Familie, welche ſich durch den kugeligen Leib, die Größe des ſpitzigen Kopfes, die kurzen, ſtark bekrallten Beine, den Stumpfſchwanz und das Stachelkleid hinlänglich kennzeichnet. Eigenthümlich für alle Igel iſt auch das Vermögen, ſich kugelig zuſammen zu rollen, welches durch auffallende

Fig. 26.



Der Igel, Erinacaeus europaeus Linné.

Ausbildung gewiſſer Rückenmuskeln bedingt wird. Das Gebiß beſteht aus 36 Zähnen, welche verhältnißmäßig ſtärker, weniger ſpitzig und minder zackig ſind, als bei den übrigen Kerbthierfreſſern. Die Wirbelſäule wird von den 7 Halswirbeln, 15 rippentragenden, 8 rippenloſen, 3 Kreuz- und 14 Schwanzwirbeln zuſammengeſetzt. Die Füße ſind fünfzehig, mit kräftigen Nägeln verſehen. Das Auge iſt verhältnißmäßig klein, die gerundeten Ohren ſind kurz, die Naſe iſt der rüſſelförmigen Schnauze wegen verlängert. Das Stachelkleid bedeckt die Oberſeite, von der Stirn an bis dicht vor den Schwanz und ſeitlich bis zu den Beinen herab; der übrige

Theil des Leibes ist mit starken, derben und ziemlich kurzen Haaren dicht besetzt. Die Stacheln sind an der Wurzel schwächer, als in der Mitte und spitzen sich dann rasch zu. Sie sind außen mit 24 oder 25 Längsfurchen gestreift, welche durch erhöhte Leisten getrennt werden. Am Grunde sind sie braunschwarz, hierauf weiß, sodann wieder braunschwarz und an der Spitze nochmals hell. Die Haare an Stirn, Kopf, Hals und Außenseiten der Beine sind braun, welche Färbung an den Leibseiten in Rostgelb und in der Mitte der Unterseite in Braungrau übergeht. Vom Vorderarm verläuft ein weißlicher Streifen längs der Seiten bis zur Leibesmitte. Die Gesammtlänge des Igels beträgt ungefähr 11 Zoll; davon sind auf den Schwanz höchstens $1^2/_3$ Zoll zu rechnen.

Der Igel fehlt in keinem Lande Europa's und in keinem Gau unseres deutschen Vaterlandes. In den Alpen steigt er bis zum Krummholzgürtel empor; im Kaukasus findet er sich noch in einer Höhe von 8000 Fuß über dem Meere; jedoch ist er im Gebirge seltener, als in der Niederung. Seine eigentlichen Wohngebiete sind Wälder, Gärten und Hecken. Das Leben und Treiben des äußerlich allbekannten Geschöpfes ist in mancher Hinsicht merkwürdig. Der Igel ist unter den kleinen Raubthieren Dasselbe, was der Bär unter den größeren, wenn man will, das Schwein der Kerbthierfresser. Seine Bewegungen sind ungeschickt, fast tölpisch, seine Begabungen ziemlich gering. Er läuft zwar mit raschen Schritten, aber sehr langsam, versteht das Klettern gar nicht und kommt bei seinen nächtlichen Ausgängen oft in große Verlegenheit, indem er so ungeschickt als möglich über Steilungen hinabstürzt. Solcher Sturz macht ihm freilich wenig aus: er kugelt sich augenblicklich zusammen, und seine federkräftige Bedeckung mildert die Wirkung des Falles. Das Wasser scheut er ängstlich, obwohl er nicht ertrinkt, wenn er unglücklicherweise in dasselbe fallen sollte, vielmehr sich durch täppisches Rudern und Schwimmen wieder auf das Trockne zu helfen weiß. Unter seinen Sinnen ist der Geruch vorzugsweise und das Gehör ziemlich entwickelt; nur das blöde Auge vermag nicht viel zu leisten. Geschmack beweist er, freilich nach seiner Art: denn er verzehrt auch Dinge, welche andere Thiere mit Abscheu verschmähen würden. Das Gefühl ist schwer zu beurtheilen. Er merkt die leiseste Berührung und scheint dagegen in anderer Hinsicht unempfindlich zu sein. Sein Verstand ist gering. Er ist dumm, unvorsichtig, vergeßlich, furchtsam, aber gutmüthig, kaum zu erzürnen, zur

Geſelligkeit wenig geneigt, gegen Alles, was nicht Futter heißt, ziemlich gleichgültig, für zartere Gefühle nur im geringen Grade empfänglich.

Den Tag über liegt der Igel in allerlei Vertiefungen, unter Hecken, Reißighaufen, in Geklüft und ähnlichen Orten wohl verborgen in träumeriſchem Halbſchlummer oder auch ſehr feſt ſchlafend, furchtſam zuſammengerollt, die Dämmerung und mit ihr die rechte Zeit zur Jagd erwartend. Bald nach Sonnenuntergang trippelt er langſam hervor und läuft nun geraden Weges ziemlich gemächlich dahin, mit der Abſicht, Beute zu machen. Er ernährt ſich ſchlecht und recht von allem Möglichen, was die Jahreszeit liefert. Abgefallene Früchte verſchiedener Art finden in ihm einen Liebhaber; die Hauptmaſſe ſeiner Mahlzeiten beſteht aber aus kleinem Gethier, und bei dieſer Jagd zeigt er ſich durchaus nicht als Koſtverächter. Er frißt Würmer, Schnecken, Käfer, auch die giftigen ohne Anſtand, ſowie Larven, Raupen, Schmetterlinge, Fröſche, Kröten, Eidechſen, Blindſchleichen, Ringelnattern, Kreuzottern, Mäuſe, Wühlmäuſe und Maulwürfe, nimmt aber auch Neſter aus und verzehrt die jungen Neſtvögel, deren er habhaft werden kann, ohne Gewiſſensbiſſe. Bei ſeiner Jagd zeigt er ein merkwürdiges Geſchick. Die behende Maus z. B. weiß er doch zu überrumpeln, indem er entweder mit überraſchender Schnelligkeit auf ſie zufährt oder die ſeichten Röhren derſelben aufwühlt, bis er ſie endlich zu faſſen bekommt. Den Maulwurf fängt er im Augenblick, wo er aufſtößt. Drollig ſieht es aus, wenn er eine Kröte verzehrt. Er wiſcht ſich nach jedem Biſſe, welchen er ihr giebt, ärgerlich das Maul an der Erde ab, wahrſcheinlich weil ihm der klebrige, ſcharfe Saft, welchen dieſes Thier von ſich giebt, unangenehm iſt. Giftloſe Schlangen greift er an jedem beliebigen Theil ihres Leibes an und beginnt dort gleich zu freſſen. Gegen Kreuzottern zeigt er ſich vorſichtiger, keineswegs aber muthlos, denn er achtet die Biſſe der Viper nicht. Lenz hat durch vielfache Verſuche feſtgeſtellt, daß der Igel, auch wenn er erheblich und an den empfindlichſten Theilen durch die Biſſe einer Kreuzotter verletzt wird, durchaus kein Unbehagen zeigt und auch wirklich von dem Gift, welches ſo vielen anderen Thieren tödtlich ſein würde, nicht behelligt wird. Igel, welche vor den Augen dieſes Forſchers von Kreuzottern in den Mund, ja in die Zunge gebiſſen wurden, waren am andern Tage eben ſo munter, wie vorher und die gebiſſene Stelle zeigte keine Veränderung. Der Igel ſcheint wirklich giftfeſt, wenigſtens gegen Schlangengift.

Im Juli oder Auguſt bringt das Weibchen ſeine vier bis acht Junge zur Welt, gewöhnlich in dem von ihm ſchon während des ganzen Sommers benutzten, nur durch etwas mehr Laub und Heu weicher ausgepolſterten Neſte. Die Jungen ſind bei der Geburt ungefähr 2 Zoll lang und bereits mit kurzen, harten, weißen Stacheln bedeckt, welche aber erſtaunlich ſchnell wachſen. Ungefähr vier Wochen nach der Geburt beginnen die kleinen, wirklich hübſch zu nennenden Thiere allein zu freſſen und verlaſſen auch ſchon zeitweilig das Neſt, natürlich noch unter Führung der Alten, bei welcher ſie überhaupt bis zum Herbſt verweilen. Ende Oktobers trennt ſich die Familie, und jeder einzelne Igel denkt daran, ſich ſein Winterlager herzurichten. Zu dieſem Zwecke zieht er Abends aus, läuft einer Stelle zu, wo viel abgefallenes Laub am Boden liegt, und wälzt ſich hier ſo lange in dem Laube herum, bis eine ziemliche Ladung davon auf den Stacheln ſich geſpießt hat. Die ſo befeſtigte Bürde ſchleppt er dann dem Lager zu und ſchüttelt ſie dort ab. In gleicher Weiſe ſchafft er ſich Obſtvorräthe nach ſeinem Neſte. Das Letztere iſt immer ein ſehr einfacher Bau, eigentlich nichts Anderes, als ein großer Haufen von Blättern und dürrem Gras über einer Vertiefung, in welcher er zuſammengerollt liegt, ſobald die Wärme unter 2° R. geſunken iſt. Die Blutwärme fällt raſcher, als die Luftwärme, allmählig bis auf 0° R. Dann iſt er vollſtändig erſtarrt und in tiefen Schlaf geſunken, welcher mit oder ohne Unterbrechung bis zu den erſten Frühlingstagen währt. Vor Anfang des März kommt er ſelten aus dem Winterlager hervor.

Der Igel hat trotz ſeines Stachelkleides viel Feinde. Ganz abgeſehen von unvernünftigen Menſchen, welche ſich ein Vergnügen daraus machen, ihn zu quälen oder zu tödten, werden ihm auch einige unſerer größeren Raubthiere gefährlich. Bekannt iſt der Haß, welchen alle Hunde gegen ihn an den Tag legen, und wenn auch kleinere dem Stachelhelden nicht viel anhaben können, ſind doch die großen im Stande, ihn todtzubeißen. Wir ſelbſt haben eine Jagdhündin gekannt, welche in ihrer Jugend jeden Igel mit wenigen Biſſen tödtete und ſpäter den armen Schelm, welchen ſie gepackt hatte, weil ſie ihn nicht mehr umbringen konnte, wenigſtens regelmäßig ins Waſſer warf. Im Winter verlieren viele Igel ihr Leben durch Hunde, welche ſie aus ihrem Neſte ſcharren und der Witterung preisgeben. Auch der Fuchs wird wohl mit dem Igel fertig und der Uhu, deſſen nadel-

ſcharfe Krallen das Stachelkleid leicht durchdringen, macht wenig Federleſens mit ihm. Der ſchlimmſte Feind des armen Burſchen iſt und bleibt aber der Winter, zumal, wenn er jählings eintritt, ehe jener ſich ſein warmes Neſt gehörig ausgepolſtert hat. Junge Igel laufen oft im Spätherbſte aus ihren Verſtecken hervor, werden durch den Nachts eintretenden Froſt erſtarrt und kommen um, falls nicht mildes Wetter eintritt. Außerdem plagen das Thier Holzböcke, Flöhe und Eingeweidewürmer oft in unglaublicher Weiſe, ohne daß er ſich dieſer läſtigen Schmarotzer zu erwehren wüßte.

Sehr luſtig ſind alte Geſchichten und Sagen, welche behaupten, daß der Igel, auf ſein Stachelkleid pochend, andern großen Thieren ſehr läſtig werde. So erzählt der norwegiſche Biſchof Pontoppidan, daß ſich der Igel in das Lager des Bären ſchleiche und dem Wirthe mit ſeinen Stacheln ſo lange beſchwerlich falle, bis dieſer, weil er ſich an dem kleinen, unverſchämten Gaſte nicht rächen könne, wohl oder übel weichen und ſich ein anderes Lager aufſuchen müſſe. Wer den Igel genauer beobachtet, findet ſehr bald heraus, daß er herzlich froh iſt, wenn er ſeinerſeits von größeren Raubthieren unbehelligt bleibt, aber gar nicht daran denkt, ſie zu beläſtigen. Seine Stacheln ſind eben Schutzwaffen, nicht aber zum Angriff geeignet.

Lenz ſchlägt vor, in größeren Gärten für den Igel ein kleines, dichtes Buſchwäldchen aus allerhand Dorngeſtrüpp anzulegen und es durch entſprechend große, auf einer Seite offene Kaſten beſonders anziehend zu machen. Wir brauchen kaum zu verſichern, daß wir einen derartigen Beweis von gaſtfreundſchaftlichem Gefühl zu Gunſten des Igels auf das Wärmſte befürworten. Es iſt unſere Pflicht, die nützlichen Thiere nach beſten Kräften zu ſchützen, zu hegen und zu pflegen.

Zehnter Abschnitt.

Höhlenbrüter und andere Wohlthäter des Waldes.

Die kerbthiervertilgenden Raubsäugethiere sind nicht die Einzigen, welche den Ehrentitel „Waldhüter" verdienen: eine größere Anzahl von Vögeln macht ihnen Rang und Gewerbe streitig. Wir würden, wollten wir streng sachlich verfahren, in diesem Abschnitte unseres Buches, viele Namen zu verzeichnen und Vieler Thaten zu beschreiben haben, wären für uns nicht auch andere Gesichtspunkte, als die besondere Nützlichkeit gewisser Vögel, die maßgebenden. Wenn wir es hier darauf abgesehen haben, die Waldvögel zusammen zu fassen, welche uns durch ihre räuberische Thätigkeit, d. h. durch die Art und Weise ihres Nahrungserwerbes und bezüglich durch Vernichtung niederer und schädlicher Thiere nützlich werden, müssen wir doch diejenigen von ihnen trennen, welche sich noch auf andere Art, durch den bezaubernden Wohllaut ihres Gesanges nämlich, unsere Beachtung und Zuneigung zu erwerben wissen.

Nicht zu leugnen ist, daß solche Trennung ihr Mißliches hat. Sie ist streng nicht durchzuführen. Die Sänger sind eben auch Waldhüter, und unter den Waldhütern giebt es vorzügliche Sänger.

Aber Das soll uns nicht kümmern. Der natürlich geordneten Eintheilung unserer Waldthiere ist im Eingange des Buches ihr Recht geworden; nunmehr dürfen wir, ohne durch die Klammern des Systems uns zu binden, die bunte Schaar in bunter Reihe folgen lassen.

Wir sind nicht die Ersten, welche von gleichen Grundsätzen ausgegangen sind. Der Begriff „Höhlenbrüter", eigentlich ein durchaus unbestimmter, ist in unserem Sinne ein geläufiger geworden; wir bezeichnen mit ihm jetzt eine ganz bestimmte Zahl von deutschen Vögeln, welche keines-

wegs alle durch enge Familienbande geeinigt sind. Ihnen haben wir hier noch einige Andere zugesellt, deren Nützlichkeit größer ist, als ihre Gesangskunst, deren Schnabel durch fleißiges Aufnehmen der Kerbthiere sich größeren Ruhm erwirbt, als durch seinen Liederklang.

Es ist erklärlich, daß über eine so bunt gemischte Gesellschaft im Allgemeinen wenig zu sagen ist. Das ihnen Gemeinsame ist eben ihr Bestreben, den Wald nach besten Kräften von schlimmen Feinden zu befreien. Dieses Bestreben ist, wenn wir selbstsüchtigen Menschen es so nennen dürfen, ein noch edleres, als das, welches die kleinen Raubsäugethiere bekunden. An diesen, wie an dem unter dem Raubzeug aufgeführten und gerühmten Hermelin und Wiesel oder den uns als Raubvögel bekannt gewordenen Bussarden, Thurmfalken und Eulen, welche wir ebenfalls Waldhüter nannten, haftet immer noch der Makel, daß sie neben ihrer uns nur nützlichen Jagd auch solche betreiben, welche wir erst verzeihen müssen, ehe wir uns ganz mit ihnen befreunden: die höhlenbrütenden Waldhüter dagegen sind makellos in unseren Augen. Auch sie sind Räuber von Gewerb und unermüdlich in diesem Gewerbe, obgleich wir ihnen jene verdächtigende Bezeichnung nicht beizulegen pflegen: aber sie rauben und morden zu unserem Nutzen, ohne den Ruhm solcher ersprießlicher Thätigkeit abzuschwächen durch Handlungen, welche unser Mißfallen erregen. Darin liegt der Unterschied zwischen ihnen und den Thieren, welche wir Raubthiere nennen.

Darin liegt aber auch ihre Bedeutung. Die Höhlenbrüter und ihre Verbündeten wirken unermüdlich und unberechenbar nützlich. Rege und bewegungslustig, behend und gewandt durchstreifen sie Wald und Flur ohne Unterbrechung, durchjagen ein gewisses Gebiet tagtäglich fast, beaufsichtigen es mit der größten Sorgfalt, übersehen wenig und das Wenige sicherlich nicht wiederholt, spüren den gemeingefährlichen Verbrechern unter den Kerbthieren vielmehr in den heimlichsten Schlupfwinkeln nach und vertilgen sie in jedem Zustande ihres wechselvollen Lebens. Die Höhlenbrüter sind zufrieden mit dem Geringsten, durchaus nicht wählerisch hinsichtlich der ihnen entsprechenden Nahrung, aber keineswegs genügsam bezüglich der Menge derselben, sondern eher unersättlich zu nennen. Sie sind groß im Kleinen; denn sie nehmen auch mit dem Winzigen fürlieb: sie lesen das kaum sichtbare Eilein des kleinen Schmetterlings oder Käfers auf, deren Larven

ſpäter pflanzenverwüſtend auftreten würden — aber ſie ſammeln und vertilgen Hunderte und Tauſende ſolcher Eilein in wenig Minuten! Im Keime erſticken ſie das Uebel; ſie laſſen ihm gar nicht Zeit, wirkſam zu werden.

Es iſt ebenſo überraſchend als belehrend, ſich die Bedeutung dieſer Vögel durch einfache Schätzung und Berechnung ihres Nahrungsverbrauchs klar zu machen. Der kleinſte unſerer Waldvögel, das Goldhähnchen, bedarf in Folge ſeiner großen Regſamkeit tagtäglich eine ſehr namhafte Menge von Kerbthiereiern, welche ſeine Lieblingsnahrung bilden, oder einen Ausgleich an entwickelten Thieren der genannten Klaſſe. Durch Abſchätzung der Nahrungsmenge, welche das niedliche Vögelchen in der Gefangenſchaft zu ſeinem Lebensunterhalte bedarf, hat man gefunden, daß etwa tauſend Eier von Kerbthieren es noch nicht ſättigen. Nehmen wir jedoch nur tauſend an: ſo ergiebt ſich, daß der Zwerg im Jahre 365,000 Stück Kerbthiere vertilgt! Nun wohnt aber die Liebe, und zwar eine treue, warme Liebe auch in dem kleinen Herzen des Goldhähnchens. Es ſucht ſich einen Gatten, baut ſich ein Neſt und legt ſeine Eier dahinein, ſechs bis zwölf an der Zahl, zweimal im Jahre. Die beiden Eltern alſo, welche zuſammen ſchon 730,000 Stück Kerbthiere vertilgten, erzeugen im Jahr noch mindeſtens zwölf, regelmäßig aber noch mehr Gehilfen und ſtellen damit eine Streiterſchaar ins Feld, welche ungefähr Acht Millionen von Waldfeinden unſchädlich machen kann und unſchädlich macht!

Nach dieſem einen Beiſpiel ſcheint es uns faſt unnöthig, noch Weiteres über die Bedeutung der Höhlenbrüter zu ſagen. Was das Goldhähnchen, leiſten auch die übrigen im Verhältniß zu ihrer Größe. Nur Eins wollen wir noch hinzufügen: die meiſten nützlichen Vögel wirken ausſchließlich im Sommer, — die meiſten Höhlenbrüter dagegen im ganzen Jahre. Sie verlaſſen uns nicht im Winter, wie die anderen, ſondern bleiben im Vaterlande und nähren ſich redlich, auch in der kargen Zeit. Und gerade deshalb werden ſie beſonders nützlich. Der Winter klärt ihr Arbeitsfeld, macht ihnen die heimlichſten Verſtecke der Kerbthiere kund, überliefert ihnen die mit Sorgfalt verſteckten Eier derſelben und zwingt ſie, ungleich fleißiger zu arbeiten, einfach um den verlangenden Magen zu befriedigen. Gerade der Winter, welchen die meiſten übrigen Waldhüter ſchlafend oder im fernen Süden verbringen, gerade die karge Zeit iſt es, welche ſie insbeſondere zu Wohlthätern des Waldes ſtempelt.

Es ist mehr als unbegreiflich, denn es ist unverzeihlich, daß wenige Menschen bisher solche Thätigkeit gewürdigt, für solche Wohlthaten sich dankbar bewiesen haben. Im Gegentheil — feindlich ist der Unwissende und Ungebildete ihnen, den Wohlthätern, entgegengetreten. Wir schweigen von den großartigen Anstalten, welche errichtet worden sind — ob aus Unwissenheit oder frecher Geringschätzung bewußten Unrechts, und Das will sagen: aus Bosheit, bleibe dahingestellt — um die Glieder einer Familie der nützlichen Vögel massenhaft erlangen und erwürgen zu können; wir erwähnen der Meisenhütte, eines Tummelplatzes nichtswürdiger Buben, höchstens, um unseren Abscheu über das Treiben der Waldfrevler in ihr kundzugeben; wir halten uns mit Aufzählung der übrigen Fanganstalten und Fangwerkzeuge, welche gegen die Höhlenbrüter in Anwendung gebracht werden, gar nicht auf: denn wir verlangen mehr von den Menschen des neunzehnten Jahrhunderts. Wir fordern zunächst von allen Vernünftigen, daß sie wie immer, so auch in diesem Falle dem Treiben der Waldfrevler mit allen durchführbaren Mitteln steuern und ihm hindernd in den Weg treten. Wir fordern ferner und nachdrücklichst, daß man von nun an endlich sich bequeme, auch noch andere Mittel zum Schutze der Waldhüter in Anwendung zu bringen: daß man ihnen ihre Wohnungen nicht niederreiße, sondern ihnen Häuser baue, einfach und allein deshalb, damit sie dem Walde und uns erhalten bleiben.

Die Erfüllung einer derartigen Forderung ist weit leichter, als man meinen mag. Unserem Lenz gebührt der Ruhm, nicht blos dieselbe Forderung zuerst gestellt, sondern zugleich auch die Mittel und Wege angegeben zu haben, wie sie zu erfüllen. Es handelt sich einfach darum, die natürlichen Baumhöhlungen im Walde den Höhlenbrütern zu lassen und ihnen da, wo es keine alten hohlen Bäume giebt, Nistkämmerchen künstlich zu schaffen, d. h. kleine Kasten mit engem Schlupfloch hier und dort an den Bäumen aufzuhängen. Daß auch solche künstliche Höhlungen von den Vögeln aufgesucht und benutzt werden, ist durch hinreichende Versuche erwiesen; doch können die künstlichen Brutkämmerchen niemals die natürlichen Baumhöhlungen ganz ersetzen. Deshalb erscheint es als unumgänglich nothwendig, daß man beim Holzschlagen die kernfaulen Bäume ruhig stehen und verfaulen lasse. Solche Bäume bringen mit der Zeit ungleich größeren Gewinn, als man durch anderweitige Verwerthung ihres Holzes erzielen könnte. Sie werden

gewiſſermaßen zu Feſtungen im Walde, von denen aus dieſer geſchützt und behütet wird. Eine Menge von munteren und fleißigen Arbeitern ſiedelt in ihrem hohlen Innern ſich an, und ſie gewähren dann nicht blos dem Landſchaftsmaler, ſondern auch dem Naturkundigen und Thierfreunde unendlichen Genuß. Die Höhlenbrüter bedürfen mehr, als alle übrigen Waldvögel der Freundſchaft des Menſchen, weil deſſen Feindſchaft oder ſelbſt deſſen Theilnahmsloſigkeit an ihrem Schickſale ihnen empfindlich ſchadet; zu ihrem Gunſten insbeſondere haben wir wiederholt ſchon die Bitte und Forderung ausgeſprochen:

„Schutz den Vögeln!“

1. Die Spechte, Picus Linné.

Mehr als alle übrigen Höhlenbrüter werden die Mitglieder einer zu jenen zählenden Familie mißachtet und verkannt: die Spechte. Es giebt noch heutigen Tages manche Leute, welche in ihnen gerade das Gegentheil ſehen von Dem, was ſie ſind. Sie, die Wohlthäter des Waldes, werden von Unwiſſenden Baumverderber genannt, weil man ihre Abſichten mißdeutet und ſie demzufolge falſch beurtheilt.

Die Spechte bilden eine ſehr zahlreiche, nach außen hin ſcharf begrenzte Familie, deren Mitglieder ſich im Allgemeinen ſehr ähnlich ſind. Ihr Leibesbau iſt ſo bezeichnend, daß ſie kaum oder nicht verkannt werden können. Die Größe ſchwankt erheblich, jedoch nicht in allzuweiten Grenzen: der größte Specht kommt einer Krähe, der kleinſte einem Finken etwa gleich. Der Leib iſt ſtämmig, der Hals mittellang, der Kopf ſtark, das Bein kräftig, der Fuß ziemlich kurz, aber langzehig, der Schnabel bald kürzer, bald länger. Das Gefieder iſt reich, aber ziemlich hart; der Flügel mäßig lang und breit, der Schwanz mittellang. Schnabel, Beine, Schwanz und Zunge kennzeichnen die Spechte vor allen übrigen Vögeln. Der erſtere iſt vermöge ſeiner Geſtaltung und Schnellkraft ein vortrefflicher Meiſel, Beine und Schwanz ſind ausgezeichnete Kletterwerkzeuge, und die Zunge endlich iſt eine Greifzange und Bohrnadel von großer Vollkommenheit.

Es wird nöthig ſein, dieſe Werkzeuge ausführlicher zu betrachten. Der Schnabel iſt immer ſtark, kantig, keil- oder meiſelförmig, an ſeiner Wurzel hohl (oben mehr als unten), deshalb federkräftig und ſomit zum Hämmern

und Meiſeln äußerſt geſchickt. Schenkel und Schienbeine der Beine ſind einwärts gebogen, die Fußwurzeln kurz, die Zehen, von denen der Fuß regelmäßig vier, zuweilen aber auch drei beſitzt, im erſteren Falle paarig nach vorn und hinten gerichtet, vorn theilweiſe verbunden, hinten getrennt, und mit ſehr ſtarken, halbkreisrunden und ſpitzen Nägeln bewehrt, Klammern vergleichbar, welche eine große Fläche umſpannen, ſich feſt einhäkeln und ſo die Laſt des Leibes leicht zu tragen vermögen. Der Schwanz beſteht aus zehn großen und zwei kleinen ſeitlichen Federn, welche zu fünf und bezüglich ſechs zuſammen je eine Spitze bilden. Die beiden mittleren Federn, die längſten und ſtärkſten von allen, decken dachartig drei andere, ähnlich gebaute und geſtaltete jeder Seite. Dieſe Federn haben verhältnißmäßig ſtarke, ſchnellkräftige Schäfte und nach ihrer Spitze borſtenartige Faſern, welche ſich beiderſeitig ſchief nach außen und unten wenden. Durch dieſen Bau wird es möglich, daß ſich der Schwanz, wenn er an die Baumrinde angedrückt wird, jeder Unebenheit anſchmiegt und in jeder Vertiefung und auf jeder Erhabenheit Stützpunkte findet; denn jede einzelne Faſer wirkt beſonders, mehr oder weniger unabhängig von den übrigen: der Schwanz bekommt dadurch unzählige Stützpunkte und hilft den Füßen die Leibeslaſt tragen. Die Zunge endlich iſt auffallend lang, wurmförmig, vorſtreckbar, und an der hornigen, nadelartigen Spitze widerhakig. An und für ſich übertrifft ihre Länge nur wenig die des Schnabels; ſie geht aber in das ebenſolange, gerade, griffelförmige Zungenbein über, welches ſich nach hinten hin in die beiden Zungenbeinhörner fortſetzt. Dieſe und das Zungenbein liegen in einer ſehr dehnbaren und ſchnellkräftigen Scheide, welche man am richtigſten mit einer Schraubenfeder vergleicht. Sie wird durch zwei bandartig um die Luftröhre gewickelten Muskeln bewegt. Im Rachen iſt für dieſes außer allem Verhältniß vergrößerte Werkzeug kein Raum; das Zungenbein ſetzt ſich daher äußerlich fort, umſchlingt in weiten Bogen Hals und Kopf und heftet ſich mit ſeinen Hörnern an der rechten Seite des Schädels dicht neben dem Schnabel an. Der eigentlichen Zunge verleihen beſondere Muskeln eine ſchlangengleiche Beweglichkeit und befähigen ſie hierdurch, allen Windungen enger Röhren mit Leichtigkeit zu folgen. Große Drüſen zwiſchen den Unterkieferäſten ſondern klebrigen Schleim ab, welcher beim Vorſchnellen die Zunge befeuchtet und dergeſtalt mit einem ſehr brauchbaren Leim verſieht. — Alle übrigen Eigenthümlichkeiten des Leibesbaues dürfen

wir als nebenſächliche betrachten; höchſtens die Muskeln des Halſes und die Zuſammenſetzung der Wirbelſäule verdient noch der Erwähnung: erſtere ſind ſehr ſtark und kräftig, letztere wird aus 12 Hals-, 8 Rücken- und 6 oder 7 Schwanzwirbeln zuſammengeſetzt.

Das Gefieder zeigt düſtere und glühende Farben in ſeltſamer Vermiſchung, namentlich der Hinterkopf iſt ſehr übereinſtimmend und zwar hochroth gefärbt.

Die Spechte leben überall, wo es weiche Holzarten giebt; nur in Auſtralien finden ſie ſich nicht. Der Baumwuchs bedingt und begrenzt ihr Wohngebiet.

Zur Unterſcheidung der deutſchen Arten genügt nachſtehende Kennzeichnung:

Der Schwarzſpecht, Dryocopus Martius Boje (Picus Martius Linné), einer der größten der ganzen Familie, kommt einer Saatkrähe an Größe ziemlich gleich. Seine Länge beträgt 18 bis 20 Zoll, die Breite 30 bis 32 Zoll. Das Gefieder iſt mattſchwarz bis auf einen karminrothen Fleck, welcher beim Männchen den ganzen Oberkopf, beim Weibchen nur eine kleine Stelle am Hinterkopfe einnimmt. Der Vogel kommt in allen größeren Gebirgswäldern, zumal in Nadelhölzern Europa's und in Sibirien, jedoch nirgends häufig vor und wird bei uns von Jahr zu Jahr ſeltner.

Der Grünſpecht, Gecinus viridis Boje (Picus viridis Linné), iſt etwas unter taubengroß, 14½ bis 15 Zoll lang, 22 bis 23 Zoll breit, auf dem Oberkörper hochgrün, am Unterrücken gelbgrün, am Unterkörper graugrün, um die Augen ſchwarz, auf dem ganzen Oberkopfe karminroth, auf den ſchwarzgrauen Schwingen weißlich, auf den grüngrauen Steuerfedern und den Unterſchwanzdeckfedern ſchwarzgrau gebändert. Ein Streifen vom Schnabel ſchief abwärts iſt beim Männchen roth, beim Weibchen ſchwarz. Die Jungen ſind auf der graugrünen Oberſeite weißlich, auf der grünlichgrauen Unterſeite ſchwärzlich gefleckt und gebändert. Er bewohnt, bei gleicher Verbreitung, wie der Schwarzſpecht, mehr die Laub- und gemiſchten Wälder.

Ihm ſehr ähnlich iſt der etwas kleinere Grauſpecht, Gecinus canus Boje (Picus canus Linné; Picus Chloris Pallas, Picus viridicanus Meyer & Wolf). Seine Länge beträgt 12 bis 13, ſeine Breite

13 bis 15" lang. Die Oberseite ist schwarzgrün mit weißer Streifenung und weißem Querfleck mit lebhaftgrüner Mitte, der Unterseite gelblichgrün. Der Flügel, 4, 5 die Steuerer rundlich-lanzettförmig, mit dem Schaftstreifen fein weißlich, über und Mittelfeder hat einen kastanienbraunen Fleck und zwei Querbinden.

Fig. 37.

Seine Heimath ist vom gemäßigten Europa, nordwärtslich bis nordischen Ländern, nicht Sibirien, wie es scheint dem Norden, namentlich wenig, selten Island, Lappland, Schweden und Norwegen.

Der Brut- oder Waldkauz, Picus major Linné (Picus Cinereus Pallas), ist einschließlich Schnabel, an dem man etwa 2½ Zoll lang und 1¼ bis 1½ Zoll

breit. Das Gefieder, welches ſeine Namen erklärt, iſt auf der Oberſeite ſchwarz, mit weißen Achſelflecken und weißen Binden auf den Flügeln, auf der Unterſeite graugelblich, mit ſchwarzen Streifen, welche Kehle, Backen und Hals einfaſſen. Ueber die Stirne verläuft ein gelbliches, über den Hinterkopf beim Männchen ein rothes Querband; die After- und Unterſchwanzdeckfedern ſind hellkarmoiſinroth. Dem Weibchen fehlt das Roth am Hinterkopfe; die Jungen erkennt man an der düſteren und bezüglich bläſſeren Färbung und an dem ganz rothen Scheitel. Der Verbreitungskreis des Vogels erſtreckt ſich über Europa und Sibirien; ſein Wohngebiet ſind die Waldungen ohne Unterſchied hinſichtlich der Baumarten, aus denen ſie beſtehen *).

Von ihm unterſcheidet ſich der mittlere Buntſpecht, Picus medius Linné (Picus Cynaedus Pallas) durch ſeine etwas geringere Größe und lebhaftere Färbung. Beide Geſchlechter haben eine große rothe Kopfplatte und einen roſenroth gefärbten Bauch. Im Uebrigen ſind Zeichnung und Färbung wie bei dem Buntſpecht. Junge Vögel erkennt man an dem kleineren und bräunlichroth gefärbten Kopffleck. Der Mittelſpecht iſt in ganz Europa, jedoch nur in Laubwaldungen zu Hauſe.

Der Zwerg unter den europäiſchen Arten iſt der Kleinſpecht, Picus minor Brehm (Picus minor Linné, P. Pipra Pallas). Seine Länge beträgt nur 6½ Zoll, die Schnabellänge 7 bis 8 Linien. Die Kopfplatte des Männchens iſt roth, die des Weibchens und der Jungen weiß; der Unterkörper zeigt kein Roth. Europa und Sibirien ſind die Heimath des niedlichen Geſchöpfes, Laub- und gemiſchte Waldungen ſein Aufenthalt.

Die Spechte gehören zu den treueſten aller Waldbewohner. Sie verlaſſen nur ungern das einmal gewählte Gebiet und nie auf längere Zeit.

*) Der weißrückige Specht, Picus leuconotos Bechstein (Picus Cirris Pallas), aus Oſteuropa, unterſcheidet ſich vom Buntſpecht durch ſchlankere Geſtalt, weißen Unterrücken und roſenrothen Bauch. Seine Heimath iſt Rußland, Galizien, Ungarn und Kärnthen; in Mitteldeutſchland gehört er zu den Seltenheiten.

Der dreizehige Specht, Picoides tridactylus Lacépède (Picus tridactylus Linné, Apternus tridactylus Swainson), welcher wegen ſeiner durch den Namen bezeichneten Fußbildung nicht verwechſelt werden kann, iſt bedeutend kleiner, nur 8½ Zoll lang, oben ſchwarz, hinter den Augen und auf dem Rücken weiß geſtreift, auf dem Flügel weiß gebändert, ſeitlich des ſchmuzigweißen Unterkörpers ſchwarz und weiß gefleckt, auf dem ſchwarzen Scheitel beim Männchen gelb, beim Weibchen ſchwarz gefleckt. Er lebt auf den Alpen und auf den nordiſchen Hochgebirgen.

Der Schwarzſpecht wird außerhalb des Waldes kaum oder nicht beobachtet; die übrigen Arten durchſtreifen, von einem Baum zum andern fliegend, vom Walde aus Feld und Garten, gewöhnlich in einer gewiſſen Ordnung, indem ſie nicht nur wiederholt, ſondern auch zu derſelben Tageszeit an beſtimmten Orten und Bäumen erſcheinen und ihre Runde einen Tag wie den andern gleichmäßig abfliegen und abklettern. Alle Spechte verweilen jahraus, jahrein in ihrer Heimath, ſtreichen aber im Herbſt und Winter hin und her, verlaſſen auch die Gegend, in welcher ſie brüteten, auf einige Zeit. Grün- und Grauſpecht erſcheinen im Winter oft in den Dörfern, die Buntſpechte in den Gärten; nur der Schwarzſpecht zeigt ſich niemals ſo vertrauensſelig: er hält ſich immer in gewiſſer Entfernung von den menſchlichen Wohnungen auf.

In ihren Bewegungen, in Stimme, Weſen und Betragen ſind ſich alle Arten ſehr ähnlich. Sie ſind Baumvögel, auf dem Boden eigentlich fremd, auf den Bäumen aber um ſo geſchickter. So ungeſchickt und täppiſch ſie auf einer wagerechten Ebene dahin laufen oder richtiger hüpfen, ſo gewandt klettern ſie. Auch ihr Flug iſt gut: er iſt raſch, ſtürmiſch und fördernd, wechſelsweiſe ein ſchnelles Flattern oder ein Durchſchießen der Luft ohne Flügelſchlag und dem entſprechend ein fortwährend abwechſelndes Heben oder Senken. In großen Bogenſchwingungen kommen ſie angeflogen, hängen ſich unten an den Stamm, ſchlagen ihre Krallen kräftig, mit hörbarem Geräuſch in die Borke, ſtemmen ſich feſt auf den federnden Schwanz, lüften plötzlich beide Flügel, ſchlagen ſie raſch zuſammen, heben ſich dadurch und hüpfen ein Stück weiter nach oben empor. Ihr Klettern geſchieht alſo ruck- und ſatzweiſe unter jedesmaliger Zuhilfenahme der Flügel. Aber es geht außerordentlich raſch von Statten. Alle Arten klettern immer aufwärts, nie nach unten, wohl aber ſeitlich, in Schraubenlinien um den Stamm herum oder auf einem Aſte hin. Iſt ein Baum in dieſer Weiſe abgeſucht, ſo fliegen ſie unten an dem Stamme eines zweiten an und verfahren, wie vorher. Das Klettern iſt ihnen ſo geläufig, ſo zur zweiten Natur geworden, daß ſie angehängt ſchlafen. Ihre Jungen lernen eher klettern, als laufen oder hüpfen.

Die Stimme der verſchiedenen Spechte ähnelt ſich hinſichtlich der Art und Weiſe der Betonung und der Laute ſelbſt. Sie iſt ein helles Jauchzen; zumal die des Grünſpechts kann paſſender kaum bezeichnet werden. Der

Schwarzſpecht ſchreit im Fluge „Kier, kier“ und „Glück, glück“, im Sitzen „Kliek“ oder „Kliäh“, ſehr volltönend, der Grünſpecht ruft laut und gellend „Glüh, glüh“ oder „Glück, glück“ ſo oft nacheinander, daß es wie ein jauchzendes Gelächter klingt, der Grauſpecht ſchreit ähnlich, aber tiefer und dann noch „Gäck, gäk“ und „Gik“; die Buntſpechte rufen einſilbig „Pik“ und ſtärker „Gäk, gäk“ ꝛc. Es gehört wenig Uebung dazu, um alle Spechte an ihrer Stimme zu unterſcheiden; als Spechte erkennt man ſie, wenn man nur einen einzigen ſchreien hörte.

Nicht minder bezeichnend iſt das Weſen dieſer prächtigen Thiere. Sie ſind ohne Ausnahme regſame, bewegliche, unſtäte, flüchtige, muntere, kecke und kluge Geſellen. Ihre Sinne ſcheinen vortrefflich zu ſein. Sie ſehen und hören nicht blos ſcharf, ſondern riechen auch ſehr fein und beſitzen eine Taſtfähigkeit, wie wenig andere Vögel. Das dieſe Fähigkeit vermittelnde Werkzeug iſt die Zunge. Sie gebraucht der Specht, wie das Kerbthier ſein Fühlhorn, wie der Menſch ſeine Hand; mit ihr kundſchaftet er das Verborgenſte aus. Ihre Beweglichkeit iſt bewunderungswürdig. Sie folgt dem verſchlungenſten Bohrgange einer Made mit aalartiger Biegſamkeit. Wir haben gefangene Spechte mit ihrer Zunge arbeiten laſſen und mit Erſtaunen die unbeſchreibliche Schmiegſamkeit derſelben beobachtet. Durch ein kleines Bohrloch in der Decke des Käfigs, neben welches wir Ameiſeneier geſtreut hatten, ſchob der Specht die Zunge weit heraus, bog ſie um und betaſtete die Oberfläche rings um das Loch, bog dann die Zunge ſprenkelig und ſtach mit ihr geſchickt die Ameiſenpuppen an, welche er gewittert hatte.

Ueber das Weſen der Spechte iſt ſchwerer ein Urtheil zu fällen, als über die Sinne; doch ſcheint es, als wäre daſſelbe nicht eben rühmenswerth. Die meiſten Arten wenigſtens ſind ungeſellig, raufluſtig, beſitzneidiſch, herrſchſüchtig, ſtürmiſch und unwirſch, aber auch muthig und ſelbſtbewußt. Der Verſtand kann nicht unterſchätzt werden; Gedächtniß, Vorſicht, Berechnung und eine gewiſſe Liſt iſt ihnen nicht abzuſprechen.

Eine gewiſſe Haſt kennzeichnet ihr Thun und Treiben; ſie ſcheinen jedoch unſtäter zu ſein, als ſie es wirklich ſind. Ihr Leben fließt ziemlich regelrecht, keineswegs aber einförmig dahin. Wechſel in Allem, was ſie thun, iſt ihnen Bedürfniß.

Am Morgen erwachen ſie ziemlich ſpät; Leute, welche in dunkler Kammer ſchlafen, wie ſie, begreifen warum. Die anderen Waldvögel haben

das Morgenlied bereits geſungen, wenn ſie ſich zeigen oder vernehmen laſſen. Sofort nach dem Erwachen gehen ſie der Nahrung nach. Dieſe beſteht aus ſehr verſchiedenen Kerbthieren, namentlich aber aus Kerbthierlarven und Puppen. Die Buntſpechte freſſen auch Körner und Nüſſe; einzelne — hauptſächlich fremdländiſche — Arten legen ſich Vorrathskammern für Nüſſe an. In den Morgenſtunden nun wird gefreſſen, gemeiſelt, getrommelt, gejauchzt, in den Mittagsſtunden geruht, Nachmittags wieder gelebt, wie früh: dann denkt der Specht ans Schlafengehen und zwar bei Zeiten, jedenfalls vor Sonnenuntergang. Die Zeit der Liebe, welche in die Monate April bis Juni fällt, erregt auch ihn in hohem Grade. Er giebt jetzt ſeinem Jubel und — ſeiner Eiferſucht nicht blos durch Jauchzen, ſondern auch durch ein höchſt ſonderbares Trommeln Ausdruck. Er ſucht ſich einen dürren Aſt oder Baumwipfel im Walde aus, hängt ſich an ihn feſt und verſetzt das Holzſtück durch äußerſt ſchnelles Daraufhacken oder Schlagen mit dem Schnabel in Schwingungen, wodurch er ein Getön des Holzes hervorruft, welches auf Achtelmeilen im Walde gehört wird. Auf dieſes „Schnurren“, welches je nach der Größe des Spechts verſchieden klingt, kommt das Weibchen herbei und antwortet mit zarten Liebeslauten. Durch geſchickte Nachahmung des Getrommels kann man Spechte — wenigſtens einige Arten — von fernher herbeirufen. Währenddem arbeitet das Weibchen eifrig an dem Bau ſeiner Niſthöhle und zwar ausſchließlich in den Vormittagsſtunden: die übrige Tageszeit braucht es zum Aufſuchen ſeiner Nahrung. Das Neſtloch wird in einem fernfaulen Baume angelegt, gewöhnlich da, wo ein abgebrochener, innen morſcher Aſt ſchon eine kleine Oeffnung vorbereitet hat. Zuerſt wird der Eingang erweitert, ſodann das Innere ausgehöhlt. Erſterer führt wagerecht bis zur Baummitte, die eigentliche Niſthöhle aber ſenkrecht nach unten. Die Späne, welche der Schwarzſpecht herausmeiſelt, ſind oft fünf bis ſechs Zoll lang; die anderen Arten können nur kleinere Holzſtücken losſpalten. Eine Niſthöhle wird jahrelang benutzt, außer der Brutzeit auch zum Schlafen, und um eine fertige Wohnung giebt es oft viel Kampf und Streit. Der Grünſpecht erweitert ſich, in Ermangelung paſſender Bäume, auch wohl den Brutkaſten eines Staarenpaares, welcher dann wenigſtens zur Nachtruhe dienen muß. Nach etwa zehn- bis vierzehntägiger Arbeit iſt die Höhlung ausgemeiſelt. Der vertiefte Boden wird nunmehr mit feinen Spänen bedeckt und das

Weibchen legt darauf ſeine drei bis ſechs, bei allen Arten ſehr ähnlichen, verhältnißmäßig kleinen, rundlichen, glänzendweißen Eier, welche, gefüllt, wegen des durchſchimmernden Inhalts, gelblich oder röthlich ausſehen.

Beide Eltern brüten abwechſelnd, zeitigen die Brut in 14 bis 20 Tagen, füttern ſie hauptſächlich mit Ameiſenpuppen, jedenfalls aber mit Kerbthieren groß und lieben ſie zärtlichſt. Die Jungen ſind anfangs abſcheuliche Geſchöpfe. Ihre Köpfe ſind unförmlich groß, und ihr Oberkörper iſt mit Dunen ſo ſpärlich bekleidet, daß es ausſieht, als wären nur einzelne Federn auf die Oberhaut geleimt. Für den Aufbau des Schnabels bildet ſich ein knorpeliger Knollen, welcher verſchwindet, wenn jener ſich geſtreckt und ausgebildet hat. Die Jungen bleiben im Neſte, bis ſie völlig flügge ſind, klettern vorher aber oft an deſſen Wänden empor und ſchauen durch das Eingangsloch neugierig und vergnügt in die Welt hinaus. Nach dem Ausfliegen werden ſie noch einige Zeit von den Eltern geführt; dann zerſtreuen ſie ſich und ſtreifen nach eigenem Belieben umher. Ein Jahr ſpäter haben ſie ſich einen eigenen Herd gegründet.

Die Jagd der Spechte hat ihre Schwierigkeiten. Nur die kleineren Arten ſind wenig ſcheu, alle übrigen vorſichtig und ſelbſt im höchſten Grade ſcheu. Der Fang iſt Sache des Zufalls. Wer alſo Spechte lebend halten will, muß die Jungen aus dem Neſte nehmen und auffüttern. Doch iſt das nicht Jedermanns Sache. Die Spechte eignen ſich nicht für die Gefangenſchaft. Sie verlangen eine ſehr ſorgſame Pflege, vor Allem einen großen Bauer und gutes Nachtigallenfutter. Wenn man ihnen beides gewähren kann, erhält man ſie längere Zeit und hat ſeine große Freude an ihnen, ſchon deshalb, weil man ihr ganzes Thun und Treiben genau beobachten kann. Eigentlich zahm werden ſie nie.

Sie haben verhältnißmäßig wenige Feinde. Marder und Hermeline mögen vielleicht den Jungen gefährlich werden und möglicherweiſe auch einen ſchlafenden oder brütenden Alten bedrohen; doch fehlen hierüber Beobachtungen. Die Raubvögel laſſen die Spechte unbehelligt. Unangenehme Quälgeiſter derſelben ſind verſchiedene Schmarotzer, welche in ihrem Federkleide leben und der widerhakigen Zunge auszuweichen wiſſen. Der Menſch befehdet die nützlichen Vögel weniger unmittelbar, als dadurch, daß er ihnen ihre Wohnungen vernichtet, indem er die alten, hohlen Bäume niederſchlägt. Unſere Bitte, den Höhlenbrütern ihre Wohnungen zu belaſſen, ergeht des-

halb auch zu Gunsten der Spechte; denn sie gehören unzweifelhaft zu den Wohlthätern, zu den Erhaltern der Wälder. Wirklichen Schaden verursachen sie nie; denn gesunde Bäume gehen sie nicht an: dagegen bringen sie unberechenbaren Nutzen.

2. Der Wendehals, Yunx*) torquilla Linné.

Der nächste Verwandte der Spechte ist ein lerchengroßer, graulicher Vogel, welcher nach seiner merkwürdigen Gewohnheit oder Fertigkeit in fast allen Zungen gleichbedeutend benannt wurde, der Wende- oder Drehhals, hier und da auch Natterwindel benamset. Er gehört einer Abtheilung der Spechtgruppe an, welche sich kennzeichnet durch geraden, fast kegelförmigen Schnabel, mittelstarke, vorn und hinten quergetäfelte Läufe, paarige Zehen mit Kletternägeln, zwölffederigem, zum Klettern untauglichen, weil nicht schnellkräftigen Schwanz und Spechtzunge ohne Widerhäkchen. Die wenigen Arten bewohnen die alte Welt.

Unser Wendehals wird 7 Zoll lang und 10½ bis 11 Zoll breit. Sein Gefieder ist oben aschgrau mit breitem schwärzlichen Streif längs des Rückens und kleinen bräunlichen und schwärzlichen Flecken, unten auf gelblich weißem Grunde braun gefleckt und gewellt, auf Flügeln und Schwanz hell und dunkel schattirt und durch Flecken gebändert. Die Geschlechter unterscheiden sich nicht in der Färbung.

Abweichend von den Spechten ist der Wendehals Sommervogel, in Südeuropa ebensowohl, wie bei uns. Er erscheint Ende Aprils oder Anfangs Mai, verläßt uns im September wieder und wandert bis tief in das Innere Afrika's. Wälder, Baumpflanzungen und Gärten sind sein Wohngebiet. Ein hohler Baum wird zum eigentlichen Wohnsitze, und von hier aus durchstreift das Paar tagtäglich wiederholt eine ziemlich große Fläche. Sofort nach der Ankunft im Frühjahre vernimmt man das fast schwermüthige, oft wiederholte „Gie, gie" des Männchens, welches das Weibchen in genau derselben Weise sehr regelmäßig beantwortet und hierdurch auch dann seine Zusammengehörigkeit mit dem Gatten bekundet, wenn es entfernt von ihm sich umhertreibt. Sonst ist der Wendehals ein stiller, trübselig erscheinender Gesell. Er klettert schlecht, nie an senkrechten Stämmen empor, sondern mehr

*) Nach Plinius eigentlich richtiger Jynx (ἴυγξ).

Schalen auf blechen Platten rubte, und die Kapsel gewann auf dem Wasser ihre Lage wieder. Der von Ellenbein hatte 4 Fuß Länge, 2 Fuß Breite und 2 Fuß Tiefe. Die Kapsel war 2 Fuß lang, 1 Fuß breit und 1 Fuß hoch. Die Kapsel und der Kasten waren von Kupferblech gemacht, sorgfältig mit Lack überzogen und innerhalb mit Leinwand gefüttert, damit kein Wasser durchdringen könnte. Die Kapsel hatte 2 Deckel, die sich durch Federn schlossen, und mit Schrauben zugemacht wurden. Die Kapsel war mit Luft gefüllt.

Fig. 28.

Taucherglocke. Schwimmgürtel. Taucherhelm.

Auf den Boden, wo sie sollte, war Sand gestreut, damit sie nicht schwimmend wieder aufstehen und vom Wind fortgetrieben werden könnte. Diese Kapsel hatte Ellenbein mit Pulver und Kugeln versehen. Er hatte sie auf dem Boden seines Schwimmgefäßes in einem Quadrat von 300 Fuß, wenn sich nun gedachtes Quadrat von Norden gegen

an ihr festgebissen oder angeleimt hat, in den Schlund zurück. Wegen dieses Beginnens nennen ihn die Spanier bezeichnend „Ormiguero“ oder Ameisler. Im Käfig kann man ihn mit Nachtigallfutter eine Zeit lang hinhalten.

Das Nest steht immer in Baumhöhlungen. Es ist kunstlos, jedoch weich und warm. Im Juni findet man sechs bis zwölf glänzende Eier in ihm. Das Weibchen brütet mit dem Männchen abwechselnd sehr eifrig. Bei Annäherung eines Menschen oder Feindes zischt der Brütende wie eine Schlange. Die Jungen sind Mitte Juli's flügge und verlassen bald darauf ihre Eltern, vereinigen sich aber mit ihnen oder anderen zur Wanderschaft wieder.

Der Wendehals ist ein durchaus unschädlicher, unterhaltender Vogel, welcher Schonung verdient. Feinde hat auch er außer dem Menschen ohnehin genug.

3. Der Baumläufer, Certhia familiaris Linné.

(Certhia Scandulaca Pallas, C. Costae Gerbe.)

Die Baumläufer, welche in den Wendekreisländern viele Verwandte haben, sind kleine, muntere Vögelchen, welche durch ihre Lebensweise vielfach an die Spechte erinnern, durch Bau des Schnabels und der Zunge aber entschieden abweichen und deshalb als einer besonderen Familie zugehörig betrachtet werden müssen. Ihr etwa kopflanger Schnabel ist bogig, schlank, dreiseitig; die kurzen Füße haben vier ungepaarte, lange Zehen mit großen Nägeln; das Gefieder ist seidenweich, glänzend; der Schwanz ist zwölffederig, wenig schnellkräftig, aber zum Anstemmen geeignet; die Flügel haben zehn Handschwingen. Beide Geschlechter gleichen sich in der Färbung.

Der gemeine Baumläufer oder Baumrutscher, Baumhäkel, Baumgrille, Baumsteiger, Schindelkriecher ꝛc. ist $4^1/_2$ bis 5 Zoll lang und $6^3/_4$ bis $7^1/_4$ Zoll breit, oben lohfarbig mit weißen Tupfen und einer breiten, gelben Flügelbinde, unten glänzend weiß*).

So weit in Europa der Baumwuchs reicht, kommt auch der Baumläufer vor; doch ist er im hohen Norden seltener, als bei uns. Der gemeine

*) Von ihm unterscheidet sich der kurzzehige Baumläufer, Certhia brachydactyla Brehm, durch längeren Schnabel und kürzere Zehen, dunkleres Gefieder, anderen Lockton und seine Vorliebe für Laubbäume.

oder lohfarbene ſcheint den Nadelwald, der kurzzehige Laubwälder und Baumpflanzungen zu bevorzugen. Jedes Paar bewohnt ein ziemlich kleines Gebiet und duldet in ihm kein anderes der gleichen Art, ſchließt ſich aber, im Winter wenigſtens, gern den Meiſen und Goldhähnchen an und läßt ſich vom Kleiber bevormunden, d. h. führen und leiten.

Dem Beobachter wird der kleine, muntere Kletterkünſtler zur rechten Augenweide. Der Baumläufer iſt unruhig, raſtlos, fleißig, behend und gewandt. Er klettert, wie der Specht, nur von unten nach oben, kann

Fig. 29.

Baumläufer. Wiedehopf.

aber auch auf der unteren Seite wagrechter Aeſte hinlaufen. Seine Bewegungen ſind ſchnell, haſtig und unermüdlich, aber ruckweiſe, — ſo auch der Flug, welcher in Abſätzen mit bald gebreiteten und dann flatternden, bald zuſammengelegten Schwingen geſchieht, aber ungern weit ausgedehnt wird. Auf dem Boden iſt der Baumläufer fremd. Ungeachtet der großen Zutraulichkeit, welche er dem Menſchen gegenüber an den Tag legt, ſucht er ſich doch gern vor dem Auge deſſelben zu verbergen, und klettert, wenn man auf ihn zugeht, ſofort nach der abgewendeten Seite des Stammes. Wenn er Verfolgung erfährt, wird er ſehr vorſichtig; er beweiſt überhaupt

einen ziemlich hohen Grad von Verstand und kann dem Naturforscher die Jagd auf ihn oft recht schwer machen.

Kleine Käferchen und zwar hauptsächlich die den Bäumen so verderblichen Borkenkäfer, deren Eier und Maden und andere Kerbthiere verschiedener Art bilden die Nahrung des uns nützlichen Vögelchens. Es liest seine Beute von der Rinde ab und zieht sie aus Spalten und Ritzen hervor, aus so großer Tiefe, als sein Schnabel es ihm gestattet. Zum Meiseln und Hämmern ist dieser zu schwach.

Der Baumläufer brütet zweimal im Jahre. Das Männchen bekundet das Erwachen seiner Liebe durch einen kurzen Gesang, welcher eigentlich nur der etwas veränderte und oft wiederholte Lockton ist. Dieser klingt bei dem lohfarbenen Baumläufer wie „Sit", welches ganz leise ausgestoßen wird und manchmal mit einem lauten „Srih" abwechselt. Der kurzzehige Baumläufer lockt laut „Tit, tit", „Ziäh, ziäh" und leise „Zi, zi". Die Gesangsstrophe beider Arten klingt ungefähr wie „Tititituiiti". Anfangs Mai findet man das erste Mal 4 bis 8, Mitte Julis das zweite Mal 3 bis 6 kleine, zarte, auf weißem Grunde heller oder dunkler roth und aschgrau gefleckte, gepunktete, getüpfelte und besprützte Eier in dem sehr kunstlos aus Stroh, Gras, Bast, Werg und Spinnweben erbauten, mit Federn ausgefütterten Neste, welches gewöhnlich in Baumhöhlen oder Brutkasten mit engem Eingang, oft aber auch in Ritzen und Spalten der Gebäude steht und je nach der Beschaffenheit dieser Plätze verschieden gestaltet ist, weil seine Außenwände die Höhlung möglichst ausfüllen. Beide Eltern brüten und füttern gemeinschaftlich die Jungen auf, welche von ihnen mit größter Zärtlichkeit geliebt werden. Stört man die halbflüggen Jungen, so hüpfen sie rasch aus dem Neste, rennen wie Mäuse davon und haben sich nach wenigen Minuten trefflich zwischen Moos, in Spalten und ähnlichen Verstecken geborgen.

Marder und Iltis, der Sperber und der Raubwürger bedrohen verschiedene Schmarotzer belästigen den Baumläufer. Der Mensch verfolgt ihn nicht; der wahre Vogelfreund sucht vielmehr durch nette Brutkästchen den eben so schmucken, als nützlichen Vogel an sich zu fesseln.

4. Der Wiedehopf, Upupa Epops Linné.

Auffallende, vereinzelt daſtehende Thiergeſtalten ziehen immer die Beachtung auf ſich. Dies beweiſt auch der übel beläumdete Wiedehopf. Die Nachrede, welche mit gedachten Namen ſich faſt unzertrennlich verbindet, wird durch die dem Vogel noch außerdem zuertheilten Benamſungen noch beſonders erläutert. Stink- oder Schmuzhahn, Kothvogel, Dreckkrämer — welche Titel! Die übrigen ſind nicht viel beſſer; denn der theilnahmswerthe Geſell heißt ſonſt noch Gänſehirt, Kukukshüter und Kukuksknecht, und Ehrennamen hat er gar nicht, der Arme! Aber leider iſt die auf ihm haftende üble Nachrede ſo ganz ungerechtfertigt nicht.

Der Wiedehopf gehört einer kleinen Familie an, deren Mitglieder ſich äußerlich kennzeichnen durch ziemlich geringe Größe, langen, ſchwachen, nach der Spitze zu wenig verdünnten Bogenſchnabel, kurze, ſchwächliche Füße, große Flügel und großen Schwanz, ſehr dünne, zarte Haut und weiches, lockeres, buntes Gefieder. Vierzehn Hals-, acht Rücken- und ſechs Schwanzwirbel und eine geradezu verkrüppelte Zunge mögen außerdem Erwähnung finden. Unſer europäiſcher Wiedehopf iſt 10 bis 10¾ Zoll lang und etwa 1½ Fuß breit; die Schnabellänge beträgt faſt 2 Zoll. Der Flügel hat 20 Schwingen, der Schwanz 10 Steuerfedern. Der Hinterkopf trägt eine aufrichtbare Holle. Das weiche Gefieder iſt oben auf lehmfarbigem Grunde ſchwarz und gelblich weiß gebändert, unten röthlich gelb, ſeitlich ſchwarz gefleckt. Die ſchwarzgeſpitzten Federn der Holle ſind dunkelroſtfarben. Der ſchwarze Schwanz hat eine breite, weiße Querbinde. Eine ausführlichere Beſchreibung iſt unnöthig; denn in Deutſchland giebt es keinen ähnlichen Vogel.

Obgleich der Wiedehopf in ganz Europa vorkommt, ſiedelt er ſich doch nur an wenig Orten bleibend an. Er iſt ein Sommervogel, welcher Ende März bei uns erſcheint und im September uns verläßt. Im Süden Europa's iſt er weit häufiger, als in Deutſchland, wandert aber auch dort noch; in Nord-Afrika lebt er ſtändig jahraus, jahrein. Feuchte Waldungen der Ebene, Lehden, Triften mit einzelnen Bäumen, in Südeuropa die Weinberge und in Nordafrika Gärten in Dörfern und Städten bilden ſeine beliebteſten Wohnſitze. Er iſt geſellig in gewiſſem Grade, lebt zur Brutzeit aber paarweiſe.

Aller Schmähungen ungeachtet, fesselt der Wiedehopf Jedermann. Er ist ein höchst anziehender Vogel und sein, namentlich im Morgenlande durch viele Sagen verherrlichtes Leben wohl der Beachtung werth. Ernst und vorsichtig, wie es scheinen will, in Wahrheit aber gar heiter und lustig, trippelt er rasch auf dem Boden dahin, die prächtige Holle bald breitend, bald zusammenfaltend, mit dem krummen Schnabel zwischen den abgefallenen Blättern oder im Kothe wühlend. Das entdeckte und mit dem greifzangenartigen Schnabel erfaßte Kerbthier schleudert er in die Höhe und fängt es geschickt wieder auf. Zeitweilig ruft er leise „Hup, hup", oder stößt als besonderen Ausdruck seines Wohlbehagens ein gemüthliches „Weck, weck" aus. Zu allerhand sonderbaren Scherzen aufgelegt, vergnügt er sich mit Seinesgleichen in sehr anmuthiger Weise und versteht es gar meisterlich, in das Einerlei des Lebens Abwechslung zu bringen.

Man kann den Wiedehopf den Specht oder Baumläufer des flachen Bodens nennen. Er ist hier ebenso rastlos und thätig, wie jene auf den Bäumen. Sein Gang ist gut, der Flug ausgezeichnet leicht, wechselsweise schwebend oder flatternd und hierauf spechtartig dahingleitend, sehr fördernd und wenig ermüdend. Die Sinne sind scharf, der Verstand steht auf ziemlich hoher Stufe. Er ist lebhaft, lustig, klug, vorsichtig und trotz seiner fast allzugroßen Furchtsamkeit geneigt, in ein innigeres Verhältniß mit Menschen zu treten, von deren wohlwollenden Absichten oder deren Gleichgiltigkeit ihm gegenüber er sich überzeugt hat. Im Morgenlande ist er fast zudringlich dreist, bei uns stets vorsichtig und oft sehr scheu. Die ihm angeborene Furchtsamkeit vermag er übrigens allerorten nur selten zu bemeistern. Jeder vorüberfliegende größere Vogel verursacht ihm, weil er fortwährend Räuber zu sehen wähnt, entsetzliche Angst und bewegt ihn zu einer eigenen List. Anstatt beim Nahen eines Raubvogels fliegend sein Heil zu suchen, wirft er sich platt zu Boden nieder, breitet Schwingen und Schwanz und erscheint nun einem bunten Lappen weit ähnlicher, als einem Vogel. Solche List wendet er übrigens blos Vögeln gegenüber an, niemals bei Annäherung eines Raubsäugethieres.

Die Nahrung besteht ausschließlich in Kerbthieren, Würmern und kleinen Schnecken, welche er vom Boden, ganz besonders aber vom Dünger ablieſt. Dies Geschäft ist freilich nicht gerade ein reinliches, jedenfalls aber ein sehr nützliches.

Wenige Wochen nach ſeiner Ankunft denkt der Wiedehopf an die Fortpflanzung, und nunmehr wird er zum Stinkhahn. Nachdem er ſich, nicht ohne Einſpruch und Kampf von und mit Gleichgeſinnten, gepaart, allerlei Poſſen getrieben und ſich der Gunſt ſeines Weibchens verſichert hat, trägt dieſes einige Hälmchen und Federchen in eine paſſende Baum-, Erd- oder Mauerhöhlung, ſelbſt in die Leibeshöhle eines verfaulenden Aaſes und legt auf dieſe dürftige Unterlage 4 bis 6 kleine, längliche glattſchalige, weiße oder grünlichweiße Eier. Sechzehn Tage nach Beginn des Bebrütens ſchlüpfen die Jungen aus, und beide Eltern tragen ihnen nun eifrig Käfer und Maden zu. Sie ſpenden ihnen viel Liebe, beweiſen ihnen große Sorgfalt, verabſäumen aber Eins: die Reinlichkeit — einfach deshalb, weil ſie nicht im Stande ſind, mit ihrem ungelenken Schnabel das Neſt auszumiſten. Aller Koth, welchen die Jungen auswerfen, bleibt im Neſte liegen und verpeſtet dieſes, die Jungen und ſchließlich auch die Alten in unerträglicher Weiſe. Die Jungen ſitzen zuletzt förmlich im Kothe, und die Sage, daß der Wiedehopf ſein Neſt aus Koth erbaue, findet hierin ihren Grund. Erſt lange nach dem Ausfliegen der Jungen verlieren ſie und die Alten den ihnen anhaftenden Geſtank. — Die jungen Wiedehopfe wachſen langſam und ſind ſehr täppiſch; ihre Eltern haben deshalb auch nach ihrem Flüggſein viele Plage mit ihnen.

Jung aus dem Neſte genommene Wiedehopfe verurſachen anfangs ihrem Pfleger, weil ſie erſt ſehr ſpät ſelbſt freſſen lernen, zwar manche Mühe, ſpäter aber unendliches Vergnügen. Alteingefangene werden nach einiger Zeit zahm, niemals jedoch in gleichem Grade, wie die Jungen. Sie lernen in ihrem Pfleger nicht blos den Gebieter, ſondern auch den beſten Freund kennen; ſie lieben ihn zärtlich, folgen ihm, wie ein Hund durchs ganze Haus, durch Hof und Garten, begrüßen ihn, wenn er kommt und erfreuen ihn durch luſtige und komiſche Geberden.

Die Furcht der Wiedehopfe vor Raubvögeln iſt ſehr begründet. Habicht, Sperber, Falk und Weih verfolgen den armen Schelm und laſſen ſich das Fleiſch deſſelben, wenn ſie ihn ergriffen, vortrefflich munden. Auch Marder und Iltis ſtellen ihm nach und der Menſch beweiſt ihm nur zu oft ſeine Thierfeindlichkeit.

5. Der Kleiber, Sitta caesia Meyer & Wolf.

Der Uebergang von den Spechten zu den Meisen wird durch einen unserer beweglichsten, anmuthigsten und liebenswürdigsten Vögel vermittelt, welcher, solcher Stellung entsprechend, entweder Spechtmeise, oder in Folge einer ihm eigenen Fertigkeit, Kleiber genannt wird. Sonst heißt er wohl auch noch Blau- oder Maispecht, Holzhacker, Baumritter, Baumklette, Tottler, Kläh̃ ꝛc. Viele Thierkundige zählen ihn und seine wenigen Verwandten der Familie der Meisen zu und führen ihn hier als erste Sippe auf; doch hat er mit den Meisen, so sehr er ihnen auch in manchen Stücken ähneln mag, leiblich wenig Uebereinstimmendes und sollte eigentlich als Vertreter einer eigenen Familie angesehen werden.

Es hält nicht schwer, ihn zu beschreiben; unter unseren deutschen Waldvögeln wenigstens giebt es keinen Zweiten, welcher mit ihm verwechselt werden könnte. Der Leib ist gedrungen, der Hals stark, der Kopf ziemlich groß, der zwölffederige Schwanz kurz, der Schnabel mittellang, keilförmig, etwas nach oben gekrümmt und vorn ein wenig zusammengedrückt, der Fuß mittellang, aber stark, mit vier ungepaarten Zehen, welche große, sehr gekrümmte Nägel tragen. Das ziemlich reiche Federkleid ist oben bläulich, unten rostgelblich, an den Seiten rostbraun; ein Zügel durch's Auge, welcher bis an die Halsseiten reicht, ist schwarz; Schwanz, Kinn und Kehle sind weiß. Das Weibchen unterscheidet sich durch den schmäleren Augenstrich und den lichteren Unterkörper, der junge Vogel durch trübere Färbung. Die Länge beträgt 6 Zoll 3 bis 6 Linien, wovon auf den Stummpfschwanz 1 Zoll 10 Linien kommen, die Breite schwankt zwischen 11 und 12 Zoll.

Der Kleiber bewohnt Mitteleuropa und wird im hohen Norden und im Süden durch andere, ihm höchst ähnliche Arten vertreten. In Sibirien soll er auch vorkommen, und ebenso will man ihn in Nordamerika beobachtet haben. In Deutschland ist er nirgends selten, im Nadelwald ebenso wenig, als im Laubholz, am häufigsten in gemischten Waldungen. Er ist ein Strichvogel, welcher im Winter in einem beschränkten Kreise hin und her zieht und zuweilen an ein und demselben Orte in viel größerer Anzahl sich zeigt, als sonst. Sein Betragen ist überaus anziehend. Er gehört zu den beweglichsten und gewandtesten unserer Vögel. Der Flug ist leicht, obgleich

nicht sehr schnell, nicht selten flatternd und immer eine starke Bewegung der Flügel erfordernd, der Lauf auf dem Boden sehr geschickt. Im Klettern übertrifft er alle übrigen Vögel ohne Ausnahme, denn er rutscht nicht blos mit Spechtsgewandtheit an den Bäumen empor, sondern auch kopfunterst an ihnen herunter. Er hängt sich an der glattesten Rinde an, in jeder beliebigen Stellung. Der Specht muß jeden Baum, welchen er absuchen will, von unten nach oben hin befahren, der Kleiber steigt an diesem in die Höhe und an jenem hinab. Seine langen Zehen und die großen Hakennägel erlauben ihm, eine bedeutende Fläche zu umklammern und ermöglichen ihm diese Vielseitigkeit der Bewegung.

Groß ist die Lebendigkeit und Regsamkeit dieses Vogels. Er ist keinen Augenblick ruhig, sondern immer in Thätigkeit, kletternd, auf den Aesten hin laufend, an ihnen hängend, mit dem Schnabel arbeitend, singend, fliegend. Er fliegt selten weit, weil jeder Baum ihm Etwas zu bieten weiß; aber er fliegt oft aus reiner Lust hoch in die Höhe und über große Strecken des Waldes hin, um an einem anderen Orte das alte Treiben neu zu beginnen.

Die Stimme des Kleibers ist eine höchst wohllautende gezogene, welche wie „Tüh, tüh" klingt, der Lockton des Weibchens ist ein leiseres „Twettwet". Der Gesang ist einfach, aber angenehm, das Männchen sitzt dabei auf Baumspitzen, dreht sich hin und her und umspinnt sein „Tüh, tüh" mit einigen anderen Tönen.

Wie alle Kletervögel verzehrt der Kleiber vorzugsweise Kerbthiere, deren Eier und Larven. Sein Schnabel ist zu schwach, als daß er nach Art der Spechte mit ihm meiseln könnte; wohl aber ist er im Stande, Rindenstückchen abzuspalten und hierdurch die Versteckplätze der Kerbthiere aufzudecken. Im Winter kommt er gern bis in die Gärten herein und sucht dabei dann auch die Häuser auf. Neben den Kerbthieren frißt er Sämereien verschiedener Art, namentlich die Samenkörner von Bäumen, welche er von dem Boden aufliest, aus den Zapfen herauszieht, oder durch Aufklopfen der Nüßchen gewinnt. Gerste und Hafer spelzt er aus, und die Eicheln zerhackt er erst in mundrechte Stücke. Sehr hübsch sieht es aus, wenn er Lindennüßchen oder Eicheln aufmacht. Er trägt dann eine um die andere auf einen bestimmten Ast, wo er sich ein Loch in die Rinde gehackt hat, legt die Nuß da hinein, hält sie mit den Vorderzehen fest und bearbeitet

ſie mit dem Schnabel. An einer Haſelnuß hat er ſehr lange zu hämmern, mit Bücheln, Linden- und Ahornſamen kommt er eher zu Stande. In Baumſpalten und anderen Ritzen legt er ſich Vorrathskammern an; doch trägt er nicht viel Nüſſe an ein und denſelben Ort, ſondern verbirgt ſeine Schätze hier und da, gleichſam aus Sorge, daß ein Räuber ihm Alles mit einem Male nehmen könne.

Der Kleiber iſt immer anziehend; er mag thun, was er will. Wenn er nicht ſingt oder Nahrung ſammelt, macht er ſich mit etwas Anderem zu ſchaffen. Um die kleineren Vögel erwirbt er ſich Verdienſte. Geſelligkeit ſcheint ihm Bedürfniß zu ſein; aber er vereinigt ſich weniger mit anderen ſeiner Art, als vielmehr mit Meiſen, Baumläufern und Goldhähnchen. Dies kleine Volk erkennt ihn bald als den Begabteſten an und überläßt ſich blindlings ſeiner Führung und Vorſorge. Er zieht mit der von ihm geführten Schaar manchmal Tage lang im Walde umher.

Für den Beobachter kann es nicht lange zweifelhaft bleiben, daß der Kleiber als ein geiſtig ſehr begabter Vogel angeſehen werden muß. Er iſt zutraulich und ſcheut ſich da, wo er ſich geſchützt weiß, nicht vor den Menſchen, wird aber nach längerer Verfolgung äußerſt vorſichtig. Anfangs fliegt er, wenn auf ihn geſchoſſen wurde, kaum von dem Aſte weg, auf dem er ſaß, bald aber lernt er die Furchtbarkeit des Feuergewehres erkennen und nimmt ſich dann ſehr in Acht. Vor den Raubvögeln ſucht er ſich dadurch zu ſchützen, daß er in Einem fort ſchnell um den Baumſtamm herumhüpft, um ſich durch dieſen vor den räuberiſchen Klauen ſeiner Verfolger zu decken. Uebrigens werden ihm nur Habicht und Sperber gefährlich; denn den Edelfalken giebt er ſelten Gelegenheit, ihn in ihrer Weiſe zu jagen.

Ganz eigenthümlich iſt der Neſtbau, welcher Urſache ſeines Namens wurde. Der Kleiber brütet ſelbſtverſtändlich in Baumhöhlungen und zwar gewöhnlich in ſolchen, welche 40 bis 60 Fuß über der Erde ſtehen. Er iſt aber nicht im Stande, ſich ſelbſt ein Aſtloch auszumeiſeln, wie die Spechte, ſondern muß ſich mit dem vorhandenen begnügen. Bedingung einer angenehmen Neſthöhlung iſt nun aber ein möglichſt enger Eingang, ein Schlupfloch, welches gerade groß genug iſt, den Eigenthümer der Wohnung durchzulaſſen, feindlich geſinnten Thieren jedoch den Zugang verwehrt. Die kleinen Höhlenbrüter haben oft große Noth, eine dieſen Anforderungen entſprechende Höhlung zu finden — der Kleiber weiß ſich zu helfen. Er wählt ſich irgend eine

Höhlung aus, am liebſten ein von den Spechten gezimmertes Neſtkämmerchen und verkleinert deſſen Eingangsloch. Wie die Schwalbe nimmt er ſich von dem Boden kleine Klümpchen Lehm auf, feuchtet dieſe mit Speichel an und klebt ſie ringsum an dem Neſtloche feſt, glättet ſie mit dem Schnabel und fährt mit dieſer Arbeit fort, bis er eine ſeinen Wünſchen entſprechende Eingangspforte geſchaffen hat. Die Lehmwand, welche er kleibt, hat einen Zoll und darüber in der Dicke und erhält bald eine ſolche Feſtigkeit, daß der Menſch ſie mit den Fingern nicht zertrümmern kann, ſie folglich auch jedem Raubthier widerſteht. Nur die Spechte ſind im Stande, die Lehmwand zu zerſtören, und ſie thun Dies ohne Umſtände, wenn der kleine Schelm ſie um ihr rechtmäßiges Beſitzthum gebracht, d. h. ihnen ihr Neſtloch weggenommen hat. Ehe das Kleibwerk getrocknet und feſt geworden iſt, machen auch andere Höhlenbrüter, z. B. die Staare, dem Kleiber zu ſchaffen; nach Vollendung ſeines Werkes aber hat er nur den Meiſelſchnabel der Spechte zu fürchten.

Das Neſt ſelbſt beſteht aus Buchen- und Eichenblättern, Kieferſchalenſtückchen, welche ſehr locker übereinander gelegt werden, und anderen trockenen, leichten Stoffen ähnlicher Art. In den letzten Tagen des April oder zu Anfang des Mai enthält es 6 bis 9 längliche, am dicken Ende ſtark zugerundete, am anderen ſtumpfſpitzige, dünne und glattſchalige, glänzende Eier von kalk-, kreide- oder milchweißer Färbung, welche überall mit äußerſt feinen, helleren oder dunkleren rothen oder verwaſchenen röthlichen und aſchgrauen Pünktchen, ſeltener mit größeren Flecken beſät ſind. Das Weibchen brütet allein; die nach ungefähr 14 Tagen ausſchlüpfenden Jungen aber werden von beiden Eltern geäzt und zwar ausſchließlich mit Kerbthieren. Sie bleiben ſo lange im Neſte, bis ſie völlig flugbar geworden ſind, lernen viel eher klettern, als fliegen und verlangen auch nach ihrem Austritt in die Welt noch eine ziemliche Zeit die Obhut und Pflege ihrer Eltern. Erſt nach der Mauſer im Herbſt vertheilen ſie ſich und ſchwingen ſich nunmehr als ſelbſtſtändig gewordene Größen zu Führern und Leitern des ihnen verwandten Kleingeflügels auf.

Die Jagd des Kleibers kann nur dann entſchuldigt werden, wenn irgend ein Naturforſcher ſich des Vogels bemächtigen muß oder will, um ihn ſeiner wiſſenſchaftlichen Sammlung einzuverleiben. Jede Jagd zu anderweitigen Zwecken muß als ein Frevel erſcheinen, welcher ſtreng geahndet zu werden

verdient. Der Kleiber iſt ſo nützlich, daß ſeine Erhaltung geradezu Pflicht der Wald- oder Baumfreunde überhaupt iſt. Einem wirklichen Vogelliebhaber — nimmer aber einem unnützen Buben, gleichviel welchen Alters! wollen wir es auch nachſehen, wenn er einen Kleiber ſich einfängt und in einem geräumigen Bauer oder noch beſſer in einem Vogelhäuschen gefangen hält. Mit Nachtigallfutter iſt der niedliche, muntere und höchſt unterhaltende Geſell zu erhalten, vorausgeſetzt, daß er ſich erſt an die ihm eigentlich wenig zuſagende Nahrung gewöhnt hat, und dann bereitet er ſeinem Gebieter und Pfleger viel Freude. Wir rathen aber Jedem, welcher nicht die nöthige Kenntniß zur Wartung und Pflege der Vögel beſitzt, ernſtlich ab, das Leben des Kleibers bei etwaigen Eingewöhnungsverſuchen im Zimmer auf das Spiel zu ſetzen: der Vogel beanſprucht und verdient die beſte Behandlung.

6. Die Meiſen, Parus Linné.

Die dem Kleiber ſo nahe verwandten Meiſen kennzeichnen ſich durch den kurzen, geraden, kegel- oder pfriemförmigen Schnabel, die ziemlich ſtarken, langzehigen Füße, die runden, mittellangen Flügel, den mittellangen Schwanz und das weitſtrahlige und lockere Gefieder. Das Kleid der verſchiedenen Geſchlechter und der Jungen und Alten iſt ſo ziemlich daſſelbe, obwohl der Kundige im Stande iſt, die etwas ſchöner und lebhafter gefärbten Männchen von den Weibchen und den dieſen ähnlich gefärbten Jungen zu unterſcheiden. Hinſichtlich ihres Lebens und Treibens kommen alle Meiſen ſehr überein, und diejenigen Arten, welche von den gewöhnlichen abweichen, gehen uns Nichts an. Wir haben es mit den ſchon oben (Seite 27) genannten ſechs Arten zu thun, welche ſich durch nachſtehende Beſchreibung genügend kennzeichnen laſſen.

Der Fink- oder Kohlmeiſe, Parus major Linné (Parus Fringillago Pallas), gebührt als der größten der Vorrang. Ihre Länge beträgt 5½ Zoll, ihre Breite etwas über 9 Zoll. Die Oberſeite iſt grün, die Unterſeite gelb, der Scheitel, die Kehle und ein Strich auf die Gurgel herab, welcher ſich bei den Männchen als ſchmaler Streifen bis zum Schwanze, bei den Weibchen aber nur bis zur Mitte der Bruſt fortſetzt, ſind ſchwarz, ein Fleck am Nacken iſt grüngelb, der Unterrücken gewöhnlich aſchgrau. Ganz

Farben, Kleidern, Bändern, an Hemdkragen und Manschetten sind die Knöpfe, sowie auch goldene Ketten, Ohrringe, Armbänder und Fingerringe Schmuckgegenstände, welche überall häufig vorkommen dürften.

Die Länge, nämlich von 1 bis 6 Fuß, und das Gewicht von 2½ bis 7½ Zollpfund, sowie die Dicke, Farbe und Form des Leibes, ist ebenfalls ganz verschieden.

Fig. 20.

Diese Thiere, sowie andere Fischarten eben so schönen, die Thiere. Die Thiere ist gesellig, sie sind friedlich, folgsam und gelehrig. Wenn sie Hunger, sie besonders gefüttert und zutraulich. Gefüttert, Spielzeug und Kunststücken. Die Thiere, die Zwecke sind so hungrig und so geschützt,

ſowie ein Querband am Hinterhalſe und eine Binde über dem Flügel ſind weiß. Beide Alte ſind ſich ſehr ähnlich gefärbt; bei den Jungen iſt der Oberkopf graublau, das Weiße an den Kopfſeiten gelblich, der dunkle Kehlfleck nicht vorhanden und die Färbung im Uebrigen düſterer. Laubwälder, Gärten, Baumpflanzungen Europa's, Sibiriens und Japans ſind als Heimath anzuſehen. In Nordafrika findet ſich eine ähnliche, etwas lebhafter gefärbte Art.

Die Sumpf- oder Nonnenmeiſe, Parus palustris Linné, iſt etwas größer und düſterer gefärbt. Die Oberſeite iſt röthlich braungrau, die Unterſeite weißlich, der Oberkopf bis zum Nacken und das Kinn ſind ſchwarz, die Wangen und die Schläfe weiß. Bei ungefähr gleicher Verbreitung bevorzugt dieſe Art Waldungen und Obſtpflanzungen in der Nähe von Sumpf und Waſſer. In Sibirien und auf den Alpen erſetzen ſie nah verwandte Arten, welche von vielen Naturforſchern nur als Abarten betrachtet werden.

Die Tannenmeiſe, Parus ater Linné (Parus Carbonarius Pallas), welche ſich ebenfalls über Europa, Sibirien und Japan verbreitet, aber mehr in Nadelwaldungen aufhält, iſt ungefähr ebenſo groß, als die Sumpfmeiſe, 4 Zoll 3 Linien lang und 7 Zoll breit, auf der Oberſeite aſchblaugrau, unten grauweiß, an Kopf und Vorderhals ſchwarz und im Nacken fleckig weiß gefärbt.

Eine ſchwarz gefleckte ſpitzige Holle kennzeichnet die Haubenmeiſe, Parus cristatus Linné. Sie iſt kaum größer als die Tannenmeiſe, höchſtens 4½ Zoll lang. Ihre Oberſeite iſt mäuſegrau, ihre Unterſeite weißgrau; die Kehle und ein Strich durch's Auge ſind ſchwarz, die Wangen weiß. Die Haube iſt weiß und ſchwarz geſcheckt. Als Heimath iſt Mitteleuropa von Schweden an bis zu den Alpen anzuſehen. Bevorzugte Aufenthaltsorte ſind die Nadelwälder der Gebirge.

Von allen dieſen Arten unterſcheidet ſich die Schwanzmeiſe, Paroides caudatus Brehm (Parus caudatus Linné, Mecistura caudata Leach), durch ihren ſehr langen, ſtufenförmigen Schwanz, den kleinen, ſtark gewölbten Schnabel und das äußerſt lockere Gefieder. Sie iſt 5½ Zoll lang, aber nicht viel über 6 Zoll breit, auf dem röthlich eingefaßten Rücken und der Schwanzmitte ſchwarz, am Kopf und auf der Unterſeite graulich weiß, an den Seiten röthlich. Junge Vögel ſind oben

mattſchwarz, auf dem Kopfe und an der Unterſeite weiß. Sie bewohnt in Europa, Sibirien und Japan Laubwälder und Baumpflanzungen und iſt überall häufig*).

Wir wollen, um das Weſen der Meiſen im Allgemeinen zu ſchildern, uns zunächſt bereits gebrauchter Worte**) bedienen.

„Die Meiſen ſind ſämmtlich kleine, gewandte, luſtige, kecke, muthige und ungemein unruhige Vögel. Eine große Klugheit iſt Gemeingut aller. Aber ihre Neugierde und ihr Muth verlocken ſie oft zu Handlungen, welche ihnen gefährlich werden. Sie haben ebenſoviel gute, als ſchlechte Eigenſchaften; denn ſie ſind trotz aller Geſelligkeit zänkiſch, jähzornig und räuberiſch. Den Menſchen braucht Dies nicht zu kümmern; er muß dieſe Vögel nehmen, wie ſie ſind, und vor allen Dingen ihren wahrhaft unſchätzbaren Nutzen erkennen, um ſie gerecht zu beurtheilen, wird ſie aber auch trotz ihrer Mucken liebgewinnen, wenn er ihr buntes Treiben mit der zu jeder Beobachtung der Natur ſo überaus nothwendigen, vernünftigen und gemüthlichen Auffaſſung anſehen will. In unſeren Augen ſind die Meiſen höchſt liebenswürdige Thiere, welche ſo recht von Grund aus verſtehen, einen trübe gelaunten Menſchen auf alle nur denkbare Weiſe zu erheitern. Das iſt ein luſtiges Leben, welches ſie führen: — kletternd und hüpfend, fliegend und ſpringend, ſcheltend und zankend, ſingend und poſſentreibend, arbeitend ohn' Unterlaß, oft an ganz unnützen Dingen — ſo durchzieht eine Meiſenſchaar ihr Gebiet.“

„Alle Meiſen ſind vollendete Künſtler und Stümper zugleich. Sie ſind keine Singvögel und ſingen doch den ganzen Tag, im Sommer und Winter, im Frühling und Herbſt. Sie ſind keine Klettervögel und klettern doch mit den Papageien um die Wette. Sie haben keine Zimmerwerkzeuge, wie die Spechte, und meiſeln und hämmern doch an Schalen und Rinden und morſchen Baumtheilen herum, daß es eine wahre Luſt iſt. Sie ſind keine Raubvögel und ſtehlen und rauben doch, im Verhältniß ihrer Größe,

*) Bisweilen, obgleich ſehr ſelten, kommt zu den genannten die Lazurmeiſe, Parus cyanus Pallas, welche von der Wolga oſtwärts durch ganz Sibirien und auch im hohen Norden Europa's lebt und manchmal im tiefen Winter bis nach Deutſchland ſich verfliegt. Sie iſt faſt ſo groß, wie die Finkmeiſe und erinnert in ihrer Färbung an die Blaumeiſe. Der Oberkörper iſt prächtig blau, der Unterkörper glänzend weiß gefärbt.

**) Brehm, das Leben der Vögel, Seite 587.

ihr ganzes Leben lang. Sie sind keine Kampfvögel und streiten sich doch fortwährend mit größeren und kleineren Thieren herum. Sie leben in beständiger Gesellschaft und sind doch unverträglich, wie kaum ein anderer Vogel. In Spanien heißt unsere Finkmeise „Guerrero", d. h. Krieger, oder hier besser: Haderer, und es kann wohl kaum einen treffenderen Namen für sie geben; aber auch die anderen Arten verdienen denselben. Neugierig, wie sie sind, entdecken sie Alles: jede Katze, jeden Raubvogel oder jeden anderen Feind, aber auch jede Nahrung, jedes Kerbthierei, sitze es noch so tief zwischen den Baumrinden. Muthig und tapfer, wie die Löwen, wehren sie sich ihrer Haut selbst gegen den stärkeren Gegner. Und einem gewöhnlichen Raubthier verbittern sie durch ihr spottendes Zanken und Schelten, wenn sie es rechtzeitig bemerkt haben, fast regelmäßig seine beabsichtigte Jagd. — Sie sind klug, denn sie merken es gar bald, wenn sie Schonung finden und werden außerordentlich zahm und zutraulich gegen den Menschen: sie leben in nächster Nähe seines Hauses ebensowohl, als im tiefsten, stillen Wald. Aber sie bewahren sich trotzdem stets ihre vollste Selbstständigkeit. Jede Lage wissen sie sich so angenehm als möglich zu machen, in jedem Orte sich so behaglich, als es angeht, einzurichten."

Die Nahrung der Meisen ist gemischter Art. Kerbthiere, deren Larven, und noch mehr deren Eier bleiben immer Hauptsache, nebenbei fressen sie, zumal die größeren Arten, auch Sämereien. Kleine Körner verschlucken sie ganz, größere nehmen sie zwischen die Füße und hacken sie mit dem Schnabel auf. Von Fleischstücken, welche sie finden, nehmen sie gern ein Bröckchen und den Bienenzüchtern thun sie manchmal Schaden, weil sie im Winter an die Fluglöcher gehen, mit dem Schnabel anpochen, hierdurch die Bienen erzürnen und zum Herausfliegen bewegen, sie dann schnell packen, mit ein paar Bissen tödten und die Weichtheile des Leibes auffressen. Sie können, wenn sie dieses Spiel länger treiben, ganze Bienenstöcke zu Grunde richten, weil die Bienen, wie Lenz sagt, in allzugroßem Vertheidigungseifer herausfliegen und bald erstarrt auf den Schnee niederfallen. Doch kann man ihnen diese Unart leicht wehren, wenn man die Fluglöcher des Stockes so durch Steine verschanzt, daß sie nicht anklopfen können.

Gerade beim Fressen legen die Meisen wirkliche Raubthiergelüste an den Tag; kleinere Vögel z. B., welche ihnen nicht entrinnen können, werden oft von ihnen überfallen, durch einige Bisse getödtet und dann ihres Gehirns

beraubt, welches zumal die Kohlmeiſe leidenſchaftlich gern zu freſſen ſcheint. Jedoch wollen auch dieſe Unthaten gegen den unendlichen Nutzen, welchen die fleißigen Kerbthiervertilger uns bringen, nicht viel bedeuten. Wenig andere Vögel verſtehen ſo wie ſie die Kunſt, ein beſtimmtes Gebiet auf das Gründlichſte zu durchſuchen und die verborgenſten Kerbthiere aufzufinden. In allen Bewegungen Meiſter, Turnkünſtler vollendeter Art, regſam und unermüdlich, gewandt und ſcharfſinnig, bleibt ihnen wenig verborgen und wenig unerreichbar. Hierin liegt ihre Bedeutung für die Pflanzenwelt und vorzugsweiſe für den Wald. Sie ſind die treueſten aller Waldhüter, weil ſie in einem beſtimmten Gebiet verweilen und zu jeder Jahreszeit ihrem Berufe obliegen.

Dem Beobachter gewähren die Meiſen ſtets Unterhaltung. Man findet ſie höchſt ſelten einzeln, d. h. paarweiſe, vielmehr faſt immer in Geſellſchaft anderer Vögel, ſei es ſolcher der gleichen Art oder der Verwandten; auch geſellen ſie ſich zum Kleiber und zu dem Goldhähnchen. Dieſe Geſellſchaften ſind nun vom Morgen bis zum Abend in Thätigkeit. Das Aufſuchen ihrer Nahrung beanſprucht den größten Theil ihrer Zeit; gleichwohl wiſſen ſie ſich immer noch einige Minuten abzuſtehlen, um zu ſingen. Lautlos ſind ſie eigentlich niemals, den Lockton wenigſtens vernimmt man fortwährend. Der Geſang iſt nicht viel werth, hat aber doch einzelne recht hübſche Töne und die Art und Weiſe des Vortrags iſt anziehend. Die Finkmeiſe lockt ihrem Namen entſprechend „Finkfink“ oder „Pinkpink“; die Haubenmeiſe trillert, wenn ſie andere ihres Geſchlechts herbeiruft; die Schwanzmeiſe ſchreit „Siſiſiterrterr“; die Blaumeiſe ruft „Zizizi“; die Tannenmeiſe zwitſchert, andere pfeifen wie Mäuſe u. ſ. w. Im Zorn rufen Alle „Zerr-zerr“, je nach der Größe ſtärker oder ſchwächer. Mit Ausnahme der Schwanzmeiſe ſind alle Waldmeiſen Höhlenbrüter. Ihr Neſt ſteht in Baumhöhlen und iſt aus Moos, Haaren und Federn nicht gerade ſehr ordentlich, aber doch ziemlich feſt zuſammengebaut und weich und warm. Das Neſt der Schwanzmeiſe dagegen wird außen an die Bäume gebaut, gewöhnlich ſo, daß es ſich an den Baumſtamm lehnt und unten auf einen Aſt ſtützt, oder auch, indem es zwiſchen eine Aſtgabel geklemmt wird. Es iſt länglich eiförmig und hat oben einen kleinen Eingang. Die Außenwände beſtehen aus Moos, Flechten, Spinnweben u. dgl., regelmäßig aus Stoffen, welche von dem Baum, auf dem es angelegt iſt, genommen wurden. Es

iſt deshalb der Rindenfärbung immer täuſchend ähnlich und ſchwer zu entdecken. Das Innere iſt mit Federn dicht und warm ausgefüttert. Leichter als andere Höhlenbrüter nehmen die übrigen Meiſen künſtliche Höhlungen, d. h. alſo Brutkäſten an, welche man paſſend an den Bäumen aufhängt. Natürliche Höhlungen werden jedoch ſtets vorgezogen, und daher thut man wohl, wenn man ihnen dieſe zurecht macht, indem man ſie oben bedeckt und unten am Boden der Neſthöhle durch einige ſchief eingebohrte Löcher für Abzug der Feuchtigkeit Sorge trägt. Die Errichtung oder der Ausbau ſolcher Wohnungen bezahlt ſich ausgezeichnet; denn die Meiſen vermehren ſich ſehr ſtark, hängen feſt an ihrem heimathlichen Gebiete und halten dies trefflich in Ordnung. Die meiſten Arten brüten jährlich zwei Mal und legen zuerſt 9 bis 15, das zweite Mal wenigſtens 6 bis 8 Eier, ſind alſo im Stande, im Jahre 23 Nachkommen in die Welt zu ſetzen und damit eine, wenn auch kleine, ſo doch ſehr tapfere und wohlausgerüſtete Streiterſchaar gegen die Kerbthiere in's Feld zu ſtellen. Zuweilen kommt es auch vor, daß zwei Weibchen in ein und daſſelbe Neſt legen und gemeinſchaftlich brüten, und ebenſo geſchieht es, das ältere oder eben ausgeflogene Meiſen ſich jüngerer Waiſen treulich annehmen, ſie groß füttern und nach dem Ausfliegen für das Leben vorbereiten.

Ungeachtet ihrer Klugheit ſind die Meiſen leicht zu berücken. Sie fangen ſich in Fallen aller Art und gehen ohne großes Beſinnen zum zweiten Male in dieſelbe. Im Zimmer ſind ſie augenblicklich eingewöhnt, und wenn man ihnen das rechte Futter reicht, ſcheinbar auch zufrieden, demungeachtet aber immer darauf bedacht, ihre Freiheit ſich bei erſter Gelegenheit wieder zu erwerben. Leider ſcheint ihre Unverträglichkeit in der Gefangenſchaft noch größer, als im Freileben zu ſein. Wir haben beobachtet, daß ſelbſt die Gatten eines Paares wüthend über einander herfielen und auf Tod und Leben kämpften. Durch eigene Unvorſichtigkeit gehen im Zimmer viele zu Grunde, und die zarten Arten ſind ohnedies auch bei der größten Pflege ſchwer zu erhalten.

Die Dreiſtigkeit der Meiſen wird Urſache, daß weit mehr von ihnen dem Raubzeug zum Opfer fallen, als man bei Berückſichtigung ihrer Gewandtheit, Behendigkeit und Klugheit annehmen ſollte. Der ſchlimmſte Feind bleibt aber doch der Menſch; denn er betreibt die Ermordung dieſer nützlichen Thiere regelrecht und vernichtet Tauſende, während die Raub-

vögel ſich verhältnißmäßig mit weit weniger begnügen. Es iſt eine Schmach, daß noch heutigen Tages einzelne Forſtleute ſich dazu hergeben, in einer Meiſenhütte mitzuwirken und einen Waldfrevel der unverzeihlichſten Art zu unterſtützen, anſtatt ihn auf das Schärfſte zu bekämpfen!

7. Die Goldhähnchen, Regulus Koch.

Wir ſchließen uns der heutzutage gültigen Anſicht der Naturforſcher an, wenn wir die Goldhähnchen unmittelbar auf die Meiſen folgen laſſen. Dieſe Zwerge der europäiſchen Vögelwelt, welche man ihrer geringen Größe wegen wohl auch ſchon die Kolibris unſerer Wälder genannt hat, kommen mit den Meiſen in vieler Hinſicht und namentlich in der Lebensweiſe überein, bilden aber eine beſondere Unterabtheilung in dieſer Gruppe und ſind gewiſſermaßen als Mittelglieder zwiſchen ihnen und den Sängern zu betrachten. Sie müſſen, auch wenn man die Vögel anderer Erdtheile mit berückſichtigt, Zwerge genannt werden; denn nur die eigentlichen Kolibris, keineswegs aber alle, ſind noch kleinere Vögel als ſie. Ihr Leib iſt mit weichen, ſeidenartigen Federn bedeckt, der Schnabel iſt ziemlich kurz, gerade, dünn und nadelſpitzig, an der Wurzel verbreitert, an den Naſenlöchern eingedrückt, vor ihnen ſchmal, hoch und ſcharfkantig. Die Füße ſind verhältnißmäßig lang und ſchlank, die Zehen geſchildert und mit mittellangen, ſehr gekrümmten, ſpitzigen Nägeln bewehrt. Der abgerundete, kurze, breite Flügel beſteht aus 19 ſchwachen, biegſamen Schwingen, von denen die erſte ſehr kurz iſt, die übrigen aber ziemlich lang ſind. Der mittellange, zwölffederige Schwanz iſt in der Mitte etwas ausgeſchnitten. Die Federn des Kopfes können geſträubt werden. Das Gefieder iſt oben zeiſiggrün, unten lichtgrau, der Flügel zweimal lichter gebändert und der Scheitel in der Mitte hochgelb.

In Europa kommen drei Arten vor, zwei von ihnen regelmäßig, die dritte, welche eigentlich in Amerika zu Hauſe iſt, als ſeltener Irrling. Wir haben uns nur mit den beiden erſteren zu beſchäftigen.

Das ſafranköpfige oder Wintergoldhähnchen, Regulus crococephalus Brehm (Motacilla Regulus Linné, Sylvia Regulus Latham, Regulus flavicapillus Naumann et Regulus cristatus Koch), unterſcheidet ſich von dem feuerköpfigen oder Sommergoldhähnchen, Regulus

gymnocephalus Brehm (Schön kappiger Brehm), daß am obern Theil des Kopfgefieders. Alle jungen ist die Farbe an und Wege verfliegen, bei diesen zunächst über dem Auge an vorher am rund rothlich die Schnäpper Brehm. Das Gefieder ist so vor Affen Kleinvieh, auch von Farben ein Kampfhahn*).

Fig. 31.

Gemeiner Grünfink. Zuckerfinke. Grünfinken.

Grünfink. Zuckerfinke. Kanarienvogel.

Kleine Fruchtschnäbelvögel bleiben in gute Europa, wichtige mit Nest. Meist mit kleinem Körper, verschiedenen. Zum Schnäpperschnäbeln Fr Gattungs, mit Grünfinkengattungsähnlichen Kennzeichen bleiben Körper, sehr

*) Zum obigen Fruchtschnäbel, Gymnocephalus genannt, Kirsch-Grünfink, Fringuello Ciliegio, Cardinal de Virginie, Cardinal rouge, Cardinal, Red bird in Carolina, Red Cardinal, Virginian Nightingale, Virginian Redbird, Virginian Redbird, Virginian Nightingale, Virginian Redbird, Virginian Nightingale, Virginian Redbird, Virginian Nightingale

haben es in Spanien z. B. ziemlich häufig gefunden. Beide Vögelchen zeigen ſich ſo recht als Kinder des Nadelwaldes; wenigſtens ſind ſie in ihm ſtets häufiger zu finden, als im Laubwald oder im Gebüſch, obgleich ſie den einen wie das andere bei ihren Streifereien beſuchen. Sie kommen ſelten zum Boden herab, bei guter Witterung faſt nie. Je heiterer das Wetter, um ſo höher halten ſie ſich, je trüber, regneriſcher oder ſtürmiſcher, um ſo mehr nähern ſie ſich dem Boden. Während des Sommers verweilen ſie auf einem ſehr geringen Gebiete, im Winter ſtreicht die ſafranköpfige Art von einer Stelle des Waldes zur andern, die von der Sonne beſchienenen faſt ängſtlich aufſuchend.

Beide Arten ſind muntere, bewegliche Thierchen, halb Meiſen, halb Sänger. Unaufhörlich hüpfen ſie von einem Zweige zum anderen, durchſuchen jede Stelle, verweilen aber nirgends lange an einem Orte. Sie klettern weniger, als die Meiſen, hängen ſich aber doch oft unten an den Zweigen an, wie dieſe. Zuweilen erhalten ſie ſich längere Zeit ſchwebend in der Luft in der Nähe eines Zweiges und ſtürzen dann wie ein Fliegenfänger auf ein Kerbthier zu. Sie fliegen leicht, geräuſchlos, flatternd, aber nicht gern weit, ſondern gewöhnlich nur von einem Baum zum anderen. Geſelligkeit ſcheint ein Grundzug ihres Weſens zu ſein, bei dem Wintergoldhähnchen noch mehr, als bei dem anderen. Dieſes trifft man gewöhnlich paarweiſe, jenes nur in größeren Geſellſchaften an, gern mit Meiſen, Baumläufern und Kleibern zuſammen. Vor den Menſchen ſcheuen ſie ſich kaum oder nicht; bei trübem Wetter laſſen ſie ſich ſogar mit der Hand wegnehmen, und auch anderen Geſchöpfen gegenüber zeigen ſie ſich ſehr wenig vorſichtig. Ihre Stimme iſt ein leiſes „Siſi“ oder „Zitt“, der Geſang ein unbedeutendes Gezwitſcher, in welchem dieſelben Laute vorherrſchen. Eigentlich fügt ihnen nur das Wintergoldhähnchen ein paar andere Töne zu. Für den Thierfreund hat dieſer Geſang, ſo unbedeutend er iſt, etwas ungemein Erfreuliches; denn man hört ihn zu jeder Jahreszeit, von der bei uns verweilenden Art auch im Winter, wenn es ſonſt faſt ganz ſtill im Walde iſt. Und dabei benimmt ſich der kleine Sänger allerliebſt. Er fängt zu ſchreien an, dreht ſich herum, flattert mit den Flügeln, Andere kommen herbei, fallen in das Geſchrei ein, betragen ſich genau wie er und beginnen dann ein Spiel, indem ſie ſich hin und her jagen, ernſthaft die Kopffedern ſträuben und die goldene Haube zeigen,

ſcheinbar auch wohl in Kampf gerathen, wie ſolchen ſonſt nur die bei ihnen ebenfalls lebendige Eiferſucht herauf beſchwört.

Verſchiedene kleine Kerbthiere, deren Larven und Eier ſind die Beute, auf welche die Zwerglein jagen. Das Wintergoldhähnchen lieſt auch feine Sämereien auf, welche das Sommergoldhähnchen zu verſchmähen ſcheint. Beide ſuchen ihr Wild von den Zweigen und Nadeln ab, ziehen es aus Ritzen und Spalten hervor und fangen es im Fluge.

Ausgangs April regt ſich die Liebe in ihnen. Das Männchen ſingt ſehr eifrig, kämpft ernſthaft mit anderen, welche nach gleichem Ziele ſtreben, ſträubt die Kopffedern, um die ganze Pracht derſelben zu zeigen, hält die Flügel halb gebreitet etwas vom Leib ab und hüpft in den ſonderbarſten Stellungen um ſein Weibchen herum, bis dieſes die Unwiderſtehlichkeit ſeines Liebchens anerkennt, ein ähnliches Betragen annimmt, auf alle Neckereien des Männchens eingeht und endlich ſich ihm hingiebt. Währenddem wird der Bau des künſtlichen und ſchönen Neſtes begonnen. Das Pärchen hat ſich dazu eine wohl verborgene Stelle ausgeſucht, die Spitze eines langen Fichten- oder Tannenaſtes, da, wo die Zweige recht dicht ſtehen und durch ſie das Neſt möglichſt verſteckt wird. Dieſes iſt ballförmig, dickwandig und aus Fichtenflechten und Baummoos, Raupengeſpinnſt und Haaren äußerſt künſtlich zuſammengewebt und mit den unteren Zweigen verbunden. Die kleine Neſtmulde wird mit Federn dicht ausgefüttert. Acht bis zehn ſehr kleine, glänzende, auf weißlich gelbgrauem Grunde fleiſchfarbig und lehmgrau gewäſſerte oder gepunktete Eier bilden das erſte, ſechs bis neun das zweite Gelege, welches regelmäßig im Juli im Neſt ſich findet. Die Jungen werden wahrſcheinlich von beiden Eltern ausgebrütet, nach ungefähr zwölf Tagen gezeitigt und dann unter unſäglicher Mühe mit den kleinſten Kerbthieren und Kerbthiereiern aufgefüttert. Während ſie heranwachſen, erweitern ſie ihre verhältnißmäßig enge Wohnung ſo, daß ſie Alle Raum finden. Sie erreichen bald ihre vollſtändige Ausbildung und nach wenigen Tagen, welche ſie unter treuer Obhut ihrer Eltern verleben, ihre Selbſtſtändigkeit.

Beide Goldhähnchen ſind ohne Mühe zu berücken. Sie fangen ſich leicht auf dem Tränkheerde, auf Leimruthen, an den Meiſenhütten und in Sprenkeln und werden noch leichter mit dem Feuergewehr erlegt. In Deutſchland verfolgt ſie eigentlich Niemand, die Italiener aber ſcheuen ſich

nicht, ſie maſſenhaft zu vertilgen, einzig und allein des halben Quentchen Fleiſches willen, welches ſie durch Erbeutung des kleinen Vögelchens gewinnen. Nächſt dem Menſchen verfolgen ſie die Raubthiere, namentlich Edelmarder und Sperber, das Eichhorn, der Siebenſchläfer und die Waldmaus.

Es hält ſehr ſchwer, Goldhähnchen im Zimmer zu erhalten. Sie ſind ſo zart und hinfällig, daß ſie der geringſten Nachläſſigkeit ſeitens ihres Pflegers erliegen. An Stubenvogelfutter gewöhnen ſie ſich ſelten, und ihre eigentliche Nahrung ihnen zu verſchaffen, iſt unmöglich. Deshalb thut man ſicherlich am Beſten, wenn man ſie unbehelligt leben und wirken läßt im friſchen, grünen Walde.

8. Die Laubvögel, Ficedula Koch.

Die Laubvögel bilden eine wenig zahlreiche Gruppe oder Familie, welche in mehrere, ſehr übereinſtimmende Sippen zerfällt. Es ſind kleine Vögel mit weichem Gefieder, deſſen Oberſeite regelmäßig grünlich iſt, während die untere weißlich oder gilblich erſcheint, mit ſchwachem, pfriemförmigen, an der Wurzel breiten Schnabel und mittellangen, ſchlanken Füßen. Männchen und Weibchen ſind gleichgefärbt, die letzteren aber durch etwas geringere Größe von den erſteren unterſchieden; die Jungen ähneln den Alten. Man findet Laubvögel in beiden Welten und im Norden, wie im Süden.

Unſerem Vaterlande und bezüglich unſeren Wäldern gehören zwei Sippen an. Eine von ihnen wird bei uns nur durch eine einzige Art vertreten: durch den Gartenſänger oder die Baſtardnachtigall, welche wohl auch gelbbäuchiger Sänger oder gelbe Grasmücke, Spottvogel und Spötterling, Gelbbruſt, Schackertchen und Diteritchen genannt wird, Hypolais hortensis Brehm (Motacilla Hipolais Linné, Sylvia Hipolais Bechstein, Sylvia Hipolais Naumann, Regulus Hipolais Cuvier, Ficedula Hipolais Koch). Sie iſt die größte Art, welche bei uns lebt und von ihren Verwandten außer dem ſtärkeren Körper und Fuß beſonders durch den großen, breiten Schnabel unterſchieden. Ihre Länge beträgt 5½ bis 6 Zoll, die Breite 9 bis 10 Zoll. Die Färbung iſt auf der Oberſeite ein ſchönes Olivengrüngrau, auf der Unterſeite ein lebhaftes Hellgelb. Die Schwingen und Schwanzfedern ſind ſchwarzgrau, gelbgrün

grünen. Kehlgegend und übrigens Thorax= und Unterleib, Hinterflügeln und Steiß. Im Innern ist es lichter, als im Freien.

Die zwei Figur. stellt die eigentlichen Laubfänger vor, wie auch vier Nester.

Fig. 52.

Die größte von allen Laubsänger Arten, Phylloscopus sibillatrix, Regulus sibilatrix Bechstein, Sylvia sibilatrix Meyringe, Regulus sibilatrix Cuvier, Fringilla sibilatrix Koch, ist Meisen am größten unserer mittlern Arten, wird 5 Zoll lang und 9½ bis 9 Zoll breit. Hat vor Ehesten ihr Aufenthaltsgebiet, und vor Andersher

gelblich weiß und am Bauche weiß. Ein tiefgrauer Strich zieht ſich durch das Auge; die verhältnißmäßig langen Flügel bedecken Dreiviertel des Schwanzes. Er lebt in jeder Art von Wald und in den Gebirgen ebenſo häufig, als in den Ebenen.

Der Flötenlaubvogel oder Fitis, Birken- und gelbfüßige Sänger, Phyllopneuste Trochilus Boje (Motacilla Trochilus Linné, Sylvia Trochilus Latham, Sylvia Fitis Bechstein, Regulus Fitis Cuvier, Ficedula Fitis Koch), iſt ungefähr ebenſo groß, als der Vorhergehende und ihm auch ſehr ähnlich gefärbt. Die Schwingen bedecken aber nur die Hälfte des Schwanzes und die Fußwurzeln ſind gelblichgrau. Laubwälder Europa's vom mittleren Schweden an bis zum Kap Tarifa, Baumpflanzungen, Gärten und im Süden Maisfelder ſind die Aufenthaltsorte dieſes überall häufigen Vogels.

Der graue Laubvogel, ſonſt auch Weiden- und Tannenſänger, Weidenblättchen und Weidenzeiſig genannt, Phyllopneuste rufa Boje (Sylvia rufa Latham, Sylvia abietina Nilsson, Ficedula rufa Koch, Regulus rufus Cuvier), wird $4^{2}/_{3}$ bis 5 Zoll lang und $7^{1}/_{2}$ bis 8 Zoll breit, iſt alſo die kleinſte Art unter ſeinen Verwandten. An ſeinen braunen Fußwurzeln und den kurzen Flügeln, welche nicht bis zur Hälfte des Schwanzes reichen, ſowie an den gelben Unterdeckfedern der Flügel iſt er von dieſen zu unterſcheiden.

Die Laubvögel gehören zu den häufigſten Sängern, welche wir haben. Sie beleben jeden Wald, jedes Gebüſch, man möchte ſagen, jeden Baum; denn wenn die eine Art fehlt, wird ſie durch eine andere erſetzt. Sie erſcheinen ziemlich bald im Frühjahr, verweilen den ganzen Sommer und verlaſſen uns im Herbſte wieder. Ihre Wanderung erſtreckt ſich bis nach Südeuropa und Afrika; nur der Gartenſänger geht tiefer in das Innere dieſes Erdtheils. Schon in Südeuropa verweilen die eigentlichen Laubvögel jahraus, jahrein an den gleichen Orten, die Gartenſänger dagegen wandern auch von dort aus nach wärmeren Ländern.

Alle Laubvögel leben meiſt auf den Bäumen, obwohl ſie zuweilen auf den Boden herabkommen und hier ſich auch recht gut zu behelfen wiſſen. Sie hüpfen mit wagrecht gehaltenem Leibe behend auf den Zweigen dahin, fliegen beſtändig von einem Aſte zum anderen, flattern ſchwirrend oder ſchweben in der Luft, um ein Kerbthier wegzunehmen, kehren wiederum

zu den Aeſten zurück und fliegen von Neuem weiter. Eigentlich ruhig ſind ſie nie, vielmehr ohne Unterlaß beſchäftigt, entweder mit Aufſuchung der Nahrung oder mit ihrem Geſang. Namentlich der Gartenſänger zeichnet ſich durch dieſe Unruhe aus. Er verſteht die Kunſt, ſich unter allen Umſtänden bemerklich zu machen. Das Betragen ſämmtlicher Arten deutet auf viel Verſtand, ſo harmlos, zutraulich und dummgutmüthig die Vögelchen auch erſcheinen mögen. Wenn man ſie verfolgt und ſcheu gemacht hat, lernt man aber bald erkennen, daß ſie zwiſchen ungefährlichen und gefährlichen Menſchen zu unterſcheiden wiſſen, und wenn man ſie nun erſt beim Bau ihres Neſtes beobachtet, muß man ihre kluge Vorſicht, ihre für die Zukunft ſorgende Ueberlegung anerkennen. Alle ohne Ausnahme ſind ganz allerliebſte, unſerer vollſten Theilnahme wohl würdige Thiere. Sie ſind ebenſo nützlich als anmuthig, ebenſo harmlos als heiter.

Die Nahrung aller Arten beſteht ausſchließlich in Kerbthieren, deren Larven und Eiern. Man findet Käferchen, kleine Schmetterlinge, Raupen, Fliegen, Mücken u. dgl. im Magen der Getödteten, hat aber auch beobachtet, daß der Gartenſänger ſich an Bienen wagt, trotz des Stachels derſelben, ſie, wie die Meiſen es thun, aus dem Stocke herausklopft und dann geſchickt im Fluge wegfängt. Dieſer kleine Uebergriff in die Gerechtſame des Menſchen iſt jedoch durchaus nicht ſo ſtrafbar, als man meinen möchte; denn auf jede Biene, welche der Gartenſänger einem Bienenzüchter wegfängt, kommen ſicherlich mehr als tauſend andere und ſchädliche Kerbthiere, die er von den Blüthen und Blättern der Bäume und Gartengewächſe aufliest. Alle Laubvögel gehören zu den nützlichſten Arbeitern im Walde und verdienen von uns nach Kräften gehegt und gepflegt, geſchont und geſchützt zu werden.

Zu ſo wohlwollenden Geſinnungen fordern die niedlichen Thiere aber auch noch beſonders durch ihren Geſang auf. Den Gartenſänger könnten wir ebenſogut den Meiſterſängern anreihen, als den Erhaltern des Waldes, denn ſein Geſang verdient vollſte Anerkennung. Von der Morgendämmerung an bis gegen den Mittag hin und von den erſten Stunden des Nachmittags an bis zum Untergang der Sonne, ſingt dieſer prächtige Vogel in Einem fort. Sein Geſang, welcher ihm den ehrenden Namen Baſtardnachtigall verſchaffte, kann zwar mit der vollendeten Tondichtung der Sängerkönigin nicht verglichen werden, iſt aber reich an angenehmen Wendungen und beſonders noch aus dem Grunde ergötzlich, weil der flotte Sänger in

ſein Lied Töne und Strophen anderer Tondichter einwebt, welche er dieſen ablauſchte. Die Rauchſchwalbe, der Staar, die Grasmücke, die Nachtigall und die Droſſel hätten, wären ſie neidiſch, in dieſer Hinſicht oft gerechten Grund, ſich über den Spötter, d. h. Nachahmer fremder Stimmen zu beklagen. Die anderen Laubvögel ſtehen in der edeln Kunſt des Geſanges weit hinter dem Gartenſänger zurück, ihr Geſang iſt ſogar ziemlich einförmig und ſonderbar, entbehrt aber doch nicht aller Anmuth. Dem angenehmen „Hoid", welches als Lockton gebraucht wird, weiß der grüne Laubſänger nur ein ſchwirrendes „Siſirrr" oder „Sippſipp" anzufügen, und der graue Laubvogel, welcher ähnlich lockt, bringt es auch nur zu einem eintönigen „Tilteltiltelerrr"; der Flötenlaubvogel dagegen hat ſchon ein reicheres, wenn auch etwas ſchwermüthiges Liedchen, deſſen einzelne Töne durch ihren Vollklang ſich auszeichnen.

Die Laubvögel beweiſen noch in einer anderen Hinſicht ihre Künſtlerſchaft, im Neſtbau nämlich. Der Gartenſänger brütet gern in unſeren Gärten und immer auf Bäumen oder mittelhohem Gebüſch, die anderen legen ihre heimliche Kinderwiege auf oder hart über dem Boden an. Das Neſt des Gartenſängers beſteht aus zarten, trockenen Hälmchen und Grasblättchen, Baſtfaſern, Birkenſchalen, Papierſchnitzeln, Puppenhüllen, Raupengeſpinnſt, Spinnegeweben, Haaren und Samenwolle, welche auf das Kunſtvollſte zuſammengewebt und durcheinandergefilzt ſind und immer mit ſehr zarten Grashalmen, Pferdehaaren und einigen Federn glatt ausgelegt werden; die Neſter der eigentlichen Laubvögel dagegen werden auf einem vorſichtig ausgewählten Platz am Boden, hart an einem Baumſtamm oder alten Stocke, unter einem kleinen Buſch im Moos oder zwiſchen Gras angelegt. Sie ſind backofenförmig mit einem runden Eingangsloch im oberen Theile und beſtehen äußerlich aus Moos, ſtarken Grashalmen, Holzſpänen, feinen Rindenſtückchen, dürrem Laub und ähnlichen Stoffen, welche theilweiſe auch zur inneren Ausfütterung benutzt und höchſtens durch einige Federn vermehrt werden. Im Monat Mai findet man 4 bis 6 Eier in dieſen Neſtern, in dem vom Gartenſänger ſolche, welche auf roſenfarbigem Grunde mit ſchwärzlichen oder rothbraunen Punkten beſtreut ſind, in denen der übrigen Arten immer weißgründige, welche mit hell- oder dunkelrothen Punkten überſtreut ſind. Das Weibchen brütet allein, wird aber währenddem von dem Männchen ernährt und beim Auffüttern und Führen der raſch heranwachſenden

Jungen getreulich unterſtützt. Der Gartenſänger brütet regelmäßig nur einmal im Jahre, die Laubvögel niſten gewöhnlich zweimal.

Leider ſtellen den Laubvögeln viele Feinde nach. Bei uns zu Lande haben ſie von Menſchen wenig zu leiden, in Italien aber zieht Alt und Jung auch auf ihre Jagd hinaus, lockt ſie durch Künſte aller Art in die verſchiedenſten Fallen und würgt ſie zu Hunderten, um ſie zu verſpeiſen. Das Fleiſch iſt allerdings köſtlich, ein Laubvogel liefert aber ſo wenig, daß es uns geradezu als ein Verbrechen erſcheinen muß, deshalb ein friſches, munteres Vogelleben gewaltſam zu beenden. Die armen Thierchen haben außerdem Feinde genug und zumal die auf der Erde brütenden Arten; denn ſo kunſtvoll ſie auch das Neſt verbergen: die ſcharfſinnigen Raubthiere wiſſen es doch aufzufinden und laſſen ſich keineswegs immer durch die Verſtellungskünſte der Alten, welche wie lahm vor ihnen dahinhinkt und flattert, von der einmal ausgeſpürten Beute hinweglocken.

In der Gefangenſchaft halten die Laubvögel nur bei der ſorgfältigſten Pflege längere Zeit aus. Die geringſte Unregelmäßigkeit in der Wartung bringt ſie gewöhnlich um's Leben. Sie ſind deshalb wahren Vogelfreunden als Stubenvögel gewiß nicht zu empfehlen.

9. Die Fliegenfänger, Muscicapa Linné.

Der reiche Süden ſtellt ein weit größeres Heer von Kerbthiervertilgern, als unſer Norden. Faſt alle Thierfamilien, welche auf Kerbthiere Jagd machen, ſind im Vergleich zu den Ländern unter den Wendekreiſen nur ſpärlich vertreten. Dies gilt auch für die Fliegenfänger, welche eine ziemlich zahlreiche Familie anziehender Vögel bilden, Mittelglieder zwiſchen den Würgern oder den Singvögeln in Raubthiergeſtalt und den eigentlichen Sängern, denen ſie in anderer Hinſicht ſehr nahe kommen. Sie kennzeichnen ſich durch verhältnißmäßig lange und breite, faſt ſchwalbenartige Flügel, ziemlich ſtarken Schwanz, kurze Füße und einen kurzen, hinten ſehr breiten, an der Spitze des Oberſchnabels hakig übergebogenen Schnabel, welcher ſeitlich durch ſteife Borſten eingefaßt iſt. Das Gefieder iſt weich, bei unſeren Arten nicht durch beſonders ſchöne Farbe ausgezeichnet, bei den ſüdlichen dagegen oft ſehr prächtig. In ihrem Leben und Weſen ſind ſich alle Arten gleich, ſo verſchieden ſie auch ſonſt erſcheinen mögen. Die bei

und schwarz. Weibchen: Kopf, Hals und Brust rostgelb, Rücken und Flügel braun, Bauch und Steiß weiß. Länge 20 cm. Nest: Ein Loch in einem Baumstamm. Eier: 4—5, weiß. Nahrung: Insekten, Würmer, Beeren. Aufenthalt: Wälder, Gärten, Parks.

Der Halsbandfliegenfänger, Muscicapa collaris Bechstein (Muscicapa albicollis Temminck), iſt 5 Zoll lang und $8^1/_2$ bis $8^3/_4$ Zoll breit. Bei dem Männchen iſt im Hochzeitskleide die Oberſeite dunkelſchwarz, die Unterſeite dagegen blendend weiß gefärbt, die Stirn, ein Halsband und zwei Flügelflecken ſind ebenfalls weiß. Das Weibchen iſt oben grau, unten weißlich, und dieſelbe Färbung erhält das Männchen im Herbſte.

Der ſchwarzrückige Fliegenfänger, Muscicapa atricapilla Linné (Muscicapa luctuosa Temminck), welcher wie der vorhergehende ſonſt auch Trauer- und Mohrenfliegenfänger, ſchwarzköpfiger, ſchwarzgrauer, braunköpfiger Fliegenfänger, Loch-, Dorn- und Neſſelfink, Trauervogel und Baumſchwalbe genannt wird, kommt mit der ringhälſigen Art nicht nur in der Größe, ſondern auch in der Färbung ziemlich überein, unterſcheidet ſich aber untrüglich dadurch, daß das Männchen kein weißes Halsband und auf den Flügeln nur ein weißes Schild hat.

Der kleine Fliegenfänger, Muscicapa parva Bechstein, endlich iſt höchſtens $4^1/_2$ Zoll lang und an ſeinem oben tiefgrauen, unten weißlichen Kleide und der röthlich gelben Kehle ſicher von ſeinen Verwandten zu unterſcheiden.

Die Fliegenfänger ſind echte Wald- und Baumvögel. Nur der gefleckte kommt oft auch in die Dörfer und Städte herein und ſiedelt ſich bleibend in den Wohnungen an; die Uebrigen verlaſſen den Wald, bezüglich große Baumpflanzungen ſelten oder nicht. Der Fliegenſchnäpper iſt die am häufigſten vorkommende Art und findet ſich ebenſowohl im Laub-, als im Nadelwald; die übrigen ziehen den Laubwald vor. Häufiger, als in Deutſchland, ſieht man den ringhälſigen und den ſchwarzrückigen Fliegenfänger in Südeuropa und den kleinen im ſüdöſtlichen Deutſchland und in Ungarn. Sämmtliche Arten ſind bei uns und in ganz Europa überhaupt Zugvögel, welche Mitte Aprils erſcheinen und Mitte Septembers uns wieder verlaſſen, um den Winter im tiefſten Innern Afrika's zu verbringen. Auf dem Zuge ſieht man ſie in Geſellſchaften; bei uns leben ſie paarweiſe.

Jedes Paar bewohnt ein ſehr kleines Gebiet, zuweilen einen einzigen Baum. Hier ſieht man auf den äußerſten Aſtſpitzen die beiden Gatten entweder dicht neben einander oder doch in nicht großer Entfernung ruhig ſitzen, wie auf einen Zweig geklebt, ſcheinbar theilnahmslos, obgleich das ſcharfe Auge ohne Unterlaß nach Nahrung ausſpäht. Ein vorüberfliegendes

Kerbthier läßt den Vogel sofort in anderem Lichte erscheinen. Er erhebt sich, fliegt mit leichtem, schwalbenartigen Fluge solcher Beute nach und fängt sie unter hörbarem Zusammenklappen des Schnabels geschickt im Fliegen weg, worauf er sogleich wieder zu seiner früheren Stellung zurückkehrt. So treibt er es den ganzen Tag, abweichend von anderen Sängern, in den Mittagsstunden am eifrigsten, weil um diese Zeit die meisten Kerbthiere im Sonnenschein sich tummeln. Auf dem Boden sind die Fliegenfänger fremd; man sieht sie aber auch niemals dort unten, sondern nur auf den Bäumen.

Innerhalb des einmal gewählten Gebietes duldet das Paar kein zweites, und namentlich die Männchen fechten oft sehr ernste Kämpfe mit einander aus, in hoher Luft natürlich, wobei sie sich mit schwalbengleicher Gewandtheit hin und her jagen.

Der Gesang ist leise und etwas geschwätzig, bei den ringhälsigen aber doch mit einigen angenehm klingenden, flötenartigen Lauten untermischt. Den Lockton des Fliegenschnäppers beschreibt man durch die Silben „Wißtät", welche schnell nach einander und scheinbar ängstlich hervorgestoßen werden. Der Lockton des ringhälsigen Fliegenfängers klingt wie „Zahe" oder „Zehi", und ihm sehr ähnlich rufen auch die anderen Arten.

Die Nahrung wird durch den Namen der Vögel genannt; nur muß man den Begriff Fliegen im weitesten Sinne fassen und auf alle fliegenden Kerbthiere ausdehnen. Der Fliegenschnäpper fängt auch Immen und wird deshalb Bienenzüchtern verhaßt, doch unterliegt es gar keinem Zweifel, daß auch sein Nutzen den geringen Schaden bei Weitem überwiegt.

Ungestört brüten unsere Fliegenfänger nur einmal im Jahre und zwar zu Ende Mai's oder Anfangs Juni. Wenn ihnen die erste Brut zerstört wird, entschließen sie sich Anfangs Juli zu einer zweiten. Das Nest wird nach des Ortes Beschaffenheit angelegt. Wenn der Fliegenfänger eine Baumhöhlung findet, benutzt er diese regelmäßig; er nimmt auch ohne Bedenken von Brutkästen aller Art Besitz. Sonst erbaut er sein wenig künstliches, aus Grashalmen, Würzelchen, Spinnegeweben, Moos, Bast, Werg u. dgl. locker zusammengewobenes und mit Federn, Wolle und Federhaaren ausgefüttertes Nest auch wohl in Astgabeln, auf Weidenköpfen, starken Pfählen und selbst in niederes Gebüsch oder sogar in die Nesseln. Das Gelege besteht aus 4 bis 6 Eiern von bläulicher oder grünbläulicher Grundfärbung,

auf welcher mehr oder weniger verwaschene lehmrothe, roſtfarbene und blaurötbliche Punkte und Flecken ſich abzeichnen. Das Weibchen brütet allein und gewöhnlich mit ſo großem Eifer, daß es bei Annäherung eines Menſchen gar nicht vom Neſte auffliegt, ſogar dann nicht, wenn dieſer den Brutkaſten mitſammt dem Neſte vom Baume abnimmt, öffnet und die treue Mutter längere Zeit betrachtet. Beide Eltern lieben die Brut ungemein und ſetzen ſich ihr zu Liebe rückſichtslos jeder Gefahr aus, auch lange nach dem Ausfliegen noch.

Für die Gefangenſchaft eignen ſich die Fliegenfänger nicht. Sie verlangen ein vortreffliches Futter, und ihr Geſang iſt zu unbedeutend, wie auch ihre Beweglichkeit im Käfig zu gering, als daß ſie beſondere Theilnahme erregen könnten. Zu fangen ſind ſie leicht. Man braucht blos einen ihrer Lieblingsäſte mit Vogelleim zu beſtreichen oder ihnen einen Sprenkel paſſend hinhängen und darf ſicher ſein, ſie zu berücken. Ihre Feinde ſind dieſelben, welche allen übrigen kleinen Vögeln nachſtreben: außer den Menſchen vor Allem die Edelfalken und die Marder und Hermeline, welche namentlich der Brut gefährlich werden.

10. Der Ziegenmelker, Caprimulgus europaeus Linné.

(Caprimulgus punctatus Wolf & Meyer, Caprimulgus maculatus Brehm).

Der einzige nächtliche Kerbthierjäger in Vogelgeſtalt, welcher in unſerem Walde hauſt, iſt der Ziegenmelker oder Nachtſchatten, ein in jeder Hinſicht auffallender Vogel, welchen der Volkswitz mit noch vielen anderen Namen begabt hat. Nicht blos Ziegenmelker und Nachtſchatten heißt er, ſondern auch Geis- oder Ziegen-, Kuh- und Milchſauger, Tagſchläfer oder Tagſchlaf, Nachtſchwalbe, Nachtſchade, Nachtwanderer, Nachträblein, Brillennaſe, Pfaffe und Hexe. Seine Titel würden noch lange nicht erſchöpft ſein, wollten wir noch die Namen in Betracht ziehen, welche andere Völkerſchaften ihm gegeben haben.

Wir hatten ſchon wiederholt Gelegenheit, zu bemerken, daß eine derartige Namenmenge immer ein Zeichen iſt entweder von großer Allbekanntſchaft eines Thieres oder aber von deſſen auffallendem Aeußeren. Und in der That: der Nachtſchatten fordert die Beachtung heraus. Er hat mit den

quarter, Mount Lebanon, and Antioch, on the Orontes, were also the chief centres of Christian learning. Here the Christian Fathers, Origen, Chrysostom, Basil, Gregory Nazianzen, Jerome, and Augustine, were born, or lived, or studied, or taught. Here the Christian Church was first established, and here the disciples were first called Christians. Here, too, the Christian Scriptures were first translated into the Syriac language, and here the Christian Liturgy was first used.

ANTIOCH. Antioch, the capital of Syria, was built by Seleucus Nicator, one of the generals of Alexander the Great, and was named after his father Antiochus. It was the third city in the Roman Empire, and was famous for its splendour and luxury. It was also famous for its Christian Church, which was founded by Barnabas and Paul, and which was the first to receive the name of Christian. Here, too, the Christian Scriptures were first translated into the Syriac language, and here the Christian Liturgy was first used.

In der Größe kommt der Nachtſchatten ungefähr einer Amſel gleich. Seine Länge beträgt 10 Zoll, ſeine Breite 21 Zoll, die Länge des Flügels von der Handwurzel bis zur Schwingenſpitze $7^{1}/_{4}$ Zoll, die Länge des Schwanzes $4^{5}/_{6}$ Zoll. Man ſieht alſo, daß für den Leib nicht viel übrig bleibt. Das Gefieder kann mit wenigen Worten nicht beſchrieben werden; doch genügt es, wenn man ſagt, daß es einem mit Flechten überſponnenen Stück Baumrinde ähnelt. Auf der Oberſeite iſt es aſchgrau, braun, ſchwarz und roſtgelb untereinander gefleckt, geſtrichelt, punktirt und gewellt, auf der Unterſeite zeigt es eine ziemlich regelmäßig abwechſelnde Bandzeichnung von Weiß und Gelbgrau. Ein Strich über dem Auge iſt weißlich; über die Scheitelmitte und längs der Kopfſeiten verlaufen ſchwarze, über den Oberflügel roſtgelbe Fleckenſtreifen. Die Schwungfedern erſcheinen durch roſtgilbliche Flecken und Punkte gebändert, die Kehle iſt roſtfarbig mit dunklerer Wellenzeichnung, Bruſt und Gurgel ſind aſchgrau mit Weiß und Gelb untermiſcht u. ſ. w. Das Weibchen ähnelt dem Männchen, doch fehlen ihm die weißen Flecke an den ſeitlichen Federn des Schwanzes und andere gleichgefärbte Flecke an den Schwungfedern. Die Jungen ſind trüber gefärbt, die Neſtjungen mit grauen, ſchwärzlich gefleckten Flaum bedeckt.

Mit Ausnahme des hohen Nordens kommt der Nachtſchatten in ganz Europa vor, in Mittel- und Südſpanien jedoch nur auf dem Zuge: dort vertritt ihn eine andere Art. In Deutſchland zieht er Nadelwälder den Laubhölzern vor; im Süden Europa's ſcheint er keinen Unterſchied zu machen. Die erſte Bedingung, welche er an ſeinen Aufenthaltsort ſtellt, ſind freie Plätze im Walde, denn dieſe bilden ſein Jagdgebiet. Er erſcheint Mitte oder Ende Aprils und verläßt uns zu Ende Septembers wieder. Seine Wanderung erſtreckt ſich bis in das Innere Afrika's: wir fanden ihn noch unter dem 12.° nördl. Breite auf der Reiſe nach Süden hin. Nur auf dem Zuge hält er ſich in Geſellſchaften; bei uns lebt er paarweiſe.

Als eigentliches Nachtthier verträumt der ſonderbare Vogel den ganzen Sommertag, platt und zwar der Länge nach auf einen Aſt gedrückt oder unter einem Buſche, zwiſchen hohem Gras, Haidekraut u. dgl. auf dem Boden ſitzend, mit geſchloſſenen Augen, oft ſo tief ſchlafend, daß er erſt, wenn man dicht zu ihm herangekommen iſt, munter wird. An's Fliehen denkt er übrigens nur, wenn die Gefahr ihm ſehr nahe auf den Hals kommt; er vertraut auf ſein Gefieder und hat alle Urſache dazu: denn

wirklich gleicht ein auf dem Aſte oder am Boden ſitzender Ziegenmelker täuſchend einem Stück flechtengezierter Baumrinde und wird leicht überſehen. Angeſichts der Sonne fliegt er, wenn er ſich erheben mußte, ungern weit. Das Licht ſcheint ihn zu blenden, und deshalb ſucht er ſo eilig als möglich wieder Schutz an einem ähnlichen Sitzplatz, drückt ſich hier auf den Boden nieder und verhält ſich ganz ſtill. Um ſo lebendiger zeigt er ſich mit Beginn der Nacht, am lebendigſten natürlich im Frühling, in welcher Zeit er auch ſeinen ſonderbaren Geſang vernehmen läßt. Sobald der letzte Rand der Sonne im Weſten verſchwindet, erhebt er ſich, ſteigt mit prachtvollem, ebenſo leichten als zierlichen Fluge in die Höhe und ſchwebt bald wie ein Falke, bald wie eine Schwalbe eilig dahin, klatſcht wie ein Tauber mit dem Flügel, ruft durch ein zartes „Häit häit“ ſein Weibchen herbei, umſpielt dieſes fliegend in den köſtlichſten Wendungen und ſetzt ſich dann auf einen hervorragenden Aſt zum Singen oder richtiger zum Spinnen nieder. Sein ganzer Geſang beſteht aus den Lauten „Errrrrr, Oerrr“, welches er ohne Unterbrechung wechſelſeitig hören läßt, wahrſcheinlich, wie die ſpinnende Katze, ebenſo gut beim Ein-, als beim Ausathmen. Merkwürdig iſt, daß er das „Häit häit“ nur im Fluge ausſtößt und das Spinnen nur im Sitzen ausführt. Nachdem beide Gatten ſich gefunden und derartig begrüßt haben, beginnen ſie gemeinſchaftlich ihre Jagd auf größere fliegende Kerbthiere, namentlich Käfer und Schmetterlinge. Wenig andere Vögel vertilgen ſo viel ausgebildete Maikäfer und waldverderbliche Schmetterlinge, z. B. Nonnen, als ſie. Ihr Nahrungsbedarf iſt trotz ihrer geringen Größe ziemlich bedeutend, und ihre Ausdauer in der Jagd unſerer Dankbarkeit würdig. Die Jagd währt bis zur vollkommen eingebrochenen Nacht fort und beginnt mit dem erſten Grauen im Oſten wieder, denn bis dahin hat der Ziegenmelker ſeine Abendmahlzeit vollſtändig verdaut. Uebrigens erſtreckt ſich die Jagd nicht blos auf den Wald, ſondern auch auf die benachbarten Felder und Obſtgärten zunächſt den Dörfern und Städten, zu welchen unſer Vogel oft genug hereinkommt.

Schon wenige Tage nach ſeiner Ankunft denkt der Nachtſchatten an die Fortpflanzung. Auch er hat mit anderen Männchen viel Streit und Kampf auszufechten in Sachen der Minne, und ſo harmlos er ſich ſonſt zeigt, ſo bösartig geberdet er ſich einem anderen, gleichſtrebenden Männchen gegenüber, bis das Weibchen ſich entſchieden für einen beſtimmten Gatten erklärt

hat. Dieſes baut ſich kein eigentliches Neſt, ſondern legt ſeine zwei länglichen, glattſchaligen, auf bräunlich oder ſchmuzig weißem Grunde mit dunkleren, verwaſchenen Flecken gezeichnete Eier auf den Boden hin. Nach 18—20tägiger Bebrütung, welche es allein beſorgt, entſchlüpfen ihnen die ungeſtalteten, mit langen, grauen, hier und da ſchwarzfleckigen Flaum bedeckten Jungen oder mindeſtens eins von ihnen; denn das andere Ei kommt oft nicht aus. Beide Eltern lieben ihre Brut in hohem Grade und tragen ſie oder die Eier, falls ſie Störung erfahren, nach einer anderen Stelle: — wenigſtens hat man Dies von einem amerikaniſchen Verwandten beobachtet. In günſtigen Jahren machen die Alten im Juli zu einer zweiten Brut Anſtalt, im Ganzen aber iſt die Vermehrung der überaus nützlichen Vögel ſehr ſchwach.

Der Nachtſchatten iſt ein wenig begabter Vogel, ſo weit es ſich nicht um leibliche Fähigkeiten, d. h. um's Fliegen handelt. Sein Verſtand iſt gering. Er ſcheut ſich wenig vor den Menſchen, zeigt im Gegentheil oft eine dummdreiſte Neugier, umſchwebt den Schützen, welcher nach ihm ſchoß, als könne es keine Gefahr für ihn geben, hält ſogar nach dem Fehlſchuß an, rüttelt in der Luft und bietet ſich gleichſam zur beſſeren Zielſcheibe dar. Er fürchtet ſich auch vor Hunden und anderen Raubthieren nur im geringen Grade und wird dieſen deshalb oft zur Beute. Sich zu vertheidigen vermag er nicht: das einzige Mittel, welches er anwendet, um ſich eines Feindes zu entwehren, beſteht darin, daß er den ungeheuren Rachen weit aufreißt und leiſe faucht, wie eine Katze.

Für die Gefangenſchaft eignet ſich der merkwürdige Nachtgeſell gar nicht. Man kann ihn zwar einige Tage hinhalten, indem man ihn mit Kerbthieren ſtopft, bringt ihn aber niemals dahin, ſelbſt ſein Futter aufzunehmen. Er geht immer bald zu Grunde. Uebrigens kann es auch nur dem Naturforſcher einfallen, einen Nachtſchatten gefangen zu halten; denn im Käfig hat der Nachts im Walde ſo muntere und lebendige Vogel durchaus nichts Anziehendes. Man thut alſo wohl, ihm ſeine volle Freiheit zu laſſen. Er ſtiftet nur Gutes im Walde und trägt zur Belebung deſſelben weſentlich bei. Für uns und alle Kenner und Freunde dieſes Vogels kann es nichts Anmuthigeres geben, als bei einem abendlichen Spaziergange im Walde das geiſterhafte Leben und Treiben des Nachtſchattens zu beobachten und ſeinem überaus gemüthlichen Spinnen zu lauſchen.

Elfter Abſchnitt.

Nager und Wühler.

„Verbunden werden auch die Schwachen mächtig“ — dies Dichterwort findet in der Natur hundertfach ſeine Beſtätigung. Wir wenden es hier an, um gleich im Voraus das Wirken einer Geſellſchaft entſchiedener Feinde des Beſtehenden zu bezeichnen, einer Genoſſenſchaft der gefährlichſten Art, welcher gegenüber der Menſch nur zu oft ſeine Ohnmacht beſchämt eingeſtehen muß. Die Nager, welche wir meinen, treten dem Gebieter der Erde wenigſtens zuweilen in einer Weiſe entgegen, daß er, der Erfindungsreiche, vergeblich auf Abwehr ſinnt. Bär und Wolf, ſchlimme Räuber ſeines Beſitzthums, ſind von ihm unſchädlich gemacht, vernichtet worden: mit den kleinen Nagethieren, ungleich verderblicheren Feinden ſeines Wohlſtandes, führt er noch heut zu Tage einen Kampf, aus welchem er weit öfter beſiegt, als ſiegend hervorgeht.

Die Nagethiere bilden die am ſtrengſten nach außen hin abgeſchloſſene Ordnung der Säugethiere. Sie mögen äußerlich verſchieden ſein, wie ſie wollen: verkennen kann man ſie nicht. Wer ihnen den Mund öffnet, weiß zwar nicht allemal, was ſie eſſen, ſicherlich aber, was ſie ſind. Mit alleiniger Ausnahme der Haſen zeigen alle Nagethiere der Erde in ihrem Gebiß die größte Uebereinſtimmung. Sie beſitzen in jeder Kinnlade nur zwei, durch eine Lücke von allen übrigen getrennte, tief in den Kiefer eingeſenkte, bogige, meiſelähnliche, ſcharfſchneidige Vorderzähne, welche auch dadurch ſich auszeichnen, daß ſie ununterbrochen fortwachſen und hierdurch jeden Abnutzungsverluſt beſtändig erſetzen. Dieſe Zähne ſind das eigentlich Bezeichnende an allen zu der gedachten Ordnung gehörigen Thieren, das übrige Gebiß erſcheint im Vergleich mit ihnen nebenſächlich, unwichtig, wie genau es auch ſonſt mit der Lebensweiſe eines Nagers im Einklange

ſtehen mag. Sie, die Nagezähne, ſind die furchtbaren Waffen der meiſt kleinen Geſellen, welche ihnen ihre Bedeutung ſichern.

Es iſt hier nicht der Ort, die Nagethiere in ihrer Geſammtheit unſeren Leſern vorzuführen; wir müſſen vielmehr weitaus die meiſten Mitglieder der reichen Ordnung unberückſichtigt laſſen, ſo beachtungswerth ſie auch ſind. Uns kümmern zum Glück nur wenige. Dieſe reichen freilich zur Gewinnung einer genügenden Kunde der reichhaltigen Zunft nicht aus, lehren uns aber doch das Leben und Wirken derſelben und namentlich die Bedeutung der Nagezähne im Allgemeinen kennen.

So weit die Pflanzenwelt die Erde begrünt und belebt, ſo weit verbreiten ſich auch die Nager. „Mitten in der Region des ewigen Schnee's und Eiſes," ſagt Blaſius, „wo ſtellenweiſe noch ein warmer Sonnenſtrahl nur auf wenige Wochen ein kurzes und kümmerliches Pflanzenleben hervorlockt, auf den ſtillen, einſamen Schneehöhen der Alpen, in den weiten, öden Polarflächen des Nordens findet man noch Nager, die ſich nicht nach einer ſchöneren Sonne ſehnen. Und je reicher und üppiger die Pflanzenwelt, deſto bunter und manchfaltiger wird das Leben dieſer zahlreichen Thierordnung, die kaum ein Fleckchen Erde unbewohnt läßt." Ja, ſie leben überall und nicht blos auf der Erde, ſondern auch über und unter ihr, und da, wo ſie urſprünglich nicht lebten und wohnten, wandern ſie ein. Die einen klettern behend im ſonnigen Wipfel, die anderen wühlen und graben im Schooße der Erde, ohne jemals das heitere Licht des Tages zu erblicken; dieſe hauſen in der dürren Steppe, in der Wüſte, jene beleben den Sumpf und das Waſſer; einige finden auf und im felſigen Geklüft ihre Herberge, andere ſiedeln ſich im fruchtbarſten Getreidefelde, im blühenden Garten an.

Verſchieden wie der Wohnort, ſind Lebensweiſe und Nahrung, Eigenſchaften, Sitten und Gewohnheiten der Nager. Die meiſten ſind Nachtthiere, doch giebt es auch viele Tagfreunde unter ihnen; einige fürchten die Kälte im höchſten Grade und verſchlafen die böſe Zeit des Winters, andere ſind zu jeder Jahreszeit rege und thätig; die große Menge iſt mürriſch, boshaft, reizbar, einzelne dagegen erfreuen durch die Munterkeit ihres Weſens, durch ihre Harmloſigkeit und ihre Sanftmuth. Bewegungsfähig und regſam ſind ſie alle, ſo täppiſch, ungeſchickt und träge manche auch ſcheinen mögen. Ihre Sinne ſind ſelten beſonders ſcharf, ihr Verſtand iſt immer ſchwach. Sie zeigen zuweilen eine große Scheu und auch eine gewiſſe Liſt, ſelten dagegen

Vorsicht und berechnende Klugheit, obwohl einige vorsorglich später kommender Zeiten gedenken und Vorkehrungen zu behaglicherem Leben treffen. Unter sich leben die meisten Arten gesellig, — friedlich aber blos in beschränktem Sinne; denn wenige nur giebt es, denen es nicht einfällt, ihre Zähne auch zu etwas Anderem, als zum Nagen zu gebrauchen: viele fallen gelegentlich über Ihresgleichen her, kämpfen mit anderen auf Tod und Leben und offenbarem Raubthiergelüste wie Wolf und Fuchs, d. h. fressen den erlegten Gegner gierig auf. Zwar dienen ihnen eigentlich Pflanzenstoffe aller Art, von der Wurzelrinde bis zur Frucht zur Nahrung, jedoch verschmähen nur wenige Fleischkost, dieselbe sei roh oder gekocht, frisch oder verwesend. Ihre Nagezähne sind gleich geeignet, lebende Beute zu tödten und zu zerstückeln, wie Holz zu zersplittern. Gefräßig sind fast alle.

Wahrhaft staunenswerth ist ihre Fruchtbarkeit. Wir erinnern uns nicht, wer sich das Vergnügen gemacht hat, die Nachkommenschaft einer weiblichen Hausmaus zu berechnen: das aber wissen wir, daß nach jener Berechnung diese Nachkommenschaft in wenig mehr, als Jahresfrist Tausende hätte zählen müssen, wären alle Bedingungen zu einer ungestörten Vermehrung vorhanden gewesen. Einzelne Jahre geben Belege für die Richtigkeit einer solchen Rechnung, welche anfangs als gänzlich unzutreffend erscheinen will: in ihnen treten gewisse Nager wie durch Zauberei hervorgerufen auf, als eine Plage, welche anfangs nur vereinzelt sich kundgiebt, mit ungeheurer Schnelligkeit aber sich verbreitet und eine ganze Gegend heimsucht. Verwüstung, Verödung, Vernichtung fruchtbarer Fluren, üppiger Wälder ist die unausbleibliche Wirkung eines derartigen Auftretens der kleinen Thiere — und der Mensch steht ihnen waffenlos gegenüber.

Zum Glück ist die Anzahl der Feinde der furchterregenden Horden eine unverhältnißmäßig große. Wildungen's Liste zählt sie, die Feinde, noch keineswegs erschöpfend auf; sie nennt nicht einmal die wichtigsten alle. Und das zahllose Heer eifriger und vernichtungsfähiger Arbeiter oder Krieger kann doch oft dem Umsichgreifen der Nager nicht wehren: diese werden auch ihm übermächtig!

Von wirklichem Nutzen, welchen irgend ein Nager dem Menschen brächte, kann keine Rede sein. Viele verursachen unmittelbar freilich wenig oder gar keinen fühlbaren Schaden; genau genommen aber vernichtet jeder einzelne Nager mehr Pflanzen, als sein Fell und sein Fleisch werth sind.

Wir haben einen von ihnen bereits zu entſchuldigen verſucht, weil ſich der Waidmann in uns regte: hier aber gilt es, der Wahrheit ihr volles Recht zu geben. Alle Nagethiere, welche in unſerem Vaterlande hauſen, ſind wenigſtens bedingt ſchädlich — und ſei Dies in noch ſo geringem Grade — deshalb aber gerade müſſen wir ſie beachten.

1. Das Eichhorn, Sciurus vulgaris Linné.

(Sciurus alpinus Fr. Cuvier, Sciurus italicus Bonaparte.)

Ein Dichter, welcher die Natur ſo ſinnig beobachtet, wie unſer Rückert, mußte bald erkennen, daß unter allen Nagern, welche bei uns leben, hauptſächlich einer zur lebendigen Beſchreibung ſich eignet: das Eichhorn. Auch der Naturforſcher weiſt ihm und ſeiner Sippſchaft in der ganzen Ordnung den erſten Platz an, erkennt in ihm und ſeinen Verwandten die edelſten Geſtalten unter allen Nagern.

Unſer Eichhorn, der „Schattenſchwanz“ der alten Griechen, iſt ein höchſt ſchmuckes, munteres, regſames und bewegliches Thierchen von ungefähr 9 Zoll Leibes- und nur unbedeutend weniger Schwanzlänge, allbekannt hinſichtlich ſeiner Geſtalt und Färbung, mindeſtens hinſichtlich der regelmäßigen Färbung. Ein mehr oder weniger mit Grau gemiſchtes Bräunlichroth färbt im Sommer die Grannenhaare der Oberſeite und die zweizeilig geordneten des Schwanzes; an den Kopfſeiten miſcht ſich Grau ein; die Unterſeite iſt vom Kinn an weiß. Das Wollhaar iſt oben grau, unten weißlich. Im Winterkleide tritt oben die graulichere Färbung ſtärker hervor. In nördlichen Gegenden geht der rothgraue Sommerpelz gewöhnlich in den weißgrauen Winterpelz über, welcher letztere unſeren Kürſchnern unter dem Namen „Grauwerk, Fehwamme“ wohl bekannt iſt. Hier, wie im Norden paßt dieſes Kleid vortrefflich zur Baumrindenfärbung: hier zu unſeren Nadelbäumen, dort zu der lichteren Schale der Birken. Im Süden dunkelt der Pelz des Hörnchens, obgleich keineswegs immer, und auch bei uns, vorzugsweiſe in den Alpen, im ſchleſiſchen Gebirge und im Harz, kommen braunſchwarze oder tiefſchwarze Eichhörnchen vor, außerdem, jedoch ſelten, weißbunte, ſcheckige, weiße.

Die Vorderfüße des Eichhorns haben vier Zehen und eine kurze Daumwarze, die Hinterfüße fünf Zehen; das Gebiß beſteht außer den lebhaft gelb

gefärbten Nagezähnen jederſeits aus 5 oberen und 4 unteren Backzähnen; die Wirbelſäule wird gebildet aus 7 Hals-, 9 Bruſt-, 9 Lenden- und 24 (nach Cuvier 25) Schwanzwirbeln. Am Kopf überwiegt der hirntragende den Schnauzentheil beträchtlich. Die männlichen Geſchlechtstheile zeichnen ſich, wie bei den meiſten Nagern überhaupt, durch ihre großen Hoden aus. Das Weibchen hat vier Zitzenpaare.

Unſer Hörnchen bewohnt Europa, ſoweit der Baumwuchs reicht, außerdem noch Nord-Aſien vom Kaukaſus an bis zum Altai. Es iſt an den Wald, nicht aber an einen beſtimmten Ort im Walde gebunden; zumal im Norden wandert es oft ziemlich weit, und auch bei uns ſtreift es zigeunerartig in ſeinem Gebiete umher, je nachdem ſich ihm hier oder dort ein ergiebigeres Nahrungsfeld bietet.

Der größte Theil ſeines Lebens verläuft in der Höhe des Gezweiges. Es klettert meiſterhaft in jeder Richtung, kopfoberſt und kopfunterſt, jedoch ungern an der Unterſeite der Aeſte hin, hält ſich, ſeine Beine weit auseinandergeſtellt, die Füße oder richtiger Hände gebreitet und die ziemlich langen, bogigen Krallen eingehäkelt, bequem an jeder Art von Baumrinde feſt, läuft gewandt auf Aeſten und Zweigen dahin, ſpringt ſicher über breite Zwiſchenräume hinweg und, ohne ſich zu ſchaden, aus Höhen von funfzig und mehr Fuß auf die Erde herab, wobei es alle Glieder wagrecht von ſich ſtreckt und ſo gleichſam einen Fallſchirm bildet. Auf dem Boden bewegt es ſich in bogigen Sprüngen, immer nur auf kurze Zeit und ungern; über Flüſſe und Ströme ſchwimmt es mit Leichtigkeit und zwar ohne ſich, wie gewiſſe Beſchreiber recht hübſch erdacht, eines Stückes Baumrinde als Kahn zu bedienen, zu dem der gerade emporgehobene Schwanz dann ein paſſendes Segel bilden ſollte. Es iſt ziemlich ſcharfſinnig, zumal feinhörig, verhältnißmäßig klug, erträglich ſanftmüthig, geſellig, nicht gerade furchtſam, jedoch auch nicht unvorſichtig, der Beſchaulichkeit geneigt, ziemlich wähleriſch in ſeiner Nahrung und nicht ohne Anſprüche an das Leben.

Eine behagliche Wohnung iſt das erſte und hauptſächlichſte Erforderniß, welches das Eichhorn an einen gewiſſen Theil des Waldes ſtellt, hinreichende Nahrung die zweite Bedingung, welche es macht, um den „Kampf um das Daſein“ fröhlichen Muthes aufzunehmen. Alte Waldbäume mit vielen Höhlungen ſind Lieblingsplätze des Hörnchens; denn in den Höhlungen findet es das ſo erwünſchte Obdach, welches leicht wohnlich gemacht werden

kann. In Ermangelung ſolcher Höhlungen richtet es ſich ein altes Krähenneſt ein, trägt Reiſig, Flechten und Moos auf ihm zuſammen, überwölbt die gefundene Unterlage damit und erbaut ſich ſo ein wirklich hübſches Wohnkämmerchen, mit engem, den zudringlichen Wind abhaltenden Eingange, welch letzteren es gelegentlich auch verändert, je nach der herrſchenden Luftſtrömung. In ſolchem Neſt ruht das Eichhorn bei gutem Wetter während der Nacht und zu Mittage, bei ſehr ſchlechter Witterung dagegen oft Tage lang, ohne ſich zu rühren. Dann kommen Rückerts Worte zur Geltung:

„Dir ſagt's der Geiſt, wie der Wind ſich dreht,
Du ſtopfeſt zuvor ihm die Klinzen
Und lauſcheſt behaglich, wie's draußen weht,
Du froh'ſter bezauberter Prinzen!"

Jegliche Störung während ſeiner Ruhe iſt ihm, wie man an Gefangenen beobachten kann, äußerſt verhaßt: es quiekt und knurrt gar ärgerlich, ehe es ſich anſchickt, das warme Neſt mit der rauhen Außenwelt zu vertauſchen, läßt ſich aber demungeachtet keineswegs leicht im Kämmerchen überraſchen und greifen, nicht einmal bei Nacht.

In ſolchem Neſt bringt das Weibchen, gewöhnlich in den erſten Tagen Aprils, ſeine drei bis ſieben Jungen zur Welt. Es liebt dieſe zärtlich und trägt ſie, wenn es Gefahr fürchtet, im Maule nach einem anderen ſeiner Neſter; denn jedes Eichhorn beſitzt deren gewöhnlich mehr als eins. Die Jungen, welche am neunten Tage ihres Lebens die Augen öffnen, wachſen raſch heran, bleiben aber noch lange in Geſellſchaft der Alten, die anfangs recht niedlich mit ihnen ſpielt und ſcherzt und ſie ſodann zu ſelbſtſtändigem Nahrungserwerb anleitet. Sie lockt ſie mit Quieken und Knurren, „Murxen", wie die Thüringer ſagen, an ſich heran, warnt ſie durch ein lautes „Duck, duck" vor wirklich drohender Gefahr und ſorgt überhaupt nach Kräften dafür, daß ſie ihre erſte Jugendzeit heiter, froh und ſicher verleben. Falls beſonderer Nahrungsreichthum im Spätſommer nicht zu einer nochmaligen Paarung und zu einem zweiten Wochenbette Veranlaſſung wird, trennt ſich die Familie eigentlich erſt im nächſten Frühlinge, wenn die nunmehr auch bei den Jungen erwachende Liebe ſich regt und wie gewöhnlich Streit und Kampf unter den nach gleichem Ziele ſtrebenden Männchen hervorruft. Die Liebeskämpfe ſelbſt ſcheinen dem Unkundigen eher Scherz als Ernſt zu ſein, ſind jedoch entſchieden ernſthaft gemeint und nehmen vielleicht öfter, als man glaubt, ein

trauriges Ende. Sie können zwei Nebenbuhler ſo erhitzen, daß ſie bei ihrem tollen Jagen im Gezweige ihre ſonſt nie vergeſſene Sicherheit rückſichtslos auf's Spiel ſetzen.

Das Hörnchen nährt ſich hauptſächlich von Baumſamen im weiteſten Umfange, von Blattknospen, zarter Rinde, Schwämmen und anderen Pflanzenſtoffen, recht gern aber auch von lebenden Thieren, zumal von Vögeln und deren Brut. Durch Ausplündern der Neſter werden auch dieſe Nager zuweilen ſehr ſchädlich, und an den Waldbäumen verſuchen ſie ihre Zähne oft in höchſt unerwünſchter Weiſe. Im Herbſt pflegen ſie in ihre Scheuern zu ſammeln, d. h. gewiſſe Baumhöhlungen mit Nahrung aller Art zu füllen. Sie leeren dieſe Speicher aber auch gelegentlich wieder, und zwar noch vor Eintritt des Winters, oder vergeſſen ihre Schätze ganz.

Eigentlichen Nutzen bringt das Eichhorn uns in keiner Weiſe. Sein Fleiſch läßt ſich zwar genießen, giebt jedoch keineswegs ein Gericht für Gutſchmecker, und das Fell iſt auch nicht viel werth, wenigſtens das, welches von den bei uns zu Lande großgewordenen Hörnchen herrührt. In der Gefangenſchaft macht das Thier, hauptſächlich ſeiner Reinlichkeit und ſeiner artigen Stellungen wegen, viel Vergnügen, wird auch, frühzeitig, d. h. jung genug in menſchliche Geſellſchaft gebracht, ſehr zahm, mißbraucht aber ſeine ſcharfen Nagezähne oft in unliebſamer Weiſe. Zu erhalten iſt es leicht, falls man ihm außer Milchbrot, ſeiner gewöhnlichen Gefangenenkoſt, zuweilen Nüſſe, Tannenzapfen, Sämereien, Grünfutter giebt und für ein warmes und weiches Neſt hübſch Sorge trägt.

Der deutſche Waidmann jagt das Eichhorn nicht, dagegen fällt es den ſogenannten Asjägern häufig zum Opfer. Ein noch gefährlicherer Feind als dieſe iſt der Baummarder. Sonſt werden dem Hörnchen nur noch einige der ſtärkeren Raubvögel verderblich; denn Reinecke, der Gaudieb, lungert vergeblich nach der Höhe, in welcher dieſes ſchmucke Waldeskind ſein Leben verbringt.

2. Die Schläfer, Myoxus Zimmermann.

Der Laie, welcher eine unſerer Schlafmäuſe lebend und in Bewegung vor ſich ſieht, wird ſie ohne Beſinnen dem Eichhorn zugeſellen. Aeltere Forſcher haben Daſſelbe gethan, und wenn wir die Schläfer als zu einer

beſonderen Familie gehörig betrachten und von den Eichhörnchen ſcheiden, geſchieht es nur des Kopfes und Gebiſſes wegen, deren abweichende Geſtaltung und Zuſammenſetzung die Trennung der beiden ſich ſo innig verwandten Thiergruppen erfordern. Demungeachtet dürfen wir, ohne uns eines wirklichen Verſtoßes gegen die Wiſſenſchaft ſchuldig zu machen, die Schläfer als die nächtlichen Vertreter der tagliebenden Eichhörnchen anſehen.

Es kann als Regel gelten, daß eine gewiſſe Thierform nach zwei Seiten hin ausgeprägt iſt, daß ſie ſich, falls man ſo ſagen will oder ſagen darf, dem Licht und dem Dunkel, dem Tage und der Nacht anbequemt. Dies iſt auch bei der Eichhornform der Fall. Die Eichhornfamilie in dem gegenwärtig giltigen Sinne hat in den Flughörnchen ebenfalls ihre Nachtgeſtalten; ſie wird aber gewiſſermaßen noch einmal durch ſolche und zwar eben durch die Schlafmäuſe vertreten.

Dieſe unterſcheiden ſich von den Eichhörnchen, denen ſie in ihrer Leibesgeſtalt ſehr nahe kommen, durch ihre verhältnißmäßig geringere Größe, durch den Bau ihres Kopfes, welcher mehr dem der Mäuſe ähnelt, durch das Gebiß, welches aus 20 Zähnen beſteht, durch die Verſchiedenheit der Wirbelſäule, welche außer den feſtſtehenden 7 Halswirbeln aus 13 rippentragenden, 6 rippenloſen, 3 Kreuz- und 22 bis 25 Schwanzwirbeln zu beſtehen pflegt, durch Eigenthümlichkeiten der Weichtheile und endlich durch die bezügliche Weiche ihres Felles: ſie können alſo nach den jetzt herrſchenden Grundſätzen nicht mehr mit letzteren vereinigt werden. Man hat ſie wiederum in mehrere, wenig Mitglieder zählende Sippen zerfällt, von denen nur eine bei uns keinen Vertreter beſitzt. In ihrem Leben und Weſen ähneln ſich alle Schlafmäuſe in hohem Grade; wir dürfen daher ihre Lebensſchilderung, ſelbſtverſtändlich unter Berückſichtigung gewiſſer Eigenthümlichkeiten der einzelnen Arten, in Eins zuſammenfaſſen.

Die vier verſchiedenen Schlafmäuſe, welche Deutſchland beherbergt, gehören drei verſchiedenen Sippen an. Für dieſe Sonderſtellung ſind zumeiſt Eigenthümlichkeiten des Gebiſſes maßgebend geweſen, welche dem Unkundigen bedeutungslos erſcheinen mögen, den Forſcher aber zur Trennung der betreffenden Thiere hinreichend berechtigen. Wir werden dieſe Eigenthümlichkeiten in dem Nachfolgenden wenigſtens andeuten.

Das bekannteſte Mitglied der Familie iſt der berühmte Siebenſchläfer oder Bilch, Glis vulgaris Klein (Mus Glis Albertus

Magnus, Sciurus Glis Linné, Myoxus Glis Pallas, Glis esculentus Blumenbach). Er ist ein wohlgebautes, eichhornähnliches Thier von 6 Zoll Leibes- und 5 Zoll Schwanzlänge, gedrungen gebaut, mit rundem Kopf, ziemlich kurzen Beinen und mittelstarkem Schwanze. Die Ohren, welche deutlich aus dem Pelz hervortreten, haben ungefähr den dritten Theil der Kopfeslänge und sind außen und innen fein behaart; die sehr gewölbten,

Fig. 35.

Gartenschläfer. Großer Bilch.

dunklen Augen sind verhältnißmäßig groß. Der Pelz ist sehr weich und sammtig; er bekleidet den ganzen Leib mit Ausnahme der Sohle des Vorderfußes und dem Vordertheile der Sohle des Hinterfußes, welche Theile nackt sind, wie auch die Nasenscheidewand. Das Haar ist auf der Oberseite des Leibes hellgrau, auf der Unterseite weiß gefärbt. Die Backenzähne schleifen sich auf ihrer Krone flach ab und sind mit zahlreichen Querleisten durchzogen.

Den Uebergang vom Bilch zum Gartenſchläfer vermittelt der **Baumſchläfer, Eliomys Dryas Wagner** (Myoxus Dryas Schreber, Myoxus Nitedula Pallas). Er iſt bedeutend kleiner, nur gegen 7 Zoll lang, wovon die größere Hälfte auf den Leib zu rechnen, durch den noch zweizeilig behaarten Schwanz, die Kopfform, Ohrlänge und Behaarung ihm nahe ſtehend. Doch ſind die Haare zweifarbig, an ihrer Wurzel oben und unten dunkelſchiefergrau, an der Spitze dagegen der verſchiedenen Färbung des Pelzes entſprechend. Dieſer erſcheint oben röthlichbraun, unten weiß, auf dem Schnauzenrücken lichtweißlichgrau. Hinter und unter dem Ohre ſteht ein grauweißlicher Fleck; über die Wangen, das Auge umſchließend, verläuft ein ſchwarzer Streifen, welcher am Ohre endet. Der Schwanz iſt oben dunkelbraungrau, unten weißlichgrau, an der Spitze hellroſtfarben.

Der **Gartenſchläfer, Eliomys quercinus Wagner** (Mus quercinus Linné, Sciurus quercinus Erxleben, Myoxus Nitela Schreber), unterſcheidet ſich vom Vorigen durch die Verhältniſſe, durch Behaarung des Schwanzes, welcher nur in der Endhälfte buſchig zweizeilig behaart iſt, und durch die Färbung. Seine Leibeslänge beträgt $4^2/_3$ Zoll, die Schwanzlänge $3^1/_2$ Zoll. Der Pelz iſt oben graubraun, unten weiß gefärbt. Der ſchwarze Wangenſtreif reicht bis zu den Halsſeiten herab. Neben dem Ohr ſtehen Flecken, vorn und hinten ein weißer, oben ein ſchwarzer. Der Schwanz iſt an der Wurzelhälfte graubraun, an der Endhälfte oben ſchwarz, unten weiß.

Bei beiden Arten iſt die Bildung der Backzähne dieſelbe. Sie ſind auf der Krone hohl ausgeſchliffen und mit mehr oder minder deutlichen Querleiſten durchzogen.

Der Zwerg der Familie iſt die **Haſelmaus, Muscardinus avellanarius Wagner** (Mus corilinum Albertus Magnus, Mus avellanarius Linné, Myoxus avellanarius Desmarest, Myoxus muscardinus Schreber, Myoxus speciosus Dehne). Sie iſt ein äußerſt niedliches Thierchen von $5^1/_3$ Zoll Länge, wovon der Schwanz faſt die Hälfte wegnimmt, oben und unten gleichmäßig gelblichroth, an Bruſt und Kehle lichter, weiß oder weißlich gefärbt. Der Schwanz iſt undeutlich zweizeilig, aber wenig buſchig behaart. Die Backzähne ſind an der Krone flach abgeſchliffen und mit zahlreichen Querleiſten durchzogen, dieſe aber anders vertheilt, als beim Siebenſchläfer.

Die Verbreitung der Schlafmäuse ist nicht dieselbe. Am weitesten reicht der Siebenschläfer; ihn fand man mit Ausnahme von England und Skandinavien in allen übrigen Ländern Europa's. In Deutschland fehlt er nur da, wo der Nadelwald unbedingt zum herrschenden geworden ist; denn er gehört, wie alle seine Verwandten, dem Laubwalde an. Der Gartenschläfer bewohnt mit ihm den westlichen Theil Mitteleuropa's und den Süden des Erdtheils, scheint aber im Osten zu fehlen und durch den Baumschläfer, welcher nach Westen hin bis Schlesien reicht, ver-

Fig. 36.

Kleine Haselmaus.

treten zu werden. Die Haselmaus endlich, als deren Heimath Mitteleuropa betrachtet werden muß, kommt von Italien an bis Skandinavien vor; sie ist die einzige Art, welche man hier und in England gefunden hat. Im Gebirge gehen Siebenschläfer und Gartenschläfer bis zu dem Tannengürtel empor, während die Haselmaus selten die Laubwaldgrenze überschreitet. Der Bilch bevorzugt den Hochwald, der Gartenschläfer findet sich ebenso oft in ihm, wie im Gebüsch, die Haselmaus zieht das letztere und zumal Haselgebüsch jedem anderen Wohnorte vor. In die Obstgärten herein kommen alle Arten; der Bilch verlebt hier manchmal Monate.

Die Schlafmäuse sind viel häufiger, als man glauben mag. Es hält schwer, sie zu bemerken. Bei Tage liegen sie schlafend im wohlgewählten Versteck, und in der Dämmerung verschwinden sie, Dank ihres Baumrindenkleides, leicht auch dem scharfen und geübten Auge. Sie sind im höchsten Grade gewandt; denn sie vereinigen die Behendigkeit der Mäuse mit der Kletterfertigkeit des Eichhorns. Wie erstere auf dem Boden dahin huschen, schlüpfen sie durchs Gezweige. Der Bilch springt auch in Sätzen nach Eichhornart von einem Baume zum anderen; die Haselmaus dagegen klettert vorsichtiger, d. h. läuft mehr, als sie springt, über die Aeste; der Gartenschläfer thut es beiden Verwandten gleich, läuft sogar an steilen Wänden in die Höhe und springt im Gezweig mit einem Eichhorn um die Wette. In hellen Mondnächten treiben es die Thiere am lustigsten.

Alles, was das Eichhorn im Laubwalde frißt, ist auch den Schlafmäusen genehm. Sie nähren sich von Früchten, Trauben, Beeren, Nüssen, Bücheln, Eicheln, Obstkernen, Sämereien und Baumknospen, fangen aber auch Käfer und andere Kerbthiere, plündern Vogelnester aus und würgen unbehilfliches Kleingeflügel räuberisch ab, um es zu fressen. Der Bilch wird, seiner Gefräßigkeit wegen, in Obstgärten oft sehr unangenehm, der Gartenschläfer hier und da lästig aus gleicher Ursache oder weil er das Innere von Gebäuden heimsucht und die Speisekammern brandschatzt, sich Fett und Butter, Speck und Schinken stiehlt und verschleppt. Der Haselmaus rechnet man ihren Nahrungsverbrauch nicht so hoch an; derselbe wird auch nur im Haselhag fühlbar. Bei Ueberfluß an Nahrung legen sich die Schläfer Speicher an, wie das Eichhorn, füllen dieselben mit Nüssen, Obstkernen und Früchten, vergessen sie aber oft wieder und lassen sie im Winter natürlich ganz unbenutzt.

Neben diesen Vorrathskammern besitzt jeder Schläfer eine mehr oder weniger künstliche Wohnung. Der Bilch benutzt dazu Baumhöhlen und in manchen Gegenden Nistkästchen für Vögel, namentlich Staarhäuschen, oder er baut sich, wie der Gartenschläfer, ein freistehendes, kugelrundes, oben geschlossenes Nest zwischen Baumzweige nach Art der Eichhornnester, nimmt auch diese selbst gelegentlich in Beschlag. In gleicher Weise verfährt der Gartenschläfer, während die Haselmaus ihre niedliche und kunstreiche Wohnung in Hecken und Gebüsch, aus Grasblättern und Moos zusammenbaut, meist nur wenige Fuß über dem Boden.

Die Paarung aller Schlafmäuse findet bald nach ihrem Erwachen aus dem Winterschlafe, also ziemlich spät im Frühjahr statt, oft erst im Sommer; doch findet man in besonders günstigen Jahren ausnahmsweise schon im Juni junge Bilche oder Gartenschläfer und im Juli junge Haselmäuse, gewöhnlich zwischen drei und sieben in jedem Gehecke. Ein sehr fühlbarer Nagergestank verräth einer feinen Nase schon von Weitem das brutbelebte Nest. Die Jungen machen sich selbstständig, sobald sie aus dem Neste gelaufen sind, vereinigen sich jedoch gegen den Winter hin oft wieder mit den Eltern und verkriechen sich gesellig an geschützten Orten: in trockenen Baumhöhlen, Steinklüften, Maulwurfsröhren, Gartenhäuschen und Köhlerhütten, um „strotzend von blühendem Fette" den Winter zu durchschlafen.

Nicht blos der Bilch, sondern alle übrigen Glieder seiner Familie sind „Siebenschläfer", welche, wie schon der alte Martial behauptet, die „Monde, wo Nichts als der Schlummer ernährt", auf warmem Lager an wohlgeschützten Orten in todähnlicher Erstarrung verbringen. Da, wo der Winter mit Strenge auftritt, verträumen unsere Thiere wirklich ihre sieben Monate im Jahre.

Mangili, Galvagni, Lenz, Schlegel u. A., auch wir selbst, haben Schlafmäuse überwintert und beobachtet. Aus diesen Untersuchungen geht hervor, daß die Schlafsucht bei den verschiedenen Arten größer oder geringer, bei der Haselmaus aber am tiefsten ist. Die Thiere schlafen bei gleicher Wärme ununterbrochen, erwachen jedoch, wenn die Verhältnisse sich ändern, d. h. wenn es wärmer oder kälter wird. Eine Haselmaus, welche Mangili beobachtete, lag bei + 1° R. in todähnlicher Erstarrung und athmete in unregelmäßigen Zwischenräumen, während 42 Minuten nur 147 Mal. Als die Kälte um 2 Grade desselben Wärmemessers zunahm, erwachte das Thierchen, reinigte sich und begann zu fressen. Bei + 5° R. athmete es, fest schlafend, weit seltener, als bei einem Grad, zuweilen in 27 Minuten nur einmal; bei + 10° R. vermehrten sich die Athemzüge: es athmete 47 Mal in 34 Minuten. Bei einer Kälte von — 20° R. athmete es leicht und 32 Mal in der Minute. Als es im Mai einer künstlich hervorgebrachten Kälte von — 10° R. ausgesetzt wurde, starb es am Schlagflusse.

Siebenschläfer, welche Lenz überwinterte, erwachten ungefähr alle vier Wochen, fraßen und schliefen wieder, andere, welche Galvagni am

Aëtna beobachtete, ermunterten ſich etwa alle zwei Monate einmal. Die ſchlafenden Thiere ſind vollkommen ſtarr, kalt anzufühlen, faſt ohne Regung, jedoch nicht gänzlich bewußtlos; denn ſie beweiſen durch Zucken und Knurren oder Ziſchen, daß ſie jede unſanfte Berührung wenigſtens fühlen. Schlegel nimmt und wahrſcheinlich mit Recht an, daß die Schlafmäuſe durch die, bei ſo geringem Sauerſtoffwechſel äußerſt verlangſamte Verbrennung und bezüglich Stoffänderung ihres im Herbſt angeſammelten Fettes während des Winters ernährt und erhalten werden.

In der Gefangenſchaft machen die Schlafmäuſe im Ganzen wenig Freude. Nur die Haſelmaus iſt niedlich, vielleicht der anmuthigſte aller unſerer Nager. Sie wird bald zahm und läßt ſich dann berühren, ohne zu beißen, oder auf dem Finger im Zimmer umhertragen, ohne Fluchtverſuche zu machen. Ihre angenehme Geſtalt und Färbung, ihre Harmloſigkeit und Reinlichkeit erwerben ihr bald die Gunſt thierfreundlicher Leute. Bei Bilch und Gartenſchläfer iſt Dies nicht der Fall. Sie ſind zwar auch anſprechend geſtaltet und reinlich, keineswegs aber harmlos, ſondern boshaft und biſſig im höchſten Grade. An den Menſchen gewöhnen ſie ſich ſelten, und Berührungen dulden ſie nie, ohne ſich zu widerſetzen, d. h. ohne zu beißen. Bei Tage ſchlafen ſie zwar, bedrohen jeden Störenfried jedoch ſofort durch ſchnarchendes Knurren, welches immer ein Zeichen ihres Unbehagens und eigentlich nur ein Vorſpiel des Beißens iſt. Nachts toben ſie im Käfig umher, oder nagen ununterbrochen, um ſich einen Weg zur Flucht zu bahnen. Sind ſie einmal ins Zimmer entkommen, ſo giebt es nur ein Mittel, ſie ungefährdet wieder einzufangen, nämlich in alle Winkel und Ecken Käſtchen oder noch beſſer Stiefeln zu ſtellen und zu legen, in welche ſie ſich, wenn man ſie jagt, ſchließlich verkriechen. Ihre Ernährung verurſacht durchaus keine Schwierigkeiten: ſie freſſen alle nur möglichen Früchte, Nüſſe, Reis, Fleiſch und andere genießbare Dinge.

Man fängt die Schlafmäuſe mehr zufällig, als durch regelrechte Verfolgung. Die Haſelmaus bekommt man am häufigſten im Herbſt beim Ausroden der Gebüſche; vom Bilch und Gartenſchläfer entdeckt man gelegentlich die Tagherberge und hebt ihn hier bei recht warmem Sonnenſchein auf. In Thüringen wird erſterer gewöhnlich in den Staarhäuschen überraſcht und zunächſt durch Verſtopfen des Eingangsloches eingeſperrt.

Schlimmere Feinde der Schlafmäuse, als der Mensch, sind Baummarder, Hermelin und Sippschaft, die Eulen und die Käuze; von dem übrigen Raubzeug haben die kleinen Nachtgesellen wenig zu besorgen.

Das Fleisch des Bilch und seiner Verwandten, welches von den alten Römern als besonderer Leckerbissen betrachtet und hoch geschätzt wurde, gilt gegenwärtig nirgends mehr als Ersatz des Schadens, welchen die Thiere durch Verwüstung der Obstgärten anrichten. Man ißt es zwar hier und da noch, denkt aber gar nicht mehr daran, Bilche ihres Fleisches wegen zu verfolgen oder nach Römersitte in „Glirarien" zu halten und zu mästen.

3. Die Mäuse, Mus Linné.

Unsere Hausmaus, der kleine, niedliche und doch so ungebetene, ja verhaßte Gast, welcher uns Alle heimsucht und sicherlich Jedermann bekannt worden ist, darf als Musterbild einer zahlreichen Familie angesehen werden, welche die Nager in ihrem Sein und Wesen vortrefflich kennzeichnet. Einige Mitglieder dieser Familie beanspruchen auch in unserem Buche eine Stelle, weil sie, wenn auch nicht ausschließlich, so doch oft im Walde gefunden werden und sich in ihm gelegentlich bemerklich zu machen wissen.

Die Mäuse, welche für uns in Betracht kommen, sind kleine, ansprechend gebaute Thiere mit ziemlich gestrecktem Leib, länglichem und spitzschnäuzigem Kopfe, rundem, langen Schwanze und kurzen Beinen, deren Füße hinten fünf-, vorn aber vierzehig sind, weil hier der Daumen nur durch eine Warze angedeutet ist. Ihr Pelz ist kurz und weich; das Haar bekleidet dicht den Leib, spärlich aber den Schwanz, welcher als nackt erscheint, und läßt auch die Fußsohlen gewöhnlich frei. Die Wirbelsäule wird außer den Halswirbeln von 12 rippentragenden, 6 bis 7 rippenlosen, 2 bis 4 Kreuzbein- und 10 bis 36 Schwanzwirbeln gebildet. Das Gebiß besteht aus 16 Zähnen, den 4 Nagezähnen und 3 Backzähnen in jeder Reihe. Mehr zur allgemeinen Kennzeichnung zu sagen, ist unthunlich, weil die sehr zahlreichen Mitglieder der großen Familie vielfach unter sich abweichen. Ihr Leben werden uns die für unseren Zweck wichtigsten drei Arten so weit als erforderlich kennen lehren.

Diese drei Arten, welche im deutschen Walde vorkommen, sind die Waldmaus, die Brandmaus und die Zwergmaus. Als Waldthier im

Ausgabe Heft 8 Bogen 6, Heft 9 Bogen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40,

Fig. 4. Fig. 5. Fig. 6. Fig. 7. Fig. 8. Fig. 9. Fig. 10. Fig. 11. Fig. 12. Fig. 13. Fig. 14. Fig. 15. Fig. 16. Fig. 17. Fig. 18. Fig. 19. Fig. 20. Fig. 21. Fig. 22. Fig. 23. Fig.

Bild 1. Ansicht der Stadt Bern. Kolorierte Federzeichnung. Um 1600. Bern, Burgerbibliothek, Mss. h. h. XVI 1, S. 1. Vgl. Text S. 1.

Bild 2. Ansicht der Stadt Bern. Kolorierte Federzeichnung. Um 1600. Bern, Burgerbibliothek, Mss. h. h. XVI 1, S. 2. Vgl. Text S. 1.

unter der Erde mit zwei ſenkrechten Eingangsröhren und einem ſchiefen Ausgangsrohr, mit Kammern von verſchiedener Größe, deren eine mit weichen Stoffen ausgekleidet und zum Neſt hergerichtet wird, während die andere als Speicher dient. Durchaus verſchieden von dieſen Erdbauen iſt die Wohnung der Zwergmaus. Sie iſt, wenn nicht die zierlichſte, ſo doch eine der zierlichſten Behauſungen, welche ein Säugethier überhaupt anlegt; denn nicht unter der Erde wird ſie ausgetieft, ſondern, wie das Neſt eines Vogels, in das Gezweige gebaut und in ihm, oder im Schilf, im Getreide und im Graſe aufgehängt. Sie iſt ein höchſt kunſtfertiges, kugelrundes Neſt mit engem Eingangsloch. Die Außenwände deſſelben werden aus langen Grasblättern, welche die Maus mit ihren Nagezähnen zerſchleißt, aus Halmen und dergleichen Stoffen zuſammengeflochten und verbunden, die Innenwände mit dicht verfilzter Pflanzenwolle ausgekleidet. Dieſe Prachtbauten, wie die beſcheideneren Erdhöhlen der anderen Arten, dienen den Thieren ebenſowohl zur Wohnung, als und zwar hauptſächlich zur Kinderſtube ihrer Jungen.

Unſere deutſchen Mäuſe ſind rege, behende und gewandte Thiere. Sie ſind Tag und Nacht in Thätigkeit, laufen ſehr raſch auf dem Boden hin, klettern vortrefflich oder wenigſtens gut und ſchwimmen geſchickt und ausdauernd. Ihre höheren Sinne ſind wohlbeſtellt, der Geſchmack iſt oft beſſer, als uns recht iſt, das Gefühl wenigſtens nicht verkümmert. Als behendeſte und gewandteſte Art iſt die Zwergmaus zu betrachten. Sie läuft, ihrer geringen Größe ungeachtet, ſehr ſchnell und klettert beinah mit der Meiſterſchaft einer Schlafmaus oder des Eichhorn, ja, ſelbſt eines Affen: ſie benutzt auch ihr Schwänzchen dabei nach mancher Affen Art. Am ſchwankenden Halme läuft und klettert ſie, aufrecht ſtehend oder hängend, ebenſo raſch als an der rauhen Baumrinde empor. An ſie reiht ſich die Waldmaus an; dieſe klettert ebenfalls gewandt und ſicher, beweiſt jedoch ihre Meiſterſchaft noch mehr im Springen und Laufen. Die Brandmaus ſteht in allen dieſen Fertigkeiten beiden Verwandten nach.

Die Mäuſe ſind keine Koſtverächter; ihnen iſt vielmehr alles Genießbare recht. Die Pflanze muß ihnen zollen von der Wurzel an bis zur Frucht, das Thierreich vom Käfer an bis zum Singvogel hinauf. Alle drei Arten freſſen Obſt, Beeren, Nüſſe, Sämereien, Knollenfrüchte, Blattknospen und, wenn ihr Tiſch knapp beſetzt iſt, Baum- und Wurzelrinde,

gierig aber auch Kerbthiere, Würmer, Vogeleier und junge und alte Vögel ſelber. Die Waldmaus iſt ein wirkliches Raubthier: ſie würgt Vögel von Lerchen- oder Finkengröße. Der Schaden, welchen ſie durch ſolche Räubereien anrichtet, kommt zwar dem nicht gleich, welchen ſie durch Benagen der Bäume dem Walde anthut, iſt jedoch immerhin nicht ganz unbeträchtlich. Als Baumverwüſterin kann ſie und ihre Verwandten verderblich werden. Ihr Ueberhandnehmen hat ſchon manchem Forſtmann ſchwere Sorgen bereitet und alle Früchte ſeiner Anſtrengungen vereitelt. Zwar gehen dieſe Mäuſe nur in der Noth die Bäume an: allein ſolche Noth kann eher und öfter eintreten, als dem Mann im grünen Rocke recht iſt. Buche und Hornbaum, Ahorn, Ulme, Eſche, Eiche, Ebereſche und Fichte werden hauptſächlich von den Mäuſen heimgeſucht, Erle und Birke dagegen verſchmäht. Jungen Schonungen der genannten Waldbäume und namentlich Buchel- und Eichelſaaten können ſie unberechenbaren Schaden zufügen.

In günſtigen, d. h. trockenen Jahren nehmen die Mäuſe, wie die übrigen Nager auch, oft in erſchreckender Weiſe zu. Ihre Fruchtbarkeit iſt erſtaunlich groß. Lenz fing eine Brandmaus mit ihren Jungen, welche eben die Augen öffneten, und ſperrte die Familie in ein wohlverwahrtes Behältniß ein, fütterte ſie, bereitete ihnen ein warmes Neſtchen und gab ſomit der Alten Gelegenheit, ihren Mutterpflichten zu genügen. Fünfzehn Tage nach der Gefangennahme warf die ohnehin ſchon kinderreiche Mutter wieder ſieben Junge; ſie mußte ſich alſo ſofort nach Geburt des erſten Geheckes wieder begattet haben! Die Waldmaus wirft, ſo viel bis jetzt feſtgeſtellt werden konnte, jährlich zwei- bis dreimal je 4 bis 6, alſo mindeſtens 8, wahrſcheinlich aber durchſchnittlich 15 Junge, die Brandmaus drei- bis viermal im Jahre, deren je 4 bis 8, alſo mindeſtens 12 und bezüglich bis 32, die Zwergmaus endlich ungefähr ebenſo viele, und

„So geht in Tag und Wochen
Das Feſt ununterbrochen, —
Wenn nicht der Winter ſpräche
Darein, der's unterbräche."

Er, der Winter, heftige, langandauernde Regengüſſe mit raſch ſich folgender Kälte, und — die Raubthiere allein ſind mächtig genug, ſolcher Vermehrung zu ſteuern: der Menſch ſteht ihr machtlos gegenüber. In mäuſereichen Jahren rächen ſich die an den Waldthieren verübten Sünden;

in ihnen könnte deren Bedeutung auch dem blödeſten Verſtande begreiflich werden. Iltis, Hermelin und Wieſel, Buſſard, Thurmfalk, Kauz und Eule kommen jetzt zu ihrem Rechte; ſelbſt Reinecke's Unthaten werden über ſeinem nunmehr ausſchließlich heilſamen und ergiebigen Wirken vergeſſen — freilich nur von den Vernünftigen. Doch leider iſt deren Zahl noch nicht ſo groß, als dem Walde — und nicht blos ihm allein — zu wünſchen! Die große Menge läßt ſich weder durch Mäuſefraß in Feld und Wald, noch durch Belehrung überzeugen, daß es ein ungeheurer Frevel iſt, den nutzenbringenden Geſchöpfen entgegenzutreten; ſie macht ſogar das Sprichwort zu Schanden: denn ſie wird nicht einmal durch Schaden klug! —

Gefangene Mäuſe ſind allerliebſt und finden ſelbſt bei den Frauen Gnade, obgleich letztere den Thieren ſelten viel Theilnahme ſchenken*). Alle Mäuſe laſſen ſich leicht ernähren und erfreuen durch ihre Munterkeit, ihre behenden und gewandten Bewegungen und durch ihre Zähmbarkeit, welche freilich mehr eine ſcheinbare, als wirkliche iſt. Unter den drei genannten Arten gebührt der Zwergmaus Bevorzugung: ſie gehört zu den niedlichſten aller Stubengenoſſen, welche man ſich aus der Ordnung der Nager erwählen kann.

4. Die Wühlmäuſe, Arvicola Lacepède.

Die Naturforſcher ſind noch nicht ganz einig, ob ſie die Wühlmäuſe als eine beſondere Familie oder nur als eine Sippe aus der Familie der Mäuſe anſehen ſollen. Jedenfalls ſtehen ſich beide Thiergruppen ſehr nahe. Aeußerlich unterſcheiden ſich die Wühlmäuſe von den Mäuſen durch den plumperen Leib, dickeren und ſtumpfſchnäuzigen Kopf und kürzeren Schwanz; auch ſind die Ohren gewöhnlich ſehr kurz. Das Gebiß wird von derſelben Anzahl (16) Zähnen gebildet, wie bei den Mäuſen; die Backzähne ſind jedoch ziemlich abweichend gebaut und geſtellt. Außer den Halswirbeln beſteht die Wirbelſäule aus 13, ſeltener aus 14 rippen-

*) Möpſe, Katzen, Eichhörnchen, Papageien und Kanarienvögel ſind ſelbſtverſtändlich ausgenommen.

Nature, in the Middle Ages, was a source of inexhaustible wonders. Not only did it contain the marvels of the Creation, but it was also the repository of all the fantastic beliefs that had been handed down from the Ancients. Pliny, Solinus, Isidore of Seville, Vincent of Beauvais, Albertus Magnus, Brunetto Latini, Thomas of Cantimpré, Bartholomew the Englishman, and many others, had described the monsters that lived in the depths of the sea, in the air, and on the earth.

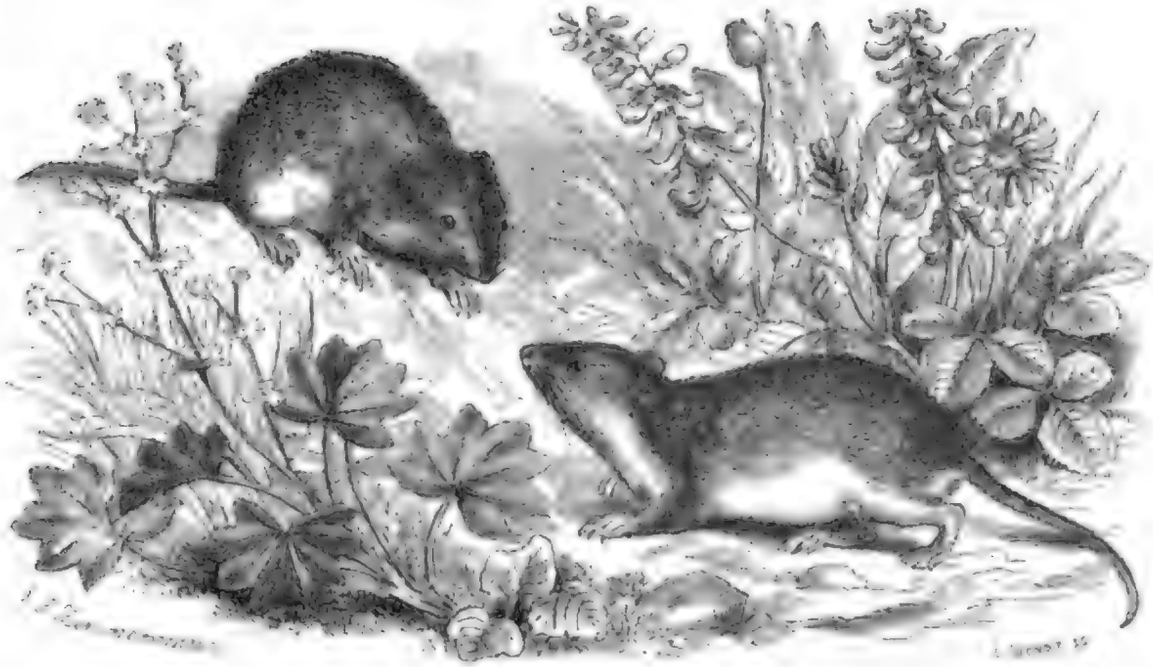
Sirens. Harpies. Centaurs.

Sirens, Harpies, Centaurs, Satyrs, Cynocephali, Blemmyes, Sciapodes, Griffins, Basilisks, Dragons, Unicorns, Phoenixes, Manticores, Hydras, Chimeras, Cockatrices, Salamanders, Amphisbaenas, Cerastes, Dipsades, Jaculi, Prester, Scytales, Pelicans, Ants, Ichneumons, Crocodiles, Hippopotamuses, Elephants, Rhinoceroses, Lynxes, Beavers, Hyenas, Wolves, Foxes, Weasels, Moles, Hedgehogs, Porcupines, Bats, Apes, Monkeys, Lizards, Chameleons, Tortoises, Frogs, Toads, Vipers, Asps, Snakes, Eels, Lampreys, Whales, Dolphins, Sea-Lions, Sea-Wolves, Sea-Bulls, Sea-Horses, Sea-Dogs, Sea-Hedgehogs, Sea-Bishops, Sea-Monks, Sea-Serpents, Sea-Snakes, Sea-Eagles, Sea-Ravens, Sea-Crows, Sea-Swallows, Sea-Gulls, Sea-Urchins, Sea-Stars, Sea-Lilies, Sea-Cucumbers, Sea-Anemones, Sea-Nettles, Sea-Fans, Sea-Mosses, Sea-Weeds, Sea-Grapes, Sea-Oaks, Sea-Pines, Sea-Palms, Sea-Cypresses, Sea-Willows, Sea-Reeds, Sea-Rushes, Sea-Lilies, Sea-Roses, Sea-Violets, Sea-Daisies, Sea-Poppies, Sea-Thistles, Sea-Nettles, Sea-Fans, Sea-Mosses, Sea-Weeds, Sea-Grapes, Sea-Oaks, Sea-Pines, Sea-Palms, Sea-Cypresses, Sea-Willows, Sea-Reeds, Sea-Rushes, Sea-Lilies, Sea-Roses, Sea-Violets, Sea-Daisies, Sea-Poppies, Sea-Thistles,

Linné'ſchen Namen noch benannt wurde: Lemmus Schermaus Cuvier, Mus Scherman Shaw, Arvicola monticola De Selys und Arvicola argentoratensis Desmarest. Es würde uns viel zu weit führen, wollten wir des eben noch beſtehenden Streites weiter gedenken.

Die Schermaus iſt ein kräftig gebauter, unterſetzter, kurzſchwänziger Nager von etwa 8 Zoll Länge, nämlich 5½ Zoll Leibes- und 2½ Zoll Schwanzlänge. Ihr Pelz iſt auf der Oberſeite hellroſtgrau, auf der Unterſeite grauweißlich; doch ſcheint die Färbung vielfachem Wechſel unterworfen

Fig. 41.



Röthelmaus.

zu ſein. Der Schwanz iſt ſeiner ganzen Länge nach kurz behaart. Junge Thiere ſind trüber gefärbt.

Die Waldwühlmaus, Arvicola glareolus Schreber (Mus rutilus Pallas, Arvicola fulvus, A. riparia, A. pratensis, A. rufescens, Lemmus rubidus, Hypudaeus hercynicus etc. auctorum), iſt beträchtlich kleiner, als die Schermaus, nur 5 bis 5½ Zoll lang, wovon etwas über 1½ Zoll auf den Schwanz zu rechnen ſind, und oben braunroth, an den Seiten rothgelblichgrau und unten ſowie an den Lippen und Füßen ſcharf

abgesetzt weiß gefärbt. Alle einzelnen Haare sind zweifarbig, am Grunde dunkel- oder lichtgrau, an der Spitze der bezüglichen Pelzfärbung entsprechend.

In der Größe steht ihr die **Feldmaus, Arvicola arvalis Lacepède** (Mus arvalis Pallas, Arvicola vulgaris, fulvus, arenicola auctorum), etwa gleich. Sie erreicht einschließlich des $1^1/_2$ Zoll langen Schwanzes $5^1/_2$ bis 6 Zoll Länge; ihr Pelz ist oben gelbgrau, an den Seiten heller, unten weißlich; die Haare sind dunkler am Grunde, der Pelzfärbung entsprechend an der Spitze. Im Osten pflegt das Thier etwas dunkler gefärbt zu sein.

Etwas kleiner, mitsammt des $1^1/_2$zölligen Schwanzes höchstens $5^1/_2$ Zoll lang, ist die **Erdmaus, Arvicola agrestis Lacepède** (Mus agrestis et gregarius Linné, Arvicola Baillonii, Lemmus insularis auctorum). Ihr Pelz ist oben dunkelgraubraun, an den Seiten lichter bräunlichgrau, unten grauweiß. Die Haare sind wie gewöhnlich dunkler am Grunde.

Eine ausführlichere Beschreibung der Wühlmäuse hat **Blasius** in seiner „Naturgeschichte der Säugethiere Deutschlands" gegeben, worauf wir Diejenigen unter unseren Lesern, welche die schwer von einander zu unterscheidenden Thiere genauer kennen zu lernen wünschen, verwiesen haben wollen.

Die Wühlmäuse theilen mit ihren Verwandten, den Mäusen, so ziemlich das gleiche Gebiet. Sie sind weit verbreitet. Nur im höchsten Norden und Süden von Europa sind einige bisher nicht gefunden worden. Das beschränkteste Gebiet scheint die Schermaus zu bewohnen, — vorausgesetzt, daß man sie als ein von der in ganz Europa vorkommenden, abweichend lebenden Wasserratte verschiedenartiges Thier erklären darf. Alsdann sind die Gebirge Mitteleuropa's als ihre Heimath zu betrachten. Die Waldwühlmaus fehlt im Süden und im höchsten Norden Europa's, die Feldmaus auf den meisten Inseln: auf Irland, Island, Sicilien, Sardinien, Corsica, die Erdmaus ebenda und in den südlichsten Ländern unseres heimathlichen Erdtheils. Mittel- und Nordeuropa sind demzufolge als das eigentliche Wohngebiet der genannten Wühlmäuse anzusehen.

Im Allgemeinen bevorzugen die Thiere baumfreie Gegenden; jedoch gebührt der Name **Waldwühlmaus** keineswegs der so bezeichneten Art aus-

ſchließlich: denn alle übrigen kommen gern in den Wald herein oder mindeſtens bis zu ihm heran. Dagegen ſind ſie im Vergleich zu den Mäuſen wirklich als Wühler anzuſehen: ſie verbringen den größten Theil ihres Lebens unter der Erde. Die ausgedehnteſten Baue legt die Schermaus an, die einfachſten baut ſich die Waldwühlmaus. Erſtere erinnert in vielfacher Hinſicht an den Maulwurf und zwar hauptſächlich wegen ihrer Wühlerei; nur werden ihre Gänge und Röhren ſelten in der Tiefe, ſondern gewöhnlich hart unter der Oberfläche des Bodens fortgeführt. Hieran erkennt man überhaupt die Baue der Wühlmäuſe. Eigentlich geregelt ſind die unterirdiſchen Wohnungen nicht. Sie haben gewöhnlich viele Ausgänge und die Röhren unter ſich Verbindungswege; das Ganze wird jedoch nicht nach einem beſtimmten Grundplan angelegt, ſondern ſo zu ſagen aus dem Stegreif ausgeführt. Das eigentliche Neſt ſteht unter einem verhältnißmäßig großen Erdhaufen in ziemlicher Tiefe. Es iſt ein kunſtlos zuſammengeſchleppter Ballen von Heu und Gras, welcher in ſeiner Mitte eine kugelrunde Kammer hat. Vom Neſte aus verlaufen ſtrahlenförmig mehrere Röhren nach den Ausgangslöchern und dem Weidegebiet, in welchem tagtäglich gewühlt wird. Zu den Eingangslöchern führen Wege, welche zwiſchen dem Gras ausgetreten wurden. Im Winter, wo dieſelben Wege auch benutzt werden, überwölbt ſie das Thier durch beſtändiges Hin- und Herlaufen mit einer feſten Schneedecke. Maulwurfsröhren werden von allen Wühlmäuſen gern befahren, d. h. dankbar angenommen, nicht aber aufgeſucht. Auffallend iſt die Hartnäckigkeit, mit welcher beſtimmte Arten an gewiſſen Gängen feſthalten: der Schermaus kann man tagtäglich ihre Röhre zerſtören, vertreiben wird man ſie deshalb nicht; ſie richtet ſie unverdroſſen immer wieder her, ohne zu weichen. Einzelne Erdbaue der Wühlmäuſe haben auch Vorrathskammern, manchmal mehrere, in denen man gelegenerzeit reiche Schätze findet.

In ſolchen Bauen alſo verbringen unſere Thiere den größten Theil des Tages, und zumal den Vormittag. Die Früh- und Abendſtunden werden dem Aufſuchen und Herbeiſchaffen der Nahrung gewidmet, die Nachmittagſtunden behaglicher Ruhe oder dem Vergnügen. Die Reut- oder Schermaus kommt nicht ſelten bei Tage zum Vorſchein, die übrigen Arten noch viel öfter zu jeder Zeit. Sie huſchen von einem Aus- oder Eingange ihres Baues zum andern, beſuchen ſich gegenſeitig oder legen ſich

in den warmen Sonnenſchein. Wenn man ſie in ihre Höhlen zurückſcheucht, pflegen ſie ſelten lange auszubleiben, ſondern kehren gewöhnlich bald wieder zur Oberfläche der Erde zurück.

Die Wühlmäuſe ſcheuen das Waſſer ebenſowenig, als die kalte Höhe des Gebirges. Dieſe Angabe erleidet auch dann keinen Widerſpruch, wenn wir Waſſerratte und Schermaus als verſchiedenartige Thiere anſehen; denn die wahre, dunkle Waſſerratte, welche alle Fertigkeiten anderer Waſſerthiere beſitzt, ſteigt ebenfalls ziemlich hoch im Gebirge empor und die Schermaus bis zu den Gewäſſern der Ebene herab. Das Schwimmen verſtehen die meiſten Wühlmäuſe ganz ausgezeichnet; kaum minder geſchickt klettern ſie; nur im Laufen und Springen zeigen ſie wenig Behendigkeit. Die Waldwühlmaus zeigt die größte Gewandtheit im Klettern, die Feldmaus die größte Behendigkeit im Laufen, die Schermaus die größte Geſchicklichkeit im Wühlen, die Waſſerratte die größte Fertigkeit im Schwimmen und Tauchen, während die Erdmaus als die ungeſchickteſte und unbeholfenſte von allen betrachtet werden muß.

Hinſichtlich ihrer höheren Begabungen kommen die verſchiedenen Arten ſo ziemlich mit einander überein. Das Geſicht iſt entwickelt, der Geruch gut, das Gehör ziemlich ausgebildet, und Geſchmack und Gefühl ſind wenigſtens nicht verkümmert. Doch bleibt es fraglich, welcher Sinn als der ausgebildetſte bezeichnet werden muß. Der Verſtand iſt gering: die Wühlmäuſe ſind unklug, neugierig, unvorſichtig und vergeßlich, obwohl nicht geleugnet werden kann, daß Erfahrung wenigſtens Einzelne klüger macht. Die Schermaus, welche die Neugierigſte von Allen zu ſein ſcheint, kann durch fortgeſetzte Verfolgung ſehr vorſichtig, ſelbſt liſtig werden.

Wahrhaft erſchreckend iſt die Fruchtbarkeit dieſer Nager. Die Waldwühlmaus wirft jährlich drei- bis viermal 4 bis 8, alſo mindeſtens 12 und bis 32 Junge, die Schermaus kaum weniger, die Erdmaus ebenſoviele, die Feldmaus mehr. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß die Jungen bereits wenige Wochen oder Monate nach ihrer Geburt fortpflanzungsfähig ſind; wenigſtens wüßte man ſich die in günſtigen Jahren eintretende, alle Vorſtellungen überbietende Vermehrung der Thiere nicht zu erklären. Der Paarung gehen Spiele voraus; zumal das Männchen der Waſſerratte giebt ſich viel Mühe um die Gunſt des Weibchens. Die Jungen werden in dem gewöhnlichen Neſte der Alten untergebracht, von der Mutter warm geliebt

und bei Gefahr nach einem anderen Neſte geſchleppt. Man kann ſie bis zu einem gewiſſen Grade zähmen. Sie graben ſich in der Erde ihres Behälters Röhren, zu denen ſie flüchten, wenn ſie erſchreckt werden oder zu denen ſie ſich zurückziehen, wenn ſie ſchlafen wollen. Ihre Luſt am Wühlen beweiſen ſie dadurch, daß ſie die Röhren tagtäglich verändern, ihre Baukunſt bethätigen ſie, ſobald man ihnen paſſende Stoffe zur Errichtung eines Neſtes giebt.

Der Schaden, welchen die Wühlmäuſe dem menſchlichen Beſitzthum zufügen, kann ſehr bedeutend werden. Unangenehm und läſtig ſind dieſe Wühler unter allen Umſtänden. Dem Walde oder den Bäumen und Pflanzen überhaupt ſchaden ſie mehr, als die übrigen Waldſäugethiere zuſammengenommen. Gegen die großen Waldverwüſter kann man ſich wahren: die kleinen werden furchtbar durch ihre Anzahl, durch ihre Unvertilgbarkeit. Zehntauſend Mäuſe mehr oder weniger machen keinen bemerklichen Unterſchied in Jahren, welche ihrer Vermehrung günſtig ſind: dieſe Zehntauſend aber ſind fähig, eine halbe Ernte zu vernichten oder viele Morgen junger Waldbäume zu verwüſten.

Man muß die Wühlmäuſe eigentlich Allesfreſſer nennen. Die Schermaus und Waldwühlmaus morden und verzehren kleine Thiere der verſchiedenſten Klaſſen: Würmer, Kerbthiere, Fröſche, Eidechſen, kleine Vögel, deren Eier und andere Mäuſe, und auch Erd- und Feldmaus verſchmähen Fleiſchnahrung keineswegs. Sie alle können ſich durch ihre Raubthiergelüſte in gewiſſem Grade nützlich machen; es iſt aber noch Niemand eingefallen, ihnen für ihre Räubereien zu danken: denn ihre Unthaten wiegen ihre geringen Verdienſte hundertfach auf. Auf jedes Kerbthier, welches ſie vernichten, kommt gewiß eine Pflanze, welche ſie verwüſten. Man möchte die Art und Weiſe, wie ſie das thun, boshaft nennen. Sie greifen den Baum an ſeiner empfindlichſten Stelle, an der Wurzel, an und tödten ihn hierdurch, ohne ihn eigentlich auszunutzen. Der Biber, welcher arg im Walde hauſt, iſt nicht ſo ſchlimm, wie die kleine Wühlmaus. Um die verderbliche Wirkſamkeit dieſer zu würdigen, muß man erfahren haben, daß eine einzige Schermaus zehn fruchttragende Obſtbäume von ſechs Zoll Stammesdurchmeſſer im Laufe weniger Wochen durch Abnagen des feinen Gewurzels vernichtete, daß mehrere dieſer Thiere mehr als reichlichen Zehnten von den Früchten des Gartens, wie von den

Knollengewächsen und dem Getreide erhoben, daß Feld- und Erdmaus zusammen in den Sommermonaten des Jahres 1830 einen mit sechs- bis zwölfjährigem Aufschlag gut bestandenen Buchenwald von 1200, sage zwölfhundert preußischen Morgen vollständig zu Grunde richteten. Wer ein Mäusejahr nicht selbst erlebt hat, ist unfähig, sich eine Vorstellung von der Anzahl dieser verderblichen Thiere zu bilden. Wie Lenz mittheilt, mußten im Jahre 1856 in der fruchtbaren Ebene zwischen Gotha und Erfurt in einem Umkreise von zwei Meilen 8000 bis 12000 Morgen Landes umgepflügt werden, — der Mäuse wegen! Im Kreis von Zabern wurden im Jahre 1822 binnen 14 Tagen 1,570,000 Mäuse gefangen und ausgelöst! Auf einem Gute bei Breslau fing man im Jahre 1857 binnen 7 Wochen 200,000 Stück; einzelne Mäusefänger lieferten an die Breslauer Düngerfabrik täglich 1200 bis 1500 Stück ab. Manchmal schwimmen diese Thiere millionenweise über Flüsse und wandern, Heuschrecken vergleichbar, die grauenvollste Verödung hinter sich lassend, durch das bebaute Land, durch Felder und Wälder. Sie erscheinen, wie Blasius sagt, in einer bestimmten Gegend wie plötzlich aus der Erde gezaubert. Der Boden ist stellenweise so durchlöchert, daß man kaum einen Fuß auf die Erde stellen kann, ohne eine Mäuseröhre zu berühren. Auch am hellen Tage wimmelt es von ihnen; sie laufen ungestört umher. Wenn man sie erschreckt, huschen ihrer sechs bis acht zugleich einem Loche zu und verrammeln sich gegenseitig den Zugang. Es ist nicht schwer, bei solchem Zusammendrängen an den Röhren sechs bis acht von ihnen mit einem einzigen Stockschlage zu erlegen.

Man kommt, auch wenn man die Nahrung der einzelnen Maus so gering als nur möglich anschlägt, bei Schätzungen des Nahrungsverbrauchs solcher Schaaren zu ganz ungeheuren Mengen und Summen, und muß sich dabei immer noch sagen, daß man die wahre Größe des Schadens gar nicht zu berechnen vermag!

Zum Glück des Bestehenden haben die Wühlmäuse in dem gesammten Raubzeug Feinde, welche Großes in der Vertilgung solchen Wildes zu leisten vermögen. Wir nennen die Namen der tüchtigsten Mäusevertilger nochmals, weil wir abermals bitten, nein, weil wir mit aller Bestimmtheit fordern wollen, daß sie heilig gehalten werden; sie heißen: Iltis, Hermelin und Wiesel, Bussard, Thurmfalk, Kauz und Eule. Auch die

anderen Raubthiere thun redlich das Ihrige im Mäuſefang; für ſie aber wollen wir gar nicht bitten, weil wir unſerer Forderung Nichts von ihrer vollen Berechtigung nehmen möchten. Man muß endlich einmal zu der Erkenntniß kommen, daß es nicht gleichgiltig iſt, ob auf einer Flur ein Buſſard- und Eulenpaar, oder ob in demſelben Gebiet zehn Paare dieſer trefflichen Vögel hauſen: denn das eine Paar kann nur etwa 8000 Mäuſe im Jahre vertilgen, während zehn Paare ſchon 80,000 zu ihrer Ernährung nöthig haben. Allerdings pflegt die Natur ſelbſt durch Regen und Kälte dem weiteren Umſichgreifen der Wühlmäuſe ein Ende zu machen: aber dieſes Ende tritt erſt ein, wenn ſo zu ſagen, die Noth am größten geworden, während es für unſere „heiligen" Raubthiere nur dann einen allgemeinen Nothſtand giebt, wenn ſie keine Mäuſe mehr fangen können.

5. Der Biber, Castor Fiber Linné.

(Castor communis Linné, Castor canadensis Kuhl, Castor americanus Cuvier.)

Der einzige Nager, welcher dem Menſchen weichen mußte und wenigſtens faſt ausgerottet wurde, iſt der Biber. Vor hundert Jahren lebte er in allen zuſammenhängenden Laubwaldungen unſerer größeren Flüſſe und Ströme, gegenwärtig findet er ſich nur an ſehr wenigen Orten unſeres Vaterlandes, und ohne des ihm ſeit geraumer Zeit ausdrücklich gewährten Schutzes würde er ſchon ſeit Jahren aus Deutſchland verſchwunden ſein. Daſſelbe Schickſal, welches hier und im übrigen Europa ihn traf, wird ihn in Amerika erreichen. Auch auf der Weſthälfte der Erde iſt er bereits aus allen von den Weißen bewohnten Ländern verdrängt worden und in den Gebieten, welche noch heutigen Tages ihn beherbergen, nimmt er ab von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tage.

Man darf behaupten, daß er ohne ſeine Schuld dem Verhängniß verfallen iſt. Als ächter Nager bringt auch er, ſo lange er lebt, dem Beſitzthum des Menſchen keinen Nutzen, ſondern Schaden; dieſer Schaden iſt es aber nicht, welcher die Urſache zu ſeiner Vertilgung wurde: er wird verfolgt und vernichtet, weil ſeine Erbeutung dem ſelbſtſüchtigſten aller Thiere, Menſch genannt, guten Gewinn abwirft. Jetzt verſucht man, ihn

durch ſtrenge Verordnungen zu ſchützen, einzig und allein, weil man ein ſo theilnahmswerthes Thier nicht für immer und unwiederbringlich verlieren will.

Der Biber bildet eine eigene Familie der Nager, weil er keiner anderen eingereiht werden kann. Seine nächſten Verwandten gehörten der Vorzeit an. Man hat verſucht, den in Amerika lebenden Biber von dem unſrigen zu trennen und auch gewiſſe Unterſchiede zwiſchen dieſem und jenem aufgefunden; die Unterſchiede erſcheinen jedoch zu geringfügig, als

Fig. 42.

Biber.

daß man, auf ſie geſtützt, mit Beſtimmtheit beide Thiere für verſchiedenartige erklären könnte.

Man würde ſchwerlich in Verſuchung gerathen, den Biber mit irgend welchem Säugethiere zu verwechſeln, auch wenn er weniger durch Wort und Bild bekannt wäre, als dies wirklich der Fall iſt. Sein durchaus eigenthümlich gebauter Schwanz ſichert ihn vor Verkennung; dieſer Schwanz iſt es, welcher den großen, plump gebauten Nager zum Biber macht. Doch ſind noch andere Merkmale zu berückſichtigen.

Der Biber iſt nächſt dem braſilianiſchen Waſſerſchwein, dem Paka und dem Stachelſchweine das größte Nagethier. Seine Leibeslänge beträgt 2½ bis 3 Fuß, die Schwanzlänge 11 bis 14 Zoll; das Gewicht kann bei alten Männchen 60 Pfund erreichen. Der Leib iſt ſehr kräftig und etwas plump gebaut, der Kopf dick, breit, flachſcheitelig, die Schnauze ſtumpf, der Schwanz länglich eiförmig geſtaltet, breit und flach, das Bein kurz und ſtark, der Fuß kräftig, fünfzehig. Die Zehen ſind mit derben, langen und ſpitzigen Krallen verſehen, die der Hinterfüße durch breite Schwimmhäute verbunden. Beachtenswerth iſt eine Hornplatte unter dem Nagel der zweiten Hinterzehe, gleichſam noch ein zweiter Nagel, welchen ſie trägt. Augen und Ohren ſind verhältnißmäßig klein. Die Wirbelſäule beſteht aus den 7 Hals-, aus 10 rippentragenden und 9 rippenloſen, 4 Kreuz- und 24 (nach Anderen 28) Schwanzwirbeln, das ſehr kräftige Gebiß aus 20 Zähnen, den ſtarken meiſelförmigen Nagezähnen und 4 Backzähnen in jeder Reihe. Die Kaumuskeln und die, welche den Schwanz bewegen, fallen wegen ihrer unverhältnißmäßigen Entwickelung auf. Am Vorhautskanal und an der Scheide unter dem Fell liegen zwei eirunde oder birnförmige, bis 4 Zoll lange, außen faltige, innen mit einer ſehr gefäßreichen Haut ausgekleidete Drüſenſäcke, welche das für die Arzneikunde wichtige Bibergail, ein ſtarkriechendes, beruhigendes und krampfſtillendes Heilmittel, abſondern. Der Pelz beſteht aus weichem, ſeidenartigem Wollhaar von grauer oder weißgrauer Färbung und langem, derbem Grannenhaar, welches am Grunde ebenfalls grau, an der Spitze aber dunkler oder lichter, ſchwarz, braun, grau, gelb, ſogar weiß gefärbt iſt. Der Schwanz iſt an der Wurzel behaart, in der Endhälfte aber ſchuppig und nur mit wenigen ſchwachen Härchen dürftig beſetzt. Die Schnurrhaare ſind zahlreich und dick, aber kurz.

Die Flüſſe und Seen nördlicher Länder der Erde, deren Ufer mit weichen Holzarten und zwar hauptſächlich mit Pappeln, Weiden und Birken beſtanden ſind, bilden die Aufenthaltsorte des Bibers. Sein Wohngebiet erſtreckt ſich über den nördlichen Theil Europa's, Aſiens und Amerika's, verkleinert ſich aber alljährlich mehr und iſt ſchon jetzt durch weite Strecken und Länder, in denen alle Biber ausgerottet wurden, unterbrochen. Ob er vormals auch in Afrika und Indien vorkam, wie man aus der egyptiſchen Bilderſchrift und Glaubensgeſetzen der Magier folgert, bleibt fraglich. Im

Süden Europa's fand er ſich. Gegenwärtig lebt er noch in Sibirien, Rußland, Polen, Skandinavien und in Deutſchland an den oben (S. 19.) angegebenen Strömen, beſtimmt noch im Anhaltiſchen an der Elbe zwiſchen Barby und Aken, auch bei Wörlitz, hier unter beſonderem Schutze des Herzogs von Anhalt.

Der Biber iſt ein geſelliges Thier, welches einzeln nur in ſolchen Gegenden ſich aufhält, wo es der Ausrottung nahe gebracht worden iſt. An den Flüſſen, Strömen und Seen Nordaſiens und Amerika's, welche im Winter nicht bis zum Grunde ausfrieren, bildet er Anſiedelungen, welche Hunderte von Bewohnern zählen können. Der Einzelne gräbt ſich vom Grunde des Gewäſſers aus eine 30 bis 40 Fuß lange, ſchief nach oben aufſteigende Röhre mit Keſſel und Ausgang nach dem Lande unter dem Uferboden, die Mitglieder einer Anſiedelung erbauen ſich Burgen, und in Flüſſen mit wechſelndem Waſſerſtande Dämme, um das Waſſer aufzuſtauen. Die Burgen, welche regelmäßig im Waſſer, jedoch nah am Ufer ſtehen, ſind backofenartige Gebäude von 6 bis 10 Fuß Höhe über dem höchſten Waſſerſpiegel und 10, 15, 20 und mehr Fuß Durchmeſſer. Sie werden aus Knüppeln, Aeſten und Reiſig aufgeführt, mit Erde und Schlamm gedichtet und ſo feſt zuſammengebaut, daß ſie nicht blos dem Waſſer, ſondern auch den Zerſtörungswerkzeugen in der Hand des Menſchen erheblichen Widerſtand leiſten. Mit dem Lande ſtehen ſie oft durch einen Holzdamm in Verbindung. Im oberen Theile der Burg befindet ſich die Kammer der Thiere; zuweilen liegen auch zwei ſolcher Kammern übereinander. Der Zugang zu ihr iſt eine Röhre, welche vom tiefen Waſſer aus durch den Unterbau der Burg nach oben führt, und gewöhnlich mehrere Zugänge hat. Das Innere der geräumigen Kammer iſt mit Gras und Moos dick ausgefüttert. Größere Bauten, d. h. Dämme, welche 30 bis 300 Fuß lang ſein können, werden ausſchließlich im ſeichten, ſtillen Waſſer ganz ruhiger, von dem Menſchen nicht oder wenigſtens nur ſelten beſuchten Waldungen ausgeführt. Die Dämme ſelbſt beſtehen aus Baumſtämmen, welche nahe am Ufer geſtanden haben und von den Bibern einſeitig ſo angeſchnitten wurden, daß ſie ins Waſſer fallen mußten, aus Knüppeln von verſchiedener Länge und Stärke, welche durch die Thiere zur Stelle geflößt wurden, aus Reiſig, Steinen, Sand, Erde, Moos u. dgl. Außerdem legen die Biber,

wie ſo viele andere Nager, auch Vorrathskammern für den Winter neben oder in ihren Röhren und Burgen an.

Die Lebensgeſchichte des Bibers, entkleidet von allen fabelhaften Zuthaten einbildungskräftiger Jäger und dichteriſch erzählender Naturbeſchreiber, iſt, kurz zuſammengefaßt, folgende:

Der Biber gehört zu den begabteſten Nagethieren. Seine Bewegungen ermangeln zwar der Gewandtheit, ſind aber doch nicht ungeſchickt zu nennen. Im Sitzen nimmt er die Stellung der Eichhörnchen, Murmelthiere und Mäuſe an, bekommt hierdurch ſeine Vorderpfoten frei und gebraucht ſie mit viel Geſchick. Der Gang iſt ſchwerfällig, langſam, watſchelnd, auf unebenem Boden zumal äußerſt unbeholfen. Demungeachtet iſt er im Stande, an Bäumen in die Höhe zu klettern: man hat ihn ſchon oft auf den Köpfen abgeſtutzter Weiden liegen ſehen. Größere Meiſterſchaft bethätigt er im Waſſer. Er ſchwimmt mit tief eingeſenktem Leibe, zwar nicht mit der Behendigkeit des Fiſchotters, jedoch immerhin ziemlich raſch und ſehr ausdauernd, taucht auch ganz vorzüglich und kann lange unter Waſſer verweilen. Beim Schwimmen rudert er faſt ausſchließlich mit den Hinterfüßen und ſteuert mit dem Schwanze; die Vorderfüße gebraucht er z. B. gar nicht, wenn er irgendwelche Laſten durchs Waſſer ſchleppt oder flößt. Unter ſeinen Sinnen dürfte der Geruch oben anſtehen; Geſicht und Gehör ſind weniger entwickelt, Gefühl und Geſchmack nicht zu beurtheilen. Die geiſtigen Fähigkeiten dürften denen anderer hochſtehender Nager ungefähr gleichſtehen. Sicherlich iſt der Verſtand weit geringer, als man, verführt durch die Kunſtfertigkeit des Thieres, oft angenommen hat. Der Biber iſt ſcheu, vorſichtig, mißtrauiſch, wird durch Erfahrungen gewitzigt und beweiſt, daß er ein gutes Gedächtniß hat; er zeigt ſich friedlich unter ſeines Gleichen, muthig und kampfluſtig dem ihn bedrohenden Feinde gegenüber; er bekundet Ueberlegung beim Aufbau ſeiner Wohnung und namentlich dadurch, daß er an ihr nothwendig werdende Verbeſſerungen anbringt: Aehnliches aber ſehen wir auch vom Eichhorn, vom Murmelthier und anderen Nagern, ohne daß es uns deshalb einfallen ſollte, ihren Verſtand bewundernd zu preiſen. Im Umgange mit dem Menſchen beweiſt der Biber ſehr wenig Bildungsfähigkeit; er wird zwar erträglich zahm, läßt ſich aber zu Nichts abrichten, und lernt auch ſeinen Gebieter nur dann von anderen Menſchen kennen,

wenn er ſehr jung in die Geſellſchaft des Menſchen kam und ſorgfältig behandelt wurde.

Pflanzenſtoffe mancherlei Art, hauptſächlich aber die ſaftige Rinde der Weiden, Eſchen, Aspen und Birken bilden die Nahrung dieſes ſonderbaren Geſchöpfes. Er ſchneidet Schößlinge und Stämme von Zoll- bis mehr als Fußdicke ab, entäſtet ſie, nachdem ſie zu Falle gekommen, theilt die Aeſte und Zweige in tragbare Stücke und ſchleppt dieſe, manchmal unter Zuhilfenahme Anderer ſeiner Art dem Waſſer zu, wo er ſie aufſpeichert und gelegenerzeit entſchält. Von der Rinde ſtehender Bäume äſt ſich der Biber nicht; das Fällen des Baumes ſcheint ihm Bedürfniß zu ſein. Außer der Rinde frißt er Knollen, Wurzeln, Schachtelhalm, Seeroſen und andere Waſſerpflanzen. Er äſt ſich, auf dem Hintertheile ſitzend, indem er ein Aſtſtück mit beiden Vorderhänden packt, es fortwährend ſchnell herumdreht und währenddem eifrig mit den Zähnen ſchält und nagt.

Die Thätigkeit des Bibers beginnt erſt nach Einbruch der Dämmerung. Bei Tage liegt er im Bau oder in der Burg verſteckt, bei Hochwaſſer auf dem Dach der letzteren oder auf niederen Weiden. Beim Ausgehen pfeift er laut und fällt dann mit Geräuſch ins Waſſer. Zuerſt ſchwimmt er in der Nähe des Baues auf und nieder, um zu ſichern, hierauf dehnt er ſeine Streifzüge weiter aus, und endlich ſteigt er ans Land, um Holz zu ſchneiden. Er entfernt ſich halbe Meilen weit vom Bau, kehrt aber immer in derſelben Nacht zu ihm zurück. So treibt er es allnächtlich jahraus, jahrein; nur beſondere Ereigniſſe, veränderter Waſſerſtand oder der Winter z. B. unterbrechen die Gleichmäßigkeit dieſes Lebens. Das Waſſer zerreißt die Dämme, welche dann wieder gebaut werden müſſen und gewöhnlich auch in der erſten Nacht nach dem Unfall wieder gebaut werden; der Winter feſſelt oft wochenlang an das Haus und zwingt den Biber, ſich von den aufgeſpeicherten Vorräthen zu äſen, obwohl es ihm ein Leichtes wäre, ſich, wie ſonſt auch, im Walde Nahrung zu holen; denn das Eis iſt ihm kein Hinderniß: er bildet ſich, wenn er ſonſt will, durch Nagen überall eine Pforte in der kriſtallnen Decke, welche ihm den Zugang zu ſeiner Hausthür verſperrt.

Februar und März ſind die Zeit der Paarung. Bei ihr kommt wahrſcheinlich das Bibergail zur Geltung: es dient unzweifelhaft dazu, das andere Geſchlecht herbeizulocken. Sechs bis acht Wochen ſpäter, im Mai

und Juni, wirft das Weibchen im Bau ſeine Jungen, 2 bis 5 an der Zahl, welche blind zur Welt kommen und lange geſäugt und noch länger geführt werden von der zärtlichen Mutter. Der Vater ſcheint ſich nicht um die Erziehung zu bekümmern; er ſchweift während des Sommers umher und findet ſich erſt im Herbſt wieder in der Anſiedelung oder bei den Weibchen ein.

Fell und Bibergail, welche beide hoch im Preiſe ſtehen, treiben den amerikaniſchen Jäger mächtig zur Jagd des Bibers an. Je ſeltener dieſer wird, um ſo lohnender iſt die glückliche Jagd, um ſo beſchwerlicher aber auch und gefährlicher. Der „Trapper“ muß gegenwärtig Hunderte von Meilen durchwandern, ehe er Fallen auf den Biber ſtellen oder ihm mit der ſicheren Büchſe in der Hand auflauern kann; er muß gewärtig ſein, daß er nicht blos mit Hunger und Entbehrung, ſondern auch mit Indianern zu kämpfen hat. Viele der kühnen Männer, welche mit ihrem Laſtthier nach „dem fernen Weſten“ zogen, ſind nimmer wiedergekehrt; die Kugel eines Indianers oder der Mangel haben ſie getödtet. Aber Geldgewinn gilt viel und das Leben ſehr wenig da drüben; deshalb finden ſich immer wieder Nachfolger der Verunglückten. Fang und Jagd ſelbſt erfordern zwar Uebung und Kenntniß der Sitten und Gewohnheiten des Thieres, ſind dann aber ergiebig. Die meiſten Biber werden im Tellereiſen gefangen, welches, mit Bibergail verwittert, im oder neben dem Waſſer aufgeſtellt wird. Verwundete oder geängſtigte Biber pflegen ſich, wenn ſie können, in der Tiefe an einer Wurzel oder einem anderen Holzſtück feſtzubeißen und trotzen dann der Kraft mehrerer Männer. Dagegen denken ſie nicht daran, ſich durch Abſchneiden des vom Eiſen gefaßten Beines zu befreien. — Bei uns zu Lande iſt von Biberjagd ſelbſtverſtändlich nicht zu reden.

Das Wildpret des Thieres wird als zart und wohlſchmeckend gerühmt.

Bei geeigneter Pflege hält der Biber viele Jahre lang in der Gefangenſchaft aus. Im Schloßgarten zu Nymphenburg bei München, wo regelmäßig Biber gehalten wurden, ſoll einer über 50 Jahre gelebt haben. Ein Paar hat ſich dort auch fortgepflanzt. Man ernährt die Gefangenen mit Weiden- und Pappelrinde; ſie freſſen aber auch die Blätter dieſer Bäume, Obſt und Brod. In ihren Hütten bereiten ſie ſich aus ſchmalen, langen Spänen, welche ſie ſich ſelbſt zuſchneiden, hübſche Neſter. Dies

berichtet Lenz; von anderen Gezähmten erzählen die amerikaniſchen Reiſenden und Forſcher. Wir waren nicht ſo glücklich, lebende Biber zu ſehen, obgleich wir wiederholt Thiergärten beſucht haben, in denen ſolche gehalten wurden. Wenn man den Gefangenen die nöthige Freiheit gewährt, treiben ſie es ganz wie in der Freiheit und kommen nur des Nachts zum Vorſchein.

Die Tonkünſtler des Waldes.

Zwölfter Abſchnitt.

Die Meiſterſänger.

Mit dem Wort „Sänger“ bezeichnet der Vogelkundige gegenwärtig eine ſehr geringe Anzahl von Vögeln, — weit weniger, als nach unſerem Dafürhalten recht und billig iſt. Man will dieſen Ehrentitel jetzt ausſchließlich den Grasmücken zugeſtehen und ſelbſt der Sänger Königin Nachtigall mit jenen nicht vereinigen.

Wir ſind von anderen Grundſätzen ausgegangen. Ohne die wirklich verwandten Singvögel zu trennen, haben wir im Nachſtehenden die Mitglieder verſchiedener Sippen und Familien zuſammengeſtellt, welche durch ihren herrlichen Geſang ſich auszeichnen. Auch unter den Meiſterſängern in unſerem Sinne giebt es höher oder minder Begabte, nicht aber wirkliche Stümper. Die Meiſterſänger ſind es, welche der Waldesdichtung das rechte Wort leihen und zum Wort den rechten Klang zu finden wiſſen; ihnen zumeiſt dankt der Wald die Liebe, mit welcher wir an ihm hängen.

Es iſt ein eigenes Ding um die Stimmen im Walde. Wir mögen, wenn wir ſie erſt kennen und unterſcheiden gelernt, keine einzige miſſen, weil wir ſie alle, die leitenden, wie die begleitenden, zum Waldkonzert nöthig erachten. Aber nur die erſteren ſind geeignet, uns zu begeiſtern. Wir können manche Vogelſtimmen im Walde entbehren, ohne uns dieſer Entbehrung bewußt zu werden; wir fühlen es aber, wenn dem Walde einer ſeiner Meiſterſänger fehlt. Die begleitenden Stimmen des Waldkonzerts ſind uns erfreulich, die leitenden nothwendig; ſie ſind es, durch die das Wort Waldkonzert Urſprung und Bedeutung erhielt.

Man hat die Sänger des Waldes oft Künstler genannt und damit keineswegs zu viel gesagt. Sie sind Künstler und ihre Lieder Kunstwerke. Die Nachtigall wird nicht als Künstlerin geboren: sie wird solche erst durch eifriges Lernen, durch Ringen nach dem Vollendeten. Ihre Begabung bringt sie mit auf die Welt, nicht aber ihr Lied. Dieses muß auch sie sich schaffen. Sie muß die hohe Schule der Kunst hinter sich haben, ehe sie zur schlagenden Nachtigall werden kann. Von den älteren Meistern lernt sie ihr Singen: die Fülle und die Rundung der Töne, den Aufbau der Strophen und den Vortrag; — ihr Lied aber ist demungeachtet ihr volles Eigenthum, eine von ihr durchdachte Tondichtung, welche im Einzelnen wechselt, welche entsteht und vergeht, wie ihre Gefühlsstimmung. Es giebt nicht zwei Nachtigallen, welche genau dasselbe Lied vortragen und auf gleiche Weise vortragen; jede Einzelne vielmehr hat ihr Eigenthümliches, aus sich heraus Gestaltetes. Ebenso ist es bei anderen Sängern, und eben deshalb dürfen wir sie als Künstler betrachten, — wie die Liebhaber und Kenner, welche das Einüben der Lieder bezeichnend „Dichten" nennen, es schon längst gethan haben.

Die Meistersänger gehören verschiedenen Familien an. Sie sind durchgehends kleine oder höchstens mittelgroße Vögel, meist von unscheinbarer Färbung. Der Wald ist und bleibt ihr bevorzugter Aufenthalt, obwohl einzelne auch in Baumpflanzungen und Gärten zusagende Wohnsitze finden. Munter und lebendig, auch lebensfroh und heiter sind sie alle. Ihr Tagewerk beginnt mit dem Grauen im Osten und endet erst, wenn die Nacht bereits vollständig eingetreten. Sie begrüßen singend den ersten Schimmer des Tages und singen dem letzten nach. In den Mittagsstunden sind sie stiller, als in den Früh- und Abendstunden des Tages. Diese werden dem Gesange, jene dem Aufsuchen der Nahrung und der Ruhe, jedoch nicht dem Schlafe gewidmet.

Auch wenn man den neueren Forschern, welche unsere Sänger als die höchstbegabten aller Vögel ansehen, nicht beistimmt, muß man den wohlgebauten, bewegungsfähigen, sinnesscharfen, klugen und fröhlichen Geschöpfen eine hohe Stellung unter ihren Klassenverwandten zugestehen und in der Gesangesgabe einen ihnen eigenen Vorzug anerkennen. Die Meistersänger sind anmuthige Vögel, welche leicht und gewandt fliegen, rasch laufen, ebenso geschickt im Gezweig, wie auf dem Boden sind und, theil-

weiſe wenigſtens, ſelbſt am oder im Waſſer ſich heimiſch fühlen. Ihre Sinne ſind vortrefflich. Sie nehmen ein kleines Kerbthier auf große Entfernung wahr, bekunden, daß ſie ein in jeder Hinſicht ausgebildetes Gehör beſitzen, beweiſen einen ziemlich entwickelten Geruch, in ihrer Art auch einen guten Geſchmack und legen eine ſo große Empfindlichkeit an den Tag, daß man auf ein feines Gefühl ſchließen darf. Ihr Verſtand kann nicht unterſchätzt werden. Sie ſind aufmerkſam, klug, ſelbſt in gewiſſem Grade liſtig, wachſam; ſie ſind heiter, aber dabei ſelbſtbewußt, faſt ſtolz, leicht erregt, ſehr ehrgeizig, geſellig, jedoch ſelbſtſtändig, friedlich, aber nicht feig: kurz, ſie beſitzen hundert gute Eigenſchaften und ſehr wenig ſchlechte — Alles natürlich nach unſerem Maßſtabe bemeſſen. Die Erkenntniß dieſer Eigenſchaften, in welcher alle Liebhaber mit uns übereinſtimmen dürften, erhalten ihnen die Zuneigung des Menſchen, deſſen Herz ihnen ihr Geſang gewann.

Alle Meiſterſänger ſind — Raubthiere. Sie nähren ſich, wenn auch nicht ausſchließlich, ſo doch vorzugsweiſe von anderen Thieren, allerdings nur von Kerbthieren, Spinnen und Schnecken, deren Fang und Tödtung wir nur bei ihnen und anderen Vögeln nicht als Raub anſehen, — ſei es, weil wir erſt ſeit neuerer Zeit ſolchen Raub als der Beachtung werth erkennen oder ſei es, weil wir auf unſere Lieblinge auch nicht einmal den Schein eines Makels werfen wollen. Anderen Thieren gegenüber verfahren wir anders, wie die Worte Raubkäfer, Raubweſpe ꝛc. zur Genüge beweiſen.

Die Nahrung der Sänger iſt die Urſache ihrer regelmäßigen Wanderungen. Unfähig, die vor der Kälte ſich verbergenden Kerbthiere aus ihren Schlupfwinkeln hervorzuziehen, muß ihnen der reiche Wald im Winter als ödes, ungaſtliches Gebiet erſcheinen, und dies um ſo mehr, als auch die wenigen Beeren, welche ſie als Leckerei gern annehmen oder die Sämereien, welche wenigſtens einzelne von ihnen neben den Kerbthieren aufleſen, ihnen dann ebenfalls entrückt ſind. Wohl oder übel alſo müſſen ſie ſich entſchließen, unter milderen Breiten ſich eine gaſtliche Herberge für die böſe Zeit des Winters zu ſuchen. Sie verlaſſen uns im Herbſt, reiſen bis Südeuropa oder Nordafrika und ſelbſt bis in das tiefere Innere des glühenden Erdtheils, bis nach Habeſch und anderen Quellenländern des Nil z. B., verweilen dort während der kalten und armen Zeit und kehren wieder zurück in

die Heimath, wenn der lachende Frühling dort einzieht, gleichsam als Boten und Verkündiger desselben. Diese Wanderungen verändern ihr ganzes Wesen: Eine nicht zu unterdrückende Unruhe belebt oder quält sie; die Nacht wird ihnen zum Tage, zur Wanderzeit, der Tag zur Nacht, zur Zeit der Ruhe. Banden, welche sie während des Sommers fesselten, lockern sich, und Verbindungen, welche ihnen sonst gleichgiltig waren, werden scheinbar mit Vergnügen geschlossen; widerstrebende Gefühle beherrschen sie*).

Die Tage nach der Rückkehr in die Heimath sind die Jubel- oder eigentliche Sangeszeit der Meistersänger. Sie bringen die Liebe mit sich aus der Ferne. Begeistert schmettern sie ihre Lieder, welche sie in der Fremde wieder einübten, aus voller Brust; muthig erringen sie sich „der Minne Sold". Auch für sie giebt es harte Kämpfe zu bestehen: aber sie kämpfen weniger mit Schnabel und Klau, als mit dem Liede. Mit ihm siegen sie, mit ihm werden sie besiegt. Der beste Sänger erkürt sich das Weibchen, zu dem er sich hingezogen fühlt: — selbst die schon verbundene Gattin *soll* ihren Gatten verlassen, wenn sie einen Würdigeren findet. Solche Zwischenfälle abgerechnet, leben die Sänger in treuer Ehe, in treuerer noch, als die meisten übrigen Vögel. Die einmal verbundenen Gatten theilen gemeinsam Freud und Leid, halten innig zu einander, verlassen gleichzeitig die Heimath und kehren gleichzeitig wieder zurück, tragen zu gleichen Theilen die Mühe und Last der Erziehung ihrer Kinder ꝛc.: es ist sogar wahrscheinlich, daß das Weibchen nur dann zwischen zwei Bewerbern schwankt, wenn es noch keines Liebe genossen.

Ueber das Brutgeschäft gedachter Vögel läßt sich im Allgemeinen wenig sagen. Das Nest pflegt ein wohlgerundeter Bau zu sein, welcher gewöhnlich frei, seltener in Höhlungen steht; das Gelege besteht aus etwa 4 bis 8 Eiern. Einzelne brüten einmal, die Meisten aber zweimal im Laufe des Sommers.

In Deutschland tritt der Mensch nur vereinzelt und blos wenigen Meistersängern als Feind gegenüber — im südlichen Europa befehdet sie, und zwar sie alle, Jedermann. Die abscheuliche Mörderei der Italiener und Spanier gilt nicht blos den *Drosseln*, sondern auch der anmuthigen *Stelze* oder der königlichen *Nachtigall*. Unser gesammtes Raubzeug, welches natürlich auch die Meistersänger nicht verschont, fügt ihnen weit

*) Ausführlicheres über den Vogelzug bietet mein (Brehm's) „Leben der Vögel", Glogau, Flemming, 1861.

weniger Unheil zu, als der „Herr der Schöpfung“. Fast lächerlich erscheint es dem wahren Freunde der Vögel, wenn er jener Mörderei gegenüber klagen hört über die Gewaltthaten der „Liebhaber“, welche gerade unsere Meistersänger besonders lieb haben und sie deshalb an sich zu fesseln suchen. Der Vogler, welcher den Namen Liebhaber wirklich verdient, bringt, auch wenn er mit Netz und Schlinge im Walde umherstreift, diesem ungleich weniger Schaden, als die Südeuropäer, die Raubthiere und endlich jene unreifen und unnützen Buben, welche unter der Maske von angehenden Forschern nesterplündernd und eierraubend durch Feld und Hag streifen — von unwissenden Eltern und Lehrern vielleicht ermuntert. Sie und Habicht oder Sperber sind bei uns zu Lande als die gefährlichsten Feinde der edlen Sänger anzusehen und gebührend in Schranken zu halten.

1. Die Nachtigallen, Luscinia Brisson.

Unter allen Sängern gebührt den Nachtigallen die erste Stelle. Sie stehen leiblich oder geistig hinter keinem Singvogel der Erde zurück und übertreffen alle durch ihren wundervollen Gesang.

Bis jetzt hat man nur wenig Vögel kennen gelernt, welche ihnen leiblich ähneln: sie stehen vereinzelt unter der zahlreichen Schaar ihrer Verwandten. Es kennzeichnen sie eine für die eigentlichen Sänger ziemlich bedeutende Größe, ein großer Kopf, ein gestreckter, pfriemförmiger Schnabel, welcher vor der Spitze einen seichten Einschnitt hat, mittellange, stumpfe Flügel, ein ziemlich langer Schwanz und verhältnißmäßig hohe Füße. Das Gefieder liegt knapp an und ist bei beiden Geschlechtern gleich, im Jugendzustande aber abweichend gefärbt. Bezeichnend für die Nachtigallen ist das große, ausdrucksvolle Auge, mindestens beachtenswerth die allen gemeinsame rostrothe Färbung des Schwanzes.

In Deutschland leben zwei bestimmt verschiedene Arten dieser Gruppe: die Nachtigall und der Sprosser.

Die Erstgenannte führt bei uns zu Lande eigentlich nur den einen bedeutungsvollen Namen; denn alle Benennungen, welche die Lehrbücher neben demselben aufzählen, leben nicht im Volksmunde und sind mehr als erkünstelte zu bezeichnen. Der wissenschaftliche Name ist Luscinia Philomela Brehm (Motacilla Luscinia Linné, Sylvia Philomela

Sphaerium rhomboideum (Say). Common. Found in Bear Creek, Beaver Creek, Big Creek, Cedar Creek, Clear Creek, Deer Creek, Elk Creek, Fall Creek, Flat Creek, Hickory Creek, Indian Creek, Little Creek, Mill Creek, Otter Creek, Pine Creek, Rock Creek, Sand Creek, Spring Creek, Stony Creek, Turkey Creek, Walnut Creek, Wolf Creek, Yellow Creek, Big Muddy River, Kaskaskia River, Little Wabash River, Saline River, Skillet Fork, Wabash River, Big Lake, Crab Orchard Lake, Devil's Kitchen Lake, Little Grassy Lake, Lake Murphysboro, Pyramid Lake, Rend Lake, Sand Lake, Lake Wilderness, Wolf Lake.

Musculium securis (Prime). Common. Found in Bear Creek, Beaver Creek, Big Creek, Cedar Creek, Clear Creek, Deer Creek, Elk Creek, Fall Creek, Flat Creek, Hickory Creek, Indian Creek, Little Creek, Mill Creek, Otter Creek, Pine Creek, Rock Creek, Sand Creek, Spring Creek, Stony Creek, Turkey Creek, Walnut Creek, Wolf Creek, Yellow Creek, Big Muddy River, Kaskaskia River, Little Wabash River, Saline River, Skillet Fork, Wabash River, Big Lake, Crab Orchard Lake, Devil's Kitchen Lake, Little Grassy Lake, Lake Murphysboro, Pyramid Lake, Rend Lake, Sand Lake, Lake Wilderness, Wolf Lake.

ungeachtet erfordert es eine sehr sorgfältige Prüfung, um beide Arten sicher zu bestimmen.

Die Nachtigallen bewohnen die buschreichen Laubwaldungen Mittel- und Südeuropa's vom südlichen Schweden an. Der Sprosser gehört dem Osten, die Nachtigall dem Westen des Erdtheils an; jener ist der vielgepriesene „Bülbül" der Türken und Perser, diese die „Nachtigall" unserer Dichter. Bemerkenswerth ist, daß der Sprosser fast nur im Weidengebüsch lebt, während die Nachtigall weniger wählerisch ist. Die Ufer der Flüsse sind für beide die beliebtesten Aufenthaltsorte; niederes, dichtes Buschwerk mit möglichst viel Wasser ist die unerläßliche Bedingung, welche sie an einen zur Ansiedelung geeigneten Ort stellen. Nadelwälder meiden sie, und im Gebirge finden sie sich nur spärlich, eigentlich blos im Süden Deutschlands oder Europa's. Beide Arten sind Sommervögel, welche erst ziemlich spät im Frühlinge zu Ende Aprils oder im Anfange des Mai bei uns eintreffen, bis Ende Augusts in der Heimath verweilen und sich dann auf die Winterreise begeben, welche sie bis in das tiefe Innere Afrika's führt.

In ihrem Leben und Wesen unterscheiden sich die Nachtigallen in vieler Hinsicht von anderen Sängern. Ihr Betragen hat etwas Ernstes, Würdiges. Sie sind ruhiger, als andere Meistersänger, jedoch keineswegs träge, faul oder heftiger Erregungen unfähig. Man könnte ihr Wesen vielleicht als ein männliches bezeichnen, gegenüber dem Betragen der Grasmücken, in welchem man eine weibische Hast und Unruhe nicht verkennen kann. Die Nachtigallen sind bedächtig und gleichwohl muthig oder dreist; sie sind ehrgeizig im höchsten Grade, selbstbewußt und nichts weniger als bescheiden, vielmehr sehr anspruchsvoll und herrisch. Ein Nebenbuhler kann sie in die größte Aufregung versetzen und zu übermäßigen, ja geradezu tödtlich werdenden Anstrengungen veranlassen. Erst vorigen Frühling fiel eine eifersüchtig schlagende Nachtigall in unserem Garten inmitten ihres schönsten Liedes todt zur Erde herab: die allzugroße Erregung hatte sie getödtet; wahrscheinlich war eines der Blutgefäße ihrer liederreichen Brust zersprengt worden. In ihrem Gebiet duldet die Nachtigall keinen Nebenbuhler, und hier bekämpft sie den Eindringling nicht allein im Gesange, sondern auch mit dem Schnabel, welcher dann zur Waffe in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes werden muß. Dagegen lebt sie in Frieden mit anderen größeren

Geſchöpfen. Vor dem Menſchen ſcheut ſie ſich durchaus nicht. Sie zeigt ſich ihm zwar ungern, ſiedelt ſich aber unbedenklich in deſſen unmittelbarer Nähe an und läßt ſich im Geſange durch einen nicht allzudringlichen Lauſcher kaum ſtören: — ſie benimmt ſich im Gegentheil, als erfreue es ſie, wenn ſie Hörer ihrer wonnigen Lieder findet.

Die Nahrung beſteht aus Kerbthieren, deren Larven und Eiern, aus Würmern, kleinen zarten Schnecken und Beeren. Das Aufſuchen derſelben zwingt die Nachtigallen, ſich viel am Boden aufzuhalten. Dort hüpfen ſie in bezeichnender Haltung geſchickt und raſch umher. Sie tragen ſich ſtets ſehr aufrecht, laſſen gewöhnlich die Flügel hängen und heben den ein wenig ausgebreiteten Schwanz über ſie empor. Wenn Etwas ihre Aufmerkſamkeit beſonders erregt, wippen ſie mit dem Schwanze auf und nieder. Im Gebüſch bewegen ſie ſich weniger und langſamer; ſie verweilen hier oft minutenlang auf ein und demſelben Aſte. Ihr Flug iſt leicht und ſchnell, ſcheint ſie aber bald zu ermüden, weil ſie bei Tage wenigſtens nur höchſt ungern größere Strecken überfliegen. Eigentliche Flugkünſte ſind ihnen fremd, und ihre Reiſen geſchehen, im Bewußtſein der ihnen mangelnden Fertigkeit, nur des Nachts.

Der Schlag der Nachtigallen bezeichnet die Zeit ihrer Liebe, und ſomit iſt das Dichterwort: „Nur ſo lang ſie liebten, waren ſie“ gerechtfertigt. Unſere Nachtigallen brüten einmal im Jahre: daher währt ihre Sangeszeit auch nur wenig Wochen. Man hat mehrfach verſucht, den Schlag der Nachtigallen durch Silben auszudrücken; dieſe Verſuche ſind jedoch höchſtens als eine ſtümperhafte Spielerei oder ſpieleriſche Stümperei anzuſehen. Ein ſo vollendetes Kunſtwerk, wie es dieſer unvergleichliche Geſang iſt, läßt ſich nicht beſchreiben, ſondern will gehört und nachempfunden ſein, wenn es verſtanden oder begriffen werden ſoll. Dem, welcher die Nachtigall nicht hörte und in einer gewiſſen Stimmung hörte, ſchlägt ſie nicht. Beſchreibend darf man ſagen, daß dieſer Geſang, welcher ſeiner beſtimmt abgeſchloſſenen oder abgetrennten Theile wegen Schlag genannt wird, aus 20 bis 30 verſchiedenen Abtheilungen beſteht und durch die Art und Weiſe der Verbindung ſeinen größeren oder geringeren Werth erhält. Der Schlag der einzelnen Nachtigall iſt von dem einer anderen regelmäßig verſchieden; jedoch gleichen ſich die Nachtigallen einer Gegend gewöhnlich im Aufbau und in der Aneinanderreihung der Strophen. Beide Arten ähneln ſich auch in ihrem

Schlage, ohne ſich aber zu gleichen. Auch dieſes Verhältniß iſt ſchwer mit Worten auszudrücken. Man ſchildert beider Schlag vielleicht richtig, wenn man ſagt, daß der eine wie der andere unerreichbar daſtehen, keiner den anderen übertrifft. „Die Nachtigall hat den Schmelz und die Innigkeit, der Sproſſer die Fülle und die Stärke; ſein Schlag iſt ein majeſtätiſches Andante, der Schlag der Nachtigall ein liebliches Allegro; der Sproſſer vertritt im Liede die männliche Kraft, die Nachtigall die weibliche Anmuth. An Reichthum der Töne und Strophen wetteifern beide mit einander.“*) Kenner haben noch herausgefunden, daß im Schlage des Sproſſers die Strophen kürzer und durch längere Pauſen getrennt, auch reicher an tiefen „Glocken-“ oder „Stahltönen“ ſind, als die entſprechenden im Liede der Nachtigall. Da, wo beide Arten gemeinſam vorkommen, wie in Pommern, nimmt der Sproſſer manche Strophen aus dem Schlage der Nachtigall an und wird dann zum Zweiſchaller.

Sehr verſchieden vom Schlage ſind die Unterhaltungstöne der Nachtigallen. Der Lockton des Sproſſers läßt ſich durch die Silbe „Glock“, der Warnungsruf durch „Dawit“, der Ausdruck des Zornes durch „Arr“ bezeichnen; die Nachtigall lockt durch ein pfeifendes „Wid“, warnt durch „Karr“ oder „Zerr“, bezeigt ihre Zufriedenheit durch „Tack, tack“ und bekundet ihren Zorn durch „Näh“ und „Schräak“.

Dieſe Töne ſind es, welche den herrlichen Sängern bleiben, wenn ihre Lieder verſtummten. Gefangene beginnen mit dem „Dichten“ oder Einüben ihres Schlages bereits im December oder Januar, Freilebende aber wahrſcheinlich viel ſpäter; beide enden ſchon mit Beginn des Sommers. Am eifrigſten ſchlagen ſie, kurz, ehe ſie die geliebte Gattin erwarben oder wieder erwarben; dann bethätigen ſie ihren Namen. Während das Weibchen brütet, ſchlägt das Männchen, in der Nähe des Neſtes verweilend, eifrig noch in den Früh- und Abendſtunden; wenn die Jungen dem Ei entſchlüpft ſind, verſtummt es.

Die Paarung erfolgt in der Mitte des Mai; das Gelege, welches 4 bis 6 glattſchalige, einfarbig olivengrüne oder auf blaßgrünem Grunde röthlichbraun gewäſſerte Eier enthält, pflegt zu Ende des Monats vollſtändig zu ſein. Das Neſt iſt ein verhältnißmäßig großes, unordentliches

*) A. E. Brehm, „Das Leben der Vögel“.

Bauwerk, beſteht aus dürren Blättern, Stroh und Halmen, iſt inwendig roh mit denſelben, nur etwas gewählteren Stoffen und mit Haaren ausgefüttert und wird nahe am Boden oder auf dieſem ſelbſt im Gebüſch und Geniſt, im Graſe und in Höhlungen angelegt. Die Sorge für die Eier fällt ausſchließlich der Mutter anheim. Sie brütet ſehr eifrig und ſucht bei drohender Gefahr die Augen des Feindes durch allerlei Künſte der Verſtellung von der Brut ab und auf ſich zu lenken, indem ſie ſich lahm ſtellt und wie mit gebrochenem Flügel halb auf, halb über dem Boden dahin flattert; ſie liebt auch die bereits ausgeflogenen Jungen noch mit großer Zärtlichkeit. Im Juli iſt das Brutgeſchäft vollendet.

Es bedarf kaum der Verſicherung, daß die Nachtigallen vollkommen unſchädliche Thiere ſind, noch weniger aber der Hervorhebung ihres Nutzens. Nur die Bitte möchten wir ausſprechen, daß der Vogel, welcher Hunderten Genuß und Freude und dadurch einen durch Werthſchätzungen nicht auszudrückenden Gewinn bringt, niemals mißbraucht werde. Einen alten, verſtändigen Vogler, welcher ſich im tiefen Walde ſeine Nachtigall fängt, um ſich auch im Zimmer an ihrem Geſange zu erlaben, darf man unbeſorgt gewähren laſſen; denn er wird dem Vergnügen Anderer keinen Eintrag thun: — dem Frevler aber, welcher am unrechten Orte oder zur unrechten Zeit mit Netz und Schlinge hinter den Nachtigallen herzieht, ſoll man mit jeder Waffe entgegentreten und ihm ſein Handwerk legen.

Die Nachtigallen ſind leicht zu erlegen und faſt ebenſo leicht zu fangen — wie, wollen wir Niemand ſagen. Dagegen halten wir es, weniger unſerer, als der Nachtigallen wegen, für nöthig, zu bemerken, daß eine friſch gefangene Nachtigall die größte Sorgfalt beanſprucht, wenn ſie ſich im Käfig eingewöhnen ſoll. Nur eine in den erſten Tagen nach ihrer Ankunft gefangene Nachtigall verſchmerzt in geraumer Zeit den Verluſt ihrer Freiheit und thut Dies nur dann, wenn man ihr anfänglich ſo viele Mehlwürmer reicht, als ſie freſſen will. Erſt nachdem ſie dieſe tage- und wochenlang ohne Anſtand verzehrt, darf man ſie an das billigere Stubenfutter gewöhnen. Ein ſolches bereitet man, indem man fein geriebene altbackene Semmel oder beſſer Zwieback mit einigen Tropfen reinem Baumöl anfeuchtet und dann zu gleichen Theilen etwa mit ausgepreßtem, ſüßen Quark oder gepreßter Milch, klargeriebenen Möhren, feingehacktem Rinderherz, Ameiſenpuppen, hartgekochtem, zerriebenem Eidotter und fein zermahlenem Hanf vermiſcht.

Dieſes Futter muß man täglich zwei Mal friſch anfertigen und zu regelmäßigen Zeiten reichen. Reinlichkeit, Ordnung und Pünktlichkeit, Sanftmuth in der Behandlung, ein geräumiger, oben mit Wachstuch bedeckter Bauer und andere Erforderniſſe zum Wohlbefinden gefangener Vögel dürfen bei der Nachtigall am wenigſten verabſäumt werden. Wer ſich der wirklich großen Mühe, einen Vogel nach Gebühr zu pflegen nicht unterziehen will, frevelt, wenn er den Vogel ſeiner Freiheit beraubt; denn er nimmt ihm nicht blos dieſe, ſondern auch das Leben.

2. Die Grasmücken, Curruca Brisson.

Nächſt den Nachtigallen werden die Grasmücken als die vorzüglichſten Sänger betrachtet. Sie gehören einer artenreichen Familie — oder, wie Andere wollen, Sippe — der Sänger an, welche ſich über die alte Welt verbreitet und bei uns durch fünf oder ſechs Mitglieder vertreten iſt. Sie ſind klein, ihre kurzen Füße ſtämmig, ihre Flügel mittellang; der Schnabel iſt eher kegel- als pfriemförmig; das Gefieder iſt locker, der Hauptfarbe nach grau, mit einfacher Zeichnung. Beide Geſchlechter gleichen ſich bei einigen Arten und unterſcheiden ſich bei anderen, deren Jungen dann dem Weibchen ähneln. In ihrer Lebensweiſe und im Betragen unterſcheiden ſich alle Arten nur wenig.

Wenn man von den außerdeutſchen Grasmücken abſieht, laſſen ſich die unſrigen mit wenig Worten kennzeichnen.

Obenan ſteht die Sperber- oder geſperberte, große, blaue, ſpaniſche Grasmücke, Curruca nisoria Koch (Sylvia nisoria Bechstein). Sie iſt 7 Zoll lang und 10½ Zoll breit, auf der Oberſeite tief aſchgrau, auf der Unterſeite weißlich, dunkelgrau gewellt oder geſperbert; der Zügel iſt dunkelgrau, der Augenſtern gelb; die äußerſte Schwanzfeder iſt auf beiden Fahnen weiß geſäumt. Bei den unvermauſerten Jungen iſt die Unterſeite nicht geſperbert und der Augenſtern braun. — Buſchreiche Flußufer, Feldgehölze, Hecken und Gärten der Ebenen Mitteleuropa's von der Lombardei an bis Schweden ſind ihre Heimath. Doch fehlt ſie in vielen Gauen und Ländern gänzlich und meidet namentlich Gegenden, in denen das Nadelholz überwiegt.

Le Rhinocéros. Comme on le voit dans la figure **Rhinocéros**, ci-contre, cet animal a le corps très-gros, les jambes courtes, la tête longue, et le nez armé d'une corne.

Rhinocéros.

Le Chameau. Cet animal a le corps long, le cou long, la tête petite, et deux bosses sur le dos.

Der Mönch oder Schwarzkopf, die ſchwarzſcheitelige, ſchwarzplattige, ſchwarzköpfige Grasmücke, ſonſt auch noch Schwarzplättchen, Mohren- oder Plattenkopf, Plattmönch, Pfaff und Kloſterwenzel benamſet, Curruca atricapilla Brisson (Motacilla atricapilla Linné, Motacilla mosehita Gmelin), kommt der Gartengrasmücke in der Größe gleich, iſt aber ſchlanker gebaut und an dem ſchwarzen Scheitel des Männchens oder der gelblich-rothen Kopfplatte des Weibchens oder jungen Vogels leicht zu erkennen. Uebrigens iſt er oben tiefgrau, an der Kehle weißgrau, am Bauche weiß, an den Wangen und Halsſeiten licht aſchgrau gefärbt. — Er bewohnt alle Waldungen und Baumpflanzungen Europa's und wurde im größten Theile Aſiens und in Nordafrika, nicht aber in Rußland beobachtet*).

Die Dorngrasmücke, Curruca cinerea Brisson (Motacilla Curruca Linné, Motacilla rufa & Sylvia Gmelin Linné, Sylvia cinerea & cineraria Bechstein), heißt auch gemeine, braune, roſtgraue, fahle, braunflügeliche und Heckengrasmücke, Dorn- oder Heckenſchmätzer. Sie iſt merklich kleiner, als der Mönch, höchſtens 6 Zoll lang und 9 Zoll breit, oben fahlaſchgrau, die Schulter- und Flügeldeckfedern breit hellroſtroth gekantet, unten weiß, beim Männchen auf der Bruſt roſenroth überflogen. — Sie bewohnt dieſelben Länder und Aufenthaltsorte, wie der Mönch.

Der Zwerg unter den ſtändig in Deutſchland lebenden Grasmücken iſt das Müllerchen, die klappernde, kleine, geſchwätzige, weißbärtige und Zaungrasmücke, Curruca garrula Brisson (Motacilla Sylvia Pallas, Sylvia Curucca Latham). Seine Länge beträgt höchſtens 5½ Zoll, die Breite etwa 8 Zoll; das Gefieder iſt auf dem Rücken bräunlichgrau, auf dem Kopfe aſchgrau, auf den Wangen dunkelgrau, auf der Unterſeite weiß. — Die Heimath erſtreckt ſich über Europa, vom mittleren Skandinavien an bis zum Süden, und über einen großen Theil Aſiens; Aufenthaltsorte ſind Wälder und Gebüſche aller Art.

Die Grasmücken gehören zu den anmuthigſten und liebenswürdigſten unſerer Wald- und Gartenvögel. Ihre Beweglichkeit und Lebendigkeit, ihr

*) Ob die in Deutſchland vorkommende rothköpfige Grasmücke, Curruca rubricapilla Brehm (Sylvia rubricapilla Landbeck), welche dem Mönch täuſchend ähnlich gefärbt iſt, aber auch im männlichen Geſchlecht eine roſtrothe Kopfplatte hat, als ſelbſtſtändige Art oder als Spielart des Mönch anzuſehen iſt, ſteht dahin. Noch fehlen genügende Beobachtungen, um das Für und Wider zu entſcheiden.

zutrauliches Weſen, ihre Harmloſigkeit, und vor Allem ihr lieblicher und anhaltender Geſang ſichern ihnen die Zuneigung und das Wohlwollen aller Derer, welche ſie kennen lernten. Sie verſtehen es, Wald und Garten zu beleben; ſie erfreuen durch ihren Geſang noch im Spätſommer und Herbſt, wenn die übrigen Meiſter ſchon ſeit langer Zeit ſchweigen.

Das eigentliche Wohngebiet Aller iſt niederes, dichtes Gebüſch. Je verſchlungener, je dorniger, undurchdringlicher es iſt, um ſo lieber ſiedeln ſie in ihm ſich an. Eine kurze Hecke, ein einziger Dornbuſch mitten im Felde kann ihnen zur Wohnung, zum Hauſe werden. Hier verleben ſie den größten Theil des Sommers. Sie wiſſen ſich durch die dichteſten Zweige zu ſtehlen, im verſchlungenſten Aſt- und Dornengewirr noch geſchickt zubewegen. Mit glattanliegendem Gefieder, den Leib wagrecht gehalten, den Schwanz etwas geſtelzt, hüpfen und ſchlüpfen ſie von Zweig zu Zweig, immer möglichſt verſteckt und verborgen. Zum Boden herab kommen ſie ſelten, auf die Zweigſpitzen hinauf oder heraus aber öfterer, namentlich, um zu ſingen. Sie fliegen nicht eben gut, zwar raſch, aber mit vielen oft ſchwirrenden Schlägen, alſo flatternd, entweder gerade aus oder in Bogenſchwingungen und ſelten auf weit hin in einem Zuge; denn das Gebüſch gewährt ihnen größere Sicherheit, als ihre Flugfertigkeit. Nur während des Geſanges erheben ſie ſich gern lerchenartig auf wenige Augenblicke und ſchweben ſingend wieder abwärts. Sie ſind ſcharfſinnig, klug und liſtig, erkennen und ſchätzen die Gefahr nach ihrem Werthe, prüfen den Menſchen, ehe ſie ihm vertrauen und nehmen zu den uns bereits bekannten Künſten der Verſtellung ihre Zuflucht, wenn es gilt, Andere, Unerfahrene ihrer Art zu ſchützen. Den ihnen gewährten Schutz nehmen ſie dankbar an und vergelten ihn durch vertrauensvolle Anhänglichkeit; erlittene Verfolgungen machen ſie ungemein mißtrauiſch, vorſichtig und ſcheu. Ihr Gemüth iſt ebenſo rühmenswerth, als ihr Verſtand. Sie ſind im Ganzen ſehr friedfertig, obſchon zu ſcherzendem Necken geneigt, zeigen ſich verwandten Arten gegenüber liebenswürdig und Hilfloſen, Jungen z. B., ihrer und anderer Art hilfreich, ja, wirklich barmherzig. Nur während der Brutzeit dulden ſie in ihrem Gebiete nicht gern Andere der gleichen Art, ſonſt lieben ſie Geſellſchaft. Eine hervorſtechende Eigenſchaft ihres Weſens iſt Neugier. Alles Ungewohnte feſſelt ſie, muß wenigſtens näher geprüft werden. Sie ſträuben, ſobald ſie den Gegenſtand in's Auge faſſen, ernſtkomiſch die

Kopffedern und betrachten ihn genau, rufen auch wohl ihren Gatten herbei oder warnen diesen und andere Vögel, wenn ihnen das Ereigniß verdächtig scheint.

Alle Grasmücken wandern im Herbst von uns weg und kehren im Frühjahr wieder. Ihre Reisen führen sie bis in das tiefe Innere Afrika's; jedoch verweilen sie unterwegs oft bis in den Winter hinein im Süden Europa's, falls das Wetter dort erträglich. Sie wandern in Gesellschaften, aber nur des Nachts. Die Kälte scheinen sie sehr zu fürchten. Erst wenn der Frühling die Herrschaft unbestritten ausüben darf, erscheinen sie; das Müllerchen und der Mönch gewöhnlich zuerst, in dem letzten Drittel des April, die anderen Arten 6 bis 12 Tage später. Eines Morgens klingt und singt es im Garten oder Walde: sie sind da und sogleich wieder heimisch. Das Weibchen trifft meist gleichzeitig mit dem Männchen ein, dieses braucht also keine Sehnsuchtslieder anzustimmen, wie die Nachtigall, sondern darf ohne Zeitverlust seinem Liebesglück Worte geben. Beide Gatten denken sofort nach ihrer Ankunft an den Bau ihres Nestes. Sie wählen lange, ehe sie den rechten Ort dazu bestimmen, fangen selbst an verschiedenen Orten zu bauen an, ohne das Begonnene zu vollenden und entschließen sich erst, wenn die Zeit drängt oder die Umstände es gebieten, zur endgiltigen Arbeit.

Das Nest der Grasmücken ist zwar kein Kunstbau, aber doch erträglich zusammengestoppelt. Es besteht äußerlich aus groben Grashalmen, Reisern, dürren Pflanzenstengeln, Würzelchen und dergleichen Stoffen, zwischen welche zuweilen Moos, Wollklümpchen und Gespinnste gewebt werden, und ist innerlich mit feineren Halmen, Haaren oder mit Thier- und Pflanzenwolle zierlich ausgekleidet, Das schlechteste Nest baut die Gartengrasmücke, das beste der Mönch. Der Stand desselben ist nach des Orts Beschaffenheit verschieden. Nahe am Boden, oft auf diesem selbst, im Gebüsch oder wenigstens Gestrüpp steht es unter allen Umständen. Vier bis sechs Eier bilden das Gelege. Die Eier aller Arten sind sich ähnlich, auf grau-, graugrünlich-, graugelblich- und reinweißem oder ocher-, weißgrünlich- und schmuziggelbem Grunde grau oder gelbgrau, olivenbraun, aschblau, schwarzgrau gepunktet, gestrichelt, gewölkt: — näher lassen sie sich, ohne sehr ausführlich zu werden, nicht beschreiben. Beide Geschlechter wechseln im Brüten ab, zeitigen die Brut in 12 bis 13 Tagen und füttern die Jungen

gemeinſchaftlich auf, leiten und führen ſie auch noch einige Zeit nach dem Ausfliegen und ſuchen bei Gefahr in der beſchriebenen Weiſe die Augen der Feinde von ihnen ab und auf ſich zu lenken. Die Sperbergrasmücke ſoll im Laufe des Sommers nur einmal brüten; die übrigen Arten brüten zweimal im Jahre, das erſte Mal im Mai, das zweite Mal Ende Juni's. Die Jungen der erſten Brut verweilen bis zum Flüggewerden ihrer Nachgeſchwiſter in der Nähe der Eltern und helfen dieſen dann die kleinen Schreihälſe groß füttern, übernehmen auch deren oder anderer Grasmücken Kinder Erziehung ſelbſtſtändig, wenn die Eltern ein Unglück traf. Im Herbſt beginnen die jungen Männchen bereits Geſangsübungen; im nächſten Frühjahre ſuchen und finden auch ſie der Liebe Glück und Freuden.

So lange die Brutzeit währt, ſingen alle Grasmückenmännchen ſehr eifrig. Ihr Geſang iſt höchſt angenehm, ſtark, aber doch mild, reichhaltig, volltönig und wechſelvoll. Es iſt ſchwer zu entſcheiden, welcher Art der erſte Preis zugeſprochen werden ſoll. Viele entſcheiden ſich für den Mönch, Andere für die Gartengrasmücke, Einzelne für die geſperberte. Darin ſind Alle einig, daß dieſer Dreizahl hoher Ruhm gebührt. Manche wollen namentlich den Mönch der Nachtigall gleichgeſtellt wiſſen. Beſonders ſchön iſt die Endſtrophe im Geſange dieſer Art, der „Ueberſchlag“ eine fröhliche, flötende Tonreihe von außerordentlichem Wohlklang. Dorngrasmücke und Müllerchen ſtehen den Genannten bedeutend nach, ſind aber immerhin noch ſehr gute Sänger.

Der faſt allen Grasmücken gemeinſame Lockruf iſt ein verſchiedenartig betontes „Tack, tack, tack“, welchem gewöhnlich noch ein Ton folgt, der mit Buchſtaben nicht wiederzugeben iſt. Die Dorngrasmücke läßt dem „Tack“ oft ein mehrfach wiederholtes „Get, get“ folgen und warnt durch ein rauhes „Schärr“ oder „Scharr“; das Müllerchen liebkoſt mit den Silben „Täckkürr“, und die Sperbergrasmücke endlich lockt öfter, als „Tack, tack“, „Tſchäk“ und „Terr, tet, tet, tet“.

Die Nahrung iſt bei allen Arten gleich. Im Frühjahr und Sommer freſſen die Grasmücken kleine Kerbthiere, deren Eier und Larven, welche ſie von den Zweigen ableſen oder nach Fliegenfängerart aus der Luft ſchnappen; ſpäter, und zwar vorzugsweiſe im Herbſt ernähren ſie ſich faſt ausſchließlich von Früchten und Beeren. Solche muß man auch den Gefangenen unter das Nachtigallfutter miſchen, mit welchem man ſie dann leicht erhält.

Für das Gebauer kann man leicht Grasmücken erlangen. Sie fangen ſich in den meiſten Fallen, nehmen bei geeigneter Behandlung ohne viel Widerſtreben das Stubenfutter an und füttern mit dieſem junge Neſtvögel, welche man in denſelben Käfig brachte, gern und freudig auf, — nicht blos die eigenen Kinder, ſondern auch fremde, ja ganz andere Singvögel. Sie ſind unfähig, zu ſehen, daß ein Hilfloſer, den ſie retten können, vor ihren Augen verſchmachte. Gewiß, die Grasmücken verdienen die Liebe, welche ihnen ſeitens ihrer unzähligen Freunde geſchenkt wird!

3. Die Droſſeln, Turdus Linné.

Wenn es ſich darum handelt, der allgemeingiltigen Reihenfolge der Vögel zu genügen, gebührt den Droſſeln nebſt den Röthlingen, dem Roth- und Blaukehlchen, unmittelbar hinter den Nachtigallen ihre Stelle: als Sänger aber ſtehen ſie unzweifelhaft den von uns bevorzugten Grasmücken nach.

Auch ſie ſind im Allgemeinen hochbegabte Vögel und unſerer vollſten Theilnahme werth. Sie gehören ganz weſentlich zum Walde; denn ſie ſind es, welche ihn allerorten beleben. Weniger wähleriſch, als die Nachtigallen, herbergen ſie in jedem Beſtande, unter den verſchiedenſten Verhältniſſen. Nicht blos der reiche Wald der Auen, ſondern auch der verkümmerte der Höhe, nicht das Laubholz allein, ſondern auch der reine Schwarzwald genügt ihren Bedürfniſſen. Noch hoch oben im Norden oder auf den ſteilen Höhen der Alpen, da wo die Pflanzenwelt bereits kümmerlich ihr Daſein friſtet, finden ſie ſich, ſcheinbar vollkommen zufrieden mit ihrem armen Wohngebiet, geliebt und verehrt von den wie ſie denkenden Menſchen. Der Norweger nennt die eine von ihnen mit Stolz „des Nordens Nachtigall", und der deutſche Dichter Welcker giebt derſelben Art, der Singdroſſel einen gleichwerthigen Ehrentitel: er nennt ſie, die „Gebirgestochter", die Bewohnerin der Schwarzhölzer, „Waldnachtigall". Dieſe eine Angabe ſpricht mehr, als eine ſeitenlange Schilderung für den Werth dieſes Vogels und — für die Liebe, welche er ſich zu erwerben wußte.

Die übrigen Droſſeln ſtehen der „Waldnachtigall" allerdings nach; beachtenswerthe Geſchöpfe ſind aber auch ſie. Alle Arten ſind als Sänger große Vögel, jedoch von gefälligem Bau. Der Leib iſt eher ſchlank, als

kräftig, der Schnabel ist pfriemenförmig, die Füße sind mittelhoch, am Lauf getäfelt, die Zehen verhältnißmäßig lang, der Schwanz und die Flügel mittellang. Bei den Einen unterscheiden sich die Weibchen durch ihre Färbung von den Männchen, bei allen die Jungen von den Alten. — Unsere Walddrosseln zerfallen in die Amseln und eigentlichen Drosseln. Von ersteren kommen zwei, von letzteren vier Arten ständig in Deutschland vor; demungeachtet zählen die Lehrbücher eine weit größere Anzahl auf, weil gerade die Drosseln zu den wanderlustigsten aller Vögel gehören. Selbst amerikanische Arten sind schon wiederholt bei uns erlegt worden.

Die überall in Deutschland vorkommende Amsel, Schwarzdrossel oder Merle, Merula vulgaris Brisson (Turdus Merula Linné, Merula nigra Boje), ist der wohl jedem Waldfreunde bekannte Vertreter der ersten Sippe. Ihre Länge beträgt 10 Zoll, ihre Breite 14 Zoll. Das alte Männchen ist mit Ausnahme des braunen, hellgelb umrandeten Auges, des gelben Schnabels und der dunkelbraunen Füße sammtschwarz, das Weibchen ist oben dunkelolivenbraun, unten graulich rostfarben mit schwarzgrauen Spitzenflecken auf den Federn, am Kinn weißlich, an der Kehle weiß mit Rostfarben gemischt, am Bauche tief schwarzgrau. Der Schwanz ist mattschwarz, der Flügel, welcher etwas dunkler ist, als der Oberrücken, zeigt an den Schwingen graulichweiße Säume, der Schnabel ist gelblich, der Fuß röthlich braun. Wälder und Gärten Europa's, eines großen Theiles Asiens und Nordwestafrika's sind die Heimath*).

Unter den eigentlichen Drosseln steht hinsichtlich der Größe oben an: die Misteldrossel oder der Schnerr, Turdus viscivorus Linné (Turdus major Brisson). Sie ist 10 Zoll lang und 17 Zoll breit, oben olivengrau, unten weißlich mit schwarzen, rundlichen Flecken, auf den Schwingen mattdunkelbraun, an der Außenfahne der Schwungfedern mit weißen Kanten, auf den Wangen dunkelbraun, um das Auge und an den Zügeln weißlich. Der Schnabel ist schwarzbraun, der Fuß braungelb.

*) Der Amsel ähnlich ist die Ringamsel oder Ring-, Schild-, Berg-, Meer-, See- und Schneedrossel, Merula torquata Gessner (Turdus torquatus Linné), ein Gebirgsvogel, welcher nur im höheren Norden auch in der Tiefe vorkommt. Die Länge beträgt 10 Zoll, die Breite 16 Zoll. Das Männchen ist auf der Oberseite braunschwarz; auf der Unterseite haben die Federn helle Ränder; über die Brust zieht sich ein halbmondförmiges Querband. Beim Weibchen sind alle Farben unscheinbarer. Den Jungen mangelt das Brustband.

Abbildung 18 (Seite 1) Abbildung 19 (Seite 2) Abbildung 20 (Seite 3) Abbildung 21 (Seite 4)

Abbildung 22 (Seite 5) Abbildung 23 (Seite 6) Abbildung 24 (Seite 7) Abbildung 25 (Seite 8)

BIRDS OF PREY OF THE NEW ZEALAND REGION.

Fig. 1.—Harpagornis moorei. Fig. 2.—Aquila audax. Fig. 3.—Circus gouldi. Fig. 4.—Falco novæ-seelandiæ. Fig. 5.—Falco hypoleucus. Fig. 6.—Falco subniger. Fig. 7.—Falco peregrinus. Fig. 8.—Falco fasciatus. Fig. 9.—Falco ferox. Fig. 10.—Falco longipennis. Fig. 11.—Falco brunnicens. Fig. 12.—Falco vespertinus. Fig. 13.—Falco frontatus. Fig. 14.—Falco cenchroides. Fig. 15.—Falco australis. Fig. 16.—Falco dieffenbachii. Fig. 17.—Falco chathamensis. Fig. 18.—Falco novæ-zealandiæ. Fig. 19.—Falco hypoleucus. Fig. 20.—Falco subniger. Fig. 21.—Falco peregrinus. Fig. 22.—Falco fasciatus. Fig. 23.—Falco ferox. Fig. 24.—Falco longipennis. Fig. 25.—Falco brunnicens. Fig. 26.—Falco vespertinus. Fig. 27.—Falco frontatus. Fig. 28.—Falco cenchroides. Fig. 29.—Falco australis. Fig. 30.—Falco dieffenbachii. Fig. 31.—Falco chathamensis. Fig. 32.—Falco novæ-zealandiæ.

weißlich, zu beiden Seiten hochroſtfarben und am Kropfe braun gefleckt. Sie wohnt im Norden; brütet äußerſt ſelten bei uns, erſcheint aber allwinterlich in großen Schaaren auf ihrem Durchzuge nach dem Süden*).

Alle Droſſeln haben, was Aufenthalt, Lebensweiſe und Betragen anlangt, viel Gemeinſames, obwohl ſich bei genauerer Beobachtung herausſtellt, daß jede einzelne Art gewiſſe Eigenthümlichkeiten bekundet. Namentlich unterſcheiden ſich die Amſeln in vieler Hinſicht auch in ihrem Leben von den übrigen Droſſeln. Demungeachtet läßt ſich, ohne der Wiſſenſchaftlichkeit entgegenzuhandeln, ein Geſammtbild der Familie zeichnen.

Die Droſſeln ſind behende und gewandte, kluge, muntere und regſame Vögel. Ihr Nahrungserwerb feſſelt ſie an den Boden; ſie lieben es aber nicht, ſich frei zu zeigen und bevorzugen deshalb Waldungen mit viel Unterholz, in welchem ſie Deckung finden. Hier treiben ſie ſich verſteckt zwar, aber raſtlos und unter viel Geſchrei und Geſchwätz umher, und hier verweilen ſie auch verfolgt, ſo lange als möglich. Erſt wenn ihnen die Gefahr nahe rückt, flüchten ſie ſich in die Wipfel höherer Bäume, immer aber kehren ſie baldmöglichſt wieder in die Tiefe zurück. Um ſo auffallender erſcheint es, daß ſie ſich für den Vortrag ihrer herrlichen Geſänge gern, ja, faſt immer, die höchſten Spitzen der Waldbäume ihres jeweiligen Aufenthaltortes auswählen und hier frei, gleichſam ſelbſtbewußt ſich zeigen. Die Ringamſel, welche ausſchließlich faſt im Gebirge lebt, macht inſofern eine Ausnahme, als ſie, wie die ächten Felſen- oder Steindroſſeln ebenfalls, auch Felszacken zu gleichem Zwecke beſucht.

Auf dem Boden bewegen ſich die Droſſeln beſſer, als die meiſten übrigen Sänger. Ihr Lauf beſteht aus großen Sprungſchritten, welche jedesmal durch einen knappen und raſchen Flügelſchlag unterſtützt werden. Dabei tragen ſie den Leib ziemlich aufgerichtet und den Schwanz gewöhnlich etwas gehoben. Die Amſeln ſtelzen ihn oft, wie die Nachtigallen, hauptſächlich, wenn ſie irgend Etwas bemerken, was ihnen beachtenswerth erſcheint. Im Sitzen ducken ſie ſich. Der Flug beſteht aus raſchen Flügelſchlägen und fördert auch ziemlich ſchnell, erſcheint jedoch, ſo lange die Vögel ihrer

*) Eine Beſchreibung der fremdländiſchen Droſſeln, welche in Deutſchland vorgekommen ſind und wieder vorkommen können, würde mehrere Seiten erfordern und doch noch nicht genügen. Man thut daher wohl, ſich wegen auffallender Droſſeln, in deren Beſitz man gelangt, den Rath bewährter Forſcher einzuholen.

Gewohnheit folgen und dicht über dem Boden dahin fliegen, als ein beinah unbehilfliches Flattern. Ganz anders fliegen die Droſſeln, wenn ſie eilig ſind. Dann erheben ſie ſich in ziemlich bedeutende Höhen und fliegen hier raſch dahin, mit bald gebreiteten und bald dicht an den Leib gezogenen Flügeln, dem entſprechend abſatzweiſe ſich hebend und ſenkend und ſo eine Schlangenlinie beſchreibend. Vor dem Niederlaſſen ſchweben ſie ohne Flügelſchlag ſanft herab.

Die Sinne ſcheinen gleichmäßig entwickelt zu ſein. Geſicht und Gehör ſind ausgezeichnet, feinen Geſchmack beweiſen ſie durch ihre Leckerhaftigkeit, über Geruch und Gefühl haben wir kein Urtheil. Ihre geiſtigen Fähigkeiten wird ſchwerlich Jemand unterſchätzen, welcher ſie kennt. Sie ſind nicht ſcheu, ſondern berechnend vorſichtig, nicht allein klug, ſondern auch liſtig, dreiſt und gleichwohl mißtrauiſch; ſie erfaſſen ſchnell und beurtheilen ſehr richtig, benutzen auch alle Mittel und Wege, um ſich beſtändig zu ſichern. Im Walde werden ſie bald zu Rathgebern oder wenigſtens zu Warnern, auf welche nicht blos andere Vögel, ſondern auch Säugethiere achten. Jedoch warnen ſie wohl ſchwerlich aus Freundſchaft zu anderen Geſchöpfen, ſondern mehr um ihrer Redſeligkeit zu genügen; denn gerade die lauteſten Warner, die Amſeln, ſind ungeſellige und unfriedfertige Thiere, welche ſich mit Anderen der eigenen Art wenig, mit den übrigen Vögeln aber gar nicht abgeben. Geſellig ſind eigentlich nur die Wachholder-, Sing- und Rothdroſſeln, erſtere unter Ihresgleichen, letztere mehr im Allgemeinen. In ihrer Unruhe und Regſamkeit, welche zuweilen förmlich zur Haſtigkeit oder Ruheloſigkeit wird, ſind ſich alle Arten ſehr ähnlich. Sie würden uns, fehlte ihnen die Gabe des Geſanges, wohl als beachtenswerthe Geſchöpfe erſcheinen, keineswegs aber für ſich einnehmen. Ihr Geſang freilich läßt ihr ungeſtümes und haſtiges Weſen ſehr vergeſſen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß dieſer Geſang im Widerſpruche mit dem Betragen der Droſſeln zu ſtehen ſcheint. Viele Vögel begleiten ihre Lieder mit lebhaften Bewegungen: die Droſſeln ſitzen nur ſo lange ſtill, als ſie ſingen — oder ſchlafen. Und die Lieder ſelbſt fließen ruhig, feierlich dahin, wie ein Kirchengeſang. Jede einzelne Strophe iſt klar, abgerundet, jeder Ton voll, rein, in ſich abgeſchloſſen. Der Droſſelſchlag iſt mehr als jeder andere für den Wald geeignet. Für das Zimmer iſt er viel zu ſtark, im freien, weiten Walde dagegen gerade voll genug. Wir haben ſchon oben angedeutet, daß

die Singdroſſel ihren Namen verdient, müſſen Dem aber hinzufügen, daß auch die übrigen Droſſeln gute Sänger ſind, vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Wachholderdroſſel, welche einzelne krächzende Töne in ihre Strophen einmiſcht. Auf die Singdroſſel folgt als zweitbeſter Sänger die Amſel, dieſer die Miſteldroſſel, ihr die Rothdroſſel und letzterer endlich die Wachholderdroſſel. Die Ringamſel kommt der Miſteldroſſel etwa gleich. — Mehr noch, als im Geſange ähneln ſich die Droſſeln in ihrer Unterhaltungsſprache. Das „Tak, tak“ iſt der Lockruf faſt aller; es wird jedoch von einzelnen in ein faſt gleichlautendes „Schak, ſchak“ verwandelt. Ebenſo allgemein iſt der leiſe Ruf „Sri, ſrii“ oder „Zih“, welcher mehr ermuntern, als herbeirufen ſoll. Die Miſteldroſſel unterſcheidet ſich im Lockton ſehr von ihren Verwandten; ſie ruft ihren Volksnamen „Schnerrr“ oder „Scherrr“ und begleitet dieſen Ton oft noch mit den Silben „Ratata“, auf welche dann das „Scherrr“ unmittelbar zu folgen pflegt. Als Warnungslaut gebraucht die Amſel die ſchnell nach einander ausgeſtoßenen Silben „Gaigigigi“ oder „Tixtix“, die übrigen ähnlich lautende, ſo die Singdroſſel „Tik, tik“, die Rothdroſſel „Zik, zik“, die Wachholderdroſſel „Quik, qui, quik“ ꝛc. —

Die Nahrung der Droſſeln beſteht in Schnecken, Würmen und Kerbthieren mancherlei Art, welche ſie vom Boden aufleſen oder zwiſchen dem abgefallenen Laube hervorſuchen, indem ſie es mit dem Schnabel umwenden. Im Winter bieten ihnen die Ränder offener Gewäſſer noch Nahrung, oder ſie fallen auf beerentragenden Bäumen ein und freſſen ſich an deren Früchten ſatt. Die Wachholderbeeren verleihen ihrem ſehr geſchätzten Fleiſche einen beſonderen Wohlgeſchmack.

Unſere deutſchen Droſſeln ſind Zug- oder Strichvögel. In milden Wintern verlaſſen uns die bei uns hauſenden, wenigſtens zum größten Theile, und dafür rücken dann die nordiſchen Arten ein; in ſtrengen Wintern ziehen auch dieſe den übrigen nach, und dann bleiben nur einzelne Miſteldroſſeln und Amſeln zurück, vorzugsweiſe in Gegenden, welche offen bleibende Gewäſſer haben. Die Winterreiſe wird übrigens höchſtens bis Nordafrika ausgedehnt; die große Menge herbergt ſchon in Südeuropa. Bereits im Februar, ſpäteſtens Anfangs März kehren die Reiſenden in die Heimath zurück, und ſofort nach ihrer Ankunft wird der Wald laut von ihren Liedern. Bei gutem Wetter wird der Bau des Neſtes

zu Ende des März, bei ungünstiger Witterung spätestens Anfangs April in Angriff genommen; im Juni machen die Paare Anstalt zur zweiten Brut. Das Nest selbst ist ein Kunstbau eigener Art. Es besteht äußerlich aus dürren Reisern, Haidekraut, Würzelchen, Erdmoos, Halmen u. dgl., sodann aus einer Lage oder Wand festgekneteter Erde, wodurch eine napfartige Mulde gebildet wird, deren Inneres eine sehr sorgfältige und zierliche Ausfütterung von Würzelchen, Blättern und Halmen erhält. Sein Standort ist verschieden; jedoch wird er selten hoch, vielmehr gewöhnlich sehr niedrig auf dichten Zweigen, im Gebüsch, auf Bäumen oder auch auf dem Boden selbst angelegt. Das Gelege besteht aus 3 bis 8 Eiern, welche auf blaß- oder graugrünem Grunde sehr übereinstimmend mit braunen, rostfarbenenen, dunkelgrauen und ähnlich gefärbten Punkten, Strichen und Tüpfeln ziemlich gleichmäßig bedeckt sind. Das Weibchen brütet allein, wird aber währenddem vom Männchen geäzt und auch später bei der Auffütterung der innig geliebten Jungen treulich unterstützt.

Nicht blos das gesammte Raubzeug, sondern auch der Mensch verfolgt die Drosseln ihres vortrefflichen Fleisches halber auf das Eifrigste: — und wären nicht die unermeßlichen Waldungen des Nordens noch frei von dem Menschen und „seiner Qual", die allseitig verfolgten Vögel würden ausgerottet oder wenigstens sehr gemindert sein. Jene Wälder bieten ihnen jedoch Zufluchtsorte, wo Tausende von Paaren auf einem kleinen Raume ungestört brüten; die wiederholt ausgesprochene Furcht, keine Krammtsvögel mehr fangen zu können, ist also, mindestens zur Zeit noch, ungegründet. Doch ist eine gewisse Schonung immerhin anzurathen. Einige brave Grünröcke unserer Bekanntschaft lassen alle Singdrosseln, welche mit den anderen Krammtsvögeln in ihre Netze geriethen, wieder frei, und wir können nur wünschen und bitten, daß solches Beispiel recht viel Nachahmung finden möge. Auch wir sind mit Entzücken im Herbst nach dem Herdhäuschen gewandert; auch wir haben mit Spannung und Begierde dem Drosselfang obgelegen — wir unterschätzen oder verkennen die berechtigten Freuden des Fanges also nicht: wir bitten nur um Schonung für unsere Heimathsgenossen, um Schutz für die Singdrosseln und Amseln, die herrlichen Sänger unserer Wälder. Dem Vogelsteller bleiben von den nordischen Gästen noch genug und diesen in ihrer eigentlichen Heimath noch ihre der Vermehrung so günstigen stillen Wälder.

4. Der Waſſerſchwätzer, Cinclus aquaticus Bechstein.

(Sturnus Cinclus Linné, Turdus Cinclus Latham, Merula aquatica Brisson.)

Den Droſſeln ähnelt noch einer unſerer Waldvögel, welchen wir den Meiſterſängern zuzählen und als Waldvogel mit aufnehmen müſſen, weil er wenigſtens keinem der Gebirgswälder fehlt, falls in ihnen nur einer jener klaren Bäche von der Höhe hernieder brauſt. Dieſer Waldfreund, der Waſſerſchwätzer oder Waſſerſtaar, die Waſſer-, Bach- oder Stromamſel, gehört unzweifelhaft zu den anziehendſten und beachtenswertheſten aller unſerer Vögel überhaupt. Bis auf das Stutzſchwänzchen iſt er allerdings eine Droſſel, ſoweit es ſich um den Leibesbau im Allgemeinen handelt; bei genauerer Prüfung machen ſich jedoch Eigenthümlichkeiten bemerklich, welche zu ſeiner Abtrennung von den Droſſeln hinlänglich berechtigt haben.

Der Waſſerſchwätzer kommt einer Singdroſſel an Größe etwa gleich, iſt aber viel kürzer und auch weniger breit, nämlich $7\frac{1}{2}$ Zoll lang und höchſtens $11\frac{1}{2}$ Zoll breit. Sein Leib iſt gedrungen gebaut, das Bein lang und kräftig, der Schnabel ſchwach, ſchmal, ſeitlich eingedrückt, merklich nach oben gebogen, der Flügel ſehr kurz, rund und gleichbreit, der Schwanz kurz abgeſtutzt, aber zugerundet, das Gefieder ſehr dicht, wie bei den Waſſervögeln. Beide Geſchlechter gleichen ſich bis auf die etwas verſchiedene Größe vollkommen: — das Weibchen iſt ein wenig kleiner, als das Männchen. Kopf, Hinterhals und Nacken ſind fahlbraun, der übrige Oberkörper iſt ſchieferfarbig, jede Feder aber ſchwarz gerandet; Kehle und Oberbruſt ſind milchweiß, Unterbruſt und Bauch braun. Die Jungen ſind auf dem ganzen Oberkörper hellſchieferfarbig, auf dem Unterkörper dagegen ſchmuzig milchweiß, ſchwarz geſtrichelt.

Wir haben den Waſſerſchwätzer in Südſpanien und in Lappland gefunden, andere Forſcher beobachteten ihn in Weſtſibirien: ſein Wohngebiet iſt alſo ein ſehr ausgedehntes. Er iſt eigentlich Gebirgsvogel und an die Bergbäche gebunden. Je klarer und reißender dieſe ſind, um ſo lieber ſcheinen ſie ihm zu ſein. Er bewohnt dann paarweiſe einen kleinen Theil derſelben, eine Achtelmeile ihrer Länge etwa. Hier duldet er kein zweites Paar und ſogar ſeine eigenen Kinder nur ſo lange, als ſie nicht vermauſert ſind. Dagegen lebt er mit allen übrigen Vögeln in Frieden.

Es ist sehr erklärlich, daß der Wasserschwätzer jeden Beobachter zu fesseln weiß. Lebensweise und Betragen sind höchst eigenthümlich. Er ist ein behender, munterer unruhiger Vogel, welcher die verschiedensten Begabungen in sich vereinigt und an Geschicklichkeit seines Gleichen sucht. Sein Lauf ist sehr rasch, dem der Strandvögel ähnlich, sein Flug pfeilschnell, mit schwirrendem Flügelschlag. Er fliegt nur dann hoch, wenn ihm ein Mensch im Wege steht, sonst immer etwa 4 bis 8 Fuß über dem Wasser dahin, allen Biegungen des Baches oder Flüßchens folgend. Mit diesen Bewegungen ist es aber nicht abgethan. Der Wasserschwätzer läuft auch in's Wasser hinein und unter seiner Oberfläche auf dem Grunde des Baches dahin; er fliegt durch einen Wassersturz; er schwimmt mit einer Ente und taucht mit einem Steißfuß um die Wette; er treibt sich lustig unter dem Eise herum: kurz, er ist ein wirklicher Tausendkünstler. Zudem ist er scharfsinnig, klug, sehr vorsichtig, niemals langweilig, sondern stets munter, lebendig, rege, fröhlich und heiter, im Sommer, wie im Winter; er besitzt einen, wenn auch etwas schwatzenden, so doch recht angenehmen Gesang und singt seine Lieder lustig von den Eisschollen herab bei 10 Grad Kälte, wie im hellsten Sonnenschein: — wer sollte solchen Vogel nicht liebgewinnen müssen?

Die Beobachtung des prächtigen Geschöpfes erfordert übrigens eine gewisse Uebung. Wer den Wasserschwätzer nicht kennt, kann lange suchen, ehe er ihn da auffindet, wo er wirklich vorkommt. Gewöhnlich sitzt er am Uferrande in irgend einer passenden Höhlung zwischen dem Gestein oder dem Gewurzel der Bäume, seltener auf einem Zweig des Gesträuchs. Hier verweilt er, wenn er sich bemerkt sieht, regungslos und sein Gefieder entschwindet den Blicken trotz der weißen Brust, weil man diese für einen Schaumballen oder einen weißen Stein zu halten geneigt ist. Sonst wählt er sich gewisse Steine im Wasser selbst aus, immer solche, von denen aus er ein günstiges Jagdgebiet überschauen kann. Zu ihnen kehrt er stets wieder zurück, und man erkennt sie deshalb leicht an den Flecken, welche sein Unrath zurück läßt. Sie hat man bei der Jagd des klugen und vorsichtigen Vogels besonders in's Auge zu fassen. Bei Ankunft eines Menschen flieht der Wasserschwätzer augenblicklich, fliegt aber selten weit, sondern gewöhnlich nur einem zweiten Sitzpunkte zu. Im Auffliegen läßt er dann

ſeinen Angſtruf hören, welcher wie „Zerr“ oder „Zerb“ klingt und von dem Geſang ſehr verſchieden iſt.

Waſſermotten, Hafte, Mücken, Käferchen und deren Larven, viele andere, ſchwer zu beſtimmende Waſſerthierchen, vielleicht auch eben aus dem Ei geſchlüpfte Fiſchchen bilden die Nahrung des Schwätzers. Man redet ihm nach, daß er der Forellenzucht hinderlich ſei und namentlich dem Laich derſelben nachgehe; doch iſt Dies bis jetzt noch nicht erwieſen. Alle, welche unterſucht wurden, hatten ausſchließlich wirbelloſe Thiere im Magen.

Der Waſſerſchwätzer brütet zweimal im Jahre, das erſte Mal im April, das zweite Mal im Juni oder Juli. Sein Neſt ſteht immer nahe am Waſſer, regelmäßig am günſtigſten Orte des ganzen Gebietes: zwiſchen dem Gewurzel eines Erlenſtockes oder anderen bachfreundlichen Baumes, in einer Geſteins- oder Mauerhöhlung, unter Brücken, in Waſſerbetten oder in den Radſtuben der Mühlen, ſelbſt in den Mühlrädern, wenn dieſe längere Zeit ſtill geſtanden haben und da, wo Waſſer im Bogen über eine Stein- oder Felſenwand ſtürzt, in dieſer, ſo daß es durch die herabfallende Waſſermaſſe ſelbſt gegen alle Feinde gedeckt iſt, welche nicht wie der Waſſerſchwätzer im Stande ſind, den Fall zu durchdringen. Es beſteht aus dürren Reiſern, Stengeln, Halmen, Grasblättern und Moos, und iſt innen mit dürren Baumblättern ausgefüttert. Seine Geſtalt richtet ſich nach dem Standorte. Es füllt regelmäßig die Höhlung aus, ſeine Wände ſind immer dicht und der Eingang iſt immer eng; genauer kann es nicht beſchrieben werden. Drei bis ſechs glänzendweiße Eier bilden das Gelege. Wahrſcheinlich werden ſie vom Weibchen allein und zwar innerhalb 14 bis 16 Tagen ausgebrütet. In der Ernährung und Erziehung der ſehr geliebten Jungen theilen ſich beide Eltern.

Es iſt wiederholt behauptet worden, daß man den gefangenen Waſſerſchwätzer mit Fliegen und Mehlwürmern nach und nach an Nachtigallenfutter gewöhnen, ſomit erhalten und zähmen könne; wir ſind jedoch bis jetzt noch nicht ſo glücklich geweſen, den Vogel im Käfig zu ſehen, und wenn er ſich wirklich erhalten ließe, würden wir uns über ſolchen Gefangenen nicht freuen. Das Kind des kriſtallklaren Gebirgsbaches würde, ſelbſt wenn man beſondere Vorkehrungen treffen wollte, noch immer unendlich viel entbehren müſſen und eigentlich gar nicht mehr der Waſſerſchwätzer ſein.

Wir wissen nicht, welche Feinde den alten Wasserschwätzern außer den Menschen mit Erfolg nachstellen, weil wir hierauf bezügliche Beobachtungen weder selbst angestellt, noch erkundet haben. Den Jungen im Neste werden Iltis und Wiesel, Wander- und Wasserratte gefährlich. Der Mensch verfolgt glücklicherweise das schmucke Geschöpf nirgends regelmäßig.

5. Die Stelze, Motacilla sulphurea Bechstein.

(Motacilla boarula Gmelin, Linné, M. Melanope Pallas.)

Von dem Wasserschwätzer ist seine treueste Begleiterin, die Stelze, Bach-, Winter-, Frühlingsstelze, Sticherling oder Irrling, nicht zu trennen. Dies gilt aber nicht allein für den Aufenthalt, sondern auch für das Wesen des Thierchens; denn man kommt in Verlegenheit, wenn man entscheiden will, welcher von den beiden Vögeln anmuthiger und lieblicher sei.

Die Bachstelze ist $7^2/_3$ Zoll lang, wovon freilich die größere Hälfte auf den Schwanz zu rechnen ist, und $9^3/_4$ Zoll breit. Das Frühjahrskleid des alten Männchens ist auf der Oberseite aschgrau, grünlich überflogen, auf den Flügeln bräunlich schwarz, auf der Unterseite schön schwefelgelb. Die Kehle ist schwarz, seitlich weiß eingefaßt, eine ebenso gefärbte Binde verläuft über das Auge, und zwei weiße oder lichtgraue Binden ziehen sich über die Flügel. Im Herbst nach der Mauser erhält das Gefieder eine mattere Färbung, und die schöne schwarze Kehle verliert sich gänzlich. Das einjährige Männchen unterscheidet sich durch schmutzigere Färbung der Ober- und Unterseite und lichtgraue Federkanten an der schwarzen Kehle. Ihm gleicht das alte Weibchen; nur tritt das Schwarz an der Kehle noch mehr zurück.

Von den anderen bei uns vorkommenden Stelzen, der grauen Bachstelze und den Schafstelzen unterscheidet sich die Gebirgsstelze durch ihren schlanken Leibesbau und den verhältnißmäßig sehr langen Schwanz, dessen drei äußere Schwanzfedern in allen Kleidern größtentheils weiß sind.

Wie sehr die Stelze Gebirgsvogel ist, lehrt am deutlichsten ihr Verbreitungskreis. Sie finden sich regelmäßig, — häufig kann man nicht sagen, — an allen Gebirgswaldbächen Deutschlands und fehlt überall in der eigentlichen Ebene. Aber sie lebt auch in den Pyrenäen und den südspanischen Gebirgen, auf den Karpathen und dem Balkan; ja, sie findet sich

Bread-fruit, Jack-fruit, Cocoa-nut, Plantain, and Banana trees, with a variety of other fruits, which grow in the greatest luxuriance.

Bread-fruit. Jack-fruit. Cocoa-nut. Plantain. Banana.

eigenen Art eiferſüchtig vertreibt, ſo friedfertig ſie ſich ſonſt gegen andere Vögel zeigt. Den Bach verläßt ſie ſelten und immer blos auf kurze Zeit, während die anderen Stelzen ebenſo gut im Felde, wie am Waſſer zu finden ſind. Schattige Stellen ſind ihre Lieblingsplätze, und gerade deshalb trifft man ſie regelmäßig in Geſellſchaft des Waſſerſchwätzers. In milden Wintern verweilt ſie jahraus, jahrein in ihrer Heimath, gewöhnlich aber verläßt ſie uns im Oktober und kehrt im Februar zurück. Im November haben wir ſie häufig an den Bächen der Sierra Nevada gefunden, aber was wir beſonders hervorheben wollen, noch im April in einem der Gebirgthäler von Habeſch.

Alle Beobachter der Stelze ſind einſtimmig in ihrem Lobe. Sie iſt ein höchſt gewandter, munterer, anmuthiger, zierlicher, vertrauensvoller, aber doch vorſichtiger, weil ſehr kluger Vogel. Mit bewunderungswürdiger Gewandtheit und Behendigkeit läuft ſie am Ufer und im ſeichten Gewäſſer umher, wir möchten ſagen, geſchürzt, weil ſie ſich vorſichtig in Acht nimmt, ihr Gefieder zu beſchmutzen und zu benäſſen. Der Körper wird dabei wagrecht, der Schwanz gewöhnlich etwas erhoben getragen und jeder Schritt mit einem Nicken und gleichzeitigem Wippen des Schwanzes begleitet; namentlich wenn ſie ausruht, bewahrheitet ſie ihren Namen. Sie fliegt in tiefen Bogenſchwingungen, ſchnell und leicht, ungern aber weit in einem Zuge und am wenigſten im Sommer, wo ſie überall einen Platz zur Ruhe findet, während der Winter ihr oft große Strecken des Baches mit Eis bedeckt. Nach dem Niederlaſſen breitet ſie den Schwanz und wippt eifriger, als gewöhnlich. Ihr Lockton iſt durch die Silben „Ziwi“ ungefähr wieder zu geben, der Geſang iſt anmuthig, obgleich er eigentlich nichts Anderes, als eine öftere Wiederholung eines lang gezogenen Trillers iſt. Am fleißigſten ſingt das Männchen während der Paarungszeit. Es ſetzt ſich dann auf einen Zweig, auch wohl auf den Firſt eines Hauſes, fliegt von dort flatternd und ſchwirrend in der Luft umher und ſenkt ſich hierauf zu ſeinem Weibchen nieder, um dieſes mit noch anderen Zärtlichkeiten zu beglücken. Dann beginnt es von Neuem zu ſingen, empor zu ſteigen und zu flattern, und dazwiſchen jagen ſich Beide ſcherzend längs des Baches auf und nieder.

Bereits Anfangs April findet man das belegte Neſt der Stelze. Es ſteht an ähnlichen Orten, wie jenes vom Waſſerſchwätzer und iſt aus Erdmoos, Würzelchen, Reiſern und dürren Blättern locker zuſammen geſchichtet,

innen aber halbkugelig ausgerundet und mit Borſten, Pferdehaaren, Wolle u. dgl. zierlich ausgelegt. Die 4 bis 6 Eier ſind bläulichgrau oder ſchmutzigweiß, gelb oder aſchgrau gefleckt, geſtrichelt, gepunktet und gewäſſert. Das Weibchen brütet vorzugsweiſe, doch nicht ausſchließlich; die Jungen werden von beiden Eltern ernährt und noch lange nach dem Ausfliegen geleitet und gewarnt.

Verſchiedene Waſſerthierchen, vornehmlich Kerbthiere bilden die Nahrung der Stelze. Sie lieſt dieſe vom Schlamm auf, nimmt ſie aus dem Waſſer heraus oder ſchnappt ſie aus der Luft weg. Kleine Würmer und Schnecken verzehrt ſie ebenfalls gern. Im Käfig verlangt ſie das beſte Nachtigallenfutter.

So lange die Stelze keine Nachſtellungen erfährt, ſcheut ſie den Menſchen durchaus nicht, und deshalb wird ſie oft im Gehöft, auf oder dicht neben den Häuſern gefunden. Verfolgung macht ſie vorſichtig und zuletzt ſehr ſcheu. Den vielen Feinden, welche namentlich die Brut bedrohen, entgehen die Alten, Dank ihrer Schnelligkeit, falls ſie nicht die zärtlichſte Elternliebe ihre Vorſicht vergeſſen läßt. Die Jungen werden von Wieſeln und Ratten aus dem Neſte geholt oder kurz nach dem Ausfliegen von Falken, Elſtern und Krähen weggeſchleppt.

6. Die Blaukehlchen, Cyanecula Brisson.

Da, wo der reiche Auenwald an das Ufer von Flüſſen und Strömen herantritt und nahe am Waſſer dichtes Unterholz, vor Allem Weidicht enthält, oder im eigentlichen Bruchwalde, wo Gebüſch und Ried einander den Boden ſtreitig machen, begegnet man auch während des Sommers den prächtigſten aller unſerer Sänger, den Blaukehlchen. Sie ſtehen in Geſtalt und Weſen den Nachtigallen ſehr nahe und werden mit dieſen und dem Rothkehlchen in einer beſonderen Familie oder Gruppe vereinigt. Ihr Leib iſt ſchlank, verhältnißmäßig kurzflügelig und kurzſchwänzig, aber hochbeinig. Der pfriemförmige Schnabel iſt hochrückig, das Auge groß, die Befiederung locker. Bei allen Arten, welche man kennt, ſind die äußerſten Steuerfedern an der hinteren Fläche roſtroth, an der vorderen ſchwarz, und bei allen Arten haben die Männchen eine prachtvoll lazurblaue, glänzende Kehle mit oder ohne farbigem Stern in der Mitte.

Die älteren Naturforscher nahmen nur eine einzige Art dieser Vögel an, Chr. L. Brehm unterschied jedoch mehrere und, wie wir glauben, mindestens drei mit vollem Rechte.

Das schwedische Blaukehlchen, wie alle übrigen Arten auch Blaukropf und Blaukäthchen, Spiegelvögelchen, Wegflecklein, Schild- oder Wassernachtigall, Nachtigallkönig, Silbervogel, Weidenzucker, Erdwieſtel und Karlsvogel genannt, **Cyanecula suecica Brisson** (Motacilla suecica Gmelin Linné, Sylvia Cyanecula Wolf & Meyer, Saxicola suecica Koch), ist die am häufigsten bei uns vorkommende Art. Seine Länge beträgt $5^2/_3$ Zoll, die Breite $8^3/_4$ Zoll. Das Weibchen ist um 2 bis 3 Linien kürzer und um 3 bis 5 Linien schmäler. Das Gefieder ist auf der Oberseite dunkel erdbraun, unten grauweißlich gefärbt. Das Blau der Kehle geht nach unten in Schwarz über und wird durch eine schmale, weiße Binde von einem röthlichbraunen, halbmondförmigen Brustflecken getrennt. Ueber das Auge verläuft ein lichtgrauer Streifen, welcher sich bis zur Stirn erstreckt und mit dem entgegengesetzten hier verbindet. Der Augenstern ist zimmtbraun. Im Herbstkleide ist das Gefieder der Oberseite dunkler, die Kehle blaßrostgelb, blau eingefaßt, der Stern verhältnißmäßig groß. Bei dem Weibchen ist das Blau nur angedeutet, und der Stern durch ein lichtgraues Feld ersetzt, welches fast die ganze Kehle einnimmt. Der junge, unvermauserte Vogel ist oben, wie unten dunkelbraungrau, jede Feder ist gelbgrau geschäftet. Die Kehle ist bis auf die lichte Mitte schwarz. Nach unserer Erfahrung ist diese Art die einzige, welche in Skandinavien gefunden wird. Dort ist sie häufig vom Nordkap an bis zum Dovrefjeld hinab. Bei uns brütet sie an mehr Orten, als wir glauben, nicht selten unter anderen in der Gegend von Barby an der Elbe.

Das weißsternige Blaukehlchen, **Cyanecula leucocyana Brehm**, ist größer, volle 6 Zoll lang und $8^5/_6$ Zoll breit, vom vorigen durch den blendend weißen Stern inmitten der bläſſeren blauen Kehle unterschieden. Weibchen und Junge ähneln dem schwedischen Blaukehlchen. Ueber das Vaterland dieser Art ist man noch nicht recht im Klaren. Sie erscheint ziemlich regelmäßig bei uns auf dem Zuge und brütet wohl auch an einigen Orten.

Das Wolf'sche Blaukehlchen endlich, **Cyanecula Wolfii Brehm**, die kleinste Art, ist höchstens $5^3/_4$ Zoll lang, 8 Zoll breit und

daran zu erkennen, daß bei dem Männchen im Frühlingskleide die ultramarinblau gefärbte Kehle keinen Stern zeigt. Bei dem alten Weibchen ist ein großer Theil der Kehle ebenfalls blau gefärbt. Wie es scheint, geht das Wolf'sche Blaukehlchen nicht nördlicher, als Deutschland; in Skandinavien dürfte es ebenso wenig vorkommen, als das weißsternige.

Die Blaukehlchen erscheinen bei uns um die Osterzeit, selten vor dem ersten April, gewöhnlich um die Mitte des Monats. Der Herbstzug beginnt im September und endet im Oktober. Da die Blaukehlchen, wie die meisten Sänger, des Nachts reisen, bemerkt man sie an den geeigneten Orten fast plötzlich und dann oft in ziemlicher Menge. Sie folgen dem Laufe der Flüsse und Bäche, bevorzugen aber gewisse Straßen; Bäche, deren Ufer dicht mit Gebüsch bewachsen sind, ziehen sie besonders an. Hier entdeckt man sie, wenn man erst mit ihnen vertraut geworden ist, gar bald. Sie besitzen zwar eine bewunderungswürdige Geschicklichkeit, sich zu verbergen, sind aber gar nicht scheu und kommen furchtlos aus dem Gebüsch hervorgehüpft, auch wenn sie sich beobachtet sehen. Wie die Nachtigall bewegen sie sich viel auf der Erde, nehmen auch ungefähr dieselbe Haltung an und wippen bei jeder Erregung mit dem Schwanze. Auf Bäume setzen sie sich nicht, und ebenso wenig entfernen sie sich gern weit vom Wasser. Ihr Lauf ist sehr geschickt, der Flug schwirrend, wellenförmig, jedoch nicht anhaltend. Der Lockton ist ein schnalzendes „Tacktack" oder ein sanft pfeifendes „Fifi", während Warnung und Furcht durch ein unbeschreibliches Schnarren ausgedrückt werden. Das Männchen singt fleißig, und sein Gesang, welcher aus sanften Tönen zusammengesetzt wird, ist recht angenehm, obwohl die Pausen zwischen den einzelnen Strophen etwas zu lang sind. Die Nahrung besteht aus Kerbthieren aller Art, hauptsächlich aus solchen, welche in oder am Wasser leben, im Herbst auch wohl aus rothen und schwarzen Hollunder- oder Faulbaumbeeren.

Nicht blos die schöne Färbung des Männchens, sondern auch das anmuthige, liebenswürdige Wesen befreunden das Blaukehlchen den Menschen. Es ist lebhaft und munter, arglos, jedoch keineswegs blind vertrauend, klug und selbstbewußt. Gegen Andere seiner Art benimmt es sich nicht gerade liebenswürdig, und zumal die Männchen liegen fortwährend mit einander im Streite: im Käfig beißen sie sich oft in gefährlicher Weise. Besonders angenehm wird das Blaukehlchen wegen seiner großen Liebe zur

Reinlichkeit; es badet ſich faſt tagtäglich und hält ſein Gefieder ſtets in vollkommenſter Ordnung.

Das Neſt iſt ſchwer zu finden. Es ſteht gewöhnlich in dem dichteſten Weidicht, an den Flüſſen oder in einem Buſche inmitten des Bruches, iſt alſo meiſt nur vom Waſſer aus zugänglich. Dazu kommt, daß es immer ſehr verſteckt an einem ſorgfältig gewählten Platze angelegt und mit der Umgebung möglichſt in Einklang gebracht wird. Es iſt ziemlich gut gebaut, äußerlich aus Laub und gröberen Stengeln, auf welche feinere Hälmchen oder Moos folgen, innen aus Riſpen und Pferdehaaren, mit denen die Mulde ſorgſam ausgelegt wird. Die 5 bis 6 Eier ſind blaugrün. Beide Geſchlechter brüten gemeinſchaftlich ungefähr 14 Tage lang. Die ausgeflogenen Jungen findet man ſchon Ende Mai's, jedoch mehr zufällig, als in Folge eines verſtändigen Suchens, weil ſie, noch ehe ſie fliegen können, das Neſt verlaſſen, wie Mäuſe über den Boden dahin laufen und ſich prächtig zu verſtecken wiſſen. Wahrſcheinlich macht jedes Paar zwei Bruten im Jahre.

Auf dem Herbſtzuge fallen die Blaukehlchen oft im Felde ein; wir haben ſie ſogar mitten in der Wüſte gefunden. In den Feldern verbergen ſie ſich ebenſo geſchickt, als im Sumpfe, und deshalb ſind ſie gewöhnlich vor ihren Feinden geborgen. Als Winterherberge iſt Nordafrika anzuſehen. Wir haben ſie im Dezember und Januar in Egypten und zwar in voller Mauſer angetroffen, ſüdlich des 26. Grades der nördlichen Breite aber nur äußerſt ſelten beobachtet.

Die Blaukehlchen fangen ſich leicht in Sprenkeln, Netzen, Schlingen und Fallen verſchiedener Art, gewöhnen ſich aber nicht gut im Käfig ein. Mit Nachtigallenfutter kann man ſie bei ſorgfältiger Pflege einige Jahre erhalten; doch gehen leider die meiſten, welche gefangen werden, in den erſten Tagen ihres Zimmeraufenthaltes zu Grunde.

Außer den Menſchen verfolgen Raubſäugethiere und Wanderratten die Blaukehlchen, vornehmlich die Brut, denn die Alten ſind wegen ihrer Lebensweiſe und der Kunſt, mit welcher ſie ſich zu verſtecken wiſſen, gegen jene Räuber ziemlich geſichert.

7. Das Rothkehlchen, Rubecula pinetorum Brehm.

(Motacilla Rubecula Linné, Sylvia Rubecula Latham, Dandalus Rubeculus Boje.)

In Gestalt und Lebensweise hat das Rothkehlchen ebenso viel Aehnliches mit den Nachtigallen und Blaukehlchen, wie mit den Drosseln. Der Leib ist ziemlich schlank, der Schnabel drosselartig, der Fuß dünn und hoch, der Flügel stumpf, der Schwanz mittellang, das Auge sehr groß, das Gefieder weitstrahlig und locker. Die Länge beträgt $5^1/_2$ bis $5^3/_4$ Zoll, die Breite $8^1/_4$ bis $8^1/_2$ Zoll. Der Oberkörper ist dunkel olivengrau, die Stirn, die Stelle vor den Augen und die Oberseite sind schön gelbroth, der übrige Unterkörper ist weiß, seitlich grau. Das Weibchen ist etwas bläſſer, als das Männchen, sonst im Ganzen ähnlich gezeichnet. Bei den Jungen haben die olivengrauen Federn des Oberkörpers rostgelbe Schaftflecken, und auf dem matten rostgelben Unterkörper zeigen sich graue Fleckchen und Bänder.

Unser Rothkehlchen oder Rothkäthchen, Rothköpfchen, Rothbrüstchen, Rothbärtchen, Wald- oder Winterröthlein gehört zu den beliebtesten Vögeln des Waldes. Es hat so viel gute Eigenschaften, daß man einige weniger lobenswerthe gern vergißt. In Europa fehlt es in keinem Lande; es bewohnt den Norden im Sommer, den Süden im Winter. In Deutschland ist es überall häufig. Je nachdem die Witterung günstig oder ungünstig ist, erscheint es Anfangs oder Mitte März bei uns und verweilt bis zu Anfang des Septembers im Lande seiner Heimath. Einzelne bleiben in milden Wintern im Vaterlande, die Hauptmasse wandert bis Südeuropa und Nordafrika. In Südspanien ist das Rothkehlchen im Winter überaus gemein, aus jedem Busch fast schaut das muntere, kluge Thierchen heraus. Auf dem Zuge besucht es alles Buschwerk ohne Unterschied; im Sommer bevorzugt es die düsteren Waldungen, vorausgesetzt, daß sie Unterholz haben. Dichtes Gebüsch, in dessen Nähe eine Waldwiese grünt oder ein Waldbach rauscht, beherbergt es regelmäßig.

Auch wir müssen uns unbedingt den Freunden unseres Rothkehlchens zugesellen. Es ist ein kluges, keckes, munteres, gewandtes, lebendiges, fanglustiges Geschöpf, welches mit allen Thieren des Waldes in Frieden lebt, die Gleichgeschlechtigen seiner eigenen Art ausgenommen. Seine Bewegungen sind rasch und zierlich. Es trägt sich stolz, die Brust erhoben,

a Bull Dog Ant attacking an Ichneumon fly. The Bull Dog Ant is one of the largest of the Ants, and is also one of the most ferocious. The Ichneumon fly is one of the largest of the Flies.

a Wasp (*Vespa crabro*) attacking a Bee. The Wasp is one of the largest of the Hymenoptera. The Common Honey-bee is one of the smallest. The Wasp is a carnivorous insect, the Bee is a vegetable feeder.

mit den Silben „Schnickſchnick“ oder „Schnikerikikik“ ungefähr zu vergleichen, der Warnungsruf iſt ein leiſes „Si“, der Angſtruf ein durchdringendes „Tſchritſch“. Der prächtige Geſang des Männchens beſteht aus mehreren flötenden und trillernden Strophen, welche feierlich vorgetragen werden und etwas Schwermüthiges haben. Dabei ſitzt der Sänger hoch oben im ſchattigen Gebüſch, ohne ſich zu rühren, ſcheinbar durchdrungen von dem Bewußtſein, eine erhabene Kunſt auszuüben, ſtolz, würdig und ernſtfeierlich, ganz im Gegenſatz zu dem „üppigen Leichtſinn“, welchen das Rothkehlchen ſonſt nach Ausſpruch unſeres Naumann an den Tag legt.

Die Nahrung hat das Rothkehlchen mit den Droſſeln gemein; nur wählt es kleinere Schnecken und Kerbthiere aus. Im Herbſt werden Beeren ſeine Hauptnahrung; im Zimmer gewöhnt es ſich an allerlei Koſt.

Der verrottetſte Baumſtrunk im Innerſten eines Dickichts, eine geeignete Steinritze oder eine weite Erdhöhle, welche der Maulwurf oder das Kaninchen grub, oder ein ähnlicher, immer aber wohl verſteckter Platz im Herzen des Gebietes, welches ein Rothkehlchenpaar bewohnt, wird von ihm zur Aufnahme des Neſtes ausgewählt. Daſſelbe erhält zur Grundlage dürre Baumblätter und Erdmoos und beſteht aus trockenen Pflanzenſtengeln, dürren Grasblättern, Hälmchen und innerlich aus Haaren und Wolle, welche ſorgfältig verarbeitet und wohl auch mit einigen Federn vermiſcht werden. Sehr oft wird es faſt ausſchließlich aus grünem Erdmoos aufgebaut und nur innerlich mit zarten Würzelchen ausgelegt. Eine Decke muß es ſtets haben. Die 5 bis 7 auf gelbweißem Grunde mit roſtfarbenen Punkten bedeckten und beſpritzten Eier findet man um Walpurgis, die ausgeſchlüpften Jungen einen Monat ſpäter. Dann ſchreiten die Eltern zur zweiten Brut.

Das Rothkehlchen hat mit den übrigen kleinen Sängern dieſelben Feinde gemein und wird auch vom Menſchen ſehr eifrig verfolgt. Es läßt ſich durch jede Falle bethören; daher ſieht man es oft in Gefangenſchaft, in Gebirgsgegenden faſt in jedem Bauernhauſe. Es wird raſch vertraut mit ſeinem Pfleger, und wenn es ſich von deſſen wohlwollenden Abſichten überzeugt hat, rückſichtslos zahm, fliegt nicht ſelten frei aus und ein, bleibt manchmal den ganzen Sommer draußen und kehrt im Herbſt in's Zimmer zurück, um zu überwintern, verliert aber wegen ſeiner großen Zahmheit oft ſein Leben. Es wird zwiſchen den Thüren eingeklemmt, von Katzen

gefangen oder von Mäusen überfallen oder endlich durch ungeeignete Behandlung langsam zu Tode gequält.

8. Der Waldrothschwanz, Ruticilla phoenicura Brisson.

(Motacilla phoenicurus Linné, Sylvia phoenicurus Latham.)

Die Rothschwänze sind kleine Sänger von schlankem Leibesbau, mit pfriemenförmigem Schnabel, welcher an der Spitze einen kleinen Haken hat, ziemlich langen Flügeln, mittellangem, gerad abgeschnittenem Schwanz und mittelhohen Füßen. Das Gefieder ist bei den Männchen schöner, als bei den Weibchen gefärbt und im Jugendkleide gefleckt. Der Schwanz ist, wie schon der Name sagt, ein bezeichnendes Merkmal der Gruppe.

Die im Wald lebende Art dieser Sippe, der Wald-, Baum-, Garten- und Sommerröthling oder Rothschwanz, Röthlein, Rothsterz, Rothzagel, Rothbäuchlein, Wüstling und Hüting ist 5½ Zoll lang und 8¾ bis 9¼ Zoll breit. Das Gefieder des Männchens ist bunt, aber ansprechend gefärbt. Die Oberseite ist aschgrau, die Unterseite auf der Brust hochrostroth, am Bauche weiß, der Schnabel, die Stirn, die Kopfseiten und die Kehle sind schwarz, der Vorderkopf ist weiß, der Schwanz ist bis auf die dunkleren Mittelfedern hochrostroth. Im Herbste wird die schöne Zeichnung unscheinbarer, weil die neuen Federn grauweiße Ränder haben, welche sich bis gegen den Frühling hin abstoßen müssen. Das Weibchen ist oben tiefgrau, unten gilblichgrau, selten mit einer Andeutung der dunkeln Kehle und der rothen Brust des Männchens. Bei den Jungen ist die Oberseite grau, rostgelb und braun gefleckt; auf der Unterseite haben die Federn rostgelbe Ränder.

Fast ganz Europa beherbergt diesen munteren, anmuthigen Singvogel; Wälder und Baumpflanzungen bilden seinen bevorzugten Aufenthalt. Er erscheint bereits in den letzten Tagen des März oder Anfangs April und verläßt uns zu Ende August's, um dem inneren Afrika zuzuwandern, und dort den Winter zu verbringen. Wie weit er südlich geht, ist zur Zeit noch nicht festgestellt; wir haben ihn in den abyssinischen Gebirgen und den Waldungen südlich des 15. Grades nördlicher Breite noch auf dem Zuge getroffen.

Der Gartenröthling macht sich nach seiner Ankunft bald bemerklich. Er ist ein frohsinniger, unruhiger und gewandter Vogel, welcher vom frühesten

Morgen bis ſpät in die Nacht hinein in Thätigkeit iſt. Im Garten oder im Walde erwählt er ſich einen Baum zu ſeinem eigentlichen Wohnſitz, und von hier aus durchſtreift er ein kleines Gebiet. Sein ganzes Weſen iſt anmuthig; er trägt ſich ſtolz und hält ſein Gefieder immer in beſter Ordnung. Zum Boden herab kommt er ſelten, verweilt vielmehr möglichſt viel im Gezweig der Bäume. Hier hüpft er fleißig umher, flattert von einem Aſt zum andern oder einem Kerbthier nach in die Luft, ſetzt ſich dann wieder auf einen beſtimmten Zweig und wippt wiederholt mit dem Schwanze, aber nach abwärts. Sein Flug iſt flatternd, wenn er nicht weit fortgeſetzt wird, ſonſt bogenförmig. Die Lockſtimme läßt ſich durch die Silben „Hüithüit", dem meiſtens ein ſchmatzendes „Ticktick" angehängt wird, ungefähr beſchreiben. Bei Furcht wiederholt er das „Ticktick" öfter, läßt auch wohl einen kreiſchenden Ton vernehmen. Der Geſang beſteht höchſtens aus drei Strophen; die Töne ſind aber ſehr ſanft, flötenartig und äußerſt angenehm. Einzelne Männchen weben ihren eigenen Strophen Bruchſtücke aus den Liedern anderer Sänger ein. Beſonders erfreulich wird der Geſang auch deshalb, weil man ihn früh im Jahre und ſpäter ſchon beim erſten Schimmer des anbrechenden Tages vernimmt.

In ſeinem Kerbthierfang erinnert der Gartenröthling ebenſo an die Fliegenfänger, wie an die Grasmücken. Im Verfolgen fliehender Kerbthiere iſt er ſehr gewandt, aber auch die Blätter, Blüthen und die Rinde der Bäume, ſelbſt der Boden werden von ihm genau durchſucht. Gegen den Herbſt hin frißt er mancherlei Beeren und kommt ihnen zu Liebe in das tiefere Gebüſch herab. In der Gefangenſchaft erhält man ihn mit Nachtigallfutter, jedoch niemals lange.

Das Neſt ſteht immer in einer Höhlung, welche einen möglichſt engen Eingang hat, am häufigſten in hohlen Weidenbäumen, ſonſt auch in Ritzen und Löchern ſolcher Mauern und Wände, welche Gärten umringen. Es iſt ein unkünſtleriſcher Bau aus dürren Wurzeln, Hälmchen u. dgl., welcher mit Wolle und Haaren und innen dick mit Federn vermiſcht wird. In der letzten Hälfte Aprils legt das Weibchen 6 bis 8 fleckenloſe Eier von blaugrüner Farbe. Beide Gatten brüten eifrig und füttern auch gemeinſchaftlich die innig geliebte Brut groß. Letztere verläßt bald das Neſt, verweilt aber die erſten Tage noch in der Nähe deſſelben. Man unterſcheidet ſie von allen übrigen jungen Sängern mit Ausnahme des Hausrothſchwanzes an ihrem

fortwährenden Bewegen des Stumpfſchwanzes, welches ſie den Alten gleich abgelauſcht haben.

Der Sperber fängt die alten, Holzheher und Elſtern ſtellen den jungen Rothſchwänzchen nach, und Wieſel, Siebenſchläfer und Mäuſe bedrohen die Brut im Neſte. Der Menſch verfolgt den Gartenrothſchwanz nicht; daher kommt es denn auch, daß der im Ganzen vorſichtige Vogel ſich gewöhnlich ſehr vertrauensvoll in unmittelbarer Nähe des Erbfeindes der Thiere bewegt.

9. Der Zaunkönig, Troglodytes parvulus Koch.

(Motacilla Troglodytes, Gmelin Linné, Sylvia Troglodytes Latham.)

Zu den glücklichen Vögeln, welche Jedermanns Liebe genießen, gehört auch der allbekannte ſagenumklungene Zaunkönig oder Schlüpfer, Winter-, Schnee-, Dorn-, Neſſel-, Schlupf-, Schupp- und Tannenkönig, Zaunſchnerz, Zaunſchlieſer und Thomas im Zaune, ein kleines, prächtiges Vögelchen von $3^5/_6$ bis 4 Zoll Länge und $5^1/_2$ bis 6 Zoll Breite, welches ſchwerlich verkannt werden dürfte. Der reich befiederte Leib hat ſehr kurze Flügel und einen kurzen Stumpfſchwanz, welcher regelmäßig aufrecht getragen wird, lange, ſtarke Füße und einen dünnen, pfriemförmigen, etwas gebogenen Schnabel. Beide Geſchlechter ſind gleichmäßig gefärbt und die Jungen kaum anders, als die Alten gezeichnet. Die Oberſeite iſt roſtbraun, vom Oberrücken an ſchwärzlich quer gebändert, die Unterſeite roſtgrau, an den Seiten ſchwärzlich und weißlich in die Quere getupft. Die Flügel und der Schwanz ſind zierlich ſchwarz gebändert, die Achſelgegend iſt mit einigen weißen Flecken beſetzt, und über das helle Auge zieht ſich, der Braue vergleichbar, ein lichter Streifen, durch daſſelbe ein dunklerer.

So viel man weiß, fehlt der Zaunkönig in keinem Lande Europa's; doch ſcheint es, als ob er im Norden häufiger wäre, als im Süden. In Deutſchland wohnt er überall, wo es dichtes Gebüſch, namentlich dichte Hecken giebt. Seine kurzen Flügel geſtatten ihm nicht, mit den anderen Kerbthierfreſſern zu wandern; er bleibt daher hübſch in der Heimath und bekundet durch ſein Betragen, daß es ihm auch im Winter in derſelben gefällt. Er verdient wirklich den Namen Schnee- oder Winterkönig, ſobald man mit ſolchem Titel Glückſeligkeit verbindet; denn an Munterkeit und

Frohſinn, trotz trüber Zeit, kommt unſerem Zaunkönig kaum ein anderer Vogel gleich, und keiner übertrifft ihn. Wer ihn kennt, rühmt ihm gute Eigenſchaften nach, außer dem Frohſinn die Luſt am Geſang, außer dem muntern Weſen die Keckheit, außer der Gewandtheit die Anmuth in ſeinem ganzen Sein und Treiben. Ununterbrochen in Bewegung, durchhüpft und durchkriecht er ſein niederes Reich, und bei der ſtrengſten Kälte ſingt er mit derſelben Behaglichkeit, wie im Frühjahr. Seine Bewegungen ſind ſonderbar. Er hüpft äußerſt ſchnell auf dem Boden hin und kriecht mit wunderbarer Gewandtheit durch alle Löcher, Ritzen, Spalten und Oeffnungen im oder über dem Boden, im Mauerwerk, im Gezweig und Geniſt, ſo daß er einer Maus ähnlicher erſcheint, als einem Vogel. Dank dieſer Behendigkeit entgeht er den vielen Feinden, welche auch ihm bedrohen, kriechend und durch das Dickicht huſchend; aber das Fliegen verſteht er blos in geringem Grade. Gewöhnlich ſchwirrt er nur über kurze Räume niedrig und in gerader Linie fort, und bei aller Anſtrengung bringt er es höchſtens zu flachen, kurzen Bogen, deren Höhen er mühſelig zu erklimmen ſcheint. Im Freien iſt er verloren, trotz ſeiner Flügel: ein Menſch kann ihn in kürzeſter Zeit ſo ermüden, daß er ſich willig gefangen giebt. Sein Reich iſt das Buſchdickicht, je undurchdringlicher, um ſo beſſer. Hier bekundet er auch ſein eigentliches Weſen. Stolz und keck zeigt er ſich ab und zu auf den höchſten Spitzen der Gebüſche, den kleinen Stumpfſchwanz kühn in die Höhe gerichtet, muthvollen Auges um ſich blickend und aufmerkſam ſeine Umgebung betrachtend. Sobald er etwas Merkwürdiges bemerkt, macht er ſchnelle Bücklinge und ſtelzt den Schwanz noch höher als gewöhnlich; zeigt ſich ein Raubthier, ſo wird es mit noch ſchnelleren Bücklingen, faſt wie ſpottend begrüßt. Den Menſchen rechnet er nicht zu ſeinen Feinden; denn er beweiſt ihm viel Vertrauen und treibt ſich ohne Scheu in ſeiner Nähe umher; dagegen flößt ihm der Anblick einer Katze oder eines Raubvogels große Furcht ein, und er giebt dieſer dann ſofort durch ein ſchnell wiederholtes „Zeckzeck“ Ausdruck. Seinen Gatten lockt er durch ein weitſchallendes „Zerrrr“, und dieſen Ton wendet er auch zur Begrüßung befreundeter Weſen an. Der ebenſo reichhaltige, als angenehme Geſang beſteht aus vielen hellpfeifenden Tönen, welche ab und zu durch einen kunſtvollen Triller unterbrochen werden. Ein gut ſchlagender Kanarienvogel kommt dem Zaunkönig im Geſang noch am nächſten; aber dieſer hat weit mehr

Feuer und ſingt auch viel fleißiger, nicht blos im Frühling und Sommer allein, ſondern auch im Winter bei ſtrenger Kälte. Gegen den Frühling hin nimmt das Lied an Fülle und Feuer zu, und dann giebt der Sänger ſeiner Liebe auch noch durch verſchiedene Bewegungen mit Flügeln und Schwanz beſonderen Ausdruck. Sofort nach dem Singen ſtürzt er ſich von dem gewählten höheren Zweige ſenkrecht in das Buſchdickicht herab, huſcht in dieſem fort und erſcheint dann gelegentlich an einer anderen Stelle, ungefähr in der gleichen Höhe zu neuem Singen.

Schon Ende März beginnt das Paar mit dem Bau ſeines Neſtes, denn hierzu braucht es Zeit. Das Neſt iſt nach dem Standorte ſehr verſchieden, immer aber prachtvoll und ganz unverhältnißmäßig groß. Seine äußere Lage beſteht gewöhnlich aus dürrem Laub, welches mit größter Sorgfalt ausgewählt wird, damit es der nächſten Umgebung des Neſtes entſpricht; darauf folgt eine dicht gefilzte Lage von grünem Moos und innen zur Ausfütterung ein wirkliches Bett von Federn, welche aber alle ſehr glatt gelegt werden. Immer iſt es bedeckt und mit einem ſeitlichen Eingangsloche verſehen. Es ſteht in Reiſighaufen und Holzſtößen, in Zäunen, zwiſchen dem Gewurzel der Stämme, in Baumhöhlen, Klüften und anderen Verſteckplätzen, unter allen Umſtänden ſo wohl geborgen, daß es erſt nach langem Suchen, wenn nicht zufällig entdeckt wird. In der zweiten Hälfte des April findet man in ihm 6 bis 8 rundliche, auf rein oder gelblichweißem Grunde mit feinen rothbraunen oder blutrothen Pünktchen bedeckte Eier. Beide Eltern brüten, und beide erziehen ihre Brut gemeinſchaftlich. Die Jungen wachſen langſam und verlaſſen das Neſt erſt, wenn ſie fliegen können, obgleich ſie im Anfange ihres Lebens viel mehr mäuſeartig auf dem Boden umherlaufen, als nach anderer Vögel Art umherfliegen. Ihre Eltern führen ſie noch mehrere Wochen, nachdem ſie dem Neſte entwachſen ſind. Das Paar brütet, wenn ihm das erſte Gelege nicht geſtört wird, nur einmal im Jahre.

Die Nahrung des Zaunkönigs iſt dieſelbe, welche andere kleine Kerbthierfreſſer zu ſich nehmen. Im Winter fallen ihm meiſtens Kerbthierlarven, Puppen und Eier oder kleine Spinnen zur Beute, welche er aus Schlupfwinkeln hervorzieht, die von keinem anderen Vogel ausgeſtöbert werden können. Im Herbſt labt er ſich an mancherlei Beeren; im Sommer iſt ihm die Tafel reichlich beſtellt. Im Käfig ernährt man ihn mit Nachtigall-

futter; er verlangt aber die größte Sorgfalt: denn so gleichgiltig er die Unbill des Wetters erträgt, so schwer gewöhnt er sich an den Verlust seiner Freiheit und eine gleichmäßige Nahrung. Er liebt Freiheit und Abwechslung.

Die meisten Feinde, welche dem kleinen Geflügel gefährlich werden, können dem Zaunkönig Nichts anhaben; dagegen ist er freilich den Wieseln, Ratten und Mäusen sehr ausgesetzt, und zumal die Brut hat, so lange sie noch nicht alle Fertigkeiten der Alten erlangte, viel zu leiden. Der Mensch, oder wenigstens der Deutsche verfolgt den Zaunkönig nicht, sondern gewährt ihm überall gern Gastfreundschaft und die Zuneigung, welche er verdient.

10. Der Flüevogel, Accentor modularis Bechstein.

(Motacilla modularis Linné, Curruca sepiaria Brisson, Sylvia modularis Latham.)

Die Flüevögel sind eigenthümliche Mittelglieder zwischen den wahren Sängern und den Lerchen. Ihr Leib ist schlank, Flügel, Schwanz und Füße sind mittellang, der Schnabel ist kegelpfriemenförmig, das Gefieder ist ziemlich locker und auf der Oberseite hauptsächlich braun gefärbt, woher der Name Braunelle, welcher unseren Vögeln ebenfalls zukommt, entstanden sein mag. Im Uebrigen sind beide Geschlechter fast gleich gezeichnet, die Jungen aber gefleckt. Der Waldflüevogel oder die Braunelle, die Strauch-, Gesangs-, Grau-, Fahl- und Wintergrasmücke, die Berg- oder Winternachtigall, das Grau- oder Bleichkehlchen, der Falken-, Zaun- und Heckensperling, der Eisenvogel, Eisenkrämer oder Krauthänfling, der Tilling, Iserling, die Zährte, der Strohkratzer, Wollentramper, oder wie er sonst noch heißen mag, ist 5½ bis 6 Zoll lang und 7½ bis 8¼ Zoll breit. Das Männchen im Frühlingskleide ist auf Kopf und Hinterhals gedämpft schiefergrau und deutlich grauschwarz gefleckt, auf dem Rücken rostfarben, schwarzbraun in der Länge gefleckt, auf den rostfarbenen Flügeln zweimal licht gebändert, an Gurgel und Brust schiefergrau, am Bauche schmutzig weiß, der Schnabel ist schwärzlich, der Augenstern gelbbraun, die Füße sind hellbräunlich. Das Weibchen unterscheidet sich durch deutlichere dunkle Flecken auf Scheitel und Nacken, mehr rostgraue als rostfarbene auf

dem Rücken, lichtere Binden auf den Flügeln oder bläſſeres Schiefergrau auf der Bruſt. Bei den Jungen iſt die Kehle weißgrau, der Kopf roſtgelb mit dreieckigen, länglichen, grauſchwarzen Flecken, der übrige Unterkörper weißgrau, gelblich überflogen. Der Kopf iſt tiefgrau, ein Streifen über den Augen roſtgelb und die Federn des Rückens roſtfarben gekantet.

In Deutſchland gehört der Flüevogel zu den Zugvögeln; ſchon in Südfrankreich aber ſieht man ihn das ganze Jahr hindurch und ſo auch in England. Seine Winterreiſen erſtrecken ſich bis Südeuropa und Nordafrika. Beſonders häufig haben wir ihn im Winter in Mittel- und Südſpanien gefunden. Im Sommer bevorzugt er bei uns bergige Gegenden und hier die düſterſten und einſamſten Dickichte der Wälder, gleichviel ob dieſe Laub- oder Schwarzwaldungen ſind. Im eigentlichen Hochwalde findet man ihn nicht, dagegen nicht ſelten in den Gärten, welche dichte Hecken oder Geſträuche haben. Er treibt ſich nach Art der Pieper oder Lerchen mehr auf dem Boden, als im Gezweig umher und erhebt ſich faſt niemals in den Wipfel eines hohen Baumes. In ſeinem Betragen hat er mit wenig anderen Vögeln Aehnlichkeit, am meiſten noch mit dem Zaunkönig und mit der Lerche, mit erſterem, wenn er ſich im Gebüſch bewegt, mit letzterer, wenn er auf dem Boden dahin läuft. Sein Flug iſt geſchwind, aber nicht anhaltend. Er fliegt unter ſchneller Flügelbewegung ziemlich geradeaus und gewöhnlich niedrig über dem Boden dahin; nur nach wiederholter Verfolgung erhebt er ſich zu bedeutenderen Höhen. Eigenthümlich iſt, daß derſelbe Vogel, welcher ſich ſo lange als möglich ſorgfältig zu verſtecken ſucht, beim Singen gern frei ſich zeigt. Der Geſang beſteht aus wenigen Tönen, welche nicht viel Gehalt haben und ſonderbar durcheinander verſchlungen werden. Der Lockton iſt ein wohlklingendes, weitſchallendes „Tiütiü“ oder „Tütü“. Die Nahrung beſteht aus Kerbthieren und feinen Sämereien, erſtere werden hauptſächlich im Sommer aufgeſucht, letztere vorzüglich im Herbſt und Frühling verzehrt.

Mitte Aprils regt ſich der Fortpflanzungstrieb. Die Männchen ſingen unaufhörlich und kämpfen mit einander um die Weibchen, bis die Paare ſich geeinigt haben. Dann geht es an den Bau des Neſtes, welches im dichten Gezweig niedrig über dem Boden angelegt und mit größter Sorgfalt gearbeitet wird. Seine Unterlage beſteht aus wenigen dürren Zweigen, die eigentliche Wandung aber aus lauter feinem grünen Erdmoos, Stengeln

und Fichtenbartflechten, welche zuweilen mit ſchlanken, dürren Grasblättern, Schafwolle und einzelnen Federn ausgelegt werden, ſonſt aber allein die Ausfütterung bilden. Das Paar brütet zweimal im Jahre, im Mai und im Juli, und das Weibchen legt jedesmal 4 bis 5 ſchön blaugrüne ungefleckte Eier, welche in 13 bis 14 Tagen ausgebrütet werden. Die Jungen erhalten von beiden Eltern ausſchließlich Kerbthiere zur Nahrung.

Im Zimmer ernährt man den Flüevogel leicht mit feinen Sämereien und Nachtigallfutter; man hält ihn aber nicht eben oft, weil ſein Geſang zu unbedeutend iſt. Sonſt verfolgt man ihn nicht; denn die Waldfreunde halten auch ihn lieb und werth.

11. Die Haidelerche, Corys arborea Reichenbach.

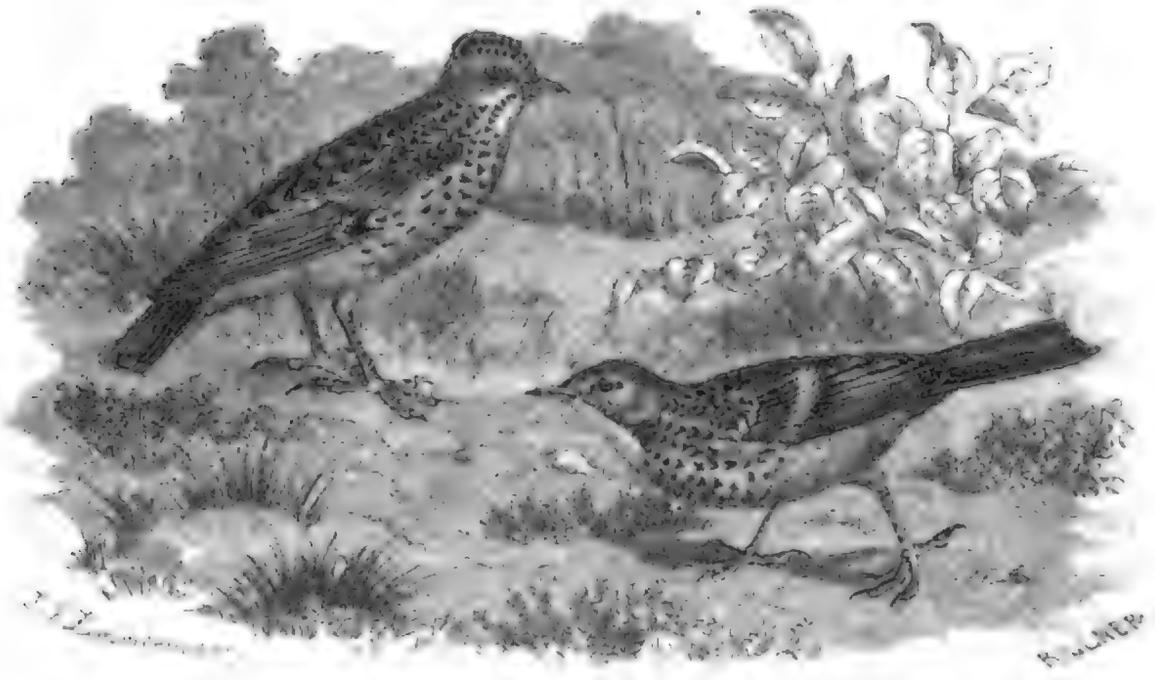
(Alauda arborea et Alauda nemorosa, Gmelin Linné, Alauda cristatella Latham.)

Außer den vorſtehend verzeichneten Namen führt die Lerche des Waldes noch eine Menge andere; kein einziger aber bezeichnet ſie ſo, wie der Name Haidelerche. Sie heißt ſonſt auch noch Baum-, Wald-, Buſch-, Holz-, Stein-, Knobel-, Räut-, Mittel-, Lü-, Lüt-, Tul- und Lullerche, Schmerlvogel und Waldnachtigall; aber ſie iſt ein Kind der Haide: Dies vor Allem muß betont werden. Auf den traurigſten, ödeſten Stellen des Waldes, auf Plätzen, welche die Pflanzenwelt kaum zu begrünen vermochte, da, wo der einzige Wald jener der niederen Haide iſt, kurz, wo die Armuth herrſcht im Walde, da wohnt ſie, die liebenswürdige, hochbegabte Sängerin zur Freude aller Menſchen, welche dieſelbe Gegend ihre Heimath nennen, zur Freude des einſamen Wanderers, deſſen Fuß ſolche Strecken eilig durchzieht. Allerdings findet ſie ſich auch in reicheren Gefilden, hier aber auf den dürftigſten Stellen und immer nahe am Walde.

Die Haidelerche iſt nicht unbeträchtlich kleiner, als unſere Feldlerche. Ihre Länge beträgt $5^1/_2$ bis 6 Zoll, die Breite $10^1/_2$ bis $11^1/_3$ Zoll. Das Männchen iſt gewöhnlich größer, als das Weibchen. Der Leib iſt gedrungen gebaut, und der Schwanz erſcheint wegen ſeiner Kürze breiter, als bei den übrigen Lerchen. Auch ſind ſeine vier erſten Seitenfedern weiß, roſtgelb oder gelblich weiß geſpitzt. Durch ihre kleine Holle ähnelt die Haidelerche entfernt der Haubenlerche; ihre weit geringere Körpergröße aber

unterſcheidet ſie leicht. Beide Geſchlechter ſind ziemlich gleich gezeichnet. Die Oberſeite iſt erdgrau, ſchwach in's Roſtgrau ziehend, jede Feder mit einem ſchwarzbraunen Längsflecken. Die Unterſeite iſt ſchmutzig weiß, neben der Kehle, auf der Gurgel, an dem Kropfe und an den Bruſtſeiten dunkel geſtrichelt. Ueber die Augen verläuft ein weißlicher Streifen, welcher ſich mit der entgegengeſetzten Seite am Hinterkopfe vereinigt. Ein kleiner weißer, dreieckiger Flecken ſteht auf den graublauen Wangen, der Schnabel und die Füße ſind hornfarben, der Augenſtern iſt hellgrau. Im Jugendkleide haben die Federn des Oberkörpers roſtgelbliche Spitzenränder und die Flecken der Bruſt ſind kürzer und rundlicher, als bei den Alten.

Fig. 49.



Haidelerche. Baumpieper.

Unter den erſten Zugvögeln, welche im Frühjahre bei uns eintreffen, befindet ſich auch die Haidelerche. Ausnahmsweiſe überwintert ſie bei uns, regelmäßig aber in den Ländern Südeuropa's: unweit Madrids haben wir ſie im Januar häufig gefunden. Sie erſcheint bei uns Anfangs oder Mitte März, hält ſich zuerſt mehr in der Ebene oder in den Thälern auf und ſteigt zu den Bergen empor, wenn der Schnee dort geſchmolzen. Während des Sommers bewohnt ſie paarweiſe die gedachten Plätze, nirgends

in großer Menge und immer nur ein bestimmtes Gebiet, in welchem sie kein zweites Paar duldet. Im August beginnt sie zu streichen und von Mitte Oktober an zu wandern. Ihre Reisen macht sie in Gesellschaften, nicht aber in Schaaren, wie die Feldlerche, und auch in der Winterherberge schlägt sie sich nicht zu besonders zahlreichen Flügen zusammen.

Die Haidelerche ist ein überaus anmuthiger Vogel, „sie ist", wie Naumann sagt, „munter, aber nicht ausgelassen, gesellig, aber nicht zänkisch, gewandt und flüchtig, doch nicht ungestüm." So lange die Sonne am Himmel steht, ist sie in steter Bewegung, und sie läuft nicht blos auf der Erde hin, sondern fliegt auch, und zwar hauptsächlich zu ihrem Vergnügen, viel und geschickt umher. Ihr Gang ist sehr hurtig, der Flug leicht, mehr flatternd als schwebend, aber wie es scheint, durchaus nicht ermüdend. Singend erhebt sie sich oft in bedeutende Höhen, aus denen sie dann, erst langsam, herniederschwebt, dann aber wie ein lebloser Körper mehrere Hunderte von Fußen senkrecht herabstürzt, bis sie der Erde oder einem Baume nahe gekommen und flattern muß, um den Sturz aufzuhalten. Ihren Namen Baumlerche trägt sie mit Recht; denn sie verkehrt viel auf den Bäumen, obwohl sie sich fast nur auf die Spitzen setzt und nicht im Innern der Kronen sich verbirgt. Nur während der Brutzeit lebt sie paarweise, sonst immer in Gesellschaft, wie es scheint, in recht herzlichem Familienvereine. Vor den Menschen scheut sie sich nicht eben sehr, obgleich sie im Ganzen furchtsam ist und sich bei Annäherung eines Feindes oft platt auf den Boden legt, um hierdurch sich zu verbergen. Erfährt sie jedoch Nachstellungen, so weicht sie bald scheu vor jedem Näherkommenden aus.

Kleine Sämereien und verschiedene Kerbthiere, manchmal auch Getreide sind die Stoffe, welche ihre Nahrung ausmachen. Im Sommer frißt sie fast ausschließlich Kerbthiere, im Herbst und Frühling vorzugsweise Sämereien.

Wenn das Wetter günstig ist, baut sich das Paar bereits im März, spätestens Anfangs April ein hübsches Nest aus Gras und Moosstengeln, Grasblättchen u. dgl. unter einem Fichten- oder Wachholderbeerbusch, unter Farren- oder Haidekraut, auch im tiefen Grase, aber immer mit möglichster Berücksichtigung der günstigsten Oertlichkeit. Das Weibchen rupft zuerst die Gras- und Moosstengel von der betreffenden Stelle weg, gräbt hierauf

eine Mulde aus und bekleidet dieſe mit den Neſtſtoffen. Das Gelege wird gebildet von 4 bis 6 Eiern, welche auf rein- oder grauweißem Grunde mit grauen und hellbraunen Punkten mehr oder weniger gleichmäßig, oft jedoch kranzartig bedeckt ſind. Es iſt möglich, daß das Männchen ſein Weibchen in den heißen Mittagsſtunden ablöſt, den größten Theil des Tages aber ſitzt letzteres auf den Eiern. Nach ungefähr dreizehntägiger Bebrütung ſchlüpfen die Jungen aus, wachſen raſch heran und fliegen in die weite Welt hinaus, worauf die Eltern zur zweiten und in günſtigen Jahren zur dritten Brut Anſtalt treffen. Die Jungen werden ausſchließlich mit Kerbthieren groß gefüttert.

Während der Brutzeit wird die Haidelerche Jedem, der ſie kennt, noch theurer als ſonſt. Das Männchen ſingt um dieſe Zeit faſt fortwährend, hauptſächlich aber in den Morgen- und Abendſtunden oder in ſtiller, ſpäter Nacht. „Ihr Geſang“, ſagt Chr. L. Brehm, „macht dann einen gewaltigen Eindruck. Die Sing- und Schwarzdroſſeln ſchweigen ſchon ſeit lange, auch das Rothkehlchen hat zu ſingen aufgehört; nur die Heuſchrecken ſchwirren, und hier und da ertönt das durchdringende Geſchrei einer Eule. Jetzt hört man aus hoher Luft eine wohllautende, flötende Stimme; ſie kommt näher und ergötzt den einſamen Wanderer umſomehr, da ſie nur für ihn laut zu werden und, weil ſie weit hinaus ſchallt, ihn zu begleiten ſcheint. Man meint, daß die unfruchtbaren Gegenden, in denen keine Nachtigall ihre ſchmelzenden und ſchmetternden Töne hören laſſen kann, durch den herrlichen Geſang der Haidelerche entſchädigt werden ſollen, und dieſe Entſchädigung iſt, da das Lied unſerer Lerche vom Anfange des März bis in den Juli von den alten und vom Auguſt bis in den Oktober von den jungen Vögeln ertönt, gewiß vollſtändig zu nennen. Es giebt keine deutſchen Sänger, bei denen die Jungen vor ihrem Herbſtwegzuge den Geſang der Alten ſo gut gelernt haben, wie die jungen Haidelerchen.“ Der Geſang ſelbſt kann nicht beſchrieben werden: er will gehört ſein. Nur ſo viel kann man ſagen, daß er eine wundervolle Zuſammenſetzung von flötenden, trillernden und lullenden Tönen und reich an Abwechslung iſt. Schon der Lockton, welcher wie „Lulu“ oder „Lului“, „Dlidli“ oder „Dideldidel“ klingt, iſt überaus angenehm. Die Haidelerche ſingt bei ſchönem Wetter am prächtigſten, am lieblichſten aber doch in ſtiller Nacht; dann wird ihr Geſang ergreifend und erhebend.

Alle Gebirgsbewohner halten die Haidelerche oft im Käfig und schätzen sie mit Recht sehr hoch. Leider verträgt der etwas zärtliche Vogel die Gefangenschaft nicht lange und dauert selbst bei vortrefflicher Pflege nur wenig Jahre aus.

Sehr zu bedauern ist, daß, in vielen Gegenden wenigstens, dem lieblichen Sänger um des wenigen Fleisches willen rücksichtslos nachgestellt wird. Unter den Tausenden von Feldlerchen, welche alljährlich gefangen und verspeist werden, sind gar viele Haidelerchen mit. Der Fang der ersteren läßt sich vielleicht entschuldigen, der Fang der Haidelerche zu solchem Zwecke aber gewiß nicht. Er ist nichts Anderes, als ein Beweis der Rohheit und Barbarei, welche auch uns, aller Bildung zum Trotz, noch mehr beherrscht, als wir eingestehen wollen.

12. Der Baumpieper, Pipastes trivialis Kaup.

(Aulada trivialis, Anthus arboreus Bechstein.)

An gleichen oder wenigstens ganz ähnlichen Orten, wie die es sind, welche die Haidelerche bewohnt, findet man auch einen ihr in vieler Hinsicht verwandten Vogel, den Baum-, Holz-, Busch-, Wald-, Weiden-, Haide-, Wiesen- oder Krautpieper, Haide-, Kraut-, Stoppel-, Schmalvogel, die Piep-, Spieß-, Garten- oder Spitzlerche. Die Pieper, zu denen er gehört, unterscheiden sich von den Lerchen hauptsächlich durch schlankeren Leibesbau, dünnere Füße und eine lange, spornartige Hinterzehe. In der Färbung ähneln sich die meisten Arten, welche bei uns vorkommen, und deshalb hat es seine Schwierigkeit, sie zu unterscheiden.

Unser Baumpieper ist 6 bis $6\frac{1}{2}$ Zoll lang und 10 bis $10\frac{2}{3}$ Zoll breit. Das Gefieder der Oberseite ist olivengrünlich, lerchenfarben, mit einem gelblichen Streif über dem Auge und zwei ähnlich gefärbten Flügelbinden. Die Unterseite ist gelb, auf Kropf, Oberbrust und an den Halsseiten gestrichelt, am Bauche weiß, der verhältnißmäßig dicke Schnabel ist hornschwarz, der Fuß röthlich, hornfarben, der Augenstern braun.

Das Vaterland dieses nirgends besonders seltenen Vogels erstreckt sich über ganz Europa. Er bevorzugt bergige Waldgegenden und fehlt in den

baumarmen Tiefebenen. In Mitteldeutſchland erſcheint er zu Ende März und verweilt bis Auguſt und September. Auf ſeinem Zuge durcheilt er Südeuropa und einen nicht unbedeutenden Theil Afrika's. Im Walde wählt er ſich diejenigen Stellen zu ſeinem Wohnſitze, wo Dickichte mit Schlägen und Wieſen abwechſeln oder wo niederer Wald und Blößen aneinander grenzen. Er erwirbt und vertheidigt ſich ein verhältnißmäßig kleines Gebiet; ein Paar wohnt dicht neben dem andern.

Im Betragen ähnelt der Baumpieper in mancher Hinſicht der Haidelerche; er iſt aber weniger lebendig. Er geht ſchrittweiſe, raſch, jedoch bedächtig, auf dem Boden mit gleicher Gewandtheit, wie auf Baumäſten oder zwiſchen hohem Graſe dahin, fliegt ſchwankend, unſicher, und nur bei größeren Wanderungen in einer Schlangenlinie, ſteigt aber ſingend wie die Lerchen empor und ſchwebt dann zu gewiſſen Baumſpitzen wieder herab. Seine Lockſtimme läßt ſich durch die Silbe „Sirp“ wiedergeben; Zärtlichkeit drückt er durch ein kurzes „Sitt“ aus, der Warnungston klingt wie „Zip“. Dieſe Töne laſſen beide Geſchlechter hören; das Männchen hat aber außerdem einen ganz vortrefflichen Geſang, reich an Abwechslung und Manchfaltigkeit, aus vielen ſchönen, trillerartigen, ſchnell auf einander folgenden Strophen beſtehend, welche ſich zu einem lieblichen Ganzen geſtalten und gewöhnlich mit einem ſanft ſterbenden „Ziazia“ enden. Am meiſten erinnert dieſes prächtige Lied an den Schlag des Canarienvogels; es iſt jedoch angenehmer, ſchon weil es im Freien erklingt. An ſchönen Frühlingstagen ſingt das Männchen faſt ununterbrochen und erſt, nachdem die Jungen bereits ausgeflogen ſind, ſchweigt es ſtill.

Das Neſt ſteht gewöhnlich auf dem Boden an ähnlichen Stellen, wie jenes der Haidelerche, immer wohl verborgen im Haidekraut, Geniſt oder Gras. Es iſt nicht eben ein künſtlicher Bau. Seine Wandungen beſtehen aus dürren Halmen und Graswurzeln, Moos u. dgl., welche Stoffe locker unter einander verwebt und innen mit Wolle und Haaren ausgelegt werden. Die 3 bis 5 Eier haben ebenſo viel Aehnlichkeit mit denen der Bachſtelze, wie mit jenen der Haidelerche. Ihre Zeichnung iſt großem Wechſel unterworfen. Beide Geſchlechter brüten und erziehen auch die Jungen gemeinſchaftlich. Dieſe werden mit allerhand Kerbthieren groß gezogen, verlaſſen das Neſt ſehr bald, flattern mühſelig zu den Bäumen empor und laſſen ſich hier vollends groß füttern. Anfangs Juni haben

die meiſten Paare ihre Jungen erzogen, und wenn Dies geſchehen, brüten ſie nicht zum zweiten Male.

In der Gefangenſchaft ſieht man den Baumpieper ſelten. Man kann ihn an Nachtigallfutter gewöhnen und auch einige Jahre lang halten, doch zieht man ihm andere Waldſänger, namentlich die Grasmücken, welche auch nicht mehr Mühe verurſachen, mit Recht vor. Im Uebrigen verfolgt man den liebenswürdigen Vogel nicht, um ſo öfterer aber thut Dies das geſammte Raubgezücht des Waldes.

Dreizehnter Abschnitt.

Die Finken.

Gewisse Stubenvögelliebhaber werden sicherlich nicht mit uns einverstanden sein, daß wir die Finken von den Meistersängern trennen. Sie achten die ganze Familie, welcher unser Edelfink den Namen verlieh, mindestens ebenso hoch, als andere Kenner des Vogelgesanges die Nachtigall und ihre Verwandten. Der Fink und sein Schlag hat hohen Ruhm sich erworben, der Vogel eine eigene Geschichte erlangt. Dies kommt nun auch seinen Verwandten zu Gute, welche fast ohne Ausnahme geliebt und geschätzt werden. Doch ist unser Verfahren in mehr als in einer Hinsicht gerechtfertigt. Wir sind zwar schon wiederholt vom System abgewichen, haben dasselbe jedoch nur dann ganz verleugnet, wenn wir andere Rücksichten zu beachten hatten. Hier können wir gern die fast allgemein befolgte Reihenordnung fest halten. Den Gesangesmeistern gegenüber ist selbst der Edelfink nur ein Sänger zweiten Ranges, und alle übrigen ihm verwandten Kegelschnäbler sind in dieser edeln Kunst noch weniger bewandert als er. Zudem haben sämmtliche Finken in ihrem ganzen Leben und Treiben, in ihrem Sein und Wesen so viel Uebereinstimmendes, daß es geradezu naturwidrig gewesen sein würde, hätten wir die, durch so innige Bande Vereinigten trennen, d. h. Einzelne von ihnen den Meistersängern zuzählen wollen.

Die Finken wurden bis in die neueste Zeit von vielen Naturforschern mit einer Menge anderer von ihnen sehr verschiedenen Vögeln zusammengefaßt und mit dem Namen Kegelschnäbler bezeichnet. Es ist jedoch richtiger, sie als eigene Zunft zu betrachten, schon wegen des Artenreichthums dieser Gruppe. Alle Finken kennzeichnen sich durch geringe Körpergröße, gedrungenen Leibesbau mit mittellangen Flügeln und mittellangem Schwanze, kurzem, dicken Schnabel und kurzen, starken Beinen. Das Gefieder ist

dicht und weich, liegt aber gewöhnlich glatt an. Es ist regelmäßig, je nach Geschlecht und Alter verschieden und zwar bei dem Männchen fast ohne Ausnahme schöner gefärbt, als bei dem Weibchen. Unter den inneren Theilen verdient hauptsächlich der Magen Berücksichtigung, wegen seines drüsenreichen, langen Vormagens und des dickwandigen, innen mit harter Haut bekleideten Muskelmagens. Die Speiseröhre weitet sich zu einem bauchigen Kropfe aus.

Alle Welttheile und alle Breiten oder Höhengürtel beherbergen Finken. Europa wird von ihnen allörtlich belebt. Sie sind nirgend selten, mit Ausnahme der Brutzeit sehr gesellig und deshalb Monate lang im Jahre zu Schaaren vereinigt, welche bis zu Hunderten und Tausenden anwachsen können. Manche nehmen auch andere Arten unter ihre Flüge auf und schweifen mit diesen längere Zeit umher. Fast Alle sind echte Waldeskinder. Sie kommen zwar oft genug auch in Baumpflanzungen und Gärten hinein, jedoch siedeln sich verhältnißmäßig nur Wenige bleibend hier an. Die Mehrzahl wohnt im Walde und trägt wesentlich zur Belebung desselben bei. Es mangelt ihnen zwar die Rastlosigkeit, welche den Meisen und den Sängern eigen ist; sie sind aber keineswegs träge, sondern während des ganzen Tages in Bewegung und dabei fleißig im Gesang. Dieser steht, wie bereits erwähnt, nach unserer Ansicht weit hinter dem Schlag der Nachtigallen oder Drosseln, überhaupt hinter dem Gesange der Meistersänger zurück, hat aber demungeachtet viel Feuer und ziemlich reichhaltige Melodien, auch bei den meisten Arten einen großen Wohlklang. In ihren übrigen Begabungen stehen die Finken den Sängern ebenfalls nach: sie sind täppischer, im Laufen, wie im Fliegen oder im Klettern, welches überhaupt nur eine Sippe in sehr beschränktem Grade betreibt. Ihre Sinne scheinen ziemlich gleichmäßig entwickelt zu sein, ihr Verstand steht auf hoher Stufe. Sie sind vorsichtig und selbst scheu, unterscheiden jedoch zwischen wohlwollenden oder übelwollenden Leuten; sie gewöhnen sich leicht an andere Verhältnisse, werden rücksichtslos zahm und sind deshalb zu Stubenvögeln ganz besonders geeignet. Auch ihre Verträglichkeit und Geselligkeit verdient unter ihren vielen guten Eigenschaften noch hervorgehoben zu werden. Die Nahrung ist verschieden, jedoch wesentlich auf Körner und Sämereien, zumal ölige, beschränkt. Einige lieben das Getreide, andere nähren sich vorzugsweise von dem Samen des Unkrauts und einzelne finden selbst in den harten Kernen der Steinfrüchte eine ihnen zugängliche und erwünschte Speise.

Kerbthiere, deren Eier, Larven und Puppen werden von den meisten gern gefressen; namentlich dienen diese Thiere den Jungen zur ersten Nahrung.

Die Finken brüten ein- oder zweimal im Jahre, einzelne sehr frühzeitig oder sehr spät, nämlich im Winter, die meisten im Frühlinge und im Sommer. Ihr Nest ist ein wahrer Kunstbau. Seine sehr dicken Wände sind prächtig zusammengefilzt und verwebt, und die eigentliche Mulde ist immer höchst sorgfältig mit feinen Gräsern und Würzelchen, Haaren und Federn ausgelegt. Selten steht das Nest in Höhlen, häufig auf dicken Baumästen oder im Gezweige, immer möglichst verborgen, je nach des Orts Beschaffenheit. Das Gelege besteht aus 4 bis 7 mittelgroßen, bunten Eiern, welche von dem Weibchen allein ausgebrütet, aber auch von dem Männchen sehr geliebt werden, wie schon daraus hervorgeht, daß dieses seine Gattin äzt, so lange sie auf den Eiern sitzt. Bei Auffütterung der Brut sind beide Gatten in gleicher Weise thätig.

Man darf die Finken im Allgemeinen unschädliche Vögel nennen; viele werden durch Aufzehren der Unkrautsämereien und durch Vertilgung lästiger Kerbthiere sogar sehr nützlich; bei anderen dagegen kommt der Schaden, welchen sie uns durch Dieberei in Feld und Garten zufügen, dem von ihnen sonst uns gebrachten Nutzen ziemlich gleich. Demungeachtet verdienen alle ohne Ausnahme geschont zu werden: ihre Allgegenwart im Garten und Wald, ihr fröhlicher Gesang, ihre gleiche Zähmbarkeit und andere gute Eigenschaften müssen sie uns befreunden. Wir sehen es als ein Unrecht an, daß man ihnen in vielen Gegenden Deutschlands auf besonders für sie eingerichteten Vogelheerden und in anderer Weise feindlich nachstellt und sie zu Hunderten und Tausenden fängt und verspeist: die Armen haben ohnehin Feinde genug in dem kleineren Raubzeug, zumal in den verschiedenen Falken, den Katzen und Mardern — anderer Gefahren, welche sie bedrohen, nicht zu gedenken.

1. Der Kernbeißer, Coccothraustes vulgaris Pallas.

(Loxia Coccothraustes Linné, Fringilla Coccothraustes Meyer.)

Als Sänger gehört dem Edelfinken unzweifelhaft die erste Stelle, als Körnerfresser stellen wir den Kernbeißer, oder Stein-, Nuß-, Bollenbeißer, Kirschfink, Kernhacker, Dickschnabel, obenan. Er unterscheidet sich vor allen

anderen deutſchen Finken durch ſeinen gewaltigen Schnabel, deſſen Wurzeldicke der Länge beinahe gleich kommt. Dieſer Schnabel iſt unverhältnißmäßig ſtark, rund, ſpitzig, ſcharfſchneidig und hat vor dem Gaumen eine Querleiſte und am Unterkiefer zwei große Ballen. Im Uebrigen kennzeichnet ſich der Vogel durch eine gedrungene, plumpe Geſtalt, durch kurze, ſtarke Füße, mittellange Flügel, mit fünf, eigenthümlich geſtalteten Schwungfedern, welche vor der Spitze ausgeſchnitten und am Ende der Außenfahne ſpitzwinkliger erweitert ſind und kurzen und ſtumpf abgeſchnittenen Schwanz. Die Länge beträgt $7^3/_4$ bis $8^1/_2$ Zoll, die Breite 13 bis $14^1/_2$ Zoll. Beim Männchen iſt der Kopf gelbbraun, der Nacken aſchgrau, der Rücken braun, der Flügel ſchwarz, der Schwanz ſchwarz, der Unterkörper hellgrauröthlich, am Unterbauch lichter, an der Gurgel braungelb, an der Kehle ſchwarz. Das Weibchen iſt auf dem Flügel ſilbergrau, auf dem Unterkörper grau; die Jungen ſind gefleckt. Sehr hübſch iſt der Flügel gezeichnet. Die Schwungfedern, welche ſchwarz ſind, enden in ſtahlblau oder violett glänzende Spitzen und ihre Innenfahnen haben an der Wurzelhälfte einen großen, weißen Fleck, welcher, wenn der Flügel ausgebreitet wird, mit dem der anderen Schwungfedern ein breites Band bildet. Die Schwanzfedern ſind an der vorderen Hälfte der Innenfahne weißlich oder weiß. Verſchiedene Spielarten kommen vor.

Man ſieht den Kernbeißer in Deutſchland im Sommer wie im Winter; er iſt jedoch weder Stand- noch Zugvogel. Die Mehrzahl wandert mit Beginn des Herbſtes in ſüdlichere Gegenden, bis Nordafrika, Algerien z. B., und kehrt im Frühling zu uns zurück. Einzelne bleiben aber während des ganzen Winters bei uns und ſtreichen dann im Lande hin und her, wobei ſie auch in Gegenden vorkommen, welche ſie ſonſt vermeiden. Zur Brutzeit halten ſie ſich vorzugsweiſe in Ebenen auf und zwar am liebſten in ſolchen, welche reich an Obſtpflanzungen ſind. Hier bewohnen ſie Laubgehölze, zumal Buchenwaldungen, niſten dort und unternehmen ſofort, nachdem ihre Brut flugfähig geworden iſt, mit dieſer ziel- und regelloſe Streifzüge durch das Land. Reine Nadelwälder meiden ſie faſt ängſtlich, aus dem ganz einfachen Grunde, weil dieſe ihnen keine Nahrung bieten können. Ihr Gewerbe bindet ſie an die Bäume; zum Boden herab kommen ſie nur, wenn ſie trinken wollen. Die Nahrung, welche ihnen mundet, iſt zwar eine ſehr verſchiedene; jedoch ziehen ſie die Kerne der Steinfrüchte und andere Baumſämereien

auf einer Seite, Fig. 2, 3, 4, 5, 6 und 7 auf einer anderen Seite. Fig. 1 ist die Ansicht des Kopfes von vorn, Fig. 2 die Ansicht von der linken Seite, Fig. 3 die Ansicht von der rechten Seite, Fig. 4 die Ansicht von oben, Fig. 5 die Ansicht von unten, Fig. 6 die Ansicht von hinten, Fig. 7 die Ansicht des Kopfes im Durchschnitt.

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Wie alle Finken iſt der Kernbeißer geſellig, jedoch nur im Herbſte. Um dieſe Zeit findet man ihn in Familien von 8 bis 12 Stücken oder in großen Geſellſchaften. Dieſe halten ſich während des ganzen Tages zuſammen, gewöhnlich auf ein und demſelben Baume oder Strauche. So lange ihnen keine Gefahr droht, verſuchen ſie, ſich ſo viel als möglich zu verbergen, ſobald ſie ſich aber verfolgt ſehen, fliegen ſie nach den höchſten Spitzen der Bäume hinauf, um von dort aus beſſere Umſchau zu halten. Dem Menſchen vertrauen ſie nie: ſie zeigen ſich immer ſcheu, vorſichtig und ſelbſt liſtig.

Der Geſang wird von dem Männchen, namentlich in den Morgenſtunden mit vielem Eifer und unter mancherlei Körperbewegungen vorgetragen. Er iſt aber nicht viel werth, denn er beſteht nur aus ſchwirrenden und knarrenden Lauten, unter denen der gewöhnliche Lockton, ein hohes, ſcharfes „Zix“ die Hauptrolle ſpielt.

Das Neſt ſteht auf dicken Baumäſten oder im dichten Gezweig, gewöhnlich in ziemlicher Höhe über dem Boden. Unter den Finkenneſtern iſt es eins der ſchlechteſten. Es iſt aus dürren Reiſern und Flechten locker zuſammengebaut und innen mit feinen Würzelchen, Pflanzenſtengeln und Grasblättern, Laub, Moos und dergleichen Stoffen ausgekleidet. Anfangs Mai findet man in ihm 3 bis 5 glattſchalige, matt glänzende Eier, welche auf hellgrünem oder grüngrauem Grunde mit dunkel aſchgrauen und braunen Flecken, Strichen und Schnörkeln dünner oder dichter, immer aber ziemlich gleichmäßig gezeichnet ſind. In recht günſtigen, körnerreichen Jahren ſchreitet das Paar im Hochſommer wohl auch zu einer zweiten Brut. Beide Eltern lieben ihre Jungen ſehr, verrathen ſie aber leicht durch ihre zu große Aengſtlichkeit, welche ſie ſchreiend bekunden. Nach dem Ausfliegen füttern und führen ſie die Jungen noch lange Zeit.

In der Gefangenſchaft iſt der Kernbeißer nicht beſonders angenehm. Er gewöhnt ſich zwar leicht an den Käfig und an einfaches Körnerfutter, verträgt ſich aber ſchlecht mit anderen Familienverwandten, läßt ſich auch nicht eben leicht behandeln, weil er furchtbar beißt, und iſt nicht fähig, durch ſeinen Geſang die unliebſamen Eigenſchaften vergeſſen zu machen.

2. Der Grünling, Chloris flavicoptera Landbeck.

(Loxia Chloris Linné, Fringilla Chloris Meyer, Ligurinus Chloris Koch.)

Unter den deutschen Finken steht der Grünling dem Kernbeißer am nächsten. Er ist zwar nicht ganz so plump, wie dieser, immerhin aber weit plumper, als die übrigen Finken, gewissermaßen ein Mittelglied zwischen diesen und jenem. Man hat auch ihn in der Neuzeit zum Vertreter einer besonderen Sippe erhoben und dieser noch einige asiatische verwandte Arten zugezählt. Die Kennzeichen der Gruppe bestehen in einer gedrungenen Gestalt, einem kurzen, kegelförmigen Schnabel mit kleinen Ballen im Unterkiefer, mittellangen Flügeln, Schwanz und Füßen und der grünlichen Hauptfarbe des Gefieders.

Unser allbekannter Grünling, Grünfink, Grünvogel, Grünschwanz, Raps- und Hirsenfink, Schwunz oder Schwunsch, wird gegen 7 Zoll lang und 11 bis 11½ Zoll breit. Die Färbung ist ziemlich gleichmäßig, oben zeisiggrün, unten grüngelb. Auf den Flügeln ist ein Fleck, welcher sich über die Außenfahne der Handschwingen erstreckt, hochgelb gefärbt, und dieselbe Farbe zeigt sich auch auf der Wurzelhälfte der Schwanzfedern. Das Weibchen erkennt man an seinem graulicheren Kleide, dem kleineren Fleck auf den Flügeln und der matteren Schwanzzeichnung, wie überhaupt die ganze Färbung düsterer ist. Die Jungen sind oben olivengrau, unten graulich gelb, ziemlich gleichmäßig mit dunklen Längsflecken gezeichnet. Am schönsten ist der Grünling im Frühjahr, nachdem die grauen Ränder der unvermauserten Federn sich abgeschliffen haben.

In Europa giebt es wahrscheinlich kein Land und keine Gegend, wo der Grünling nicht zu treffen wäre. Er wohnt im Sommer in Wäldern und Baumpflanzungen, selten jedoch inmitten ausgedehnter Hochwälder, sondern mehr in der Nähe von Feldern und Wiesen. Im Winter schweift er, mit Finken, Bergfinken, Hänflingen und Ammern vereinigt, im Lande umher, bildet mit den Genannten oft zahllose Schwärme und fällt mit ihnen auf den Stoppelfeldern ein, um allerhand Sämereien dort aufzunehmen. Kalte Witterung treibt ihn weiter nach Süden; jedoch wandert er nicht über Europa hinaus, wenigstens gehört er in Egypten zu den größten Seltenheiten. Bereits im Februar stellt er sich bei uns wieder ein, streift

noch eine Zeit lang in kleinen Gesellschaften umher und bezieht dann das für den Sommeraufenthalt erwählte Gebiet.

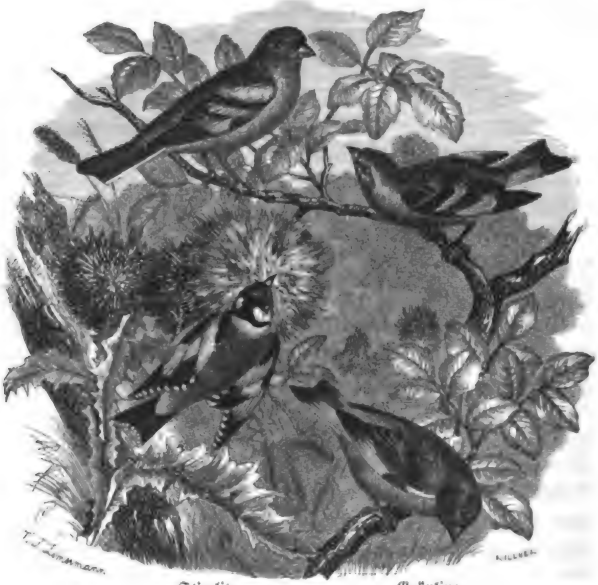
Der Grünling ist ungeachtet seiner plumpen Gestalt ziemlich gewandt und lebhaft. Er hüpft geschickt auf dem Boden umher und fliegt schnurrend, d. h. mit fortwährenden Flügelschlägen rasch und behend dahin. Auf den Bäumen zeigt er sich ebenso heimisch, als auf dem Boden, zu dem er herab kommt, um sich zu ernähren. Im Sommer, oder überhaupt, wenn er nicht in großen Gesellschaften lebt, zeigt er sich sehr zutraulich, im Herbst dagegen, zur Zeit, wo er sich mit anderen Verwandten vereinigt hat, auffallend scheu. Diese Veränderung im Betragen überrascht übrigens nur den Unkundigen, denn Jeder, welcher mit dem Leben der Vögel vertraut ist, weiß, daß diese Thiere um so vorsichtiger und wachsamer werden, in je größerer Gesellschaft sie leben. Einer scheint für die Sicherheit des Andern sorgen zu wollen und bedacht zu sein, sich von Andern wo möglich nicht überbieten zu lassen. Beim Neste vergißt der im Herbste so scheue Grünling alle Vorsicht, und in der Gefangenschaft gewöhnt er sich rasch an denselben Menschen, welchen er im Freileben ängstlich floh. Der Gesang des männlichen Grünlings ist recht nett und besonders auch deshalb angenehm, weil er schon so früh im Jahre gehört wird. Er hat mit dem des Hänflings einige Aehnlichkeit, namentlich des Locktons wegen, welcher oft im Gesang wiederholt wird und etwa wie „Zick“ oder wie „Zwui“ und „Woid“ klingt. Je stärker die Liebe im Herzen des Sängers sich regt, um so anmuthiger geberdet er sich. Er erwählt sich die oberste Spitze eines Baumes, trippelt wie verzückt auf dem Aste umher, breitet und faltet abwechselnd den Schwanz oder schwingt sich wie eine singende Lerche hoch in die Luft und fliegt dann mit auffallend nach oben gehaltenen Flügeln in schiefer Richtung nach einem anderen Sitzplatz herab, um dort sein Lied zu Ende zu singen. Dieses Betragen bemerkt man hauptsächlich um die Zeit, wo das Paar zum Nestbau Anstalt trifft.

Der Grünling brütet regelmäßig zweimal im Verlaufe des Sommers, das erste Mal im April, das zweite Mal im Juni. Sein Nest steht auf Büschen oder niederen Bäumen, selten über 15 Fuß hoch, gewöhnlich nicht besonders versteckt. Es ist aus dünnen Reisern und Würzelchen, aus Haidegras und Grasstengelchen, Flechten und Laubmoosen zusammengebaut und innen mit denselben, aber sorgfältiger gewählten Stoffen, unter welche

Haare, Federn und Wollklümpchen gemiſcht werden, ausgekleidet. Die 4 bis 6 Eier, welche das Gelege bilden, ſind dünn und glattſchalig und auf bläulichweißem oder blaugrünem Grunde mit blaßbläulichen oder graurothen, braunen und ſchwarzbraunen Flecken und Pünktchen beſtreut, am ſtumpfen Ende gewöhnlich dichter, als übrigens.

Fig. 51.

Buchfink. Bluthänfling.



Stieglitz. Grünling.

Oelige Sämereien aller Art, grüne Pflanzentheile, z. B. Baumknospen und die Kerne verſchiedener Beerenarten bilden die Nahrung des Grünlings. Den Menſchen wird er nur dann läſtig, wenn er auf Hanfäckern und Rapsfeldern Nahrung ſucht; dafür nützt er aber durch das Aufzehren von mancherlei Unkrautſamen: er reinigt die Felder.

In manchen Gegenden wird auch er ſchaarenweiſe auf dem Finkenheerde gefangen oder anderweitig gejagt; denn ſein Fleiſch iſt im hohen Grade ſchmackhaft.

3. Der Edelfink, Fringilla coelebs Linné.

Bei den eigentlichen Finken iſt die Geſtalt geſtreckt, der Schnabel ziemlich ſchwach, kurz, gerade und ſpitzig, an den Schneiden etwas eingezogen und vorn zuſammengedrückt, immer aber noch kegelförmig, der Schwanz etwa halb ſo lang, als der Leib, und in der Mitte ausgeſchnitten, der Flügel mittellang und ſchmal.

Unſer Edelfink, oder Garten-, Wald-, Bog-, Buch-, Boot-, Spren-, Rott-, Schild-, Roth-, und gemeiner Fink, Wintſche ꝛc., der überall bekannte Vogel, iſt auf Oberrücken und Schultern braun, auf dem Unterrücken grün, auf der Stirn ſchwarz und dem Oberkopf graublau, auf Wangen und Unterſeite röthlich braun, in der Steißgegend aber weiß und auf den Flügeln zweimal weiß gebändert. Das Weibchen iſt oben graubräunlich, auf dem Unterrücken grün, unten ſchmutzig weiß und auf den Flügeln ebenſo gebändert, wie das Männchen. Die Jungen im Neſtkleide ähneln der Mutter; ſie mauſern aber ſchon wenige Wochen nach dem Ausfliegen und erhalten dann das Kleid ihrer Eltern. Die Länge beträgt höchſtens 6 Zoll, die Breite $9^1/_2$ Zoll.

Mitteleuropa, Sibirien und Mittelaſien ſind als die eigentliche Heimath des Edelfinken anzuſehen; er iſt aber im Norden nur Sommervogel und wandert, wenigſtens in ſtrengen Wintern, bis nach Südeuropa. In Süddeutſchland bleiben regelmäßig einzelne Finken auch während des Winters wohnen, jedoch nur Männchen: die Weibchen, welche überhaupt reiſeluſtiger zu ſein ſcheinen, wandern ſtets. Sie verlaſſen uns auch früher, als die Männchen, und kommen im Frühling 8 bis 14 Tage ſpäter bei uns an. Während des Sommers leben die Paare nahe neben einander, aber getrennt, auf einem beſtimmten Gebiet, welches vom Männchen eiferſüchtig gegen Eindringlinge der gleichen Art vertheidigt wird; im Herbſt ſchaaren ſie ſich mit Grünlingen und anderen Körnerfreſſern zu großen Flügen zuſammen, und auch im Frühling kurz nach der Reiſe leben ſie gemeinſchaftlich.

Der Edelfink ist ein allverbreiteter Vogel im vollsten Sinne des Wortes. Er lebt überall. Unter seinen Verwandten ist er wirklich der edelste. Er zeigt ein großes Selbstbewußtsein, viel Anstand in seinem Wesen, bekundet eine große und vielseitige Beweglichkeit und besitzt endlich einen frischen, hellschmetternden Schlag, über dessen Werthschätzung wir bereits gesprochen haben. Zumal im Gebirge hat der Edelfink warme Freunde und unter ihnen Kenner seines Schlages, welche jeden Naturforscher beschämen. Mit einer gewöhnlichen Beschreibung des Finkenschlages ist diesen Leuten nicht gedient; sie haben besondere Worte ersonnen, um die verschiedenen Arten des Schlages, zu deren Erkenntniß ein eigenes Ohr gehört, zu bezeichnen. In Thüringen kennt man 19 verschiedene Schläge. Nach Lenz verdient namentlich der „schmalkaldener Doppelschlag", wegen der Begeisterung, mit welcher die thüringer Finkenliebhaber von ihm sprechen, einer besonderen Beachtung. Er hat in der Mitte einen deutlichen Absatz und verdankt seinen Ruhm nicht blos seinem schönen Takt, seinen reinen, von einander sich unterscheidenden Silben und seinem glänzenden Schlusse, sondern auch dem Umstande, daß jede seiner Hälften an Silbenmenge manchem anderen guten Schlage vollständig gleich kommt. Dagegen erfüllt das „Werre" den Kenner mit Unmuth und die vier „Puttscheeren" ihn mit Schaudern. Auf dem Harz, welcher als eine zweite Hochschule der Finkenpriester angesehen werden kann, werden wieder andere Schläge unterschieden, und auch in Oestreich giebt es eigenthümliche Benennungen für sie. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß viele der verschiedenen Benennungen ein und denselben Schlag des nicht blos beliebten, sondern geradezu vergötterten Vogels ausdrücken sollen; demungeachtet bleibt noch immer ein gut Theil von Bezeichnungen übrig zum Beweise der tiefen Wissenschaft unserer Gebirgsleute. Wir brauchen kaum zu versichern, daß selbst die Anfangsgründe solcher Wissenschaft Demjenigen für immer unverständlich bleiben, welcher nicht von Jugend auf in die Geheimnisse eingeweiht und unter den Finkenliebhabern groß geworden ist; das Eine aber können wir versichern: die Thüringer, die Harzer und die Finkenliebhaber Oestreichs unterscheiden zwischen allen den verschiedenen Finkenschlägen mit einer uns geradezu unbegreiflichen Sicherheit. Ihr Gehör ist so trefflich geschult, daß sie augenblicklich jeden falschen Ton im Finkenschlage heraushören.

In Belgien und in den westlichen Grenzlandschaften Frankreichs werden von den Finkenliebhabern Wettsingen veranstaltet. Eigens dazu beauftragte Leute merken bei jedem einzelnen Vogel an, wie oft er in der Stunde schlägt und nach der Menge der Schläge werden die Preise vertheilt. Gelegentlich der Erwähnung dieser Kampfspiele der Finken erfahren wir, daß ein und derselbe Finke in einer Stunde 6 bis 700 Mal schlagen kann. Der Lockton ist ein helles „Pinkpink", welches jedoch sehr verschieden betont wird und dann auch verschiedene Bedeutungen hat, oder im Fluge ein leises „Jackjack" und sanftes „Djübdjüb". Einen ganz eigenthümlichen Ton läßt das Männchen während der Paarungszeit und — vor oder bei Regen hören. Er klingt etwa wie „Jerk", und unsere thüringer Knaben wollen aus ihm ganz deutlich das Wort Regen heraushören.

Der Finke schlägt am eifrigsten während der Zeit seiner Liebe, wenn die Eifersucht bei ihm ins Spiel kommt, fast ununterbrochen. Er geräth in die höchste Wuth, wenn er einen zweiten Finken neben sich schlagen hört und begnügt sich nicht blos mit der Waffe des Liedes, sondern greift einen Nebenbuhler auch mit dem Schnabel an. An Eifersucht dürfte ihn überhaupt kaum ein anderer Vogel übertreffen. Je stürmischer er aber gegen den Nebenbuhler ist, um so zärtlicher benimmt er sich gegen sein Weibchen. Er umschwärmt es auf ganz eigenthümliche Art, bald schwebend, bald zitternd, bald taumelnd oder schwankend und nimmt auch im Sitzen die wunderlichsten Stellungen an, in der Absicht, sich besonders liebenswürdig zu machen. Schon in der Mitte Aprils beginnen Beide eifrig mit dem Bau des Nestes. Wie gewöhnlich ist das Weibchen der eigentliche Arbeiter, das Männchen nur Zuträger der Baustoffe. Das Nest steht auf einer geeigneten Astgabel, am häufigsten auf Obstbäumen, Linden, Eichen und anderen Bäumen, welche reich an Moos und Flechten sind, selten niedriger als 20 Fuß über dem Boden. Es ist halbkugelförmig und äußerst künstlich aus Moos, Flechten, Halmen und feinen Würzelchen erbaut, auswendig stets mit den Flechten des Baumes, auf welchem es steht, überzogen und mit Gespinnst durchwebt, innen aber mit Federn, Haaren, Thier- und Pflanzenwolle sehr glatt und zierlich ausgelegt. Garn, Faden, Bänder werden oft mit eingewebt, immer aber erhält es äußerlich genau dieselbe Färbung wie seine Umgebung und gleicht deshalb einem alten Knorren oder abgebrochenen Aste auf das Täuschendste. Der Edelfink brütet regelmäßig zweimal im Jahre und legt das erste Mal

5 bis 6, das zweite Mal 3 bis 4 dünn- und glattſchalige, auf hellgrünlichblauem oder bleichröthlichbraunem Grunde mit ſchwärzlichen oder röthlichbraunen Punkten und Flecken, Tüpfeln und Schnörkeln gezeichnete Eier, welche das Weibchen eifrig bebrütet und innerhalb 13 bis 15 Tagen zeitigt. Die Jungen werden faſt ausſchließlich mit Kerbthieren groß gefüttert. Während der Brutzeit nährt ſich der Edelfink ausſchließlich von Kerbthieren, im Herbſt, Winter und Frühling dagegen von Sämereien und grünen Pflanzentheilen, welche er vom Boden aufliest oder bezüglich abpflückt. Im Zimmer läßt er ſich mit gemiſchten Sämereien ſehr leicht ernähren und bei geeigneter Pflege jahrelang erhalten. Die Jungen zieht man mit Milchbrod oder in Milch eingeweichter Gerſtengrütze auf und füttert ſie anfänglich mit eingequelltem Rübſamen, ſpäter mit dem Futter der Alten.

In einigen Gegenden unſeres Vaterlandes fängt man den Edelfinken auf beſonders eingerichteten Vogelheerden in großer Menge, ſeines Fleiſches wegen, welches als wohlſchmeckend gerühmt wird. Wir brauchen kaum hervorzuheben, daß ſolches Beginnen uns ebenſo gut als Frevel erſcheint, wie der Fang der Meiſen und anderer nützlicher Vögel; denn zu Letzteren gehört der Edelfink. Wirklichen Schaden bringt er nie, ſondern, auch wenn er ſich von Körnern nährt, nur Nutzen, und außerdem erfreut er Jedermann durch ſeinen hellen, angenehmen Schlag, durch ſeine Zuthunlichkeit, ſein munteres und kluges Weſen. Er verdient alſo wahrhaftig nicht verfolgt, ſondern im Gegentheil nach Kräften geſchützt zu werden*).

---

*) Im Norden vertritt unſeren Edelfink der Bergfink oder Quäcker, Gägler, Gogler, Zeiſcher, Gold-, Laub-, Tannen-, Miſt-, Winter- und Schneefink, Fringilla Montifringilla Linné (Fringilla lulensis Linné, Fringilla flammea Beseke, Struthus Montifringilla Boje). Er iſt ebenſo lang, aber etwas breiter, als der Edelfink, und von ihm leicht zu unterſcheiden. Das Frühjahrkleid des alten Männchens iſt auf dem Oberkörper glänzend ſchwarz, auf dem Unterrücken weiß, auf den Schultern, dem Vorderhals und der Bruſt roſtfarbig, auf dem Unterkörper weiß, in den Weichen mit eirunden, mattſchwarzen Flecken gezeichnet. Ueber die Flügel verlaufen zwei weiße Binden, die Unterflügeldeckfedern ſind ſchwefelgelb, der Schnabel iſt lichtblauſchwarz, dunkler geſpitzt, der Fuß blaßröthlichbraun, und der Augenſtern dunkelbraun. Im Herbſt und Winter haben die ſchwarzen Federn des Kopfes, Halſes und Oberrückens noch breite graue oder hellgelbbraune Kanten, welche die mittle Färbung der Federn faſt ganz verdecken, und der Schnabel iſt dann bis auf die ſchwärzliche Spitze wachsgelb gefärbt. Bei dem Weibchen ſind Kopf, Hinterhals und Rücken braunſchwarz, die Federn breit bräunlichgrau gekantet. Die Mitte des Nackens iſt gelblich weißgrau, die Halsſeiten ſind hellaſchgrau, Wangen, Ohr und Augengegend hellgraubraun. Ueberhaupt ſind alle

4. Der Hänfling, Cannabina pinetorum Brehm.

(Fringilla cannabina Linné, Passer cannabinus Pallas, Ligurinus cannabinus Koch.)

Mehrere kleine Finken mit kurzem, ſtarken, kegelförmig an den Schneiden eingezogenem Schnabel, mittellangen Füßen und langnageligen Zehen werden jetzt einer beſonderen Sippe zugezählt, welche nach dem Namen des uns bekannteſten Mitgliedes benannt wurde.

Unſer Hänfling, Hanfing, Henferling oder Blut-, Roth-, Gelb-, Braun-, Weiß-, Mehl-, Stein- und Berghänfling, erreicht eine Länge von 5 Zoll und eine Breite von $8^3/_4$ Zoll. Das alte Männchen hat im Sommerkleide einen hellblutrothen Vorderkopf, roſtbraunen Rücken und Oberflügel, einen weißlichen Steiß, ſchwarze, größtentheils weiß geränderte Schwingen und Schwanzfedern, eine blutrothe Bruſt und einen weißen, ſeitlich lichtbraun angeflogenen Bauch. Im Herbſt und Winter tritt das Roth auf der Bruſt wenig hervor, weil alle Federn weißlich gerandet ſind und ihre Schönheit erſt zeigen, wenn dieſe Ränder durch Abſchleifung verſchwanden. Alte Weibchen ähneln dem Männchen in der Zeichnung; jedoch fehlt ihnen die rothe Kopfplatte, und die Bruſt iſt nicht roth, ſondern wie die Seite des Bauches lichtbraun, mit tiefbraunen Längsflecken. Die Jungen ähneln dem Weibchen, ſind aber oben roſtfarbiger.

In der Neuzeit hat gerade der Hänfling Anlaß zu vielem Streit gegeben, weil einige Naturforſcher behaupteten, daß er die vollſte Pracht ſeines Gefieders, welche ſich im Juni und Juli zeigt, durch ein Verfärben der Federn, bedingt durch einen erneuten Säftezufluß, erhalte, während Andere einen

---

Farben trüber und bläſſer, als bei den Männchen, und das Frühlingskleid mehr dem Herbſtkleide des Letzteren ähnlich.

In Deutſchland erſcheint der Bergfink faſt jeden Winter, vereinigt ſich mit anderen Verwandten, ſchweift in deren Geſellſchaft bis zum Frühjahr umher und tritt im März und April ſeine Rückreiſe an. Südlich des 65. Grades der Breite brütet er äußerſt ſelten. In ſeinem Betragen hat er Manches mit dem Edelfinken gemein; er iſt aber weniger begabt, minder gewandt, klug und liebenswürdig, auch ein ſchlechter Sänger, welcher nichts als ein leiſes Gezirp und Geſchwätz hervorbringt, in welchem der ſchäckernde Lockton „Jäckjäck“ oder „Quäckquäck“ die Hauptſache iſt. Seine Nahrung iſt die der übrigen Finken; ein Koſtverächter iſt er nicht. Man hält ihn ſeiner Schönheit wegen oft in der Gefangenſchaft, wird ſich jedoch ſelten mit ihm befreunden können. Auf den erwähnten Finkenheerden wird er manchmal in großer Menge gefangen.

ſolchen Hergang beſtritten und einfach annahmen, daß die Federn von der Mauſer an ebenſo prächtig gefärbt geweſen ſeien, als im Sommer, die Pracht aber durch die graulichen Ränder verhüllt werde, bis letztere durch Abnutzung des Gefieders ſich verlören. Noch iſt der Streit, welcher im Augenblick ruht, keineswegs entgiltig entſchieden; wenigſtens darf man die Möglichkeit einer Verfärbung durchaus nicht ſo unbedingt in Abrede ſtellen, als es bisher geſchah. Alle genauen Beobachtungen beweiſen, daß die blutrothe Bruſt- und Kopffärbung des Hänflings, ohne daß die Federn erneuert werden, ſich nach und nach außerordentlich erhöht, d. h. bei Weitem brennender wird.

Der größte Theil Europa's, Kleinaſien, Syrien und Nordweſtafrika ſind die Heimath des Hänflings*). In Deutſchland kommt er überall und ziemlich häufig vor, jedoch in verſchiedenen Jahren nicht gleichmäßig in ein und derſelben Gegend. Wie es ſcheint, zieht er hügelige Landſchaften den flachen vor, liebt aber die hohen Gebirge nicht und ſteigt deshalb in den Alpen z. B. kaum über die Vorberge empor. Vorhölzer, welche mit Wieſen abwechſeln, an Felder grenzen und reich an Dickichten ſind, ſcheinen ihm beſonders zu behagen. Die Brutzeit feſſelt ihn an ein und denſelben Ort; mit Beginn der Mauſer ſchweift er im Lande umher. In ſtrengen Wintern dehnt er dieſe Streifzüge weiter aus und wandert nach ſüdlichen Gegenden; bei milder Witterung überwintert er, wenigſtens einzeln, bei uns.

*) Im Norden erſetzt unſeren Blutbänfling der Berghänfling, Gelbſchnabel, Feldfink, Quitter oder Steinhänfling, auch Grillchen und Greinlein genannt, Cannabina flavirostris Brehm (Fringilla flavirostris et F. montium Linné, Linaria montana Brisson, Linota montium Bonaparte). Er kommt in der Länge dem Vorigen faſt gleich, iſt aber um etwa 1½ Zoll ſchmäler, als er, und weit beſcheidener gefärbt. Bei dem Männchen iſt der Oberleib bis zum Bürzel ſchwarzbraun, jede Feder gelbbraun gekantet, der Bürzel aber purpurroth, der Schwanz mit Ausnahme der lichtbraunen Mittelfedern ſchwärzlich, an den Außenfahnen weiß geſäumt, die Unterſeite dunkelroſtgelb, mit mattſchwarzbraunen Längsflecken, die Mitte der Bruſt gelblich weiß, der Bauch und die unteren Schwanzdeckfedern weiß. Auf den Flügeln entſtehen durch die roſtfarbig gekanteten Deckfedern zwei gelbliche Binden. Der Schnabel iſt citronengelb, an der Spitze ſchwärzlich, der Fuß horngrau, der Augenſtern braun. Das Weibchen unterſcheidet ſich vom Männchen durch die Färbung des Bürzels, welcher roſtgelb und ſchwärzlich geſtreift iſt.

Der Berghänfling findet ſich auf den Gebirgen des hohen Nordens, lebt dort ganz nach Art ſeines Verwandten und ſtreift im Winter in ſüdlichere Länder herab. Gelegentlich ſolcher Wanderungen kommt er auch bei uns vor, ohne ſich jedoch jemals bleibend anzuſiedeln.

Wie alle Finken, iſt auch der Bluthänfling ein ſehr geſelliger Vogel, welcher ſelbſt während der Brutzeit noch ungern einzeln lebt. Schon im Auguſt vereinigt er ſich mit anderen ſeiner Art zu großen Flügen, und im Winter geſellt er ſich zu Grünlingen, Edel- und Bergfinken, Goldammern, Feldſperlingen und anderen Verwandten und treibt ſich mit dieſen umher. Er iſt ein munterer und flüchtiger Vogel, welcher nur ungern an ein und demſelben Orte verweilt, ſondern lieber nach echter Landſtreicherart umherſchweift, ſo lange als möglich. Mit Ausnahme der Brutzeit iſt er ununterbrochen auf der Wanderſchaft, obgleich dieſe im Sommer ſich blos über ein ſehr kleines Gebiet erſtreckte. Beide Gatten eines Paares lieben ſich ungemein und hängen auch mit größter Zärtlichkeit an ihren Jungen. Hierin mag ihre auffallende Geſelligkeit zum Theil begründet ſein.

Der Hänfling iſt ein begabter Vogel. Auf der Erde hüpft er geſchickt umher; ſein Flug iſt ſchnell, leicht, viel ſchwebend und durch meiſterhafte Schwenkungen ausgezeichnet. An Verſtand übertrifft er die meiſten anderen deutſchen Finken, an Anmuth im Betragen und durch Liebenswürdigkeit wohl Alle ohne Ausnahme. Seine guten Eigenſchaften haben ihm die Zuneigung und Liebe der Menſchen im hohen Grade erworben. Die Zuneigung wird beſonders unterſtützt durch den anſprechenden Geſang des Männchens. Dieſer iſt ſehr abwechſelnd, ſtark, flötenartig, und wird mit einer unermüdlichen Ausdauer von den erſten Monaten des Jahres an bis in den Spätherbſt hinein, hauptſächlich aber in den Vormittagsſtunden vorgetragen. Das ſingende Männchen wählt ſich die oberſte Spitze eines Baumes oder Strauches und ſchmettert von da oben herab ſeine Lieder mit wirklichem Behagen in die Welt hinaus. Am eifrigſten ſingt es natürlich während der Brutzeit, dann oft auch im Fliegen. Der Lockton iſt ein ſanftes „Käkkäk“, der Warnungston ein höchſt wohllautendes „Lüi“ oder „Dü“.

In günſtigen Sommern niſtet der Hänfling zweimal, manchmal auch dreimal. Das erſte Neſt wird Anfang Aprils, das zweite im Juni, das dritte Ende Juli's erbaut. Es ſteht regelmäßig in dichten Gebüſchen, am häufigſten wohl in Fichten- oder Wachholderbüſchen, gewöhnlich niedrig über dem Boden, manchmal in Grasbüſchen. Dürre Reiſerchen, Würzelchen und Halme bilden die Außenwand, feineres Gewurzel, welchem Wollklümpchen oder Fäden beigefügt werden, Thier- und Pflanzenwolle, Haare oder Würzelchen die innere Ausfütterung. Das erſte Gelege beſteht

regelmäßig aus 5, das zweite meiſt nur aus 4 Eiern. Dieſe ſind dünnſchalig und auf bläulichweißem oder blaugrünlichweißem Grunde blaß und dunkelroth, roſt- und zimmtbraun gepunktet, geſtrichelt und gefleckt. Die Zeichnung verbreitet ſich gewöhnlich ziemlich gleichmäßig über das Ei, iſt jedoch großen Schwankungen unterworfen. Das Weibchen brütet allein und zeitigt die Eier in 13 bis 14 Tagen; die Jungen werden von beiden Eltern gemeinſchaftlich aufgefüttert und noch lange nach dem Ausfliegen geführt und geäzt, namentlich die der letzten Brut.

Sämereien der verſchiedenſten Pflanzen bilden die Nahrung des Bluthänflings. Schädlich wird er nicht, ſondern eher nützlich, weil er viel Unkraut verzehrt. Im Zimmer erhält man ihn ohne Mühe mit ölhaltigen Sämereien, denen man ab und zu etwas Grünes beifügt. Jung aus dem Neſt genommene Hänflinge ſind ebenfalls leicht aufzuziehen, am leichteſten wenn man ſie in einem Bauer unweit ihres Neſtes aufhängt und von den Alten auffüttern läßt, denn dieſe unterziehen ſich dieſer Arbeit mit größter Hingebung. Bei geeigneter Pflege halten die gefangenen Vögel viele Jahre im Zimmer aus. Sie werden ſehr zahm, lernen ihren Gebieter nicht blos kennen, ſondern auch lieben und können zum Aus- und Einfliegen gewöhnt werden.

5. Der Stieglitz, Carduelis elegans Stephens.

(Fringilla Carduelis Linné, Passer Carduelis Pallas, Spinus Carduelis Koch, Acanthis Carduelis Keyserling & Blasius.)

Der Stieglitz, Diſtelfink, Diſtelzeiſig oder Diſtelvogel, Stieglitz-, Gold- oder Jupiterfink, unterſcheidet ſich durch ſeinen geſtreckten, kreiſelförmigen, ſcharfſpitzigen Schnabel, die kurzen, ſtarken Füße, deren Zehen mit langen, ſcharfen Nägeln bewehrt ſind, durch die langen ſpitzen Flügel, den mittellangen, ſchwach ausgeſchnittenen Schwanz und das ſehr bunte Gefieder von anderen Finken nicht unweſentlich. In der Größe kommt er mit dem Hänfling ungefähr überein. Seine Länge beträgt 5, die Breite $8\frac{3}{4}$ Zoll. Das locker anliegende, bei beiden Geſchlechtern gleich gefärbte und gezeichnete Gefieder iſt auf der Oberſeite gelbbraun, auf dem Bürzel weiß, im Geſicht hochkarminroth, um den Schnabel aber ſchwarz, auf den Wangen und auf

einem Flecken am Hinterhalſe weiß, auf dem übrigen Kopfe ſchwarz, auf dem Unterkörper weiß, mit Ausnahme eines großen braunen Fleckes auf jeder Seite der Bruſt. Den ſchwarzen Flügel ſchmückt ein hochgelbes Feld, und die ſchwarzen Steuerfedern haben weiße Spitzen. Der Schnabel iſt an ſeiner Wurzel fleiſchfarben, dann bräunlich, an der Spitze ſchwarz. Die Füße ſind röthlichhornfarbig, der Augenſtern iſt dunkelbraun.

Das einzige Unterſcheidungsmerkmal zwiſchen Männchen und Weibchen, welches wir bis jetzt aufgefunden haben, iſt, daß bei erſterem das Roth im Geſicht bis zum hinteren Augenwinkel ſich erſtreckt, während es bei letzteren nur bis zur Mitte des Auges reicht. Außerdem iſt das Weibchen ein wenig kleiner.

Die Jungen haben kein Roth am Kopfe, und ihr Oberkörper iſt hellbräunlich, jede Feder lichter gerandet, der Unterkörper weiß, bis zum Bauche herab mit rundlichen graubraunen Tüpfeln gefleckt. Bereits vier, höchſtens ſechs Wochen nach dem Ausfliegen erhalten ſie das Kleid ihrer Eltern.

Außer den meiſten Ländern Europa's bewohnt der Stieglitz noch Sibirien und Kleinaſien, findet ſich jedoch nicht überall gleich häufig. Gegenden, in denen es viele Baumpflanzungen giebt, ſagen ihm beſonders zu. Hier brütet er, und von hier aus ſtreicht er im Winter in kleinen Geſellſchaften durch das Land. Ziemlich regelmäßig findet er ſich da ein, wo es viele Diſteln oder Erlen und Birken giebt; denn die Sämereien dieſer Pflanzen zieht er jeder anderen Nahrung vor. In ſehr ſtrengen Wintern wandert er bis Südeuropa, obwohl er die Kälte ſehr gut verträgt und auch einzeln in jedem Winter bei uns gefunden wird.

Der Stieglitz iſt ein ſehr behender, gewandter, leiblich wie geiſtig begabter Fink. Seine Haltung iſt immer anmuthig. Er trägt ſich aufrecht, hält ſich glatt und nett und ſcheint ſich ſeiner Schönheit wohl bewußt zu ſein. Selten ſitzt er lange auf ein und derſelben Stelle, und wenn er Dies wirklich thut, bewegt er wenigſtens ſeinen Körper beſtändig hin und her. Auf dem Boden iſt er nicht beſonders gewandt, um ſo geſchickter aber im Gezweige. Wie eine Meiſe hängt er ſich von unten an die Aeſte oder Samenkolben an und verweilt minutenlang in dieſer, den meiſten übrigen Finken höchſt unbequemen Lage; auch klettert er ganz leidlich, obſchon nicht ſo fertig, als die Zeiſige oder Kreuzſchnäbel. Der Flug iſt raſch und leicht; doch erhebt ſich der Stieglitz ungern in größere Höhen, ſondern ſtreift lieber

dicht über dem Boden dahin. — Der Name Stieglitz ist ein Klangbild, welches in dem wie „Stieglitt“ oder „Pickelnitt“ klingenden Lockruf seinen Ursprung hat. Der Warnungsruf ist ein sanftes „Mai“, der Gesang des Männchens ein sehr anmuthiges, fröhliches und ziemlich lautes Lied mit viel Abwechselung, in welchem zwar einige zwitschernde und wenig klangvolle Töne vorkommen, aber auch vollklingende Strophen eingewebt werden, so daß das Ganze zu einer angenehmen Weise wird.

Abweichend von den meisten übrigen Finken brütet der Stieglitz regelmäßig nur einmal im Jahre und zwar im Mai. Das Nest wird aus Moos, Würzelchen, dünnen Hälmchen aufgebaut, mit Raupengespinnst, Spinnweben, Fasern und Fäden durchflochten und innen mit Pflanzenwolle, Distelflocken, Haaren und Thierwolle weich ausgefüttert. Am häufigsten findet man es auf Pappeln und Weiden, selten auf Nadelbäumen, gewöhnlich 12 bis 20 Fuß über dem Boden, in dicht belaubten Zweigen wohl verborgen. Vier bis sechs Eier bilden das Gelege. Sie sind auf grünlich blauweißem oder weißbläulichem Grunde mit blaß purpurrothen, blut-, braun-, schwarzröthlichen und violetten Punkten, Strichen und Flecken gezeichnet, am stumpfen Ende am dichtesten, oft kranzartig. Die Jungen werden von beiden Eltern groß gefüttert und bis zum nächsten Frühjahr geführt.

Außer dem Distel-, Birken- und Erlensamen frißt der Stieglitz die Sämereien von mancherlei Unkraut, Salat-, Mohn- und Rübsamen. Im Zimmer kann man ihn mit demselben Futter, gequetschten Hanfsamen und grünen Blättern von Brunnenkresse, grünen Salat und Vogelkraut jahrelang erhalten. Er wird bald zahm, läßt sich zu mancherlei Künsten abrichten, verträgt sich gut mit anderen Finken und paart sich erfolgreich mit Kanarienvogelweibchen. Wenn man ihn viel in's Freie hängt oder wenigstens an's Fenster stellt, erhält er sich auch bis zu seinem Ende die volle Pracht seines Gefieders.

6. Die Zeisige.

In der Gestalt sind die Zeisige den Stieglitzen sehr ähnlich, hinsichtlich der Färbung unterscheiden sie sich jedoch wesentlich und besonders deshalb, weil die Geschlechter verschieden gezeichnet sind. Die wenigen Arten der Sippe verbreiten sich über Europa, Asien und Afrika.

Unſer Zeiſig oder Erlenfink, Grüngelber, Meer- und Erlenzeiſig, Zeiſing oder Ziſing, auch Ziſchen, grüner Hänfling und Gelbvogel genannt, Spinus vrirdis Koch (Fringilla Spinus Linné, Passer Spinus Pallas, Chrysomitris Spinus Boje, Carduelis Spinus Degland, Acanthis Spinus Keyserling & Blasius), iſt unter unſeren Finken der kleinſte. Seine Länge beträgt nur 4½ Zoll, die Breite 8 bis 8½ Zoll. Beim

Fig. 52.

Erlenzeiſig.

Girlitz Citronenzeiſig.

alten Männchen iſt der Rücken gelbgrün, ſchwarzgrau geſtrichelt, der Bürzel gelb, der Oberkopf, wie auch die Kehle ſchwarz, der übrige Unterkörper gelb, die Aftergegend weiß. Ein gelber Strich verläuft über dem Auge; die fünf äußerſten Schwanzfedern und die Schwungfedern von der vierten bis zur vorletzten ſind an der Wurzel gelb, im Uebrigen ſchwärzlich; über die Flügel verlaufen zwei gelbliche Binden, welche durch die Endſäume der Flügeldeckfedern gebildet werden. Dem alten Weibchen fehlt der ſchwarze

Kehlfleck und die ſchwarze Kopfplatte. Der Oberkörper iſt graugrün, auf dem Scheitel am dunkelſten, überall ſchwarz geſtrichelt. Der Unterkörper iſt ſchmutzig weiß mit ſchwärzlichen Schaftſtricheln, der Augenſtreif und die Halsſeiten ſind blaßgelb. Das Gelb am Schwanz und Flügeln iſt bleicher und beſchränkter als beim Männchen. Die Jungen ähneln den Weibchen*).

Auch der Zeiſig iſt eigentlich ein nördlicher Vogel, welchen man bei uns hauptſächlich im Winter zu ſehen bekommt, wenn ſtarker Schneefall die ungeheuren Birkenwaldungen des Nordens unzugänglich macht. Jedoch brütet er bei uns, in manchen Jahren ſehr häufig, in anderen gar nicht. Dieſes zigeunerartige Leben des Vogels hängt mit ſeiner Nahrung zuſammen. Birken- und Erlenſämereien werden von ihm jeder anderen Speiſe bevorzugt; nächſt ihnen frißt er Fichten- und Kiefernſamen ſehr gern. Dem entſprechend zeigt er ſich da beſonders häufig, wo dieſe Samen gerathen ſind, bei uns, wenn es viel Fichtenſamen giebt, im Norden, wenn die Birkenwaldungen ihm beſſere Azung verſprechen. Nur die Brutzeit feſſelt ihn an einen beſtimmten Ort; ſobald ſie vorüber iſt, ſchweift er, wenn auch nicht ziel-, ſo doch regellos im Lande umher.

Der Zeiſig iſt aber harmloſer und zutraulicher, als der Stieglitz, und deshalb inmitten der Dörfer dicht neben den Häuſern und ſo recht unmittelbar unter den Augen der Menſchen ein oft geſehener Gaſt. Seine Bewegungen ſind leicht und geſchickt; namentlich beweiſt er im Gezweig der Bäume große Gewandtheit. Er hängt ſich an die dünnſten Zweige, um die feinen Samenkörner der Birken und Erlen auszuklauben, verweilt überhaupt faſt immer in den oberſten Kronen der Bäume und kommt nur, wenn er trinken oder baden will, zu dem Boden herab, falls er hier nicht nach den ausgefallenen Körnern ſuchen muß. Im Fluge ähnelt er anderen Finken. Er iſt geſellig, ſchaart ſich jedoch ungern mit Verwandten zuſammen, ſondern bewegt ſich am liebſten unter Seinesgleichen. Einzeln

*) Auf den Alpen und einzeln in Süddeutſchland lebt ein verwandter ungefähr gleichgroßer Vogel, der Citronenzeiſig, Spinus citrinella Koch (Fringilla citrinella Linné, Chlorospiza citrinella Bonaparte), welcher im Ganzen lichtgrün, auf Nacken und Halsſeiten aſchgrau, auf der Stirn und an der Kehle gelbgrün und am Unterkörper ungefleckt iſt und nach dem Geſchlecht ſich nicht weſentlich unterſcheidet. Er bewohnt die Alpenthäler und zwar hauptſächlich die Obſtgärten und lebt ganz nach Art unſerer Zeiſige. Nach Mitteldeutſchland verirrt er ſich ſelten.

trifft man ihn faſt nie, vielmehr regelmäßig in ſtarken Flügen, welche ſtets treu und eng zuſammenhalten und andere vorüberziehende mit Eifer herbeilocken. Auch der einſam im Bauer lebende Zeiſig ruft ſeinen freien Brüdern ſo lange bittend zu, bis dieſe zu ihm herabkommen und ſich in ſeiner Nähe zeigen oder auf ſeinen Bauer ſetzen. Dann giebt es große Freude. Die Gatten eines Paares ſind ungemein zärtlich gegen einander und ſchnäbeln ſich fortwährend.

Als Sänger iſt der Zeiſig nicht gerade berühmt; ſein Lied hört ſich aber doch recht gut an. Es beſteht aus einer Menge zwitſchernder und ſchnarrender Töne, welche mit dem Lockruf „Dideidei“ oder „Deideldidelei“ begonnen und mit einem lang gezogenen „Dideldeidei“ beendet, aber ſo fröhlich vorgetragen werden, daß man doch ſeine Freude an dem Ganzen hat. Außer dem Lockrufe vernimmt man von den ſich unterhaltenden Zeiſigen auch noch ein ſchwaches „Tretet“ oder ein dumpfes „Deckdeck“, ſowie ein helles „Sislick“, welches mit dem Lockton des Stieglitz manche Aehnlichkeit hat.

Im April beginnt die Paarung. Das Männchen ſingt dann beſonders ſtark und fliegt ſingend und flatternd in hübſchen Schwenkungen in der Luft herum, breitet den Schwanz, rüttelt wie ein Würger, beſchreibt Kreiſe und Bogen, kommt dann zu dem Weibchen, welches mit ſtillem Vergnügen die artigen Spiele betrachtet, hernieder und erntet den Dank für ſeine Liebesbewerbungen in einem ſehr zärtlichen Geſchnäbel, welchem zur rechten Zeit unter erneuerten Liebesſpielen die Begattung folgt. Währenddem hat das Paar mit großer Schlauheit ſich einen günſtigen Neſtplatz ausgeſucht — einen ſo günſtigen, daß die Meinung entſtehen könnte, ein Zeiſigneſt ſei unſichtbar. Fichtenäſte, an welchen lange Flechtenzöpfe herabhängen und welche von oben durch gleichlaufende und gleichbehangene Aeſte gedeckt werden, ſind ſolche geeignete Plätze. Hier, im dichteſten Flechtengewirr und zwiſchen den Nadeln, ſteht der kleine Kunſtbau, immer in einer bedeutenden Höhe und regelmäßig weit vom Stamme entfernt, wodurch die Entdeckung ſehr erſchwert wird. Es kann vorkommen, daß man das Zeiſigpaar beim Bauen beobachtet und die Stelle, wo das Neſt ſteht, genau kennen gelernt hat, es aber beim Beſteigen des Baumes doch nicht auffindet. Das Neſt ſelbſt beſteht aus dürren Zweigen, Moos und Flechten, welche durch Raupengeſpinnſt feſt unter einander verbunden werden, und iſt inwendig

mit Würzelchen, kleinen Flocken von Pflanzenwolle und Flechtenfasern ausgelegt, am Rande auch oft mit einigen Federn verziert. Beide Gatten arbeiten eifrig am Bau desselben, lassen aber das schon fast fertig gebaute oft im Stiche und fangen ein neues an, vielleicht weil ihnen das erste doch noch nicht in jeder Hinsicht als genügend erscheint. Das Gelege besteht aus 5 bis 6 Eiern, welche auf blaßgrünem oder blaßbläulichem Grunde mit sehr vielen, feinen, blaßblutrothen und rostbraunen Punkten, Strichelchen und Schnörkeln gezeichnet sind. Die Eier werden von dem Weibchen allein ausgebrütet, die Jungen von beiden Eltern und zwar fast ausschließlich mit Kerbthieren groß gefüttert. Im Juni brütet das Paar gewöhnlich zum zweiten Male.

Es giebt wenig Vögel, welche so leicht zu fangen sind, als Zeisige. Ihre hingebende Freundschaft zu anderen ihrer Art und ihre Arglosigkeit bringt sie ohne sonderliche Vorkehrungen leicht in die Gewalt des Menschen. An kalten Wintertagen kann man sie „titschen", d. h. fangen, indem man an einer langen schwankenden Stange eine biegsame Gerte und an diese eine Leimruthe befestigt und mit der Stange in den Händen unter den Baum geht, auf welchem die Zeisige gerade fressen, die Stange langsam aufrichtet und so bewegt, daß die Leimruthe einem der fressenden Vögel möglichst nahe kommt, worauf man mit einem schnellen Ruck die Gerte in Bewegung setzt und dadurch die Leimruthe auf das Gefieder des einen Zeisigs schleudert. Hat man erst einen, so sind auch die anderen ziemlich sicher gefangen. Man steckt den ersten in einen kleinen Käfig, welchen man an einer hohen Stange befestigt, bindet an diese einen grünen Busch fest und besteckt denselben mit Leimruthen. Der Gefangene lockt bald andere vorüberfliegende herbei, diese wollen sich in seiner nächsten Nähe niedersetzen und bleiben auf den Leimruthen hängen.

Bei geeigneter Pflege halten die Zeisige im Käfige lange aus. Sie gewöhnen sich rasch an den Verlust ihrer Freiheit, werden bald rücksichtslos zahm, vertragen sich gut mit anderen Finken, paaren sich leicht mit Kanarienvögeln und lernen, wenn man sich sonst mit ihnen bemüht, auch eine Menge Kunststückchen. Bei den Gebirgsbewohnern stehen sie deshalb in großer Achtung.

Die gewöhnlichſten Begleiter und treueſten Genoſſen der Zeiſige im Winter ſind die Leinzeiſige, Linaria, kleine niedliche Vögelchen, welche von einigen Forſchern in verſchiedene Arten getrennt worden ſind, während andere ſie ſämmtlich einer Art zurechnen. Der gemeine Lein- oder Flachsfink, Birken-, Lein-, Flachs-, Neſſel-, Berg- und Meerzeiſig, Rothkopf, Schwarzbärtchen, Zitſcherling, Zetſchchen, Linaria rubra Gessner (Fringilla Linaria Linné, Passer Linaria Pallas, Spinus Linaria Koch, Linaria borealis Viellot, Acanthis Linaria Keyserling & Blasius), iſt ein äußerſt zarter und anmuthig gefärbter Vogel von höchſtens 5 Zoll Länge und 8½ Zoll Breite. Sein Gefieder iſt auf der Stirn braunſchwarz, auf dem Scheitel glänzend karminroth, am Hinterkopf, Hals, Rücken und auf den Schultern ſchwarzbraun, jede Feder hier mit breitem, hellbraunen oder graulichweißen Rande, auf dem Bürzel weiß mit ſchwarzbraunen Längsflecken, an der Kehle braunſchwarz, auf den Wangen weißlich und gelbbraun gemiſcht, auf Gurgel und Oberbruſt dunkelroſenroth, die Federn ebenfalls breit weiß geſäumt, auf den Seiten bräunlich weiß mit großen, ſchwarzbraunen Längsflecken, in der Aftergegend endlich trübweiß. Die Schwung- und Schwanzfedern ſind ſchwärzlich mit ſchmalen grauen oder breiteren gelblichweißen Kanten. Ueber die Flügel verlaufen zwei gelblichweiße Binden. Der Schnabel iſt wachsgelb, an der Spitze braunſchwarz. Die Füße ſind graubraun, der Augenſtern iſt tiefbraun. Gegen den Sommer hin ſtoßen ſich die hellen Federränder ab und der Oberkörper wird dann dunkler, die Bruſt dagegen prächtig karminroth. Das Weibchen iſt viel heller und bleicher, als das Männchen; ſeine Kopfplatte iſt kleiner, das Roth auf der Bruſt nur angedeutet. Die jungen, vermauſerten Männchen ähneln ihm; die unvermauſerten Jungen ſind gefleckt.

Die Leinzeiſige bewohnen den hohen Norden; wir fanden ſie erſt nördlich des 66. Grades der Breite auf. Hier bewohnen ſie während des Sommers paarweiſe und in kleinen Familien die großen Birkenwaldungen, in denen ſie im Sommer Körner und Kerbthiere finden, und welche ihnen auch in den meiſten Wintern hinlängliche Nahrung gewähren. Erſt wenn Letzteres nicht der Fall iſt, machen ſie ſich auf die Wanderſchaft und treffen dann in Deutſchland ein, fliegen auch gelegentlich weiter und kommen ſo bis nach Italien oder Spanien. Mit Beginn des Frühjahrs kehren ſie wieder nach ihrer Heimath zurück.

Sie beweisen ziemlich kurz nach ihrer Ankunft, daß sie den Menschen nicht fürchten gelernt haben. Ungeachtet ihrer Lebhaftigkeit sind sie vertrauensseliger, als jeder andere in Deutschland vorkommende Vogel, treiben ungescheut in der Nähe des Menschen ihr Wesen und scheinen sich um ihn gar nicht zu kümmern. An strengen Wintertagen, wo sie den größten Theil ihrer Zeit fressend auf Birken und Erlen zubringen, lassen sie sich fast mit Händen greifen und leichter noch, als die Zeisige, mit allerlei Fangwerkzeugen berücken. In ihrem Wesen haben sie die größte Aehnlichkeit mit den Zeisigen; sie unterscheiden sich von ihnen höchstens darin, daß sie auch im freien Felde Nahrung vom Boden auflesen. Unter sich und mit den Zeisigen leben sie höchst verträglich; sie mischen sich aber auch unter Sperlinge und Bluthänflinge. Ihr Lockton lautet wie „Tschittschit" oder „Tschettschet", der Warnungston klingt wie „Zizizär"; ihre Zärtlichkeit drücken sie durch ein artiges „Maiing" aus. Man erkennt, daß einige ihrer Namen Klangbilder sind, welche dem Lockruf ihr Entstehen zu danken haben.

Es ist mehrfach behauptet, nicht aber erwiesen worden, daß einzelne Leinfinken im Sommer bei uns zurückgeblieben wären und in unseren Wäldern gebrütet hätten. In den Birkenwaldungen ihrer Heimath bauen sie ein niedliches Nest aus Flechten, feinen Stengeln, Grasblättern u. dgl., füttern es mit Pflanzenwolle und Federn aus und legen, wahrscheinlich nur einmal im Jahre, 4 bis 5 kleine hellgrünlichbläuliche Eier, welche mit verwaschenen blaßröthlichen oder bräunlichröthlichen Punkten, Strichelchen und Schnörkeln gezeichnet sind.

7. Der Girlitz, Serinus hortulanus Koch.

(Fringilla serinus Linné, Loxia serinus Scopoli. Pyrrhula Serinus, Keyserling & Blasius.)

In der Neuzeit ist in Deutschland ein eigentlich mehr dem Süden Europa's angehöriger kleiner Fink recht häufig geworden. Er hat sich zuerst in den Rheinländern gezeigt, von dort aus aber immer und immer verbreitet und ist gegenwärtig bereits bis Mitteldeutschland vorgedrungen. Wo er sich einmal angesiedelt hat, ist er wohnhaft geblieben, und so steht zu erwarten, daß er mit der Zeit überall in Deutschland heimisch sein wird. Noch häufiger als bei uns ist er im Süden, namentlich in Spanien, wo

er zu den gemeinſten aller Finken gezählt werden muß und wie unſer Edelfink jede Oertlichkeit bewohnt und belebt.

Der Girlitz, Grilitſch, Hirngriederl, Hirngirl, Schwäderle und Gyrl, Kanarienzeischen, Grünfinkchen ꝛc. ſteht, was ſeine Geſtalt anlangt, zwiſchen den kleinen Finken und den Gimpeln in der Mitte. Sein Schnabel iſt ſehr kurz, jedoch noch nicht ſo ſtumpf, als bei andern Gimpeln. Der mittellange Flügel iſt ſpitzig, der Schwanz ziemlich tief ausgeſchnitten, das Gefieder locker. Seine Länge beträgt $4^3/_4$ Zoll, ſeine Breite 8 Zoll. Das Männchen iſt auf dem Hinterkopf, Rücken und Schultern grüngelb mit ſchwärzlichen Längsflecken, die Stirn, ein Streif über dem Auge, ein Ring auf dem Nacken und der Unterleib ſind blaßgoldgelb, letzterer iſt ſeitlich mit ſchwärzlichen Tüpfeln gefleckt; die Kehle iſt weißlich oder hellgelb. Ueber den Flügel verlaufen zwei ſchmale, helle Binden. Schnabel und Füße ſind hornfarben, der Augenſtern iſt dunkelbraun. Beim Weibchen ſind die Farben matter; die Jungen zeigen noch gar kein Gelb.

In Südeuropa iſt der Girlitz Standvogel, in Deutſchland nur Zugvogel. Er erſcheint in den letzten Tagen des März und verläßt uns Ende Septembers wieder. Er bewohnt bei uns nur beſtimmte Orte, am liebſten die Thäler und hier vor Allem die kleinen Feldhölzchen, Baumpflanzungen und Gärten. An gewiſſen Orten iſt er häufig, eine halbe Meile davon äußerſt ſelten oder gar nicht zu finden; doch verbreitet er ſich, wie bemerkt, mehr und mehr. Er hält ſich viel auf den Bäumen auf, iſt aber auch auf dem Boden, von dem er ſich ſein Futter aufſucht, recht geſchickt. Sein Flug unterſcheidet ihn ſehr von andern Finken, vorzüglich während der Brutzeit, wenn das begehrende Männchen um die Liebe des Weibchens wirbt. Dann erhebt es ſich von der Baumſpitze, auf welcher es ſitzt, um zu ſingen, in die Luft und flattert und ſchwebt hier wirklich ſonderbar umher, wobei es am meiſten noch an eine fliegende Fledermaus erinnert. Der Geſang, welchen das Männchen bei guter Witterung ſofort nach Ankunft hören läßt, hat mit dem unſerer Braunelle Aehnlichkeit, unterſcheidet ſich aber durch ſchwirrende Töne und den häufig eingeflochtenen Lockton, welcher wie „Zizizi“ klingt. Der Name Hirngriederl ſcheint auch ein Klangbild dieſes Geſanges zu ſein. Die Brutzeit fällt in die Mitte des Aprils. Das Neſt ſteht ſehr verborgen auf jeder Art von Bäumen, welche in der Nähe ſeines Wohnplatzes ſich finden, gewöhnlich in einer Höhe von 6 bis

20 Fuß über dem Boden. In Spanien findet es ſich faſt ausſchließlich auf den niederen Orangenbäumen. Es iſt ein kleiner ſchmucker Bau, ein echtes Finkenneſt, äußerlich aus Stoffen gebaut, welche die Umgebung gerade bietet, dem Aſte, auf dem es ſteht, hierdurch möglichſt ähnlich gemacht, innen mit feinen Würzelchen, Hälmchen und Federn ausgekleidet. Wir fanden 3 bis 5 weiße, am ſtumpfen Ende röthlich punktirte Eier in ihnen und zwar während des ganzen Sommers, wodurch alſo hervorzugehen ſcheint, daß der Vogel mehr als einmal brütet.

In der Gefangenſchaft erhält ſich der Girlitz leicht, und ſein Geſang gewährt Dem, welcher nicht durch die Meiſterſänger verwöhnt iſt, viel Vergnügen. In größeren Gebauern pflanzt ſich das niedliche Thierchen auch fort.

Bei uns verfolgt man den Girlitz nicht, in Spanien dagegen ſehr eifrig. Man fängt ihn auf Leimruthen entweder für das Gebauer oder um ihn zu eſſen.

8. Die Gimpel, Pyrrhula Brisson.

Ein ſehr dicker, kurzer, gerundeter, d. h. allſeitig ſtark gewölbter Schnabel, mit kurzem Haken an der Spitze des Oberſchnabels, mittellange, ſtumpfſpitzige Flügel und ein ziemlich lang zugerundeter oder flach ausgekerbter Schwanz, ſowie kurze, ziemlich ſtarke Füße kennzeichnen die Gimpel, welche in mehreren Arten über Europa, Aſien, Afrika und Südamerika verbreitet ſind.

Unſer Gimpel oder Dompfaff, Loh-, Blut- oder Laubfink, Libſch, Lüg, Giger, Bollenbeißer und Domherr, Pyrrhula vulgaris Brisson (Loxia Pyrrhula Linné, Loxia Flamengo & L. septentrionalis Gmelin Linné, Pyrrhula rubicilla Pallas, Pyrrhula rufa Koch, Fringilla Pyrrhula Meyer), iſt 6 Zoll lang und 10 Zoll breit. Das Männchen iſt auf der Oberſeite aſchgrau, auf dem Kopfe rings um die Augen, auf den Flügeln und Schwanz dunkelſchwarz, auf der Unterſeite zinnoberroth, in der Steißgegend glänzend weiß. Ueber die Flügel verläuft eine breite graue Binde. Der Schnabel iſt ſchwarz, die Füße ſind braun. Bei dem Weibchen iſt der Unterkörper röthlich grau, der Rücken bräunlichgrau gezeichnet und das ganze Gefieder glanzloſer. Den Jungen fehlt die ſchwarze

Kopfplatte; die Oberſeite iſt röthlichbraungrau, die Unterſeite mit Ausnahme des weißen Bauches röthlich gelbgrau.

Gebirgswaldungen Nord- und Mitteleuropa's ſind die Sommerheimath und die Brutorte des Gimpels. Von hier aus beginnt er im Oktober zu ſtreichen oder zu ziehen, je nachdem die Witterung gelind oder ſtreng iſt. Kleine Geſellſchaften von 2 bis 30 Stück beſuchen dann die Vor- und Feld-

Fig. 53.

Karmingimpel.

Fichtengimpel. Gemeiner Gimpel.

hölzer und Baumpflanzungen und ſchweifen im Lande umher. Der größte Theil bleibt bei uns; einige wandern bis nach Südeuropa: ſie kehren aber von dort ſehr bald wieder zur Heimath zurück. Schon im März ſind Alle wieder an ihren Brutplätzen eingetroffen.

Mit Unrecht gilt der Gimpel als ein dummer, einfältiger Vogel. Er iſt arglos und vertrauensſelig, wie wenig andere Finken, und erkennt in dem Menſchen erſt dann einen Feind, wenn er bereits Nachſtellungen erfahren

hat. Iſt Dies geſchehen, ſo beweiſt auch er, daß er zwiſchen Gut und Böſe wohl zu unterſcheiden vermag. Ein Grundzug ſeines Weſens iſt die Geſelligkeit. Anderen ſeiner Art hängt er mit unendlicher Treue an, und den geliebten Gefährten verläßt er ſelbſt im Tode nicht. Ueberhaupt beweiſt er, daß er ein tiefes Gemüth beſitzt. In der Gefangenſchaft gewöhnt er ſich leicht an den Menſchen und liebt dieſen, wenn er ſich einer guten Behandlung zu erfreuen hat, bald mit der ihm eigenen treuen Innigkeit. Er jubelt beim Erſcheinen des Gebieters und trauert bei deſſen Weggang: er kann durch freundliche oder unfreundliche Behandlung ſo erregt werden, daß er plötzlich todt von ſeiner Stange herabfällt. So beweiſt er alſo deutlich genug, daß ſein Verſtand keineswegs untergeordneter Art iſt, wie man behauptet hat. Er iſt ein Baumvogel, welcher auf dem Boden ziemlich ungeſchickt umherhüpft, im Gezweig dagegen ſich deſto gewandter zeigt. Kletterkünſte verſucht auch er auszuüben, obwohl nicht mit dem Geſchick wie Zeiſige oder Kreuzſchnäbel. Seine Haltung im Sitzen zeichnet ihn aus. Er legt ſein reiches, lockeres Gefieder ſelten knapp an und ſieht deßwegen größer aus, als er iſt. Wenn jedoch Etwas ſeine Aufmerkſamkeit erregt, trägt er ſich ſchlank und nett. Der Flug iſt zwar leicht, aber langſam und tiefbogenförmig. Die Schwingen werden ſehr ſtark gebreitet und dann wieder knapp an den Leib gelegt. Vor dem Niederſetzen ſchwebt der Gimpel oft in Kreiſen um den erkorenen Baum, ſtürzt ſich aber auch zuweilen mit ganz eingezogenen Flügeln plötzlich aus hoher Luft herab und breitet erſt dicht vor dem Zweige ſeine Schwingen wieder, um den Fall zu mildern. Der Lockton, welcher dem thüringiſchen Namen Lübiſch zu Grunde liegt, iſt ein klagendes „Lüb“ oder „Lüi“, wird aber ſehr verſchieden betont und erhält dadurch auch eine verſchiedenartige Bedeutung. Der Geſang läßt ſich ſchwer beſchreiben; doch muß man ſagen, daß er ſchlecht und namentlich durch ein eigenthümliches Geknarre widerwärtig iſt. Aber der Gimpel beſitzt eine wunderbare Fähigkeit, Lieder, welche ihm gelehrt werden, nachpfeifen zu lernen. An Reinheit, Weichheit und Fülle der Töne kommt ihm kein deutſcher Vogel gleich. Man möchte ſagen, daß ſich ſein ſanftes Gemüth auch in dieſen wirklich zaubervollen Tönen wiedergiebt.

Der Gimpel iſt zu jeder Jahreszeit eine angenehme Erſcheinung. Die hochrothe Bruſt ſticht prächtig ab von dem grünen Gelaube, noch weit ſchöner aber von den ſchneebedeckten Zweigen der Nadelhölzer oder den mit

Reiffroſt belegten Wipfeln der Laubwälder. Ein Trupp Gimpel verleiht einer Baumpflanzung im Winter einen unendlichen Reiz!

Baum- und Grasſämereien, die Körner verſchiedener Beeren, Birken- und Buchenknospen bilden die Nahrung des frei lebenden, Rübſamen, Hanf, Fichtenſamen und mancherlei Beeren die Atzung des gefangenen Gimpels. Er iſt kein Koſtverächter und mäßig in ſeinen Anſprüchen, alſo leicht in der Gefangenſchaft zu erhalten.

Je nach der Witterung niſtet er ein- oder zweimal im Jahre, das erſte Mal im Mai, das zweite Mal im Juli. Das Neſt ſteht auf Bäumen in einer Höhe zwiſchen 8 bis 20 Fuß, oft ſehr nahe am Stamm und dann ziemlich verborgen auf einem ſtarken Aſte. Es wird äußerlich aus dünnen Reißchen und zarten Wurzeln erbaut, innen mit äußerſt feinen Wurzelfaſern, Bartflechten und Haaren ausgefüttert. Man kann es nicht gerade einen Kunſtbau nennen; es iſt leicht und locker gebaut, ſeinem Zwecke jedoch vollſtändig genügend. Das Gelege zählt 4 bis 5 verhältnißmäßig kleine Eier, welche auf weißbläulichem oder blaugrünem Grunde mit veilchenfarbenen und einzelner mit rothen und dunkelbraunen Pünktchen bedeckt ſind, zumal am ſtumpfen Ende. Das Weibchen brütet allein und hängt mit ſo treuer Liebe auch an den Eiern, daß es ſich ohne Beſinnen der augenſcheinlichſten Lebensgefahr ausſetzt, in der Abſicht, ſie zu vertheidigen. Die Jungen werden von beiden Eltern groß gefüttert.

Seines Fleiſches wegen wird der Gimpel in Deutſchland wohl nirgends verfolgt; um ſo häufiger aber ſtellt man ihm nach, um ihn für die Gefangenſchaft zu gewinnen. Im Thüringerwalde werden jährlich Hunderte junger Gimpel aufgezogen, gelehrt und dann in alle Welt verſandt, ſelbſt bis nach Amerika. Es giebt Vogelfänger, welche eine merkwürdige Uebung beſitzen, ihren jungen Gimpeln die betreffenden Lieder immer genau in derſelben Tonart und in gleicher Reinheit vorzupfeifen, wodurch allein es möglich wird, aus den Zöglingen, anſtatt erbärmlicher Stümper, wirklich gelehrte Gimpel zu machen.

Der **Hakengimpel** oder Hakenfink, Dick- oder Hartſchnabel, Parisvogel, **Corythus enucleator Cuvier** (Loxia enucleator Linné, Loxia psittacea Pallas, Fringilla enucleator Meyer, Pyrrhula enucleator Temminck), iſt einer der nächſten Verwandten unſeres Gimpels. Er

iſt bedeutend größer, als dieſer, nämlich reichlich 8 Zoll lang und gegen 12 Zoll breit, durch den ſtärkeren Hakenſchnabel, die kurzen, ſtämmigen Füße, die langen, ſpitzen Flügel und den tief ausgeſchnittenen Schwanz gekennzeichnet. Das Männchen iſt oben wie unten ſchön karminroth, am Kinn weißlich, auf Flügeln und Schwanz ſchwarz gefärbt; die Schwingen- und Steuerfedern ſind ſchwärzlich geſäumt, und über die Flügel verlaufen zwei weiße Querbinden. Die Weibchen und die einjährigen Männchen unterſcheiden ſich von den alten Männchen durch ihre gelbliche Färbung.

Der Hakengimpel gehört dem Norden an und kommt bei uns nur zeitweilig im Winter vor, manchmal in ziemlicher Menge. Bis jetzt iſt ein einziges Beiſpiel bekannt, daß er bei uns gebrütet hat. Während ſeines Winteraufenthaltes treibt er ſich vorzugsweiſe in Nadelwaldungen umher, ohne jedoch die Laubwälder zu verſchmähen. Er iſt geſellig, wie ſeine Verwandten, und deshalb regelmäßig mit Anderen ſeiner Art vereinigt. In ſeinem Betragen erinnert er ebenſowohl an die Gimpel, als an die Kreuzſchnäbel. Er verweilt faſt beſtändig auf den Bäumen und klaubt ſich hier Sämereien aus den Zapfen der Fichten, Birken oder Erlen. Auf den Boden herab kommt er nur, wenn dieſe Sämereien bereits ausgefallen ſind. Im Klettern thut er es den Kreuzſchnäbeln faſt gleich, und ihnen ähnelt er auch im Fluge. Der Lockton erinnert an das flötende „Lüb" des Gimpels; der Geſang iſt abwechſelnd und angenehm; das Männchen ſingt ſehr fleißig, zuweilen ſelbſt in der Nacht. Seine Argloſigkeit iſt noch weit größer, als die des Gimpels: er benimmt ſich geradezu einfältig, obgleich blos den Menſchen gegenüber; denn vor Raubthieren nimmt er ſich wohl in Acht. Durch ſein Benehmen bekundet er, daß er in ſeiner Heimath von dem Erzfeind der Thiere wenig zu leiden hat. Anhaltende Verfolgung macht ihn bald klug und vorſichtig.

Das Neſt wird im Juni errichtet. Es ſteht im Gebüſch und in Hecken oder auf Bäumen in nordiſchen Waldungen, ähnelt dem Gimpelneſte, iſt aber noch lockerer, innen mit Federn auch weicher ausgepolſtert und enthält 3 bis 4 blaß- oder blaugrünliche, am ſtumpfen Ende mit größeren und kleineren bräunlichen und röthlichen Punkten kranzartig bezeichnete Eier.

In der Gefangenſchaft läßt ſich der Hakengimpel mit Fichtenſamen, Rübſen und Beeren ohne Mühe erhalten, wenn man die Vorſicht gebraucht, ihn in kalten Zimmern zu überwintern. Jedoch verliert er in der Gefangenſchaft bald einen großen Theil ſeiner Anmuth, ſein rothes Gefieder

nämlich, welches, wie bei ähnlich gefärbten Vögeln, ſchmutzig grüngelb wird*).

9. Die Kreuzſchnäbel, Crucirostra Cuvier.

Der Hakengimpel iſt gewiſſermaßen ein Bindeglied zwiſchen den eigentlichen Finken und den Papageien unſeres Waldes, den Kreuzſchnäbeln, welche ebenfalls zur Zunft der Finken gerechnet werden müſſen. Ihr unterſcheidendes Merkmal wird durch ihren Namen bezeichnet. Der Schnabel iſt dick und gleich von der Stirn aus ſtark gebogen; beide Hälften ſind hoch und zugerundet, fallen plötzlich ab und endigen ſich in ſcharfen, vorn übereinander gebogenen Spitzen, wodurch eben das Kreuz gebildet wird. Ein eigentliches Geſetz über die Kreuzung der Schnäbel iſt nicht zu erkennen; denn der Oberkiefer ſchlägt ſich bald rechts, bald links neben dem unteren Schnabel über. Die übrigen Kennzeichen dieſer bekannten Vögel, welche als nebenſächliche betrachtet werden können, beſtehen in einem gedrungenen Leibesbau, mittellangen, ſchmalen und ſpitzen Flügeln, einem kurzen, ziemlich tief ausgeſchnittenem Schwanze und kurzen, grob geſchilderten Füßen mit langen, ſtarken Zehen, welche gekrümmte und ſpitze Nägel tragen. Das Gefieder iſt bei allen Arten ſehr übereinſtimmend gefärbt. Die alten Männchen ſind roth oder gelbroth, die einjährigen lehmroth, gelb oder grüngelb, die

*) Aus Sibirien und Rußland kommt zuweilen noch ein Gimpel nach Deutſchland, der Karmingimpel, oder Brandfink, Capodacus erythrinus Kaup (Pyrrhula erythrina Temminck, Loxia erythrina Pallas, Loxia cardinalis Beseke), ein kleiner, prächtiger Vogel von faſt 6 Zoll Länge und etwas über 9 Zoll Breite, deſſen Männchen im Alter auf der Oberſeite braungrau mit rothen Federkanten, auf Kopf, Bürzel und Vorderhals prächtig karminroth, am übrigen Unterkörper weiß mit karminrothem Anflug, auf der Bruſt, auf den Schwingen und Schwanzfedern tief braungrau gefärbt iſt. Das Weibchen und das einjährige Männchen hat ſo ziemlich die Zeichnung unſeres Hänflingweibchens, ſpielt aber mehr in's Grünliche. — Hinſichtlich der Lebensweiſe ſteht dieſer Vogel zwiſchen dem Gimpel und Grünling mitten inne. Er lebt in Wäldern und Gärten, nährt ſich von öligen Sämereien, welche er auch vom Boden aufliest, iſt ziemlich lebhaft, wird in der Gefangenſchaft aber bald zahm und legt 5 bis 6 grünliche, roth gepunktete Eier. Der Lockton iſt ein angenehmes „Trio", der Geſang ſehr einfach. Als Brutvogel iſt der Karmingimpel bis jetzt noch nirgends in Deutſchland beobachtet worden.

Noch ſeltner verirrt ſich zu uns der Roſengimpel oder Roſenfink, Pyrrhula rosea, ein dem Karmingimpel ſehr verwandter Vogel, welcher hauptſächlich Sibirien bewohnt.

Weibchen grüngrau, die Jungen den Weibchen ähnlich, aber durch dunklere Längstupfen geſtreift. In Deutſchland kommen drei Kreuzſchnäbel vor, welche von allen Kundigen als Arten anerkannt worden ſind, während einige Forſcher, und wie wir glauben, nicht mit Unrecht, noch mehr Arten annehmen.

Fig. 54.

Weißbündiger Kreuzſchnabel.

Kiefernkreuzſchnabel. Fichtenkreuzſchnabel.

Der Kiefernkreuzſchnabel, Krummſchnabel, Krienitz, Kiefer- oder Tannenpapagei, Crucirostra pityopsittacus Cuvier (Loxia pityopsittacus Bechstein, Crucirostra pinetorum Meyer), iſt unter ihnen der größte und ſtärkſte. Seine Länge beträgt 7 Zoll, die Breite 12 Zoll. Der

Schnabel iſt ſehr ſtark und verhältnißmäßig kurz, nämlich kaum länger, als hoch. Das Gefieder des alten Männchens iſt der Hauptfarbe nach hochgelblich-, mennig-, ziegel- oder zinnoberroth, auf den Wangen und Rücken durch Graubraun gedämpft, auf dem Bürzel am hellſten und ſchönſten, am Bauche grau oder weißgrau. Die Flügel und der Schwanz ſind dunkelbraun, mit ſchmalen röthlichgrauen oder weißgrauen Kanten an den Schwingen. Weibchen und Junge ändern in der beſchriebenen Weiſe ab.

Der Fichtenkreuzſchnabel, Kreuz- oder Tannenvogel, Zapfenbeißer oder Sängerkreuzſchnabel, Winter- oder Chriſtvogel, Crucirostra curvirostra Cuvier (Loxia curvirostra Gmelin Linné, Crucirostra abietina Meyer), hat einen viel ſchwächeren Schnabel, iſt kleiner, um einen halben Zoll kürzer und faſt einen Zoll ſchmäler, als der vorige, ihm aber in allen Kleidern entſprechend gefärbt.

Der weißbindige Kreuzſchnabel (Crucirostra leucoptera Gmelin, Loxia leucoptera auctorum) iſt noch etwas kleiner und durch zwei weiße, über den Flügel verlaufende Binden ausgezeichnet.

Alle Kreuzſchnäbel ſind an die Nadelwaldungen gebunden. Ihre Nahrung beſteht faſt ausſchließlich aus dem Samen der Nadelbäume, und dieſem zu Gefallen ſtreifen ſie zigeunerartig im Lande umher. Sie finden ſich überall und nirgends, je nachdem der Samen an einem Orte gerathen iſt oder nicht. In ihrer Lebensweiſe und in ihren Sitten und Gewohnheiten ähneln ſie ſich ebenſo, wie in ihrem Gefieder, obwohl ſich nicht läugnen läßt, daß jede Art ihr Eigenthümliches hat. Dahin gehört z. B., daß der Kiefernkreuzſchnabel neben Fichtenſamen auch Kiefernſamen frißt, deſſen ſich der Fichtenkreuzſchnabel nicht bemächtigen kann, daß der zweibindige Kreuzſchnabel Fichtenzapfen aufbrechen kann, Lärchenzapfen aber bevorzugt, u. ſ. w. Im Allgemeinen läßt ſich das Leben dieſer anſprechenden Geſchöpfe in der Kürze beſchreiben, wie folgt:

Mehr als alle übrigen Vögel ſind die Kreuzſchnäbel mit dem heimathloſen Volke der Zigeuner zu vergleichen. Wie dieſe, ſind ſie eigentlich fortwährend auf Wanderung; wie dieſe, haben ſie kein eigentliches Vaterland. Sie erſcheinen plötzlich in Menge und verſchwinden mit einem Male wieder. Am regelmäßigſten trifft man ſie ſelbſtverſtändlich da, wo große Nadelwaldungen ſich ausdehnen, alſo vorzugsweiſe auf unſeren Mittelgebirgen. Daſſelbe ſoll für die Waldungen Rußlands gelten, welches von mehreren

Forſchern als die eigentliche Heimath der merkwürdigen Vögel betrachtet wird, obwohl es wahrſcheinlich iſt, daß ſie auch dort genau daſſelbe Wanderleben führen, wie bei uns. Sie zeigen ſich eben da, wo ihr Tiſch gut gedeckt iſt und verlaſſen eine Gegend, wenn der Mangel beginnt.

Nicht mit Unrecht hat man die Kreuzſchnäbel die Papageien unſerer Wälder genannt. Sie ähneln wirklich in vieler Hinſicht dieſen Prachtvögeln der Wendekreisländer. Auch ſie ſind Klettervögel, welche, wie die Papageien, nur ungern auf den Boden herabkommen und dort immer blos ſo lange verweilen, als ſie müſſen. Die Kronen der Bäume ſind ihr Gebiet. Hier klettern ſie mehr, als ſie hüpfen, von Aſt zu Aſt, von Zweig zu Zweig, und hier entfalten ſie auch ihre größte Beweglichkeit. Der Flug iſt zwar ziemlich raſch, aber ſchwirrend und wie es ſcheint, ſchwerfällig und ermüdend. Die Kreuzſchnäbel fliegen niemals ohne nothwendige Urſache umher. Geſelligkeit iſt ihnen Bedürfniß. Einzeln trifft man ſie nie; gewöhnlich läßt ſich der ganze Flug auf ein- und demſelben Baume oder wenigſtens in einem ſehr kleinen Umkreiſe nieder, und fortwährend ertönt der angenehme Lockruf „Göp, göp“ oder „Zick, zick“, um den Flug zuſammenzuhalten. Etwa vorüberfliegende Kreuzſchnäbel werden lebhaft zum Näherkommen eingeladen und folgen auch regelmäßig dieſem Rufe; denn alle Arten leben unter einander und locken ſich gegenſeitig herbei. Ein Baum, welcher von ſolcher Geſellſchaft in Beſchlag genommen worden iſt, gewährt einen ſehr hübſchen Anblick. Er erinnert lebhaft an einen geſchmückten Chriſtbaum. Wie bei den Gimpeln ſticht die rothe Färbung der Männchen angenehm ab vom Grün der Zweige oder im Winter von dem Schnee, der auf ihnen liegt. Aber die Kreuzſchnabelgeſellſchaft wird anziehender, weil ſie in viel größerer Regſamkeit iſt, als eine Gimpeltruppe. Es geht ſehr lebhaft zu in ſolcher Geſellſchaft. Die Einen klettern, die Anderen ſchleppen Zapfen herbei; Dieſe ſind in voller Arbeit, ſie aufzubrechen; die Geſättigten ſingen mitten im Winter ebenſo luſtig und hell, wie im Frühjahr; ein zärtliches Pärchen erklärt ſich gegenſeitig ſeine Liebe, ein anderes füttert die noch ungeſchickten Jungen, und Alles bekundet gegenſeitige Theilnahme in Freud' und Leid. Der Zuſammenhalt der Kreuzſchnäbel iſt vielleicht noch größer, als bei den Gimpeln. Ein Kreuzſchnabel verläßt oft den Baum nicht, von welchem ſein Gatte oder ein anderer herabgeſchoſſen wurde. Gegen den Menſchen zeigen ſich dieſe Vögel überhaupt ſehr dreiſt oder ver-

trauensselig; sie lernen erst, wenn sie länger verfolgt worden sind, was Gefahr heißt.

Sehr hübsch ist die Art und Weise, wie sich die Kreuzschnäbel der in den Zapfen eingeschlossenen Samen bemächtigen. Wir wollen zur Beschreibung dieser Arbeit die Worte Chr. L. Brehm's gebrauchen. „Der Kreuzschnabel beißt einen Zapfen ab, trägt ihn an einem Stück Stiel, welches er daran gelassen hat, mit dem Schnabel auf einen nicht sehr dicken Ast, hält ihn mit den hierzu besonders eingerichteten starken Zehen und scharfen Nägeln fest, beißt mit den scharfen und schmalen Schnabelspitzen das vordere schief zulaufende Ende eines Deckelchens ab, öffnet dann den Schnabel etwas, schiebt seine Spitze unter das Deckelchen und bricht es dadurch, daß er den Kopf auf die Seite bewegt, mit leichter Mühe auf. Jetzt drückt er mit der Zunge das Samenkorn los, bringt es mit ihr in den Schnabel, beißt das Flugblättchen und die Schale ab und verschluckt es. Er kann mit einem Male alle die Deckelchen aufheben, die über dem liegen, unter welchem er seinen Schnabel eingesetzt hat. Stets bricht er mit dem Oberkiefer aus, indem er den unteren gegen den Zapfen stemmt. Daher kommt es, daß bei dem Rechtsschnäbler immer die rechte, bei dem Linksschnäbler die linke Seite des Schnabels oben liegt. Der Kreuzschnabel ist ihm hierbei unentbehrlich; denn er braucht ihn nur wenig zu öffnen, um ihm eine große Breite zu geben, so daß bei einer Seitenbewegung des Kopfes das Deckelchen mit der größten Leichtigkeit aufgehoben wird. Das Aufbrechen der Zapfen macht ein knisterndes Geräusch, welches zwar gering, aber doch stark genug ist, um von unten gehört zu werden. In Zeit von 2 bis 3 Minuten ist er mit dem Zapfen fertig, läßt ihn dann fallen, holt sich einen anderen, öffnet ihn, und so geht es fort, wenn er nicht gestört wird, so lange, bis sein Kropf gefüllt ist. An den unten liegenden Zapfen erkennt man, daß Kreuzschnäbel in der Gegend sind. Zuweilen ist der Boden unter den Bäumen, auf welchen einige Kreuzschnäbel eine Zeit lang gefressen haben, mit Zapfen ganz bedeckt oder bestreut. Allerliebst sieht es aus, wenn ein Kreuzschnabel, ein so kleiner Vogel, einen mittelmäßig großen Zapfen von einem Baum auf den anderen trägt. Er faßt ihn mit dem Schnabel und fliegt mit geringer Anstrengung zehn, auch zwanzig Schritte weit auf einen benachbarten Baum, um ihn auf diesem zu öffnen; denn nicht auf allen findet er Aeste, auf denen er die Zapfen bequem aufbrechen

kann. Wenn der Schwarm fortfliegt, laſſen Alle ihre Zapfen herunterfallen. Die Fichtenzapfen ſind natürlich weit leichter zu öffnen, als die ungleich härteren Kiefernzäpfchen, und deshalb iſt Dies auch nur der ſtärkere Kiefernkreuzſchnabel im Stande.“

Wenn der Kreuzſchnabel einige Zeit lang nur Fichten- oder Kiefernſamen gefreſſen hat, wird ſein Fleiſch ſo vom Harz durchdrungen, daß es unverweslich iſt; Dies gilt auch für den Sommer. Eine fromme Sage läßt dieſe Eigenſchaft als eine beſondere Gnade des Heilands erſcheinen.

Die Kreuzſchnäbel brüten in allen Monaten des Jahres, nicht ſelten mitten im Winter, nur während der Mauſer nicht. Das Männchen ſetzt ſich auf die höchſte Spitze eines Baumes und trägt ſeinen ſehr angenehmen Geſang mit viel Feuer vor, umſchwirrt und umſchwebt das Weibchen ſpielend, koſt ſehr zärtlich mit ihm und hilft dann treulich am Bau des Neſtes. Im Winter wird dieſes äußerſt ſorgſam aus Reiſern, Fichten, Flechten und Mooſen zuſammengebaut und mit weichen Federn dicht ausgelegt; im Sommer ſind die Wandungen dünner. Der Standort wird ſtets mit großem Geſchick gewählt: das Neſt ſteht auf einem Zweige, welcher von einem anderen überdeckt und geſchützt wird. Die 3 bis 4 verhältnißmäßig kleinen, auf weißblauem Grunde mit heller oder dunkler blaßrothen, blut- und ſchwarzbraunen Flecken und Strichen beſäeten Eier werden von dem Weibchen allein bebrütet und zwar im Winter vom erſten Tage des Legens an wenigſtens erwärmt. Die Mutter verläßt nur auf Augenblicke das Neſt und wird vom Männchen ernährt. Die Jungen werden gefüttert, bis ihr Schnabel vollſtändig ausgewachſen, hart geworden iſt und ſich gekreuzt hat.

Die Kreuzſchnäbel ſind leicht zu fangen, am leichteſten mit Leimruthen, welche man auf den Wipfeln der Bäume oder auf hohen, einzeln ſtehenden Stangen und endlich an den Tränkplätzen feſt macht. Im Käfig gewöhnen ſie ſich raſch ein, begnügen ſich mit Körnerfutter mancher Art, obwohl ſie am beſten bei Fichtenſamen gedeihen, werden zahm und zutunlich, ſingen ſehr fleißig und erfreuen noch außerdem durch ihre beſtändige Regſamkeit und die netten Kletterübungen, welche ſie ausführen. Sie ſind deshalb in allen Gebirgsgegenden ungemein beliebte Stubengenoſſen des Menſchen.

Vierzehnter Abſchnitt.

Die Choriſten des Waldes.

Neben den Meiſterſängern, zu denen auch einige Finken zu rechnen ſind, ſo weit es ſich um die edle Tonkunſt handelt, beherbergt der deutſche Wald eine Anzahl von Vögeln, welche nicht oder doch nur in untergeordneter Weiſe zu den Sängern gezählt werden dürfen, demungeachtet aber das Ihrige zum großen Waldkonzert beitragen. Einzelne von ihnen darf man in beſchränktem Sinne Sänger nennen, da ſie im Stande ſind, wenigſtens einige Töne geſangesartig zu verbinden oder die Gabe beſitzen, wirklichen Geſangeskünſtlern ihre Lieder abzulauſchen und dieſes geſtohlene Gut dann zu Markte zu tragen. Gleichwohl wird man auch ſie nicht gut unter den Meiſterſängern aufführen dürfen: man könnte ſie höchſtens Stümper nennen. Andere bilden durch ihre Stimme gewiſſermaßen die Begleitung zu den Liedern der hochbegabten Tonkünſtler und werden deshalb für das Waldkonzert von beſonderer Wichtigkeit. Wir glauben ihre künſtleriſche Wirkſamkeit am beſten bezeichnen zu können, wenn wir ſie die „Choriſten“ des Waldes nennen. Dieſem Hofſtaat der menſchlichen Geſangskünſtler entſprechen ſie auch noch in mancher anderen Hinſicht, zunächſt durch das Eine, daß ſie die bunteſt zuſammengewürfelte Geſellſchaft bilden. Sie haben wenig mit einander gemein, und ſo läßt ſich denn auch etwas Gemeinſames über ſie nicht ſagen. Ein Jeder von ihnen lebt und wirkt in ſeiner Weiſe, und ein Jeder will deshalb für ſich im Beſonderen betrachtet ſein.

1. Die Würger, Lanius Linné.

Wenn wir unter den ſo verſchiedenartig geſtalteten und verſchiedenartig lebenden Geſangesſtümpern im Walde die Würger obenanſtellen, haben wir zwei Gründe für uns: die Würger ähneln unter unſerem kleineren Waldgeflügel den Falken, welche wir als die höchſtſtehenden unſerer Vögel betrachten müſſen, am meiſten, und ſie ſind unter den Stümpern noch die beſten Sänger. Als Mittelglieder zwiſchen den Raubvögeln und Sängern, vereinigen ſie die Eigenſchaften beider Ordnungen. Ihr Raubvogelſchnabel zeichnet ſie vor dem geſammten Kleingeflügel ſo ſehr aus, daß ſie nicht zu verkennen ſind. Deshalb kann auch ihre Beſchreibung mit wenig Worten gegeben werden. Der Leib iſt gedrungen, der Schnabel mittelmäßig lang, ſtark und gerade, am Oberkiefer aber hakenförmig übergebogen und vor der Spitze durch einen ſcharfen Zahn gekräftigt. Die Füße ſind ſtark und mittelhoch, die Zehen mit verhältnißmäßig großen, gekrümmten Nägeln verſehen. Die Flügel ſind kurz und wegen der verkümmerten erſten und zweiten Schwungfeder gerundet; der zwölffederige Schwanz erreicht faſt Leibeslänge und iſt in der Regel ſtufenförmig abgerundet. Das Gefieder iſt weich und locker, ſeine Färbung bei einigen Arten nach Alter und Geſchlecht ſehr verſchieden, bei anderen in allen Kleidern faſt vollkommen gleichmäßig gefärbt.

Die wahre Heimath der Würger ſind die Gleicherländer der alten wie der neuen Welt. Europa iſt arm an ihnen und Deutſchland wieder ärmer, als der Süden unſeres Erdtheils; jedoch ſind gerade unſere Arten wohl geeignet, uns das Leben und Treiben der Geſammtheit im Allgemeinen kennen zu lernen.

Der Raubwürger, Lanius Excubitor Linné, auch Neuntödter, Würgvogel, Buſchfalke, Kriech-, Berg-, Kraus-, Buſchelſter und Wächter genannt, iſt ein Vogel von 9¾ Zoll Länge und 15 Zoll Breite, oben hell aſchgrau, unten und an der Stirn ſchmutzig weiß gefärbt, mit ſchwarzen, weiß gefleckten Flügeln, ſchwarzem, weiß eingefaßten Schwanze, einem breiten, ſchwarzen Zügel durch das Auge, ſchwarzem Schnabel und Füßen. Das Weibchen ähnelt dem Männchen täuſchend; die Jungen unterſcheiden ſich von den Eltern durch ihre grau gewellte Unterſeite. Der Vogel fehlt in keiner Gegend Deutſchlands und geht ziemlich weit in's Gebirge hinauf.

Ihm ähnelt der schwarzstirnige Würger, Lanius minor Linné (Lanius italicus Latham, Lanius Vigil Pallas), einer der schönsten unserer Waldvögel. Die Länge beträgt 7¼ Zoll, die Breite höchstens 12 Zoll. Die Oberseite ist ebenfalls hell aschgrau und der Unterleib weiß, die Brust aber rosenroth angeflogen, mit dieser zarten Farbe wie überhaucht. Die Stirn und die Augengegend sind schwarz, die Flügel und der Schwanz dem des Raubwürgers ähnlich gefärbt und gezeichnet. Der junge Vogel unterscheidet sich durch schmutzig weiße Stirn, dunkel gewellte Oberseite und graue Wellenlinien auf dem gelblichweißen Unterleib, sowie durch die Spitzenränder der Flügelfedern. Als eigentliche Heimath dieses Würgers sind die Laubwälder der Ebenen zu betrachten; im Gebirge fehlt er gänzlich, und auch in den Nadelwaldungen kommt er nicht vor.

Der rothköpfige Würger, Phoneus rufus Kaup (Lanius rufus Brisson, L. ruficeps Bechstein, L. rutilus Latham, L. pommeranus Gmelin Linné), welcher auch rost- oder rothnackiger, schwarzöhriger, pommerscher Würger oder Neuntödter, Roth-, Kopf-, Finkenbeißer und Steinelster heißt, ist wiederum fast um einen Zoll kürzer und schmäler; 6¾ bis 7 Zoll lang und 11¼ bis 12 Zoll breit, im Alter auf der Oberseite mit Ausnahme des rostbraunen Hinterkopfes und Nackens, der weißen Schulter und des weißen Fleckes auf der Mitte des Flügels, schwarz, auf der Unterseite weiß. Das Gefieder des jungen Vogels ist weder roth noch schwarz, sondern oben auf braungrauem Grunde schwärzlich und schmutzigweiß, auf der gelblichweißen Brust dagegen schwärzlich geschuppt. Der Rothkopf gehört mehr dem südlichen und gemäßigten Europa an und bevorzugt auch ebene Gegenden, ohne jedoch das Gebirge ganz zu meiden.

Die kleinste der bei uns vorkommenden Arten ist der rothrückige Würger oder Dorndreher, Enneoctonus Collurio Boje (Lanius Collurio Linné, Lanius spinitorquus Bechstein). Seine Länge beträgt nur 6 Zoll, seine Breite 10¾ Zoll. Das alte Männchen ist oben auf Kopf und Hals, sowie am Bürzel aschgrau, auf dem Rücken braunroth, an der Brust zart rosenroth, am Unterleib rosträthlichweiß gefärbt. Das Weibchen ist oben rostgrau, unten weißlich braun gewellt. Die Jungen, welche ihm ähneln, sind auch oben gefleckt. Der Zügel oder Augenstreif ist bei den Männchen schwarz, bei den Weibchen und Jungen aber braun. Der Dorndreher ist unter allen deutschen Würgern der häufigste und überall

zu finden, wo es Zäune oder dichte Gebüſche in der Nähe von Feldern und freien Plätzen giebt.

Unſere Würger ſind mit Ausnahme des Raubwürgers Sommervögel, welche erſt ſpät im Frühjahr, ſelten vor Anfang Mai's, bei uns erſcheinen und bereits Ende Auguſt's uns wieder verlaſſen, um ihrer Kerbthierjagd in ſüdlicheren Gegenden obzuliegen. Der Raubwürger kehrt ſich aus dem Grunde

Fig. 55.

Rothköpfiger Würger.

Großer Würger. Kleiner Würger.

weniger an die winterliche Verarmung ſeiner Heimath, weil ſeine Jagd ſich keineswegs ausſchließlich auf Kerbthiere beſchränkt, ſondern ebenſowohl (im Winter faſt ausſchließlich) kleinen Vögeln und Mäuſen gilt. Unter den wandernden Arten geht der Dorndreher am weiteſten, bis in die Waldungen des innerſten Afrika's, welche ihm gerade im Winter einen reich bedeckten Tiſch bieten. Der rothköpfige Würger zieht einzeln ebenfalls bis dahin, findet jedoch günſtige Waldungen Nordafrika's auch ſchon geeignet zur Winter-

herberge. In Europa verweilt er aber niemals während des Winters: auch in Südſpanien kommt und geht er zur ſelben Zeit wie in Deutſchland. Ueber den Winteraufenthalt des ſchwarzſtirnigen Würgers fehlen uns Beobachtungen.

Alle Würger ſind kecke, muthige, unruhige und vorſichtige Vögel. Sie verdienen ihren Namen. Aber auch die Benennung „Wächter" iſt bezeichnend für ſie. Vom höchſten Zweige eines Baumes oder Buſches aus überſchauen ſie einen gewiſſen Umkreis und achten ſorgſam auf Alles, was vorgeht. Ein vorüberfliegendes oder laufendes Kerbthier erregt ihre Raubluſt. Sie erheben ſich, ſtürzen ſich falkengleich auf die Beute, fangen ſie und kehren wieder zu ihren Sitzen zurück, um ſie dort zu verſpeiſen oder einſtweilen für ſpätere Zeiten aufzubewahren. Der Raubwürger begnügt ſich, wie ſchon bemerkt, keineswegs mit Kerbthieren allein, ſondern greift kühn Fledermäuſe, kleine Vögel, Fröſche und Eidechſen an, ja, verſucht ſich an Vögeln, welche ebenſo groß oder größer ſind, als er, ſtürzt ſich frech auf eine ermattete Droſſel z. B. oder geht gefangene Rebhühner an und macht ihnen, wenn auch mit vieler Mühe, den Garaus. Seinen Muth beweiſt er auch Raubvögeln gegenüber. Er neckt den vorüber fliegenden Adler oder Buſſard, ärgert Raben und Krähen und ſtößt wüthend auf den Uhu, kurz, benimmt ſich ganz wie ein kleiner Falke. Die übrigen Arten bekunden im Verhältniß ihrer Körpergröße die gleiche Kühnheit und dieſelbe Mordluſt. Wie der blutgierigſte unſerer Raubvögel, der Sperber, können auch ſie keine Beute an ſich vorüberſtreichen ſehen, ohne ſich ihrer zu bemächtigen. Sie bedürfen viel Nahrung, und wenn ſie geſättigt ſind, ſorgen ſie für ſpätere Tage. Sie gehören nämlich zu den wenigen Vögeln, welche ſich, wie die Nager, Vorräthe anlegen, von denen ſie zehren, wenn ihre Jagd aus irgend einem Grunde unergiebig ausfällt. Dieſe Vorräthe werden aber nicht in Baumhöhlungen oder anderen Kammern aufbewahrt, ſondern auf den Dornen der Lieblingsſitze aufgeſpießt und zwar mit bewunderungswürdigem Geſchick. In der Nähe der Warte eines Würgers findet man Dutzende von Käfern, Heuſchrecken, kleinen Vögeln und Mäuſen in dieſer Weiſe untergebracht, die zähen Kerbthiere oft noch lebend. So echt nach Raubvögelart freſſen die Würger auch Haare, Federn, Schuppen und Horndecken ihrer Beute mit und ſpeien dieſe, ihnen unverdaulichen Stoffe dann in Gewöllen wieder aus.

Auf dem Boden ſind die Würger nicht beſonders geſchickt; um ſo gewandter aber durchkriechen ſie das Gebüſch, es mag ſo verſchlungen oder ſo dornig ſein, als es will. Der Flug bildet ſehr bemerkbare Bogenlinien und zeichnet ſich durch ſchwirrende Flügelſchläge und weites Ausbreiten der Schwungfedern aus. Er fördert ziemlich ſchnell, wird jedoch ſelten in Einem weit fortgeſetzt, ſondern bei jedem bequemen Ruhepunkte unterbrochen. Wenn der Würger von einem Baume zum andern fliegen will, ſtürzt er ſich ſchief herab, flattert dann dicht über der Erde dahin und ſchwingt ſich, hart am beabſichtigten Ruhepunkte angekommen, wieder raſch nach oben. Vor dem Angriff auf eine Beute rüttelt er in der Luft, wie ein Falke, und ſtürzt ſich dann pfeilſchnell ſchief von oben nach unten. Die Stellung im Sitzen iſt verſchieden. Oft tragen ſich die Würger ſehr aufgerichtet und laſſen dann den Schwanz gerade herabhängen, ebenſo häufig aber halten ſie ſich wagrecht. Ihre Gefühlserregung pflegen ſie durch Wippen mit dem Schwanze kund zu geben.

Die Würger ſind beachtenswerthe, nicht aber liebenswürdige Vögel. So anerkennenswerth ihr Muth iſt, ſo unangenehm und abſtoßend für uns iſt ihre abſcheuliche Zankſucht. Sie vertragen ſich mit keinem anderen Vogel und vertreiben aus ihrer Nähe wenigſtens das kleine Geflügel. Wer Singvögel in ſeinem Garten hegen will, darf ſie in der Nähe nicht dulden: ſie würden in kürzeſter Friſt auch das bevölkertſte Gehege veröden. Es ſcheint faſt, als ob ſie in ihrer Nähe nichts Lebendes erſehen könnten; denn ſie gerathen förmlich in Wuth, wenn ſie bemerken, daß ſie nicht die alleinigen Bewohner eines beſtimmten Gebietes ſind. Demungeachtet giebt es viele Menſchen, und wir ſelbſt gehören zu ihnen, welche die Würger gut leiden mögen und zwar auch hauptſächlich ihres äußerſt luſtigen Geſanges wegen. Die Lockſtimme unſerer Neuntödter iſt nicht beſonders angenehm. Der Raubwürger ruft „Schäckſchäck“ oder kreiſchend „Kirrkirr“ und nur wenn er zärtlich iſt, „Trü“ oder „Trui“; der ſchwarzſtirnige fügt dem „Schäck“ ein lautes „Kwia“ oder „Kwiel“ bei; der rothrückige krächzt in ſchwer zu beſchreibender Weiſe dazu, und der Dorndreher hat ebenſowenig etwas Anmuthiges in ſeiner Unterhaltungsſprache: aber alle vier Arten zeichnen ſich durch einen ebenſo künſtlichen, als ergötzlichen Geſang aus. Sie ſetzen ſich aus den Lockтönen und Geſängen der Vögel ihrer Nachbarſchaft ein ziemlich reichhaltiges Lied zuſammen und tragen dieſes mit viel Ver-

ſtändniß, aber in entſchieden komiſcher Weiſe vor. Der Ruf des Rebhuhns und der Geſang der Feldlerche oder Dorngrasmücke, der Schlag der Nachtigall und des Finken, das Lied des Kohlvögelchens, des Stieglitz und der Schwalbe werden von den ſonderbaren Käutzen ſorgfältig einſtudirt und gewiſſenhaft richtig, wenn auch etwas zu leiſe vorgetragen. Und nicht das Männchen allein ſingt, ſondern auch das Weibchen, obgleich nicht ſo anhaltend, als jenes. Für manche Liebhaber haben dieſe Spottlieder ſo viel Anziehendes, daß ſie den Würgern unter den Singvögeln, wenn auch nicht die erſte, ſo doch die zweite Stelle einräumen.

Die wandernden Würger brüten bald nach ihrer Ankunft im Mai; der Raubwürger niſtet bereits im April. Die Neſter des Raub- und ſchwarzſtirnigen Würgers ſtehen auf dicht belaubten Wipfeln mittelhoher Bäume, die Neſter der anderen Arten im dichten Gebüſch, ſelten hoch über der Erde. Bei allen Arten beſteht der Bau äußerlich aus feinen Grasſtengelchen, Halmen, Haidekraut, Moos und Wolle, welche Stoffe ziemlich unordentlich, aber feſt zuſammengebaut werden. Innerlich iſt er mit Würzelchen, zarten Halmen, Haaren und Federn ſorgſam ausgelegt. Das Gelege zählt 4 bis 7 Eier, welche auf trüb oder grünlichweißem und bezüglich blaßgelbem Grunde mit blaß olivengrauen, tief aſchgrauen, roſtfarbenen und ähnlich gefärbten Punkten und regelmäßig gezeichnet ſind, am dicken Ende gewöhnlich kranzartig. Das Weibchen brütet allein und wird, ſo lange es auf dem Neſte ſitzt, von dem Männchen mit Nahrung verſehen, nicht aber eigentlich geäzt; denn dieſes ſpießt alle für ſeine Gattin gefangene Beute einfach in der Nähe des Neſtes auf geeigneten Dornen an. Die Jungen werden von beiden Eltern groß gefüttert, ſehr geliebt und bei Gefahr mit erhabenem Muthe vertheidigt. Ungeſtört brüten die Würger nur einmal im Laufe des Sommers.

So eifrig die Würger auch der Kerbthierjagd obliegen, — als nützliche Vögel darf man ſie nicht bezeichnen. Ihre Raubluſt und noch mehr ihre Unverträglichkeit hebt den Nutzen, welchen ſie bringen, reichlich wieder auf. Namentlich der Raubwürger verdient nachdrücklich verfolgt zu werden. Dagegen müſſen wir hervorheben, daß unſere Vögel in anderer Weiſe den Menſchen wenn auch nicht nützen, ſo doch ergötzen, als Gefangene nämlich. Im Zimmer oder in einem großen Gebauer ſind ſie allerliebſt. Sie werden ſehr zahm, laſſen ſich ſogar zur Baize des Kleingeflügels

abrichten, verurſachen wenig Mühe, nehmen mit einfachem Futter fürlieb und erfreuen ebenſowohl durch ihren ergötzlichen Geſang, wie durch ihr Gebahren. Mit anderen Vögeln darf man ſie freilich nicht zuſammenſperren, weil ſie an ihnen ihren Namen ſofort bethätigen würden. Dagegen kann man ſich das Vergnügen machen, ſie bei ihrer eigenthümlichen Thätigkeit zu belauſchen, indem man ihnen einen Zweig mit Dornen oder beſſer noch ein rundes mit zugeſpitzten Drahtſtiften beſpicktes Holz in den Bauer hängt, an welchem ſie dann die ihnen zugereichte Beute ebenſo hübſch aufſpießen, wie in der Freiheit.

2. Der Staar, Sturnus vulgaris Linné.

(Sturnus varius Wolf & Meyer.)

Unſer Staar gilt als Urbild einer über beide Erdhälften zahlreich verbreiteten Gruppe von Vögeln, welche zwiſchen den Raben und Droſſeln ungefähr mitten inne ſtehen. Die Kennzeichen dieſer Gruppe liegen in dem geraden, geſtreckt kegelförmigen Schnabel mit ſtumpfer, platt gedrückter oder etwas gebogener Spitze, in mittelhohen, längs des Laufes mit breiten Horntafeln bedeckten Füßen, verhältnißmäßig langen Flügeln, dem kurzem Schwanze und dem ziemlich reichen, buntfarbigen Gefieder.

Der Staar, Stär, Stral, Sprehe, Sprem, Sprue und Spreu iſt 8½ Zoll lang und 14 Zoll breit. Sein Gefieder iſt nach Geſchlecht und Alter ſehr verſchieden. Im Herbſtkleide iſt es auf dem Oberkörper ſchwarz, auf Kopf und Hinterhals purpur-, auf dem Rücken metalliſchgrün ſchimmernd, längs des ganzen Unterkörpers ſchwarz, von der Kehle bis zur Bruſt mit purpurfarbigem, von da mit grünem Schimmer. Alle Federn zeichnen ſich in dieſem Kleide durch kleine weiße oder grauweißliche Spitzenflecke aus, welche im Verlauf der Zeit ſich abſchleifen und dann den Vogel einfarbig dunkel, aber in der angegebenen Weiſe ſchillernd erſcheinen laſſen. Die Schwung- und Schwanzfedern ſind ſchwarzgrau mit lichtgrauen Kanten. Im Frühjahr färbt ſich der Schnabel der alten Vögel gelb, und die Spitzenflecke ſind bis auf wenige verſchwunden. Das Weibchen iſt im Herbſte dem Männchen ähnlich gefärbt, im Frühling jedoch von ihm durch die häufigeren Spitzenflecke unterſchieden. Die Neſtjungen ſind braungrau, an der Kehle weiß, an der Bruſt weiß und ſchwarzgrau gefleckt.

Laubwaldungen, in denen alte Bäume den Beſtand bilden, ſind als das urſprüngliche Wohngebiet des Staares zu betrachten und zwar einfach der vielen Höhlungen wegen, welche derartige Bäume enthalten. Da aber der Vogel zu den beſonderen Lieblingen des Menſchen gehört, hat dieſer ihn durch Errichtung von Brutkäſten in ſeine Nähe gelockt, und der Staar iſt gegenwärtig in den Gärten und Obſtpflanzungen der Dörfer weit häufiger, als im freien Walde. Durch Errichtung der Brutkäſten läßt er ſich faſt überall anſiedeln, ſelbſt hoch oben im Gebirge, wo er ſonſt nur während des Zuges erſcheint, ohne ſich bleibend niederzulaſſen. Zutraulich, wie er iſt, ſcheut er den Menſchen nicht und nimmt dankbarlich die ihm bereitete Wohnung in Beſitz, falls dieſe ſeinen Wünſchen entſprechend eingerichtet iſt. Recht ergötzlich erzählt der hochverdiente Lenz, daß er in früheren Jahren nie im Stande war, Staaren in ſeinem Garten einzugewöhnen und zwar einzig und allein deshalb, weil er die Eingangslöcher zu den für ſie beſtimmten Brutkäſten zu klein hatte anfertigen laſſen, die Staaren alſo beim beſten Willen nicht im Stande geweſen waren, von den Wohnungen Beſitz zu nehmen. Als dieſem Uebelſtande abgeholfen worden war, ſiedelten ſich die Vögel ſofort an und wenige Jahre ſpäter hatten ſie ſich bereits auf Tauſende vermehrt; denn das von Lenz gegebene Beiſpiel fand Nachahmung.

Nach den Berichten ruſſiſcher Forſcher bewohnt der Staar außer unſerem Europa auch Sibirien bis zum Baikalſee. Nordwärts hat man ihn bis auf den Faröerinſeln beobachtet. Nach Lappland verfliegt er ſich, wie uns berichtet wurde, äußerſt ſelten. Im Herbſt verläßt er die nördlichen Länder Europa's und tritt eine kurze Winterreiſe an, welche ſich jedoch nur bis in die Küſtenländer Nordafrika's erſtreckt. Die Hauptmaſſe der Ausgewanderten herbergt ſchon in Spanien und Griechenland.

Eher noch, als die Lerche und die Singdroſſel, trifft der Staar im Frühling bei uns ein: bei halbwegs günſtigem Wetter bereits in den erſten Tagen Februars, niemals ſpäter als Anfangs März. Oft iſt noch recht rauhe Zeit, wenn er ankommt, das Gelände mit Schnee bedeckt, der Himmel trüb und die Luft kalt. Er aber macht ſich aus aller Unbill des Wetters wenig und ſingt ſo fröhlich, als gäbe es für ihn keinen Winter. Wenige Vögel bewahren ſich, ſo wie er, unter allen Umſtänden dieſelbe

muthige Gelaſſenheit, den unverwüſtlichen Gleichmuth, welcher auch dem Schlimmſten noch eine heitere Seite abzugewinnen vermag. Er gehört zu den liebenswürdigſten unſerer deutſchen Vögel überhaupt und ergötzt Jedermann durch ſein heiteres und drolliges Weſen, durch ſeine Menſchenfreundlichkeit und ſeinen, wenn auch nicht ſchönen, ſo doch äußerſt luſtig hergeſchwatzten Geſang. Seine Begabungen ſind nicht gewöhnlicher Art. Er iſt geſellig, gewandt, ſcharfſinnig, klug, munter und ununterbrochen in Bewegung. Auf der Erde läuft er raſch umher, im Gezweig hüpft er geſchickt, wie eine Grasmücke, von einem Aſt zum anderen, und durch die Luft fliegt er leicht und ſchnell mit nicht beſonders ſtarker Flügelbewegung, oft auf weite Strecken hin ſchwebend. Beim Singen ſetzt er ſich auf die Thurmfahne oder auf den Dachfirſt, kurz, auf einen möglichſt erhabenen Ort, flattert mit den Flügeln, bläſt die Kehle auf und ſchwatzt nun eine Menge pfeifender, zwitſchernder, ſchnalzender Töne hervor, zwiſchen denen er geſchickt die Stimmen anderer Vögel und Geräuſche der verſchiedenſten Art einzuweben pflegt. Dem Pirol lauſcht er ſeinen klangvollen, dem Schäfer ſeinen gezogenen Pfiff ab; das Klappern der Mühle, das Kreiſchen eines Thorflügels oder der Windfahne erſcheint ihm als höchſt nachahmungswerth; ſelbſt am Gebell des Hundes verſucht er ſich. Deshalb iſt ſein Geſang auch verſchieden, je nach der Oertlichkeit und je nachdem gewiſſe Thiere in einer Gegend häufig ſind oder nicht. Bedingung zu fröhlichem Singen ſcheint zu ſein, daß mehrere Männchen ſich vereinigen. Die erhabenſten Punkte im Dorfe werden auch dann noch allabendlich und jeden Morgen von den Staarenmännchen beſucht, wenn deren Weibchen ſchon feſt über den Eiern ſitzen und dem Hausvater kaum noch Zeit zu Ausflügen bleibt. Während der Brutzeit ſingen die Männchen zwar viel und lange in der Nähe ihres Neſtes, früh und Abend wiſſen ſie der brütenden Gattin aber doch noch einige Minuten abzuſtehlen, um auch der Geſelligkeit ihr Recht werden zu laſſen.

Schon im März beginnt der Bau oder die Aufbeſſerung des Neſtes. Beide Alten tragen eifrig Stroh, Heu, Federn herbei und füllen mit ihnen ziemlich roh die Neſthöhlung aus, bereiten nichts deſto weniger aber eine weiche und warme Wiege für ihre Jungen. Ende Aprils hat das Weibchen ſeine 5 bis 6 hellblauen Eier gelegt; binnen 13 und 16 Tagen ſind ſie ausgebrütet, nach weiteren 3 Wochen bereits dem Neſte entflogen. An

ihrer Auffütterung betheiligen ſich beide Eltern, und die zahlreiche Familie verlangt ununterbrochene Arbeit. Die ausgeflogenen Jungen werden nun etwa 14 Tage lang geführt und unterrichtet, dann aber ihrem Schickſal überlaſſen, weil die Alten zur zweiten Brut ſchreiten. Zu dieſer werden die Eier im Juni gelegt, und Ende Juli's ſind auch die nachgeborenen Jungen flügge geworden. Nunmehr wenden die Eltern, welche mit der zweiten Brut die erſten Jungen aufſuchen, den geliebten Neſtplätzen den Rücken, vereinigen ſich mit Anderen ihrer Art zu zahlreichen Flügen, geſellen ſich zu den Krähen und Raben, denen ſie das Wächteramt überlaſſen und blindlings gehorchen, mauſern während dieſer Zeit und ſchlafen Nachts im Walde oder noch lieber im Röhricht gewiſſer Teiche. Sie wählen lange, ehe ſie einen paſſenden Schlafplatz gefunden haben, halten dann aber treu an ihm feſt und kommen aus meilenweiter Entfernung zu ihm herbei, nicht eben zur Freude der anwohnenden Menſchen, weil ſie vor dem Schlafengehen ſchnurrend, pfeifend, kreiſchend, zankend und ſingend einen Höllenlärm verurſachen, welcher ſpät bis in die Nacht hinein währt und durch allerhand Zufälligkeiten fortwährend neue Veranlaſſung erhält. Es dauert lange, ehe ſich jeder Einzelne ſein Plätzchen auf einem Halme erwählt und erkämpft hat. „Bricht der Halm unter der Laſt," ſagt Lenz „ſo wird mit großem Lärm emporgeflogen und dann wieder mit Lärm ein neuer erwählt. Tritt eine allgemeine Störung durch einen Schuß oder eine ähnliche Veranlaſſung ein, ſo erhebt ſich die ganze Armee, toſt mit Saus und Braus gen Himmel und ſchwirrt dort wieder eine Zeit lang umher, kehrt aber immer wieder zu demſelben Orte zurück."

Ende Septembers erſcheinen die Staaren plötzlich wieder auf ihren Neſtplätzen, und die Männchen ſingen in der Nähe ihrer Brutkäſten Morgens und Abends wieder ebenſo luſtig wie früher. Erſt Mitte Oktobers, bei milder Herbſtwitterung ſogar erſt Anfangs November, treten ſie ihre Reiſe an und treiben es, wie wir zu unſerer Freude in Spanien und Egypten erfuhren, in der Winterherberge nicht minder fröhlich, als in der Heimath. Nur ſelten überwintern Einzelne bei uns; in England und Irland ſoll Dies häufiger geſchehen.

Kerbthiere, Würmer und Schnecken bilden die Nahrung des Staares; ab und zu beißt er wohl auch ein Salatblättchen ab, und manchmal wird er in den Kirſchpflanzungen unangenehm. Der Schaden, welchen er hier

verurſacht, kommt aber dem Nutzen, welchen er im Uebrigen bringt, nicht im Entfernteſten gleich. „Ich kenne“ ſagt Lenz „in hieſiger Gegend Felder und Wieſen, welche früherhin, wo man hier nur wenige Staaren ſah, in naſſen Jahren wie mit Erdſchnecken dicht überſäet waren. Als es nun gelungen war, die Staaren ſo zu vermehren, daß ſie ungeheure Schwärme bildeten, ging ich bei eintretender Abendkühle an die ſchneckenreichen Stellen, ſah da die ſchleimigen Verwüſter tauſendweiſe herumkriechen, zog mich dann zurück, wartete ab, bis eine Staarenwolke einfiel und fand nach deren Abzug den ganzen Boden ſchneckenfrei. — Bei keinem Vogel läßt ſich ſo bequem beobachten, wie viel Nutzen er thut, wie bei dem Staar. Ich habe ganz nahe vor meinem Fenſter eine Anzahl Niſtkäſten, in welchen ſich die netten Vögel recht heimiſch fühlen. Iſt die erſte Brut ausgekrochen, ſo bringen die Alten in der Regel Vormittags aller drei Minuten Futter zum Neſte, Nachmittags aller fünf Minuten, macht jeden Vormittag in ſieben Stunden 140 fette Schnecken oder das Gleichwerthige an Heuſchrecken, Raupen u. dgl., Nachmittags 84. Auf die zwei Alten rechne ich in der Stunde wenigſtens zuſammen 10 Schnecken, macht in vierzehn Stunden 140. In Summa werden alſo von der Familie täglich 364 fette Schnecken verzehrt. Ich habe zuſammen 42 Niſtkäſten für Staaren und ſtelle allein von meiner Wohnung aus jährlich eine Streiterſchaar von 504 Staaren in's Feld, welche täglich ein Heer von 35,280 großen, dicken, fetten Schnecken niedermetzelt und verſchluckt.“

Wir haben dieſe Worte des von uns hochverehrten Forſchers abſichtlich hier angeführt, um den Nutzen dieſes einen Vogels zu beweiſen, wobei wir jedoch bemerken müſſen, daß wir die Verdienſte deſſelben noch keineswegs erſchöpfend aufgezählt haben; denn der Staar verzehrt auch Heuſchrecken, Engerlinge, Raupen u. dgl. Für die Heerden iſt er ein wahrer Wohlthäter, welcher die geplagten Thiere auf's Eifrigſte vom Ungeziefer reinigt. Für die von den Eichenwicklern, Tortrix viridana, verwüſteten Eichenwälder, für die von der Kieferneule, Noctua piniperda, befallenen Kiefernwälder iſt die heilbringende Wirkſamkeit der Staaren gar nicht hoch genug anzuſchlagen, und ebenſo iſt es erwieſen, daß die Bewohnerſchaft von 121 Staarkäſten den Verheerungen zweier Rüſſelkäferarten, Curculio pini et ater, für deren Einſammeln durch Menſchenhand ein einziger Förſter in fünf Jahren gegen 1100 Thlr. verausgabt hatte, ein Ziel zu ſetzen wußte. Man

ersieht hieraus, daß wir den Staar mit vollstem Rechte auch unter den Waldhütern hätten aufzählen können.

In der Gefangenschaft giebt sich der Staar bald ganz so, wie draußen im Freien. Er zeigt großen Verstand, lernt Denjenigen, welcher ihn pflegt, nicht blos kennen, sondern bekundet auch offenbares Verständniß für gewisse Worte, für Drohungen z. B., kommt auf den Ruf herbei, lernt Lieder nachpfeifen, läßt sich zum Sprechen abrichten und begnügt sich mit dem einfachsten Futter, vergilt also alle Mühe, welche er verursacht, mehr als hundertfach.

3. Der Pirol, Oriolus galbula Linné.

(Coracias Oriolus Scopoli.)

Die meisten Naturforscher zählen den Pirol, Bülow, Widerwall, Weihrauch, Gelb-, Gold-, Kirsch- und Pfingstvogel, Berolst, Biereſel, Tyrolk, die Golddrossel, Gutmerle, Regenkatze, Kerſenrife, Pfeifholder ꝛc. zu den Drosseln, andere dagegen zu den Paradiesvögeln. Wir thun wohl, wenn wir uns den Ersteren anschließen, schon weil wir die Drosseln zur Vergleichung vor uns haben, die Paradiesvögel aber nicht. Von den eigentlichen Drosseln unterscheidet sich der Pirol hauptsächlich durch seine langen Flügel und die kurzen Füße mit etwas verwachsenen Zehen. Im Uebrigen ist er leicht beschrieben, kann auch mit keinem europäischen Vogel verwechselt werden. Bei dem alten Männchen sind Zügel, Flügel und Schwanzfedern schwarz, der ganze übrige Körper ist goldgelb. Der Schnabel ist braunroth, der Fuß graulich, das Auge karminroth. Bei dem alten Weibchen sind die Schwingen und Steuerfedern graulicher; die Oberseite ist hellgrüngelb, die Unterseite weiß mit gelbem Anfluge und schwarzgrauen Schaftstrichen auf den Federn. Die jährigen Vögel ähneln dem Weibchen. Bei den Jungen ist das weißliche Gefieder der Unterseite mit schwarzen Schaft- und Längsflecken gezeichnet. In der Größe übertrifft der Pirol den Staar nur wenig; er ist 8 Zoll lang und ungefähr 13 Zoll breit.

Europa, von Südschweden an, und das gemäßigte Asien sind die Heimath des Pirols; den Winter bringt er jedoch in den Urwaldungen des tiefsten Innern von Afrika zu. In Deutschland bevorzugt er die Laubwaldungen der Ebenen, am liebsten solche, welche von Flüssen oder Bächen

durchſtrömt werden. Im Nadelwalde kommt er nur zeitweilig vor, falls der Beſtand nicht ein ſehr gemiſchter ſein ſollte. Er erſcheint erſt Anfangs Mai und verläßt uns bereits im Auguſt wieder, verweilt demnach nur ebenſo lange in der Heimath, als erforderlich iſt, ſeinem Brutgeſchäft zu genügen.

Fig. 56.

Pirol. Blauracke. Staar.

Der Pirol iſt ein ſehr flüchtiger, raſcher, unruhiger, einſamer, d. h. ungeſelliger, vorſichtiger und ſcheuer Vogel. Seinen weit tönenden, klangvollen Ruf, von welchem ſowohl der lateiniſche, wie die meiſten deutſchen Namen Klangbilder ſind, vernimmt man ſehr häufig, ohne den Vogel ſelbſt zu Geſicht zu bekommen; denn dieſer flieht unter allen Umſtänden ſcheu vor dem Menſchen und hält ſich außerdem faſt nur in den höchſten Wipfeln der Bäume auf. Auf dem flachen Boden iſt der Pirol ungeſchickt und

kommt deshalb auch nur bei trockenem Wetter zur Erde herab, um zu trinken; im Gezweig bewegt er sich rasch; sein Flug ist ungewöhnlich leicht, schnell und schön, dem der Wachholderdrossel entfernt ähnlich, aber schwebender und behender. Er befähigt den Vogel wesentlich zu dem unsteten Leben, welches er führt. Wie es scheint, fliegt er mehr zu seinem Vergnügen, als Nahrung suchend umher; denn er ist überall und nirgends. Aber auch auf den Bäumen ist er sehr unruhig, fliegt oder hüpft beständig von einem Ast zum anderen und ruft und frißt dazwischen. Seine Nahrung besteht fast ausschließlich aus Raupen, namentlich glatthäutigen, welche er vom Laube der Bäume absucht, und nur, wenn die Kirschen reif sind, hält er sich mehr an Früchte, als an Kerbthiere. Er wird also dem Walde sehr nützlich, den Kirschpflanzungen aber mitunter schädlich.

Sofort nach seiner Ankunft vernimmt man den laut und voll tönenden Ruf, welchen man einen kurzen Gesang nennen und durch die Silben „Piripiriol" wiedergeben kann. Diesem prächtig verschlungenen Pfiff wird regelmäßig ein unangenehmes Knarren angehängt, welches man ungefähr durch „Präh" oder „Chrr" ausdrücken könnte. Letzteres ist der Lockton beider Geschlechter, ersteres der Liebesgesang des Männchens, obwohl es einem Nebenbuhler gegenüber allerdings auch die Aufforderung zu Kampf und Streit werden kann. Der Pirol duldet in seinem großen Gebiet kein zweites Paar und jagt sich mit jedem Eindringling halbe Tage lang umher, am hitzigsten natürlich vor der Paarung. Diese findet zu Ende des Mai statt. Anfangs Juni ist das Nest bereits vollendet. Es ist ein prächtiger Bau, welcher mit vieler Kunst in einer Astgabel befestigt wird. Das Paar sucht sich einen geeigneten, möglichst biegsamen und federnden Zweig aus und schleppt nun Baustoffe herbei, welche das Weibchen verarbeitet. Es umwickelt zuerst die Zweige nahe der Gabel mit dünnen, langen, schmalen Grasblättern, indem es um den Zweig herum fliegt, während es die Baustoffe im Schnabel fest hält. Dann webt es Grasblätter zwischen die Schenkel der Gabel und bildet so die Unterlage oder den Nestboden, welchen es durch Raupen- und Spinnengewebe dichtet und befestigt. Hierauf wird die Mulde mit äußerst feinen, dürren Grashalmen auf das Sorgfältigste ausgebaut. Das fertige Nest ist dicht und schön gebaut, etwas tiefer als eine Halbkugel, mit stark eingebogenem Rande, — einem Napfe, welcher zwischen und an den Zweigen hängt, zu vergleichen. Zuweilen werden von der

Baukünſtlerin auch Linnen- oder Baumwollfäden verwendet und zwiſchen den Baumflechten eingewebt. Das Gelege beſteht aus 3 bis 5 verhältnißmäßig großen Eiern, welche auf kalkweißem Grunde mit ſchwarzbraunen und verwaſchenen ſchieferblauen Flecken und Punkten beſetzt ſind. Sie werden vom Weibchen allein bebrütet; an der Erziehung der Jungen betheiligen ſich jedoch beide Eltern. Die Jungen beginnen ſchon im Neſte zu mauſern und haben wenige Tage nach dem Ausfliegen ihr Neſtkleid in das Jugendkleid verwandelt. Wenige Wochen ſpäter treten ſie ihre Winterreiſe an, gemeinſchaftlich mit ihren Eltern, zu denen ſie ſich während der ganzen Reiſe halten.

4. Die Racke, Coracias garrulus Linné.

Die älteren Naturforſcher zählten den größten Prachtvogel unſerer Wälder zu den Raben oder Pirolen, die neueren ſtellen ihn zu den Bienenfreſſern. In der That verbindet die Blauracke beide Vogelgruppen. Den Erſteren ähnelt ſie in der Geſtalt, an die Letzteren erinnert ſie durch ihr prächtiges Gefieder. Ihr Leib iſt geſtreckt, langflügelig und langſchwänzig, der Schnabel ſtark, am Ende zuſammengedrückt, mit etwas hakiger Spitze, der Fuß kurz und ſtark. Unſere Blauracke, auch Mandel-, Garben-, Gold-, Grün- oder Blaukrähe, Haiden- oder Küchenelſter, Birk-, Meer-, Mandelheher, Galgen-, Golk-, Helk- und Halsvogel genannt, hat in den Gleicherländern der alten Welt viele Verwandte, zum Theil ſolche, welche ihr ſehr ähnlich ſind, iſt aber die einzige Art, welche in Europa gefunden wird. Kopf, Nacken, Hinterhals, Oberflügel und faſt die ganze Unterſeite ſind blaugrün, Oberrücken und Mantel hellzimmtbraun, die Schwingen blauſchwarz, der Steiß iſt indigoblau, der Schwanz hinten an der Wurzel grün, an der Spitze lichtblau, der Schnabel iſt ſchwarz, das Auge nußbraun, der Fuß gelblich. Der junge Vogel iſt auf Oberkopf, Hinterhals und der Unterſeite graugrün, auf dem Rücken matt zimmtbraun, auf dem Schwanze blaugrün, ſonſt wie der Alte gefärbt. Die Länge beträgt 12 bis 13 Zoll, die Breite 27 bis 29 Zoll.

Auch die Racke gehört zu unſeren Sommervögeln. Sie erſcheint zu Ende Aprils oder im Anfang des Mai, verweilt bis zum Auguſt und wandert dann nach Süden und zwar bis tief in das Innere Afrika's, wo

wir ſie noch ſüdlich des 12. Grades nördlicher Breite getroffen haben. Sie kommt in ganz Deutſchland, jedoch hauptſächlich in Ebenen vor, welche Waldungen mit hohen Bäumen haben. Häufig iſt ſie nirgends, wahrſcheinlich in Folge des Mangels an geeigneten Niſtplätzen. In Südeuropa begegnet man ihr weit öfter, als bei uns. Zwar ſind auch dort hohle Bäume ſelten, der Vogel bequemt ſich aber, in Felsſpalten, Löcher und in ſteile Erdwände zu niſten, was er in Deutſchland, unſeres Wiſſens wenigſtens, nicht thut.

In ihrem Betragen unterſcheidet ſich die Racke weſentlich von den Raben. Sie iſt ein Baumvogel, welcher nur ſelten auf den Boden herabkommt und dort ſo wenig als möglich umherläuft. Paarweiſe bewohnt ſie ein beſtimmtes, ziemlich großes Gebiet, ſetzt ſich in ihm auf die einzeln ſtehenden Bäume, im Sommer gern auch auf die Getreidemandeln und ſpäht von hier aus nach Beute. Eine Heuſchrecke, welche aufſchwirrt, ein Käfer oder anderes Kerbthier, ein umherhüpfender Froſch oder eine dahinhuſchende Eidechſe bewegt ſie, von ihrer Warte aufzufliegen, um dem betreffenden Thiere den Garaus zu machen. Sie fliegt ſehr leicht, ſchnell und ſchön, zuweilen in eigenthümlicher Weiſe ſich überſchlagend, faſt wie eine Dohle, aber raſcher und mit mehr Flügelbewegungen, fängt geſchickt Kerbthiere im Fluge weg und folgt ihnen, wie der Bienenfreſſer, auf kleine Strecken nach. Neben der genannten Beute jagt ſie hauptſächlich Raupen, und da ſie ziemlich gefräßig iſt, kann ſie durch Verminderung der waldvernichtenden Schmetterlingsraupen (Bombyx Monacha et quadra) ſehr nützlich werden. Im Uebrigen verſteht ſie es nicht, ſich angenehm zu machen. Sie iſt zwar ſehr ſcheu und flüchtig, jedoch nicht klug. Sie iſt ungeſellig und zänkiſch im hohen Grade, ſtößt auf Krähen, Elſtern und kleine Raubvögel oder auf Andere ihrer Art mit Heftigkeit herab und verträgt ſich eigentlich nur mit den Dohlen und mit mehreren kleinen Vögeln, um welche ſie ſich nicht bekümmert. Der Name Racke iſt ein Klangbild ihres Geſchreies, welches durch die raſch ausgeſtoßenen und oft wiederholten Silben „Rackerracker“ bezeichnet werden kann. Im Streit ruft ſie ſchnell und heftig „Räh“ oder „Kräh“.

Das Neſt findet man im Juni in Baumhöhlen, mannshoch oder höher über dem Boden. Es beſteht aus Wurzeln, Halmen, Federn und Haaren, welche die Höhlung zwar dicht, aber unordentlich ausfüttert und enthält

4 bis 5 glänzend weiße Eier, welche von beiden Eltern abwechselnd und ungemein eifrig bebrütet werden. Die Alten tragen den ausgeschlüpften Jungen Raupen und andere Kerbthiere in Menge zu, lassen sie aber im Unrath fast verkommen; denn die Jungen sitzen, wie sich Naumann ausdrückt, „im Kothe bis über die Ohren", und ihre Federn sind oft naß vom Unrath. Nach dem Ausfliegen der Jungen hält sich die Familie noch eine Zeit lang zusammen, dann tritt sie vereint die Winterreise an.

Wahrscheinlich hat die Mandelkrähe nur in den Edelfalken und großen Eulen oder vielleicht in den Mardern Feinde, welche ihr schädlich werden. Der Mensch verfolgt sie oft unnöthig des schönen Gefieders wegen; im Uebrigen ist der Vogel nicht zu brauchen, der getödtete so wenig, als der gefangene. So zählebig die Racke auch zu sein scheint, so schlecht hält sie sich in der Gefangenschaft. Es ist schwierig, ihr die geeignete Nahrung zu verschaffen und fast unmöglich, sie rein von Gefieder zu erhalten. Dies mag der Hauptgrund sein, daß man das schöne Thier so auffallend selten im Käfig sieht.

5. Heher und Nußknacker.

Die artenreiche Familie der Raben ist auch in unserem Vaterlande und im Walde besonders würdig vertreten. Außer den eigentlichen Urbildern der Familie finden sich bei uns noch zwei andere Rabensippen, welche gewöhnlich als eng verbunden betrachtet werden, obgleich ihre Aehnlichkeit nicht eben größer ist, als die, welche zwischen anderen Gliedern der Familie besteht. Die eine Sippe vertritt der allbekannte Heher, Holz- oder Eichelheher und Holzschreier, Nußhacker, Herold, Hägert, Herre, Markwart, Fäck ꝛc., Garrulus glandarius Brisson, (Corvus glandarius Linné, Pica glandaria Gessner, Lanius glandarius Nilsson, Glandarius pictus Koch), ein in vieler Hinsicht theilnahmswerther Vogel, von 12 bis 13 Zoll Länge und 20 bis 21 Zoll Breite. Seine Kennzeichen liegen in dem gedrungenen Leibe mit verhältnißmäßig kurzen Flügeln und mittellangen Schwanze, dem geraden, an der Spitze gewölbten Schnabel ohne Zahn und dem starken, ziemlich langen Fuße, dessen äußere und mittlere Zehe fast bis zum ersten Gelenk verwachsen sind. Das Gefieder ist locker und weitstrahlig, die Zeichnung eine mannichfaltige und schöne. Ein angenehmes

Röthlichgrau iſt die vorwiegende Färbung; das Ende des Rückens und die Aftergegend ſind weiß, Flügel und Schwanz ſchwärzlich, die Flügel aber durch einen weißen und einen aus ſchwarzen, blauen und weißen Querſtreifen beſtehenden Spiegel, welcher von den Deckfedern gebildet wird, beſonders ausgezeichnet. Der Vorderkopf iſt weiß und ſchwarz geſtreift, die mit breiten, ſchwarzen Backenſtrichen eingefaßte Kehle iſt weißlich, der Schnabel hornſchwarz, der Fuß hellhornfarben, der Augenſtern braun. Männchen und Weibchen und alte und junge Vögel ſind ziemlich gleich gefärbt.

Fig. 57.

Eichelheher. Nußknacker.

Ganz Europa iſt die Heimath des Hehers. Erſt in Kleinaſien wird er durch eine andere Art erſetzt, welche zuweilen nach Südoſteuropa herüberfliegt, und im hohen Norden lebt ein ihm verwandter Vogel, der Unglücksheher (Perisoreus infaustus), neben ihm. Er bewohnt nicht nur alle Länder, ſondern auch alle Gegenden unſeres Erdtheils, ſoweit es Waldungen oder wenigſtens Bäume giebt. Von den Wäldern aus beſucht er die Felder, die buſchreichen, mit Bäumen beſetzten Wieſen und die Gärten. Sein Leben verfließt ziemlich gleichmäßig; denn er iſt ein Standvogel, welcher höchſtens im Winter ſein Niſtgebiet auf kurze Zeit verläßt, ohne

jedoch eigentlich zu wandern. In Familien oder kleinen Gesellschaften streift er im Walde auf und nieder, und nur zur Brutzeit trennt er sich in einzelne Paare, welche aber immer noch gern möglichst nahe nebeneinander wohnen und brüten.

Das Betragen des Hehers ist unterhaltend. Er ist ein gewandter und unruhiger, ein kühner, aber vorsichtiger, ja listiger Vogel, welcher sich ohne Unterlaß zu beschäftigen und dabei sehr bemerklich zu machen weiß, obgleich er es durchaus nicht liebt, sich frei zu zeigen. Am liebsten treibt er sich in Dickichten umher. Hier fliegt er von einem Baume zum anderen und wechselseitig von den Kronen der Bäume zum Boden herab und wieder nach ihnen hinauf. Er fliegt nicht gern weit, aber doch geschickt, mit starken Flügelschlägen und führt im Fluge oft plötzliche Schwenkungen aus; er hüpft auf dem Boden sehr behend und im Gezweig nicht minder gewandt umher; er versteht es, sich im ärgsten Dickicht zu bewegen und jede Oertlichkeit nach Möglichkeit auszubeuten. Seine Sinne sind scharf, und sein Verstand ist nicht gering. In seiner Art ist er ein abgefeimter Strolch, welcher sich vortrefflich durchs Leben zu schlagen weiß. Zur Nahrung ist ihm alles Genießbare recht. Im Sommer frißt er vorzugsweise Kerbthiere und Würmer, aber auch Mäuse, junge Vögel und deren Eier, Frösche, Eidechsen, kleine Schlangen, selbst giftige, zur Leckerei Kirschen und andere Früchte; im Herbst und Winter ernährt er sich hauptsächlich von Beeren, Nüssen, Bücheln und Eicheln, welche er mit seinem starken Schnabel spaltet. Man bleibt im Zweifel, ob man ihn zu den nützlichen oder zu den schädlichen Vögeln zu rechnen hat. Lenz erhebt ihn wegen seiner Kämpfe mit jungen Kreuzottern sehr hoch; andere Forscher, denen wir uns anschließen müssen, sind ihm wegen seiner Nesträubereien nicht besonders freundlich gesinnt. Doch macht sein munteres, regsames Wesen in unseren Augen Vieles gut. Er gehört wesentlich zum Walde und ist einer der eifrigsten, wenn auch nicht gerade begabtesten Choristen desselben. Sein eigentlicher Lockruf, welcher zu jeder Tageszeit im Walde vernommen wird, ist freilich nicht viel werth, vielmehr unangenehm kreischend; aber der Heher läßt es dabei nicht bewenden, sondern stiehlt aus anderer Vögel Lieder verschiedene Töne und setzt sich daraus ein Machwerk zusammen, welches man, wenn man es mit Wohlwollen beurtheilt, ein Lied nennen darf. Besonders anmuthig scheint ihm der miauende Ruf des Bussard zu sein; denn diesen läßt er

faſt ebenſo oft hören, wie ſeinen eigenen Ruf, jedoch blos in Gegenden, wo es Buſſarde giebt.

In ſeinem Neſte findet man ſchon früh im Jahre 5 bis 7 auf weißlichem Grunde mit bräunlichen Flecken gezeichnete Eier, welche in 16 bis 18 Tagen ausgebrütet werden. Das Neſt wird aus Reiſern und Würzelchen in geringer Höhe über dem Boden auf Bäumen errichtet. Es iſt ziemlich feſt und innen recht ſorgſam ausgebaut. Die Jungen, welche von den Eltern äußerſt zärtlich geliebt und mit bewunderungswürdigem Muthe gegen jeden Feind vertheidigt werden, halten ſich bis zur nächſten Brutzeit zu den Eltern.

In der Gefangenſchaft macht der Heher viel Freude, vorausgeſetzt, daß man ihm einen großen Raum gewähren kann. Er wird ſehr zahm, gewöhnt ſich, aus- und einzufliegen, lernt ſprechen oder Lieder nachpfeifen und begnügt ſich mit dem einfachſten Futter. Im engen Käfig beſchmutzt er ſein Gefieder in häßlicher Weiſe.

Hier und da ſtellt der Menſch dem Vogel ziemlich eifrig nach, weil ſein Fleiſch keineswegs unſchmackhaft iſt. Außerdem verfolgen ihn Marder, Edelfalke, Uhu, Habicht und Sperber. Dieſen Feinden ergiebt er ſich übrigens durchaus nicht auf Gnade und Ungnade, und namentlich mit dem ſchwachen Sperber kämpft er oft ſehr heftig und nicht immer ohne Glück. Stärkeren Räubern muß er freilich erliegen.

Mit vollſtem Rechte zählt man gegenwärtig den **Nußknacker**, Nußraben, Tannen-, Stein-, Berg-, Birk- und Nußheher, die Nußkrähe, Nußelſter, Bergjäck ꝛc., **Nucifraga caryocatactes Brisson** (Corvus caryocatactes Linné, Caryocatactes maculata Koch, C. nucifraga Nilsson), einer beſonderen Sippe zu. Linné rechnete den ſehr vereinzelt daſtehenden Vogel zu den eigentlichen Krähen, und in der That hat er mit dieſen Manches gemein; doch erinnert er andererſeits auch wieder an die Spechte, — namentlich des Schnabels wegen, welcher ſchlank, rundlich, gerade, an der Spitze niedrig und breit iſt, und in der Mitte des Unterkiefers und zwar im Innern einen oben ſcharfen, hornartigen Höker hat. Der Leib iſt wie bei den Raben gedrungen, die Flügel ſind mittellang und ſtumpf, die erſten Schwingen bis zur vierten, welche die längſte iſt, ſehr verkürzt. Der Schwanz iſt kurz, der Fuß ziemlich ſtark und lang, die

äußere Zehe mit der mittleren bis zum ersten Gelenk verwachsen, die langen Nägel sind bogenförmig und spitzig. Das Gefieder ist ziemlich reichhaltig, verhältnißmäßig weich und sehr bunt. Seine Grundfärbung ist ein düsteres Braun, welches mit Ausnahme des Scheitels und Nackens überall durch weiße Spitzenflecke der Federn gezeichnet wird. Die Schwung- und Schwanzfedern sind glänzend schwarz, die letzteren mit breiteren weißen Spitzen. Schnabel, Füße und Nägel sind ebenfalls schwarz, der Augenstern ist braun. Die unvermauserten Jungen zeigen eine schmale, weiße Flügelbinde, sind aber sonst den Alten ganz gleichartig gefärbt und gezeichnet. Die Länge des Vogels beträgt 12½ bis 14 Zoll, die Breite 20 bis 22 Zoll.

Ungeachtet seiner weiten Verbreitung ist der Nußknacker hinsichtlich seines Aufenthaltes beschränkt. Er findet sich in Europa und Sibirien, kommt aber nur im Hochgebirge ständig vor und verläßt dieses blos dann, wenn er vom Mangel zum Herabstreichen in die nahrungsreichere Ebene gezwungen wird. In Wintern, welche sein eigentliches Wohngebiet in außerordentlicher Weise mit Schnee bedecken, kann es vorkommen, daß er in Massen Gegenden besucht, welche er sonst viele Jahre hindurch meidet. Er erscheint dann plötzlich, wie die Seidenschwänze und übrigen nordischen Vögel, und verschwindet ebenso plötzlich mit Beginn des Frühlings wieder. Im Sommer trifft man ihn in unseren Alpen, in den Karpathen und vielleicht noch im Böhmerwalde oder auf dem Riesengebirge, sonst nirgends weiter. In seinem Wesen ähnelt er dem Eichelheher am meisten, hat aber auch Manches mit den Spechten und Kernbeißern gemein. Er trägt den Leib gewöhnlich wagrecht, das Gefieder locker, den Kopf dicht auf den Nacken und erscheint dann sehr plump und ungeschickt, was er keineswegs ist. Nur kurz vor dem Fortfliegen pflegt er sich aufzurichten und sein Gefieder anzulegen; dann erhält er ein ganz anderes Aussehen. Auf dem Boden hüpft er ebenso geschickt umher, wie der Eichelheher, welchem er auch im Fluge ähnelt. Seine größte Geschicklichkeit beweist er jedoch im Gezweig der Bäume. Er hüpft behend durch das dichteste Geäst, hängt sich wie die Meisen unten an den Zweigen oder wie Spechte an der Mitte des Stammes an und weiß sich in dieser schwierigen Stellung sehr gut fest zu halten. Er arbeitet auch wie ein Specht mit seinem Schnabel, spaltet Rindenstückchen ab oder hämmert kleine Löcher in die Rinde, um die Schlupfwinkel mancherlei Kerbthiere aufzudecken. Wie der Eichelheher fliegt auch er ungern weit, vielmehr

am liebſten abſatzweiſe von Baum zu Baum; nur auf der Wanderung legt er große Strecken in einem Zuge zurück, und zwar, wie es ſcheint, ohne alle Beſchwerde. Die Liebe zur Geſelligkeit theilt er mit ſeinen Verwandten. Er lebt während der Brutzeit paarweiſe, im Herbſt, Sommer und Winter dagegen in kleinen oder größeren Trupps, in Familien oder Geſellſchaften. Eigentliche Schaaren bildet er nicht, wahrſcheinlich deshalb, weil ihm ſeine Nahrung nur ſparſam zugemeſſen iſt. Seine geiſtige Befähigung iſt größer, als man gewöhnlich annimmt. Er erſcheint uns, wie alle Vögel, welche wenig mit Menſchen verkehren, als ein argloſer, dummer Geſell, welcher ſich blindlings in Gefahr ſtürzt, beweiſt aber Demjenigen, welcher ſich länger mit ihm abgiebt, daß er die Feinde, mit welchen er zu verkehren gewohnt iſt, ſehr wohl kennt und zu vermeiden ſucht. Sobald er erfahren hat, daß auch der Menſch zu ſeinen Feinden gezählt werden müſſe, wird er ſcheu und vorſichtig, wie die übrigen Raben.

Der Nußknacker iſt ein Allesfreſſer. Er jagt Kerbthiere mancherlei Art, hackt ſich Käfer und Larven aus der Baumrinde, verſchluckt Hummeln und Horniſſen ſammt dem Stachel, lieſt Raupen u. dgl. vom Boden auf, nimmt Vogelneſter aus und verfolgt kleine, ſchwache Wirbelthiere mit ziemlicher Raubluſt; im Herbſt pflückt er ſich Beeren ab, und im Winter ſucht er ſich Sämereien und Nüſſe zuſammen. Die letzteren nimmt er zwiſchen ſeine Füße und hackt ſie mit dem Schnabel auf oder zerknackt ſie mit demſelben, indem er ſie mit Hilfe der Zunge in eine ſolche Lage bringt, daß der ſcharfe Schnabelhöker der unteren Kinnlade gerade auf ihren Spalt zu liegen kommt und bei dem Zuſammenpreſſen des Schnabels ſie in zwei Hälften zertheilt. Dann wirft er die Schalen mit der Zunge heraus und läßt den Kern in den weiten Rachen hinabgleiten.

Erſt in der Neuzeit hat man Sicheres über das Brutgeſchäft in Erfahrung gebracht. Der Nußknacker brütet blos in ſolchen Waldungen, deren Bäume reich an Haarflechten ſind, alſo in einem gewiſſen Höhengürtel liegen. Hier erbaut er ſich in einer Höhe von ungefähr zwanzig Fuß über dem Boden ein ziemlich großes Neſt aus ſchwachen, dürren Tannenreiſern, zwiſchen denen erſt grüne Tannenzweige eingeflochten werden und füttert mit denſelben Beſtandtheilen und dürren Grashalmen auch die innere Mulde aus. Die Eier ſind auf blaßgrünbläulichem Grunde mit zahlreichen, gleichmäßig vertheilten, helllederfarbenen Flecken beſetzt. An Größe übertreffen

ſie die des Eichelhehers. Sie werden bereits in den letzten Tagen des März gelegt, und Dies iſt der Grund, weshalb ſie noch immer zu den größten Seltenheiten in den Sammlungen gehören; denn um dieſe Zeit verurſacht es ſelbſtverſtändlich außergewöhnliche Schwierigkeiten, die Dickichte des Hochgebirges zu durchſtöbern.

Eigentlichen Schaden thut der Nußknacker nicht; wohl aber bringt er ziemlich beträchtlichen Nutzen durch ſeine eifrige Jagd auf ſchädliche Kerbthiere. In der Gefangenſchaft iſt er unterhaltend, läßt ſich jedoch zu Nichts abrichten und wird deshalb ſelten zahm gehalten. Seine Jagd iſt leicht, und ſein Fang verurſacht dem geübten Vogelfänger keine Schwierigkeiten.

6. Die Elſter, Pica caudata Brisson.

(Corvus Pica Linné.)

Die Elſter oder Azel, Alſter, Aegerſt, Schalaſter, Algart, Agerluſter, Heſte, Hetze, Heiſter, Hutſche, Keckerſch und Gartenkrähe, erinnert an die prächtigen Rabenvögel, welche in anderen Erdtheilen herbergen. Unter unſeren europäiſchen Raben iſt ſie unbedingt die am abweichendſten geſtaltete und am ſchönſten gezeichnete Art. Zu verkennen iſt ſie nicht: ihr langer, ſtufenförmiger Schwanz unterſcheidet ſie von allen deutſchen Familienverwandten. Die Länge beträgt 17 bis 18 Zoll, wovon die größere Hälfte auf den Schwanz kommt, die Breite kaum mehr, 22 bis 23 Zoll nämlich. Ihr Leib iſt gedrungen, der Schwanz ſo abgeſtuft, daß die äußeren Federn etwa halb ſo lang, als die mittleren ſind, der Flügel kurz und ſtark gerundet, der Fuß verhältnißmäßig höher, als bei den anderen Raben, der Schnabel dem der Krähen ähnlich, das Gefieder ſehr weich und ſtrahlig, im Allgemeinen ſchwarz, verſchiedenfarbig glänzend, hier und da mit prachtvollem Schiller, auf Unterbruſt und Schultern aber reinweiß. Beide Geſchlechter ſind gleich gefärbt und die Jungen kaum verſchieden, nur an dem geringeren Glanze des Gefieders kenntlich. Die Weibchen ſind etwas kleiner, als die Männchen.

Gemiſchte Waldungen, Baumpflanzungen und Gärten ganz Europa's, vom Nordkap an bis zu den ſüdlichſten Spitzen, ein großer Theil von

Sibirien und Japan ſind die Heimath und das Wohngebiet der Elſter. In Skandinavien iſt ſie gewiſſermaßen der heilige Vogel des Landes, zu deſſen Gunſten man Vorkehrungen trifft, wie bei uns dem Storch zu Liebe; in Deutſchland wird ſie mit weniger Freundlichkeit behandelt, aber eigentlich überall noch geduldet, obgleich ihre Wirkſamkeit Dies keineswegs verdient. Sie iſt ein munterer und beweglicher, ein kluger, liſtiger, muthiger und raubſüchtiger Vogel, welcher viel Nutzen und viel Schaden bringt. In der Rabenfamilie iſt ſie eins der begabteſten Glieder. Sie geht und hüpft zierlich auf dem Boden einher, wobei ſie den langen Schwanz ſorgfältig hoch trägt, gleichſam in der Abſicht, ihn zu ſchonen, fliegt mit ſtarken und raſchen Flügelſchlägen in Bogenſchwingungen dahin, ohne jemals zu ſchweben, ſtürzt ſich aber oft aus bedeutenden Höhen, wie ein Falk, in ſenkrechter Richtung herab und führt überhaupt manche eigenthümliche Schwenkungen im Fluge aus. Ihre Sinne ſind vortrefflich, ihr Verſtand iſt bewunderungswerth. Sie würdigt den Menſch vollkommen, unterſcheidet den, welcher ihr wohl will, genau von dem ihr feindſelig Geſinnten, iſt ſtets vorſichtig, demungeachtet aber zudringlich, dreiſt, ja frech und ſtiehlt und raubt ſo recht eigentlich vor ſeinen Augen, ſcheinbar im vollſten Bewußtſein von Dem, was ſie thut. Ihre Nahrung beſteht aus allen möglichen genießbaren Stoffen. Sie greift ziemlich große Vögel an, ſtellt den Mäuſen eifrig nach, plündert rückſichtslos die Neſter, raubt Küchlein und junge Enten vom Gehöft oder junge Tauben aus den Schlägen in Gebäuden, frißt freilich nebenbei eine Maſſe von Kerbthieren, Schnecken und Würmern, nährt ſich im Winter mit den Hühnern auf dem Hofe von Kartoffeln und Getreide, ſtiehlt aber außerdem alle glitzernden und glänzenden Dinger weg, deren ſie habhaft werden kann, Gold- und Silbermünzen oder Schmuckſachen natürlich auch.

Im Frühjahre lebt die Elſter paarweiſe, während des übrigen Jahres in Familien. Sie hält ſich gern zu Ihresgleichen, duldet jedoch Nußheher und Saatkrähen, welche ſich in ihre Geſellſchaft drängen, ohne Widerſtreben und befreundet ſich in gewiſſem Sinne manchmal auch mit Staaren und Droſſeln, deren Brut ſie doch oft in abſcheulicher Weiſe ſtört. Gegen Ausgang des Winters wählt ſich jedes Paar ein beſtimmtes Gebiet und ſucht ſich hier den geeignetſten Baum für das Neſt aus. Dieſes wird meiſtens hoch in der Krone, gern im dichten Wipfel angelegt und mit eigenthümlicher Sorgfalt ausgebaut. Den Unterbau bildet eine Lage Reis-

holz, auf welcher eine dicke Schicht lehmiger Erde aufgetragen wird. Diese wird mit Würzelchen bedeckt und die Neſtmulde endlich mit Borſten und Federn weich ausgekleidet. Sehr gern überwölbt die Elſter ihr Neſt mit einer ſogenannten Haube, d. h. mit einem Oberbau von möglichſt dornigen Reiſern, welcher einem herabſtoßenden Raubvogel das eigentliche Neſt unnahbar macht, aber eine rundliche Oeffnung beſitzt, durch welche der brütende Vogel ſchlüpft. Das Gelege beſteht aus 4 bis 8, auf grünlichem Grunde braun geſprenkelten Eiern. Es iſt gewöhnlich ſchon in der erſten Hälfte des März vollzählig. Die Eier werden in ungefähr drei Wochen ausgebrütet, die Jungen etwa in derſelben Zeit groß gezogen. In günſtigen Jahren ſchreitet das Paar dann zu einer zweiten Brut.

Wirklich erhaben iſt die Liebe, welche die Elſter gegen ihre Brut an den Tag legt. Sie beweiſt ſchlagend genug, wie ungerechtfertigt die allgemeine Bedeutung des Wortes „Rabenvater“ iſt. Es kann keine treueren Eltern geben, als die Raben und insbeſondere die Elſtern es ſind. Wiederholte Nachſtellungen, die augenſcheinlichſten Gefahren verſcheuchen eine brütende Elſter nicht; ſelbſt todteswund genügt ſie noch den Pflichten der Mutterliebe. Noch wenn die Jungen bereits ausgeflogen und ziemlich ſelbſtſtändig geworden ſind, bleiben die Eltern ihnen treue Führer und Erzieher.

In der Gefangenſchaft iſt die Elſter ein ebenſo liebenswürdiger als unterhaltender Vogel. Sie gewöhnt ſich raſch an ihren Gebieter, läßt ſich ohne Mühe zum Aus- und Einfliegen bringen und folgt ihrem Pfleger wie ein wohlgezogener Hund bei ſeinen Ausgängen. In drolliger Weiſe ſtreitet ſie mit anderen Hausthieren, mit Katzen und Hunden z. B., denn ſie iſt faſt eiferſüchtig auf Zärtlichkeiten, welche von ihrem Herrn anderen Weſen geſpendet werden. Dazu kommt, daß ſie die Gabe beſitzt, ſich ihr urſprünglich fremde Töne und Laute raſch anzueignen. Die gewöhnliche Stimme der Elſter iſt ein einfaches „Schackſchackerack“, und nur während der Paarungszeit verbindet ſie andere Töne und Klänge damit zu einem nicht unangenehmen Geſchwätz, welches ſie mit großer Ausdauer vorzutragen pflegt. Sie nimmt aber gern andere Klänge auf und lernt ohne Mühe einzelne Worte nachſprechen, ja dieſelben auch richtig anwenden und kleine Liedchen pfeifen. So kommt es, daß ſie oft in der Gefangenſchaft gehalten und hoch geſchätzt wird.

Man thut wohl, der Elſter zu Gunſten des Kleingeflügels, und zumal der liebenswürdigen Gartenſänger feindlich entgegen zu treten und namentlich, ſo grauſam Dies auch iſt, ihr die Brut zu zerſtören; denn nur ſo kann man ihrer Vermehrung ſteuern. Die alte Elſter iſt außer der Brutzeit immer ſcheu und zeigt ſich, ſobald ſie Verfolgung erfährt, ſo vorſichtig, daß ihre Erlegung zu einem ſehr ſchwierigen Jagdſtück wird. Fallen aller Art vermeidet ſie ebenſo ſorgfältig, wie den heranſchleichenden Schützen.

7. Die Raben, Corvus Linné.

Auch die Raben im engſten Sinne ſind in der Neuzeit in mehrere Gruppen getheilt worden, denen man den Werth von Sippen zuſprechen darf. Im Allgemeinen kennzeichnet die allbekannten Vögel ein gedrungener Leib mit mittellangem Schwanze und ziemlich ſpitzen Flügeln, welche zuſammengelegt das Schwanzende faſt oder ganz erreichen, ein ſehr großer, ſchwarzer Schnabel, der an der Wurzel von ſteifen Borſtenhaaren umgeben iſt, ein ſtarker mittelhoher Fuß mit großen Zehen, welche ſpitze, gekrümmte Nägel tragen und ein mehr oder weniger knapp anliegendes Gefieder, deſſen Hauptfarbe ſchwarz iſt. Im mitteldeutſchen Walde kommen fünf Arten dieſer weltverbreiteten Vögel vor.

Der Kolk- oder Waldrabe, auch Gockler, Stein-, Kiel-, Volk- und Goldrabe genannt, Corax nobilis Brehm (Corvus Corax Linné), iſt als das Urbild der Familie anzuſehen. Von ſeinen Verwandten unterſcheidet er ſich durch ſeine Größe, durch den verhältnißmäßig ſehr ſtarken Schnabel, die langen, ſpitzen Flügel, den zugerundeten Schwanz und das knapp anliegende Gefieder. Seine Länge beträgt 22½ bis 24 Zoll, die Breite 48 bis 50 Zoll. Der Augenſtern iſt braun, alles Uebrige dunkelſchwarz, das Gefieder mit eigenthümlichem Schillerglanze, welcher bald in's Grünliche, bald in's Purpurne fällt. Die Jungen unterſcheiden ſich durch matteres Schwarz und weniger Glanz des Gefieders.

Gegenwärtig iſt der Kolkrabe im inneren Deutſchland ſelten, weil die zuſammenhängenden Waldungen, ſeine Lieblingswohnſitze, ſehr gelichtet worden ſind. Dagegen findet er ſich noch häufig im ſüdlichen und nördlichen Europa, dort vorzugsweiſe im Gebirge, hier hauptſächlich an den Küſten und Gewäſſern. Sein Verbreitungskreis erſtreckt ſich über ganz

Europa, Sibirien und Nordamerika. Außerdem hat man ihn in Nordafrika und in Japan gefunden.

Die Raben- oder gemeine Krähe, der Kräh- und Mittelrabe, Quach, die Krade und Kräge, Corvus corone Linné, iſt ein Kolkrabe im Kleinen, unterſcheidet ſich von ihm aber weſentlich durch das

Fig. 58.

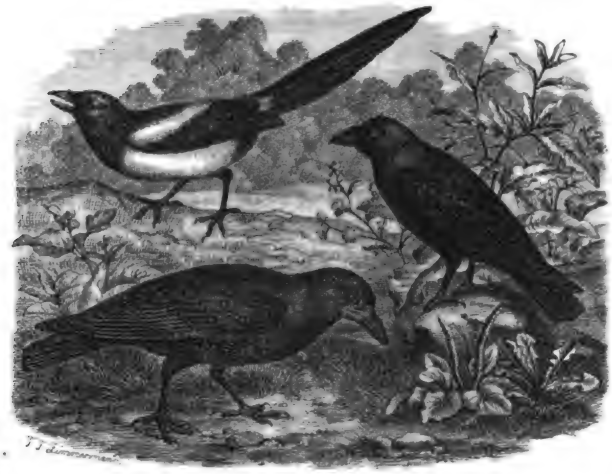
Rabenkrähe. Nebelkrähe. Kolkrabe.

lockere Gefieder, die kürzeren und ſtumpferen Flügel und den nur wenig abgerundeten Schwanz. Ihre Länge beträgt 17 bis 19 Zoll, die Breite 30 bis 40 Zoll. Das Gefieder hat dieſelbe Färbung, wie das des Kolkraben, jedoch weniger Glanz.

Digitized by Google

Der Verbreitungskreis der Rabenkrähe iſt ungleich beſchränkter, als jener des Kolkraben. Sie kommt in Deutſchland häufig und ſtändig vor, jedoch nur in einzelnen Ländern und Gauen. Feldhölzer Thüringens und Frankens, Baierns und Würtembergs beherbergen ſie in zahlloſer Menge; dagegen iſt ſie ſelten in allen nördlichen, öſtlichen und ſüdlichen Ländern Deutſchlands und noch ſeltener in den entſprechenden Ländern Europa's.

Fig. 59.



Elſter. Saatkrähe Dohle.

In Spanien, Griechenland, Ungarn, Rußland und Skandinavien kommt ſie nur ſehr einzeln vor, wohl aber ſoll ſie in Sibirien und Japan ebenſo häufig ſein, wie in Mitteldeutſchland. Sie bevorzugt Waldungen, welche an Felder und Wieſen grenzen und noch mehr Feldgehölze, welche rings von fruchtbaren Fluren umgeben ſind.

Die Nebelkrähe, der Mehl- und Winterrabe, die Schild-, Mantel-, Sattel-, Schnee-, Winter-, Aſt-, Holz- und bunte Krähe, Graumantel

und Graurücken, Corvus cornix Linné, iſt genau ſo groß, wie die Rabenkrähe und ihr höchſt ähnlich geſtaltet, durch die Zeichnung des Gefieders jedoch unterſchieden. Kopf, Vorderhals, Flügel und Schwanz, Schnabel und Füße ſind ſchwarz, das Uebrige iſt hellaſchgrau, der Augenſtern braun. Die Nebelkrähe erſetzt ihre Verwandte im Norden, Oſten und Südoſten Deutſchlands und bezüglich Europa's. Sie iſt gemein in Norddeutſchland, in Pommern, Schleſien, Ungarn, Skandinavien, Rußland und Griechenland und auch in Egypten die einzige ſtändig vorkommende Krähe.

Die Saatkrähe, ſächſiſche und pommerſche, Feld-, Hafer-, Acker- und Geſellſchaftskrähe, Krau, Krauweitl, Karechel, Kurock, Rorke, Ruche und Rücke, Nacht- oder Grindſchnabel, Corvus frugilegus Linné, unterſcheidet ſich durch ſchlankeren Leibesbau, längere und ſpitzere Flügel, ſtärker gerundeten Schwanz, knapperes, prächtig glänzendes Gefieder und im Alter durch ein kahles Geſicht, welches dadurch entſteht, daß ſie mehr, als andere Krähen, mit dem Schnabel in die Erde bohrt, um ſich der verſteckt lebenden Kerbthiere zu bemächtigen. Ihre Länge beträgt 17½ bis 18 Zoll, die Breite 37 bis 39 Zoll. Sie bevorzugt die Ebenen Mitteleuropa's und Sibiriens und bewohnt hier während des Sommers kleine Feldgehölze und einzelne Bäume in den Feldern. Im Winter wandert ſie nach ſüdlicheren Gegenden und zwar bis Mittel- und Oberegypten, Algier, Marokko, gewöhnlich in Geſellſchaft der Dohle.

Dieſe endlich, die Thurmkrähe, Duhle, Thale, Talke, Dachlicke, Gaile, Kaike, Elke, Klaas, Schneekrähe, Schneegäcke und Tſchokkerl, Monedula turrium Brehm (Corvus Monedula Linné), unterſcheidet ſich hauptſächlich durch ihren ſehr kurzen und ſtarken, an der Oberkinnlade wenig gebogenen Schnabel von den eigentlichen Krähen, denen ſie ſonſt in ihrer Geſtalt und im Bau der Füße, der Flügel und des Schwanzes ähnelt. Ihre Länge beträgt 12 bis 13½ Zoll, ihre Breite 27 bis 28 Zoll. Das ziemlich lockere Gefieder iſt auf dem Scheitel dunkelſchwarz, auf Hinterkopf und Nacken aſchgrau, auf dem übrigen Oberkörper blauſchwarz, auf der Unterſeite ſchiefer- oder grauſchwarz. Der Augenſtern iſt weißlich, der Schnabel und die Füße ſind ſchwarz. Bei den Jungen iſt der Augenſtern braun und das Gefieder trüber oder düſterer, als bei den Alten.

Eigentlich ſind Laubwaldungen mit vielen hohlen Bäumen oder Felswände mit Ritzen und Höhlungen als Wohngebiet der Dohle zu betrachten;

jedoch kommt ſie gegenwärtig weit häufiger., als im Walde oder im Gebirge, in Städten und Dörfern vor, wo ſie alte und hohe Gebäude bewohnt und zwar regelmäßig in größeren Geſellſchaften. Auch ſie iſt Sommervogel und wandert, mindeſtens theilweiſe, nach ſüdlicheren Gegenden.

In ihren Begabungen, in Betragen und Weſen ähneln ſich die Raben wenigſtens in ſo weit, daß wir ſie gemeinſchaftlich betrachten können. Größe und Aufenthalt bedingen die weſentlichſten Unterſchiede, welche bemerklich werden. Die kleinen und ſchwachen Arten ſind unſchuldige, ja äußerſt nützliche Thiere, die größeren, ſtarken werden, wo nicht ausſchließlich, ſo doch überwiegend ſchädlich. Sämmtliche Arten ſind hoch- und vielſeitig begabte, rege und lebendige Vögel. Sie ſind in allen Bewegungen geſchickt. Ihr Flug iſt leicht, der des Raben, der Saatkrähe und der Dohle ſogar ſehr ſchön, dem eines unedlen Falken mindeſtens gleichkommend. Der Rabe fliegt geradeaus, wenn er ſehr raſch fortkommen will, mit ſtarken Flügelſchwingungen, ſonſt viel ſchwebend, iſt aber auch fähig, jähe Wendungen zu machen und, wie ein Raubvogel, aus bedeutender Höhe plötzlich herabzuſtoßen. Namentlich der Kolkrabe und die kleineren Arten zeichnen ſich durch dieſe Art der Bewegung aus. Sie ſtürzen ſich oft jählings mehrere Hunderte von Fußen herab und erheben ſich dann langſamer wieder in die frühere Höhe. Der Gang auf dem Boden iſt gut, kein Hüpfen, ſondern ein Schreiten, welches durch ein Nicken mit dem Kopfe begleitet wird. Der Kolkrabe trägt ſich dabei ſehr aufrecht, die übrigen Arten halten ſich wagrecht, wie ſonſt im Sitzen auf Aeſten. Das Gefieder wird bei behaglicher Stimmung glatt angelegt, bei Gemüthserregungen geſträubt, in tiefſter Ruhe läſſig getragen. Rein gehalten wird es ſtets und von allen Arten. Bewunderungswürdig iſt die Sinnesſchärfe der Raben. Das Geſicht iſt ganz ausgezeichnet, das Gehör vortrefflich und der Geruch, wie ſchon aus den Barthaaren am Grunde des Schnabels hervorzugehen ſcheint, ebenfalls gut, ſicherlich beſſer, als bei vielen anderen Vögeln. Auch der Geſchmack ſcheint ziemlich entwickelt zu ſein, und das Gefühl endlich iſt es nicht minder. Weit größer noch, als die leiblichen Begabungen, ſind die geiſtigen. Alle Raben zeichnen ſich aus durch einen hohen Grad von Verſtand, — durch einen wahren Menſchenverſtand, wie man zu ſagen pflegt. Sie lernen es raſch, ſich in die verſchiedenſten Verhältniſſe zu fügen und richten nach den Umſtänden ihr Betragen, ja ihre Lebensweiſe ein. Eine große Liſt, verbunden mit vor-

ſichtiger Berechnung, iſt ihnen Allen gemein. Sie ſind kühn und dreiſt, niemals aber unvorſichtig oder vertrauensſelig. Eine einmal gemachte Erfahrung bleibt ihnen für das ganze Leben, wird von ihnen Anderen ihrer Art oder Verwandten mitgetheilt und von dieſen ſorgfältig beherzigt. Ihre Jagd betreiben ſie mit ebenſoviel Schlauheit, als Muth oder Dreiſtigkeit. Sie ſind vollendete Strolche, welche immer noch ein Mittel erſinnen, ſich Nahrung zu verſchaffen, auch wenn die Noth hart über ſie kommt. Unter ſich leben ſie, höchſtens mit Ausnahme des Kolkraben äußerſt verträglich, ohne jedoch ihren Hang zum Stehlen zu gegenſeitigem Nachtheil ganz unterdrücken zu können. Mit den meiſten anderen Vögeln liegen ſie in fortwährender Fehde, in eifrigſter und heftigſter mit allen Raubvögeln groß und klein. Gegen ihre Brut beweiſen ſie eine wirklich erhabene Liebe; ihren Gatten ſind ſie mit großer Zärtlichkeit zugethan; den übrigen Thieren werden ſie läſtig und ſelbſt gefährlich.

Ihr tägliches Leben bietet viel Abwechslung, obgleich es mit einer gewiſſen Regelmäßigkeit verläuft. Sie ſind mit Ausnahme der heißen Mittagszeit rührig, vom früheſten Morgen an bis zum ſpäten Abend. Ihre Stimme iſt es, welche man im Walde am erſten mit vernimmt, ihr Ruf, welcher noch nach Sonnenuntergang laut wird. Bei Sonnenaufgang ſind ſie bereits in Thätigkeit, mit der Arbeit beſchäftigt, ihr tägliches Brot ſich zu erwerben; gegen Mittag kommen ſie zur Tränke; ſodann halten ſie, zumal im heißen Hochſommer, einige Stunden lang Mittagsruhe; dann fliegen ſie von neuem nach Nahrung aus; hierauf widmen ſie ſich der Geſelligkeit, und nun endlich ſchicken ſie ſich zur Ruhe an. Sie ſchlafen auf den höchſten Bäumen des Waldes oder auf hohen Gebäuden, regelmäßig in Geſellſchaften und gern an gewiſſen Lieblingsorten, zu denen ſie von weit und breit herbeikommen. Am Morgen vertheilen ſie ſich von hier aus nach allen Seiten hin, paarweiſe oder in kleinen Geſellſchaften zuſammenhaltend, und durchſuchen eifrig alle Nahrung verſprechenden Orte, halten auch dort ihre Mittagsruhe und kehren erſt gegen Abend in die Nähe ihres Schlafplatzes zurück, zuerſt nach paſſenden Plätzen: einzeln ſtehenden großen Bäumen, günſtig gelegenen Feldſtücken, beſtimmten Felſen u. dgl., woſelbſt ſie ein lebhaftes Geplauder mit anderen dort ſich ſammelnden beginnen und unterhalten, bis die Zeit zum Schlafen gekommen iſt.

Die größten Arten leben in dieſer Weiſe im Sommer, wie im Winter, die kleineren dagegen wandern, wie wir oben bemerkt, in ſüdlichere Gegenden. Eigentliche Standvögel ſind Jene übrigens auch nicht; denn Einzelne von ihnen ſtreichen allwinterlich im Lande umher oder kommen wenigſtens von den Wäldern in die Städte und Dörfer herein. In Mitteldeutſchland geſellt ſich während des Winters zur Rabenkrähe die Nebelkrähe, und in Süddeutſchland kommt zu derſelben Zeit die Saatkrähe in Gegenden vor, welche ſie während des Sommers nicht bewohnt. Eine wirkliche Wanderung unternehmen die Saatkrähe und die Dohle. Beide Arten verlaſſen uns, und zwar meiſt gemeinſchaftlich, Ende Oktobers und kehren im Frühjahre wieder zu uns zurück. Sie wandern in ungeheuren Schaaren, welche um ſo größer zu werden ſcheinen, je länger die Reiſe währt, in der Herberge ſich aber in kleine Flüge auflöſen. Im Frühjahre kehren Saatkrähen und Dohlen wiederum gemeinſchaftlich zurück, gewöhnlich in der Mitte des März, ſeltener ſchon zu Anfang dieſes Monates.

Alle Raben beſitzen eine viel biegſamere Stimme, als man gewöhnlich annimmt, und eignen ſich raſch ihnen urſprünglich fremde Töne, Laute und Worte an. Der Kolkrabe erhielt ſeinen Namen von dem hochklingenden „Kolk“, mit welchem er ſeinen Gatten herbeilockt; die Krähen laſſen gewöhnlich blos das nicht minder bedeutſame „Krah“ vernehmen, und die Dohlen rufen entweder „Kjak“, oder kreiſchen wie die Krähen, nur etwas höher. Aber ſämmtliche Arten bringen zur Paarungszeit ganz verſchiedenartige und ungleich wohlklingendere Töne hervor, welche ſie zu einer Art von Geſchwätz zu verbinden wiſſen. Dieſes Schwatzen überraſcht Jeden, der es zum erſten Male hört, durch ſeine Reichhaltigkeit und — wir ſagen nicht zu viel — durch ſeinen Wohlklang: man kann es faſt eine Art von Geſang nennen. Die Stimmfertigkeit der Raben zeigt ſich nicht minder in der Gefangenſchaft. Viele lernen ohne alle Anleitung die verſchiedenartigſten Laute und Klänge nachahmen oder Worte nachſprechen und zwar ſo täuſchend, daß man ſie von den aus Menſchenmund kommenden kaum unterſcheiden kann. Der beſtſprechende Papagei bleibt, was die Genauigkeit der Betonung ſeiner hergeplapperten Worte anlangt, weit hinter einem ſprechenden Raben zurück. Zu bemerken iſt, daß das ſogenannte Löſen der Zunge, welches gewöhnlich nichts Anderes iſt, als ein ungeſchicktes und unverſtandenes Schneiden an derſelben, gänzlich unnöthig und ſomit eher ſchädlich, als nützlich iſt.

Man hat Recht, wenn man die Raben als Allesfresser bezeichnet; denn es giebt wenig genießbare Dinge, welche nicht von ihnen gefressen werden. Die größeren Arten und vor Allem die Kolkraben sind wirklich gefährliche Räuber, welche Thiere anfallen und umbringen, die ebenso groß, ja größer sind, als sie selbst. Die kleineren begnügen sich mehr mit schwächeren Geschöpfen und zwar hauptsächlich mit Kerbthieren, Würmern und Schnecken, neben denen sie Früchte und Pflanzenstoffe verschiedener Art verzehren. Der Kolkrabe, die Nebel- und Rabenkrähe fressen Hasen, Hamster, Maulwürfe, Mäuse, Auer-, Birk- und Haselwild, Fasanen, Gänse, Enten, Hühner, Wachteln und andere Vögel derselben Größe, plündern unbarmherzig sämmtliche Nester aus, von denen sie durch die Alten nicht abgetrieben werden können, fangen Frösche, Eidechsen, Fische, lesen Schalthiere, Würmer, Schnecken und Kerbthiere auf, brandschatzen die Obstbäume, die Beerengesträuche und die Felder, fressen endlich sehr gern auch Aas. Die Schalthiere erheben sie hoch in die Luft und lassen sie dann fallen, um sie auf dem Boden zu zerschellen; manche Arten zertrümmern sie aber auch ohne Weiteres mit dem Schnabel. Vermöge ihrer Stärke, List, Dreistigkeit und Allgegenwart können sie sehr schädlich werden, ganz abgesehen von der merkwürdigen Sucht, mit welcher sie allen glänzenden Dingen nachstreben. Demungeachtet darf man den Nutzen, welchen sie durch die Vertilgung schädlicher Thiere bringen, nicht unterschätzen. Bei den kleineren Arten fällt der Schaden, welchen sie verursachen, kaum in's Gewicht. Sie sind zu schwach, größere Thiere mit Erfolg zu befehden und wenden ihre Thätigkeit dafür in ersprießlichster Weise den Schnecken, Kerbthieren und Würmern zu. Saatkrähe und Dohle sind als wahre Erhalter der Felder und Baumpflanzungen zu betrachten, obgleich sie in den Tagen der Aussaat Getreide auflesen oder zur Zeit der Fruchtreife die Obstbäume besuchen und zwar nicht zu Gunsten der Früchte.

Das Brutgeschäft der Raben fällt in die ersten Monate des Jahres. Die Arten brüten umso eher, je größer sie sind. Bei einigermaßen günstiger Witterung findet man schon Anfangs März Eier des Kolkraben; Raben- und Nebelkrähe legen zu Ende März oder Anfangs April, Saatkrähe und Dohle endlich in der Mitte oder spätestens zu Ende Aprils. Ersterer bewohnt während der Brutzeit paarweise ein bestimmtes Gebiet; alle Uebrigen nisten gesellig, die kleineren Arten wiederum mehr, als die größeren.

Namentlich Saatkrähen und Dohlen siedeln sich stets gemeinsam an ein und demselben Brutorte an, die ersteren in bestimmten Feldgehölzen, die letzteren am liebsten auf hohen Thürmen und anderen mehr oder weniger erhabenen Gebäuden. Der Unterbau des verhältnißmäßig großen Nestes besteht aus dürren Reisern und Wurzeln, das eigentliche Nest aus denselben, aber feineren Stoffen, Haidekrautstengeln, Baumflechten, Grasbüscheln ꝛc., die Ausfütterung der flachen Nestmulde endlich aus Moos, Wolle, Borsten, Haaren, Baststreifen, Halmen und dürrem Laube. Die Saatkrähen mischen oft auch Erde unter das Reisig. Das ganze Nest erscheint schlecht und locker gebaut, genügt aber seinem Zwecke und ist gewöhnlich auch dem Hagel eines Gewehres undurchdringlich. Bei den einzeln brütenden Arten geschieht der Bau sehr rasch und ohne Unterbrechung; die gesellig brütenden dagegen werden durch die anderen oft empfindlich gestört, weil sich kein Rabenpaar ein Gewissen daraus macht, dem anderen die Neststoffe wegzutragen oder das Nest selbst in Beschlag zu nehmen und für sich zu benutzen. Ein Gatte des Paares muß während des Nestbaues beständig Wache halten, um Andere abzutreiben. Thäte er es nicht, so würde binnen wenigen Minuten vom Neste Nichts mehr zu finden sein oder ein zweites Paar dasselbe in Besitz genommen haben. Erst wenn alle Nester erbaut sind, tritt Ruhe ein. Das Gelege besteht bei den Kolkraben aus 3 bis 4, bei den übrigen Arten aus 4 bis 6 Eiern von ziemlich gleicher Färbung und Zeichnung, aber verhältnißmäßiger Größe. Sie sind rauh- und dickschalig, auf blauem, dunkelgrauem, blaß- oder bleichgrünem Grunde ziemlich gleichmäßig mit olivenfarbenen, grünlichen, bräunlichen und schwärzlichen Strichen, Flecken und Punkten gezeichnet. Das Weibchen brütet allein, wird aber vom Männchen ernährt. Die Jungen werden von beiden Alten aufgefüttert, mit größter Zärtlichkeit geliebt und muthvoll, immer aber vorsichtig vertheidigt. Drei bis fünf Wochen nach dem Ausschlüpfen sind sie flügge, einige Wochen später selbstständig, aber erst nach Jahren geistig so ausgebildet, wie die Eltern.

In Gegenden, wo Raben- und Nebelkrähe zusammenstoßen, kommt es vor, daß Beide sich erfolgreich paaren und Blendlinge erzeugen, welche in der Färbung zwischen Beiden ungefähr in der Mitte stehen. Dies ist der Grund, weshalb einzelne Naturforscher geneigt sind, Raben- und Nebelkrähe nur als Abänderungen ein und derselben Art anzusehen, und zwar gilt

ihnen die Rabenkrähe als die ſüdliche, die Nebelkrähe als die nördliche und nordöſtliche Form. Es bedarf kaum einer längeren Auseinanderſetzung, um die Unhaltbarkeit dieſer Annahme zu beweiſen. Als ſogenannte klimatiſche Spielart iſt die Nebelkrähe, wie aus der Angabe ihres Verbreitungskreiſes hervorgeht, keineswegs zu betrachten, und Vermiſchungen zweier verſchiedener Thierarten ſind, wie die neuere Beobachtung lehrt, durchaus nichts ſo Seltenes, als man früher zu glauben geneigt war. Ein wirklicher Naturbeobachter wird ſchwerlich zu der Anſicht jener Naturforſcher, welche mehr im Zimmer, als im Freien gearbeitet haben, gelangen können.

Die Zahl der Feinde, welche den Raben wirklich gefährlich werden, iſt gering. Den ſchädlichen Arten und vor Allem den Kolkraben iſt der Menſch mit Recht entgegengetreten; die übrigen leben von ihm ziemlich unbehelligt. Nur in einzelnen Ländern hat ſich der alte Glaube, daß die Raben unheilverkündende Thiere wären, noch erhalten, in anderen betrachtet man ſie ſogar als heilige Vögel. Die kleineren Arten werden gegenwärtig mit demſelben Rechte geſchont, wie die größeren befehdet. Nächſt dem Menſchen werden ihnen Fuchs und Edelmarder, Adler, Edelfalk, Habicht und Uhu gefährlich. Reinecke erſchnappt gelegentlich eine oder die andere Krähe; der Edelmarder plündert die Neſter; die Raubvögel bemächtigen ſich der Alten und der Jungen. Es iſt beachtenswerth, daß die Raben ihre Feinde genau kennen, d. h. auf alle diejenigen mit Heftigkeit ſtoßen, welche ihnen im Fluge Nichts anhaben können, denjenigen aber, welche ihnen in dieſer Kunſt überlegen ſind, wie dem Edelfalken und dem Habichtsadler z. B., ſorgfältig aus dem Wege gehen. Höchſt wahrſcheinlich iſt es, daß der Uhu viele Krähen im Schlafe überraſcht und abwürgt; wenigſtens würde ſich hieraus am erſten noch der ingrimmige Haß erklären, welcher alle Raben gegen dieſen Schleicher beſeelt. Ob die genannten Raubthiere auch als Feinde des Kolkraben aufgezählt werden dürfen, bleibt fraglich, da dieſer ſelbſt einem großen Edelfalken oder dem Uhu immerhin ein gefährlicher Gegner ſein dürfte.

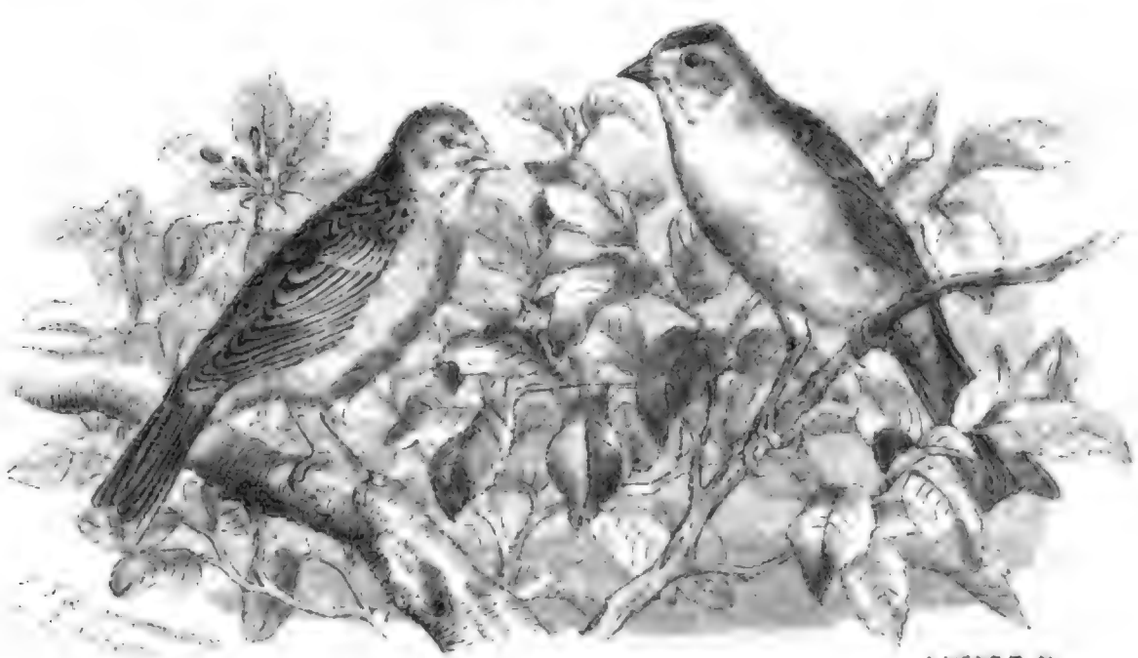
In der Gefangenſchaft werden alle Raben ſehr zahm. Sie gewöhnen ſich an Haus und Hof, folgen ihrem Gebieter bei ſeinen Spaziergängen durch Flur und Feld, lernen ſprechen und unterhalten durch ihre oft witzigen Einfälle und ihr ganzes Weſen Jedermann. Sie können aber auch ſehr unangenehm werden, wenn es ihnen einfällt, ihre Vielſeitigkeit in weniger

anſprechender Weiſe zu bethätigen. Gefangene Kolkraben maßen ſich oft die Oberherrſchaft auf dem Hofe an, rauben und plündern hier, wie im Freien, mißhandeln und quälen die Thiere oder ärgern die Leute, — manchmal mehr, als dem Beſitzer recht iſt; ſie können ſelbſt Kindern gefährlich werden.

8. Der Ammer, Emberiza Linné.

Von den eigentlichen Finken unterſcheiden ſich die Ammer hauptſächlich durch den Schnabel, deſſen Oberkinnlade hinter der Schneide einen Winkel bildet, in welchen eine vorſtehende Ecke des Unterkiefers paßt und auf deſſen Gaumen ſich ein Höcker erhebt. Im Uebrigen ſind die Ammer plumper gebaut, als die Finken.

Fig. 60.



Goldammer. Ortolan.

Zu den deutſchen Waldvögeln haben wir ſtreng genommen nur eine Art, den bekannten Goldammer, Emmer, Hämmerling, Embriz, Golmer, Gelbfink, Gilbling, Goldgänschen, Gehling, Gorſe, Gröning, Sternardt und Grünſchling, Emberiza citrinella Linné, zu zählen. Seine Länge beträgt 6½, die Breite 10 bis 10½ Zoll. Das alte Männchen iſt im Frühjahr am Kopfe und auf der Unterſeite ſchön citronengelb, an

den Bruſtſeiten roſtroth gefleckt, auf dem Rücken roſtfarben mit ſchwarzen Schaftflecken, am Rückenende roſtroth. Das Weibchen und die Jungen unterſcheiden ſich von ihm durch düſtere Farben und dunkle Längsflecken auf Kopf und Unterſeite. Im Herbſt und Winter verdecken graue Federränder die ſchöne Färbung*).

In Mitteleuropa iſt der Goldammer überall gemein, in Süd- und Nordeuropa ſeltener. Er bewohnt im Sommer paarweiſe die Waldränder und die Gebüſche im Felde, ſchlägt ſich nach der Brutzeit in ſchwache Flüge und ſtreift dann im Lande umher, gewöhnlich nur in einem kleinen Umkreiſe. Im Winter kommt er maſſenweiſe in die Dörfer und Städte herein. In ſeinem Betragen hat er wenig mit den regen und klugen Finken gemein. Er iſt, obgleich er auf dem Boden ziemlich geſchickt umherhüpft und auch raſch und anhaltend fliegen kann, tölpelhaft in ſeinem Weſen, jedoch keineswegs träge, vielmehr ruhelos und unſtet. Seine Argloſigkeit iſt größer, als ſeine Klugheit. Er wird allerdings in den wenigſten Ländern unſeres Vaterlandes verfolgt und lernt ſomit den Menſchen nur von ſeiner liebenswürdigen Seite kennen; aber auch wiederholte Verfolgung verändert ſein Betragen wenig. Geſellig iſt er in hohem Grade, mit Seinesgleichen ebenſowohl, wie mit anderen Vögeln, auch mit ſolchen, mit welchen er wenig Aehnlichkeit hat. Das Männchen ſingt im Frühjahr ſehr fleißig, gewöhnlich von einer hohen Aſtſpitze herab, wo es ſtundenlang ſitzen bleibt; aber ſein

*) Von den übrigen Ammerarten wollen wir noch den Ortolan, Fett- oder Gartenammer, Emberiza hortulana Linné, erwähnen. Seine Länge beträgt 6 bis 6¼, die Breite 9½ bis 10¼ Zoll. Bei dem Männchen ſind im Frühling Kopf, Hinterhals, der Kropf und ein Streifen zu jeder Seite der Kehle olivengrün; der übrige Oberkörper iſt ſchwarzbraun mit roſtfarbigen Federrändern; Bruſt und Bauch ſind hell roſtfarben; die Kehle iſt ſtrohgelb. Im Herbſt ſind Kopf und Hals dunkel geſtreift, und ein dieſem ähnliches Kleide trägt das Weibchen, während die jüngeren Vögel noch unſcheinbarer gefärbt ſind. In Deutſchland iſt der Gartenammer ſelten, in Skandinavien, Südeuropa, Weſtſibirien und Syrien häufig. Er bewohnt nur beſtimmte Stellen des Landes, vornehmlich ſolche, welche reich an Waſſer ſind. In Italien und Südfrankreich wird er in Menge gefangen, in beſondere Kammern geſperrt, hier mit Hirſe gemäſtet und ſchon nach kurzer Zeit in merkwürdiger Weiſe fett. Gutſchmecker bezahlen dann verhältnißmäßig ungeheure Summen für den zarten und ſehr leckeren Braten.

Andere Ammerarten, welche zuweilen im Walde vorkommen, ſind der Grauammer, Emberiza miliaria Linné, der größte von Allen, der Zaunammer, Emberiza Cirlus Linné, welcher ſich ab und zu in Süddeutſchland zeigt, ſowie endlich der Rohrammer, Emberiza Schoeniclus Linné, welcher im Bruchwalde gefunden wird.

Geſang iſt ſehr unbedeutend. Moſen hat ihn hübſch überſetzt mit den Worten „Wie, wie hab' ich Dich lieb!“

Das Neſt wird in niederen Geſträuchen erbaut und aus groben Stoffen liederlich zuſammengeſchichtet. In günſtigen Jahren findet man ſchon zu Ende März 4 bis 5 auf trüb- oder röthlichweißem Grunde mit vielen dunkleren bunten Flecken, Aederchen und Kritzeln gezeichnete Eier, welche das erſte Gelege ausmachen. Beide Eltern bebrüten ſie 13 Tage lang und ziehen die Jungen gemeinſchaftlich mit Kerbthieren auf. Ende Mai's brütet der Goldammer zum zweiten Male und in manchen Jahren im Juli zum dritten Male.

Der Goldammer bringt keinen Schaden. Im Sommer verzehrt er faſt ausſchließlich Kerbthiere; im Herbſt und Winter ſucht und bettelt er ſich Körner zuſammen, im Felde, wie im Gehöft des Landmannes. Sehr gern frißt er Getreide, niemals aber wird er deshalb ſo läſtig, wie der Sperling. Außer ſeiner Kerbthierjagd nützt er durch ſein Fleiſch, welches kaum weniger wohlſchmeckend iſt, als das ſeines berühmten Verwandten, des Fettammers. Viele Feinde ſtellen ihm nach, nicht blos die Raubvögel, ſondern auch die Raubſäugethiere und mehrere Nager, welche namentlich die Eier gefährden. In der Gefangenſchaft iſt er langweilig.

9. Der Kukuk, Cuculus canorus Linné.

Ein Wald ohne den Kukuksruf im Frühjahre iſt gar kein rechter Wald. Jeden anderen Vogel kann man überhören: der Kukuk ſpricht von ſich ſelbſt und iſt deshalb auch Jedermann bekannt, freilich mehr dem Namen nach, als hinſichtlich ſeiner Geſtalt und ſeines Weſens.

Der Kukuk oder Gauch iſt der einzige in Deutſchland ſtändig vorkommende Vertreter einer ſehr zahlreichen Zunft. Seine Länge beträgt 12 bis 13¾, die Breite 22½ bis 24½ Zoll. Das Gefieder iſt auf Oberkörper, Vorderhals und Kropf aſchgrau, auf Bruſt und Bauch weiß, ſchwarzbraun geſperbert; die Schwungfedern und der Schwanz ſind ſchwarz, an der Spitze weiß gefleckt; der Augenſtern iſt feuergelb, der Fuß gelb, der Schnabel hornfarben. Im Alter ähneln ſich beide Geſchlechter; bei den Jungen iſt die Oberſeite grauſchwarz, roſtroth gefleckt und an den Federn

weiß gerandet, die Unterſeite durchaus geſperbert. Eine Spielart iſt oben braunroth, dunkler gebändert, unten weißlich ſchwarzbraun gewellt. So gefärbte Vögel ſind regelmäßig Weibchen.

In Europa findet ſich der Kukuk aller Orten, wenn auch nicht überall gleich häufig. Nordeuropa bewohnt er in zahlreicher Menge; in Südeuropa iſt er ſeltener. Waldungen aller Art bilden ſeinen Wohnſitz; von ihnen aus durchſtreift er Feld und Flur. Er erſcheint ſpät im Jahre, nicht vor der Mitte Aprils, und verläßt uns bereits im Auguſt wieder, um ſeiner Winterherberge, den Waldungen Mittelafrika's, zuzueilen.

Fig. 61.

Kukuk.

Er iſt ein einſam lebender, ſcheuer, wilder, ſtürmiſcher, unbändiger Vogel. Sein Flug iſt leicht, dem eines Sperbers täuſchend ähnlich, weshalb auch die heute noch geglaubte Sage entſtehen konnte, daß er ſich im Winter in einen Sperber verwandele. Doch fliegt der Kukuk ſelten weit in einem Zuge. Er verweilt nirgends lange, ſondern durchſtreift ſein großes Gebiet fortwährend. Auf dem Boden läuft er, ungezwungen, niemals umher; ſein Gang iſt auch im höchſten Grade ungeſchickt. Bekannt iſt der gewöhnliche Ruf des Männchens, weniger bekannt, daß es dieſen Ruf oft mit einem

leiſen „Quawa“ begleitet. Das Weibchen läßt ein unangenehmes, wie „Kikikikirr“ klingendes Gekicher vernehmen.

Ueber die geiſtigen Begabungen des Kukuks iſt wenig Gutes zu ſagen. Er iſt ſehr unliebenswürdig. Vielleicht darf man ihn den ſelbſtſüchtigſten aller Vögel nennen. Er weicht dem Menſchen ſcheu aus, hält aber auch mit keinem Thiere Freundſchaft, nicht einmal mit Seinesgleichen; höchſtens auf dem Zuge und in der Winterherberge vereinigt er ſich mit Anderen ſeiner Art. Zur Brutzeit geberdet er ſich wie raſend, angeſichts eines anderen Männchens eiferſüchtig toll, dem Weibchen gegenüber ſtürmiſch, wie ein Hahn. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß er nicht einmal in ſtrenger Ehe lebt, ſondern jedes Weibchen annimmt, deſſen er habhaft werden kann, wie umgekehrt das Weibchen ſich mit jedem Männchen einläßt. Liebe zur Brut kennt er nicht, weil er ſich bekanntermaßen um dieſe gar nicht bekümmert. Freſſen, Schreien und mit Anderen ſeiner Art zanken heißt bei ihm Leben; für alles Uebrige ſcheint er keinen Sinn zu haben.

Sofort nach ſeiner Ankunft im Frühjahre hört man den lauten Ruf im Walde erſchallen. Hier ſucht er ſich mehrere hohe Bäume aus, welche er bei ſeinen Streifereien regelmäßig beſucht. Er ſchreit während des ganzen Tages, am häufigſten in den Früh- und Abendſtunden oder vor und nach dem Regen. Anfangs Mai bekundet er durch tolleres Schreien und eifriges Umherfliegen, daß die Zeit ſeiner Liebe gekommen. Wie unſinnig jagt er hinter dem Weibchen her, ſchreit ſich buchſtäblich heiſer, lockt dadurch andere Männchen heran, kämpft mit dieſen und kehrt wieder zu dem Weibchen zurück, welches auf alle Tollheiten mit lautem Gekicher antwortet. Nach der Fortpflanzungszeit ſchweigen beide Geſchlechter. Aber die Fortpflanzungs-, oder richtiger die Legezeit währt bei dem Kukuk länger, als bei allen übrigen Vögeln. Man weiß nicht, wie viel Tage vergehen, ehe eins der Eier zur vollen Reife gelangt; ſoviel iſt aber ſicher, daß unverhältnißmäßig lange Pauſen zwiſchen dem Eierlegen eintreten. Das Weibchen ſucht während der Paarung nach paſſenden Neſtern kleinerer Vögel, welche es zu Pflegeeltern ſeines Jungen erwählt. Namentlich Grasmücken, Bachſtelzen, Zaunkönige, Rothkehlchen, Braunellen, Baumpieper, Brachpieper und Wieſenſchwätzer ſind es, welche mit dieſer ſehr zweifelhaften Ehre bedacht werden; ſelbſt das Goldhähnchen wird nicht verſchont. Das Kukukweibchen legt ſein Ei auf den Boden, nimmt es dann in den Schnabel und trägt

es in dieſem zum Neſte, wobei es gewöhnlich eins oder mehrere von den rechtmäßigen Eiern des Neſtinhabers herauswirft, wie Einige behaupten, auch wohl auffrißt. Die Kukukseier ſelbſt ſind ſehr auffallend geſtaltet und gezeichnet. Sie ſind unverhältnißmäßig klein, auf weißem Grunde überaus verſchieden gefleckt und gekritzelt, den Eiern der Pflegeeltern oft täuſchend ähnlich gefärbt, ſodaß die Meinung entſtehen konnte, jeder Kukuk lege Eier, welche denen derjenigen Vögel ähnlich ſeien, in deren Neſt er groß wurde. Ob dieſe Anſicht begründet iſt oder nicht, konnte zur Zeit noch nicht ermittelt werden.

Man würde irren, wenn man annehmen wollte, daß ſich die Pflegeeltern den Eingriff in ihre häuslichen Rechte ſo ohne Weiteres gefallen ließen. Sie ſind ausnahmslos erbitterte Feinde des Kukuks und ſicherlich nicht deshalb, weil ſie ihn mit dem Sperber verwechſeln, ſondern weil ſie ſeine Unthaten richtig erkannt haben. Wenn ſie ihn während des Unterſchiebens eines Eies bei dem Neſte treffen, erheben ſie ein klägliches und ingrimmiges Geſchrei und verfolgen ihn mit noch größerer Heftigkeit als ſonſt. Demungeachtet nehmen ſie ſich des Findelkindes mit rührender Zärtlichkeit an. Selbſt die Goldhähnchen bebrüten das verhältnißmäßig große Ei des Kukuks ebenſo eifrig, wie die ihrigen, und alle Pflegeeltern füttern den gefräßigen jungen Kukuk mit Aufopferung groß, obgleich ſie kaum im Stande ſind, für ſeinen unerſättlichen Schlund Nahrung in hinreichender Menge herbeizuſchaffen; obgleich ſie ſehen müſſen, wie der Findling, welcher ſehr ſchnell heranwächſt, eins der rechtmäßigen Kinder nach dem andern erdrückt oder aus dem Neſte ſchleudert. Die erhabene Kindesliebe der Vögel zeigt ſich bei keiner Gelegenheit glänzender, als bei Erziehung des Kukuks, welcher ſeinen Pflegeeltern gegenüber nur Begierden an den Tag legt, ihre Zärtlichkeit aber niemals mit Gleichem vergilt.

Man bleibt in Zweifel, ob man den Kukuk zu den nützlichen oder zu den ſchädlichen Vögeln zu rechnen hat. Zu leugnen iſt nicht, daß er durch Zerſtören der Bruten viel Unheil ſtiftet; andererſeits aber vermag ſeine Gefräßigkeit Großes zu leiſten und wird um ſo erſprießlicher, als der Kukuk ſchädliche Kerbthiere vertilgt, welche andere Vögel oder auch Säugethiere verſchmähen. Er frißt Nachtſchmetterlinge, Waſſerjungfern, Mai- und Brachkäfer, am liebſten aber behaarte Raupen, obgleich ſein Magen inwendig von dieſer Nahrung mit einem dicken Haarfilz belegt wird, welcher,

weil ſich die einzelnen Haare in die Magenhaut einbohren, als Beſtandtheil des Magens ſelbſt erſcheint. Man hat beobachtet, daß Kukuke auf dem Zuge wochenlang in Wäldern verweilten, welche von der Raupenpeſt behaftet waren, und hier in höchſt ausgiebiger Weiſe aufräumten, ſich alſo ſehr nützlich machten. Dies iſt aber auch das einzige Gute, welches man von ihnen ſagen kann.

Die Zahl der Feinde, welche den Kukuk ernſtlich bedrohen, iſt gering. Der Menſch jagt ihn regelmäßig nicht, den meiſten Falken entgeht er durch ſeine Gewandtheit im Fluge und den Raubſäugethieren durch ſeinen Aufenthalt auf den Bäumen. Demungeachtet tritt er niemals eigentlich häufig auf: es ſcheint, als ob das ungeſtüme, raſtloſe Weſen Dem ein Hinderniß wäre.

10. Die Tauben, Columba Linné.

Wie arm unſer deutſcher Wald an Tauben iſt, erkennt man am deutlichſten, wenn man einen anderen Erdtheil bereiſ't. Nicht blos in Amerika treten dieſe Vögel in unſchätzbarer Menge auf, ſondern auch in Afrika und noch häufiger auf den vielen Eilanden des ſtillen Meeres, welche als ihre eigentliche Heimath betrachtet werden müſſen.

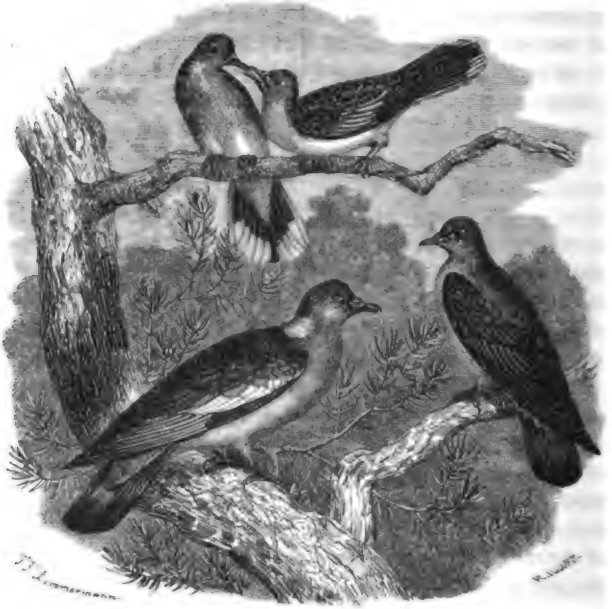
Bei uns leben ſtändig nur drei Arten von Wildtauben und eigentlich nirgends in beſonderer Menge.

Die Ringeltaube, große Holz-, Ring-, Wald-, Wild-, Kohl- oder Schlagtaube, Palumbus torquatus Aldrovandi, (Columba Palumbus Linné, Columba torquata Klein), 15 bis 16 Zoll lang und 26 bis 27½ Zoll breit, iſt auf der Oberſeite dunkelblaugrau, am Vorderhals und an der Oberſeite weinroth, am Bauche blauweißlich. Die Schwingenſpitzen und der Schwanz ſind ſchieferfarben, die erſteren mit weißen Federrändern, der letztere mit einer weißen breiten Querbinde; außerdem ſteht auf den Flügeln ein weißer Fleck. Die Alten unterſcheiden ſich durch lebhaften Schiller auf dem Hals und durch zwei weiße Bandflecken zu beiden Seiten deſſelben von den Jungen.

Waldungen aller Art und Baumpflanzungen Mitteleuropa's, namentlich aber Nadelwaldungen ſind die Heimath dieſes ſtattlichen Vogels. Im Norden Europa's kommt er nicht vor, und im Süden iſt er ſelten.

Die **Hohltaube**, kleine Holz-, Wald-, Bloch-, Loch-, Kohl- und Blautaube, **Columba oenas Linné**, iſt bedeutend kleiner, nur 12½ bis 15 Zoll lang und 26 bis 27½ Zoll breit, ſehr gleichartig gefärbt, auf der Oberſeite aſchblau, am Hals grün und purpurglänzend, auf der Bruſt rothgrau, am Bauch hellaſchgrau, überall röthlich überhaucht.

Fig. 62.



Ringeltaube. Turteltauben. Hohltaube.

Die Weibchen und Jungen unterſcheiden ſich von den Männchen durch geringeren Glanz an Hals und Bruſt.

Alte hohle Bäume Mitteleuropa's, mögen dieſelben in Waldungen oder einzeln im Felde ſtehen, werden zu Wohnſitzen der Hohltaube, welche im Uebrigen die Verbreitung der Ringeltaube hat.

Digitized by Google

Die Turteltaube, Turtur auritus Ray (Columba Turtur Linné), die kleinſte unſerer Tauben, iſt 10½ bis 11 Zoll lang und 18 bis 19 Zoll breit, auf der Oberſeite braungrau, auf dem Scheitel und dem Oberhals hellblau, auf der Stirn weißlich, auf der Bruſt blaßroſenroth, am Bauche weiß. Außerdem zeichnet die Seiten des Halſes ein ſchwarzer Fleck mit 3 bis 4 Querſtreifen und die Flügel eine breite, ſchön roſtrothe Einfaſſung. Die Jungen unterſcheiden ſich durch düſtere Färbung, eine ſchwarzgraue und roſtfarbene Fleckenzeichnung auf den Flügeln, roſtfarbene Federkanten auf Hals und Bruſt und durch das undeutliche Halsband.

Außer den Waldungen und Baumpflanzungen Mittel- und Südeuropa's findet ſich die Turteltaube und zwar häufiger noch, als hier, in Aſien und Afrika. Sehr gemein iſt ſie in den Donauländern und auf der Balkanhalbinſel.

Mit Ausnahme der Hohltaube, welche durch die Baumhöhlungen an beſtimmte Plätze gebunden wird, führen unſere Tauben ein zigeunerartiges Leben. In manchen Jahren ſind ſie in gewiſſen Waldtheilen häufig, in anderen ſehr ſelten. Es läßt ſich dies auf dieſelben Urſachen zurückführen, welche wir bei Beſchreibung der Kreuzſchnäbel hervorgehoben haben. In den Nadelwaldungen nähren ſie, namentlich die Ringel- und die Turteltaube, ſich vorzugsweiſe von Fichten- und Kiefernſamen, und ſie erſcheinen umſo häufiger, je beſſer dieſer gerathen iſt, während ſie in ungünſtigen Samenjahren die Laubwaldungen bevorzugen. Neben dem Holzſamen freſſen die Tauben Erbſen, Wicken, Gras- und Unkrautſämereien, Getreidekörner und wennauch nur nebenbei, Kerbthiere und Würmer.

Unſere drei Arten unterſcheiden ſich in Lebensweiſe und Betragen nicht unweſentlich. Die Ringeltaube iſt die plumpeſte und unliebenswürdigſte; die Hohltaube hat viel mit unſerer Haustaube gemein. Alle drei Arten ſind äußerſt geſchickt im Fliegen und auch auf dem Boden gut bewandert. Der Flug iſt ſchnell, bei dem Auffliegen klatſchend, ſodann pfeifend, vor dem Niederſetzen lautlos, ſchwebend. Alle Arten durchfliegen ohne Beſchwerde weite Strecken, treiben ſich ſpielend aber nur während der Paarungszeit in der Luft umher. Der Gang iſt ziemlich langſam, und jeder Schritt wird mit einem Kopfnicken begleitet; auf den Baumäſten laufen Alle geſchickt hin und her. Die Sinne ſcheinen wohl ausgebildet zu ſein; die geiſtigen Fähigkeiten können kaum beſonders entwickelte genannt werden. Hervorragende Eigenſchaft aller Tauben iſt eine große Scheu vor dem Menſchen

und vor anderen Thieren, obwohl es vorkommt, daß Ringel- und Hohltaube in unmittelbarer Nähe der Dörfer und Städte niſten, ſelbſt auf den Bäumen der belebteſten Spaziergänge.

Unſere Waldtauben ſind Wandervögel. Sie erſcheinen bei uns im März und April und verweilen bis zum September und Oktober. Am früheſten kommt die Ringeltaube, zuletzt die Turteltaube. Ihre Wanderung dehnen ſie bis nach Südeuropa aus. Ringel- und Hohltaube ſahen wir während des Winters in ungeheuren Flügen in den ſüdſpaniſchen Gebirgen und der Umgegend Madrids; Turteltauben trafen wir in Spanien und Egypten als Wintergäſte an. Die Wegziehenden ſammeln ſich ſchon bei uns zu kleinen Flügen und Schwärmen, welche mehr und mehr ſich vergrößern, je länger die Reiſe währt; die Heimkehrenden kommen einzeln an und vertheilen ſich auf ihre Niſtplätze. Sobald es die Witterung erlaubt, ſchreitet dann jedes Paar zur Fortpflanzung. Ein ſehr liederlich gebautes Neſt wird begründet und mit zwei weißen Eiern belegt, welche dann von beiden Eltern bebrütet werden. Die Neſter der Ringel- und Turteltaube ſtehen gewöhnlich niedrig, nahe am Stamm auf einer Aſtgabel oder auf zwei nebeneinander ſtehenden Aeſten. Dürre Reiſer bilden ſie; das Gefüge derſelben iſt aber ſo locker, daß man nicht ſelten die Eier von unten durchſchimmern ſieht. Von der Ringeltaube wird auch manchmal ein altes Krähen-, Elſter- oder Eichhornneſt benutzt. Die Hohltaube baut nur in Höhlungen und verarbeitet neben den dürren Reiſern und Würzelchen noch Erdmoos und dürre Blätter. Sie hat oft ihre Noth, eine geeignete Baumhöhlung zu finden, und muß es ſich dann außerdem noch gefallen laſſen, daß Spechte und Dohlen Streit mit ihr wegen des Niſtplatzes beginnen, wobei ſie gewöhnlich den Kürzeren zieht. Die Jungen, welche von beiden Eltern groß gefüttert werden, genießen nur kurze Zeit nach dem Ausfliegen noch die Pflege und Obhut ihrer Eltern, weil dieſe bald wieder zur zweiten und bezüglich zur dritten Brut ſchreiten.

So lange die Tauben brüten, iſt ihre Lebensweiſe eine ſehr regelmäßige. Beide Gatten bringen die Nacht in der Nähe ihres Neſtes zu, ſind aber bei Anbruch des Morgens bereits wach und munter. Noch vor Tagesanbruch begiebt ſich der Tauber auf einen Lieblingsbaum, gewöhnlich den höchſten in ſeinem Gebiete und beginnt hier zu ruckſen, um ſo öfterer und ſchneller nach einander, je verliebter er iſt. Andere Tauberte antworten

dieſem Rufe in gleicher Weiſe, kommen wohl auch herbei und ſetzen ſich auf denſelben oder die nächſten Bäume und feuern ſich gegenſeitig zu immer lebhafterem Ruckſen an, ohne jedoch in eiferſüchtige Händel zu gerathen. Das Ruckſen iſt allen Tauben eigenthümlich, aber ſehr verſchieden je nach der Art. Bei unſeren Ringeltauben klingt es dumpf und hohl wie „Ruckkuku“ und „Kukuku“, bei der Hohltaube einfach „Huhuhu“ und bei der Turteltaube endlich wie der Name ſagt: „Turtur“, ziemlich leiſe, aber wohllautend. Wenn der Tauber recht im Feuer iſt, erhebt er ſich nach dem Ruckſen mit klatſchenden Flügelſchlägen in die Luft, ſteigt ſenkrecht empor und ſchwebt dann ſchief mit vollkommen ſtill gehaltenen Flügeln wieder zu ſeinem Sitz herab oder führt einige prächtige Schwenkungen aus, angeſichts der Taube, welche darüber ſicherlich große Freude hat. Nach Beendigung dieſes Liebesſpieles fliegen Beide nach Nahrung aus, gewöhnlich nicht vor 7 Uhr und niemals nach 9 Uhr des Morgens. Schon um 10 Uhr kehren ſie geſättigt zurück, unterhalten ſich eine Stunde lang in derſelben Weiſe, wie am Morgen, gehen um 11 Uhr zur Tränke und ruhen den Mittag über in einem dichten Baum verſteckt. Nachmittags fliegen ſie nochmals zum Futterſuchen aus, und Abends zwiſchen 5 und 6 Uhr kehren ſie wiederum zum Niſtplatze zurück, und der Tauber ruckſt dort bis zum Dunkelwerden. Während der Bebrütung der Eier ruckſt der Tauber weniger und fliegt hierauf allein nach Nahrung aus, weil er von Morgens 9 oder 10 Uhr bis Nachmittag 3 Uhr die Taube im Brüten ablöſen muß. Beide Geſchlechter ſind ſehr zärtliche Gatten; ſie halten ſich treu zuſammen und ſchnäbeln ſich wiederholt. Am liebenswürdigſten zeigen ſich die Gatten eines Turteltaubenpaares, und ſie ſind es auch, denen das Wort „Taubenzärtlichkeit“ ſein Entſtehen zu verdanken hat. Daſſelbe hat ſeine Berechtigung, ſoweit es ſich um die gegenſeitige Anhänglichkeit der Geſchlechter handelt; es darf aber nicht auf das Verhältniß zwiſchen Eltern und Kindern ausgedehnt werden: denn unſere Waldtauben ſind die treuloſeſten und ſchlechteſten Eltern, welche es giebt. Eine Ringeltaube, welche einmal während des Brütens geſtört wurde, verläßt das Neſt augenblicklich, ohne wieder zu ihm zurückzukehren, läßt ſelbſt die ausgeſchlüpften Jungen gefühllos verhungern, ſobald ſie ſich beobachtet ſieht, und die übrigen Arten betragen ſich nicht viel beſſer. Kurz nach dem Ausfliegen der Jungen nimmt gewöhnlich je eins von den Eltern ein Junges mit ſich und unterrichtet es nothdürftig im Auf-

ſuchen der Nahrung, überläßt es aber rückſichtslos ſeinem Schickſale, ſobald es glaubt, daß Jenes ſich forthelfen könne. Sehr viele junge Wildtauben gehen in Folge dieſer ſchnöden Behandlung zu Grunde.

Die große Scheu und die Fluggewandtheit der Wildtauben ſichert ſie vor vielen Feinden. Wanderfalk und Habicht ſind bei uns wohl die gefährlichſten derſelben. Außerdem mag der Baummarder manche Brut zerſtören und Nachts der Uhu eine oder die andere ſchlafende Taube wegnehmen. Der Menſch verfolgt ſie wenigſtens nicht regelmäßig, und er hat Recht, ſie zu ſchonen, denn der Schaden, welchen die Tauben durch Aufleſen von Getreide und Hülſefrüchten ihm zufügen können, wird reichlich aufgewogen durch den Nutzen, welchen dieſe Vögel als Vertilger von Unkrautſämereien bringen, ganz abgeſehen von der Annehmlichkeit, welche wir ihnen als Beleber der Wälder zu danken haben.

Ansiedler im Walde.

Digitized by Google

Funfzehnter Abschnitt.

Die Niſtgäſte des Waldes.

Ein uns befreundeter Grünrock, welcher nicht blos Forſtmann und Jäger, ſondern zugleich auch ein tüchtiger Naturforſcher iſt, hat Verwahrung eingelegt gegen das von uns gegebene Verzeichniß der Einwohnerſchaft des deutſchen Waldes. Er wollte auch in unſerm Buche einige gefiederte Waldeskinder nicht miſſen, welche er bezeichnend „Anſiedler des Waldes“ nannte. Unter ihnen verſtand er diejenigen Vögel, welche mehr oder minder regelmäßig im Walde ſich einfinden, ſei es, um eine Zeit lang ihrer Jagd auch hier obzuliegen, ſei es, um innerhalb des Waldes den Ort auszuwählen, welcher ihr Neſt aufnehmen ſoll.

Wir haben dem Wunſche unſers Freundes gern entſprechen wollen, aber geglaubt, uns auf diejenigen Vögel beſchränken zu müſſen, welche, obwohl dem Anſchein nach fremd im Walde, ihn doch zeitweilig und zwar hauptſächlich während der Blüthezeit des Lebens zum Wohnſitze erküren.

Nach Dem, was wir über die Waldvögel bereits mitgetheilt, haben wir es nur mit noch wenigen zu thun, zunächſt mit denen, welche einzeln regelmäßig, jedoch nicht ausſchließlich, im Walde herbergen, und oft oder immer in ihm brüten. Sie ſind ſämmtlich unſerer Theilnahme werth, obgleich ihre Wirkſamkeit zu Gunſten oder zum Verderben des Waldes nur eine ſehr geringe iſt. Neue Geſtalten treten in ihnen vor unſer Auge, Vögel, welche uns fremd im Walde erſcheinen wollen, weil ihre Verwandten durchaus verſchiedene Oertlichkeiten bewohnen.

Nur die Familie eines einzigen von ihnen iſt uns bereits bekannt geworden; alle übrigen gehören Geſchlechtern an, deren Mitglieder den Wald eher meiden, als aufſuchen.

1. Der Eisvogel, Alcedo ispida Linné.

Der Beobachter, welcher an dichtumbuſchten Bächen oder Flüſſen aufmerkſam dahin wandert, wird ſelten einen unſerer Prachtvögel vermiſſen, welcher hier, immer möglichſt verſteckt, ſein Weſen treibt und dem Fiſchfange obliegt, ſtill und ruhig, wie Dies aller Fiſcher Weiſe. Gewöhnlich erblickt man den kleinen, auffallend geſtalteten Geſellen erſt dann, wenn er, durch den ſich nahenden Menſchen aufgeſcheucht, wie ein Pfeil über dem Gewäſſer dahinſchwirrt, allen Biegungen deſſelben folgend, gewöhnlich in gleicher Höhe über der Oberfläche ſich haltend. Er fehlt keinem ruhigen Bache oder Fluſſe; er folgt einem ſolchen bis tief in das Herz des Waldes. Nur im eigentlichen Gebirge wird er ſeltner, und auch der düſtere Hochwald, mit welchem die Stelze und der Waſſerſchwätzer ſo innig verkettet ſind, ſcheint ihm nicht zu behagen.

Dieſer ſtille Fiſcher iſt unſer Eisvogel, Ufer-, Waſſer-, Seeſpecht, das Waſſerhähnlein, der Eiſengart oder Martinsvogel, und wie er ſonſt noch genannt werden mag. Seine Länge beträgt 6½ Zoll, die Breite 10⅓ Zoll, das Weibchen iſt nur um 1 bis 2 Linien kürzer und 2 bis 3 Linien ſchmäler. In der Geſtalt erinnert der Eisvogel einigermaßen an die Spechte. Sein Leib iſt gedrungen, der Kopf groß, der lange Schnabel keilförmig, der Schwanz ſehr kurz, der Flügel kurz und gerundet und der Fuß endlich äußerſt zart, ſchwach und klein. Das dichte Gefieder prangt in herrlichen Farben. Der Kopf iſt grün oder blaugrün, graublau gebändert, der Rücken grünblau, der Oberflügel dunkelgrün, grünblau geſtrichelt, der Schwanz dunkelblau mit grünem Schiller, die Kehle gelblich weiß, der ganze übrige Körper gelblich oder röthlich braun. Durch das Auge verläuft ein lichter Zügel, welcher vor und unter dem Auge gelbbraun, hinter ihm röthlich und gegen den Nacken zu gelblich weiß gefärbt iſt. Die Iris iſt dunkelbraun, der Schnabel ſchwarz, der Fuß mennigroth.

Der größte Theil Europa's und ein guter Theil Sibiriens ſind die Heimath des Eisvogels; in Nordoſtafrika kommt er nur während des Winters

und dann immer einzeln vor. Er iſt an das Waſſer gebunden und findet ſich hier überall, wo deſſen Ränder mit Gebüſch bedeckt ſind, vorausgeſetzt natürlich, daß das Gewäſſer kleine Fiſche enthält. Dieſe bilden faſt die ausſchließliche Nahrung des Vogels, welcher deshalb und wegen ſeiner Schön-

Fig. 63.

Waldwaſſerläufer. Eisvogel.

heit auch wohl der Königsfiſcher genannt wird. Er iſt ein Strichvogel, welcher ſo lange, als er ſeine Nechnung findet, an einem und demſelben Orte ſeßhaft bleibt und hier ein beſtimmtes Gebiet bewohnt, aus dem er jeden Eindringling, ſeine eigenen Kinder auch, zankſüchtig vertreibt. Dieſe

Vertriebenen ſind es, welche umherſtreichen und gelegentlich ſich bis nach Afrika verirren. Strenge Kälte zwingt den Eisvogel ebenfalls zum Streichen; denn wenn ſein Gewäſſer zugefriert, muß er ein anderes aufſuchen, welches warmer Quellen wegen offen bleibt. Ohne Noth ſtreicht er aber nicht im Lande umher; das Reiſen wird ihm ſchwer.

Es läßt ſich nicht verkennen, daß das Leben unſeres Vogels in gar mancher Hinſicht eigenthümlich iſt; im Ganzen aber fließt es ſehr einförmig dahin. Das Paar durchſtreift ſein großes Gebiet tagtäglich zu wiederholten Malen, ohne ſich viel um einander zu kümmern, es ſei denn, daß die Liebe Dies wünſchenswerth oder die Ernährung der Jungen es nothwendig mache. Jeder Gatte ſitzt auf einem erhabenen Gegenſtand über dem Waſſer, möglichſt verborgen, halbe Stunden lang bewegungslos, und ſpäht in die Tiefe. Sobald dort ein Fiſch vorüberhuſcht, ſtürzt er ſich wie ein Pfeil in's Waſſer, taucht tief ein und verſucht den Fiſch zu fangen. Gelingt Dies, ſo arbeitet er ſich mit Hilfe der Flügel wieder zur Oberfläche empor, fliegt auf denſelben Zweig zurück, ſchüttelt das Waſſer vom Gefieder ab und verſchlingt nun die erworbene Beute. Sind die Fiſche an einer Stelle ſcheu geworden, ſo fliegt er ſchwirrend dicht über dem Waſſer hin, allen Krümmungen desſelben folgend, zu einer zweiten Warte und verfährt hier wie vorher. Kurz nach dem Auffliegen vernimmt man wohl auch die Stimme, ein lautes „Siſiſi“; im Sitzen giebt er keinen Laut von ſich. So treibt er es außer der Brutzeit jahraus, jahrein. Er iſt, wie alle Fiſcher, ein verdrießlicher, ungeſelliger Burſch, aber ſtill und ausdauernd. Und Dies hat er nöthig; denn oft muß er tagelang vergeblich lauern, oft wiederholt in's Waſſer ſtoßen, ehe ihm eine Beute wird. Ueber breiteren Gewäſſern rüttelt er manchmal wie ein Falk und ſtößt dann plötzlich in die Tiefe: Dies geſchieht aber nur ausnahmsweiſe.

Im Mai beweiſt der Eisvogel durch ſein zärtliches Betragen, daß die Zeit der Liebe auch für ihn gekommen. Das Männchen ſetzt ſich auf einen Strauch und ruft mit einem pfeifenden Tone nach dem Weibchen. Letzteres kommt heran und fliegt weiter. Das Männchen folgt, ſetzt ſich auf einen zweiten Baum, ſchreit wieder, das Weibchen kommt nochmals, und ſo necken ſich Beide lange Zeit. Mit anderen Männchen beginnt der verliebte Gatte heftige Kämpfe; er iſt jetzt ungeſelliger, denn je. Während der Liebesſpiele hat ſich das Paar in einer ſteilen Erdwand am Ufer ein rundes Loch ge-

graben, 2 bis 3 Fuß tief in die Erde, und es hinten zu einer backofenförmigen Höhle erweitert. Hier werden nun eine Zeit lang die Gräten der verdauten Fische ausgespieen und diese Gewölle einigermaßen geordnet. Das ist das Nest. Der Bau desselben erfordert mehrere Wochen; dafür wird es aber auch, wenn Alles gut geht, jahrelang benutzt. Das Gelege, welches gewöhnlich in der Mitte des Mai vollzählig ist, besteht aus 6 bis 7 verhältnißmäßig großen, rundlichen, glattschaligen, weißen Eiern. Soviel man weiß, brütet das Weibchen allein und zeitigt die Jungen innerhalb vierzehn Tagen. Diese sind unförmlich gestaltete, abscheulich aussehende und überaus unbehilfliche Geschöpfe, deren nackte Haut mit einzelnen, sehr dünn stehenden Dunen bedeckt ist. Beide Alten tragen ihnen anfänglich Wasserjungfern, Hafte und andere Kerbthiere, später Fische zu. Ihr Wachsthum scheint ziemlich lange zu währen, und nach dem Ausfliegen müssen sie noch mehrere Wochen hindurch gefüttert werden, bevor sie ihr Gewerbe auszuüben verstehen. Sobald Dies der Fall ist, treiben sie die Alten im eigentlichen Sinne des Wortes in die Welt hinaus.

Die Lebensweise des Eisvogels giebt wenig Feinden Gelegenheit, sich seiner zu bemächtigen; vielleicht sind nur Sperber, Edelfalk und Weihe als solche zu betrachten. Der Mensch verfolgt den Königsfischer seiner Schönheit wegen; denn eigentlichen Schaden verursacht er nicht, weil er nur wenig und ausschließlich kleine Fische fängt.

In der Gefangenschaft haben wir den Eisvogel nur ein einziges Mal gesehen und zwar im Thiergarten zu London. Hier bewohnte er ein sehr großes Gebauer, dessen Boden zur Hälfte ein tiefes, mit lebenden Fischen reichlich besetztes Wasserbecken war. Er betrug sich hier wie in der Freiheit und schien sich sehr wohl zu befinden, hatte auch bereits drei Jahre daselbst ausgehalten.

12. Der Waldwasserläufer, Totanus Glareola Temminck.

(Tringa Glareola Gmelin.)

In früheren Zeiten mag der Waldwasserläufer häufiger im Walde gewesen sein, als gegenwärtig, wo nur wenige Stellen unseres Vaterlandes ihn beherbergen. Der fortgeschrittene Forstbau hat seinen Aufenthalt im Walde sehr erschwert; denn er findet sich nur an solchen Orten, wo der

Waldgrund mehr, als der Forſtmann es wünſchen mag, von Gewäſſern durchzogen iſt, um es mit einem Worte zu ſagen: im Bruchwalde. Skandinavien, Finnland und Rußland dagegen beherbergen ihn in zahlreicher Menge, und von hier aus kommt er denn auch alljährlich gelegentlich ſeines Herbſtzuges zu uns. Eine hervorragende Rolle ſpielt er aber auch dann noch nicht.

Der Waldwaſſerläufer gehört zu den ſchnepfenartigen Vögeln. Von den Waldſchnepfen unterſcheidet er ſich durch ſchlankeren Leibesbau, höhere Füße, einen harten, geraden Schnabel und durch ſeine verhältnißmäßig geringe Größe. Seine Länge beträgt 8½ Zoll, ſeine Breite 15 Zoll. Der Schnabel mißt 13 Linien, die Fußwurzeln 16 Linien. Das Gefieder iſt oben ſchwarzbraun mit weißlichen Federrändern, welche auf dem Mantel Flecken bilden und mit grauen Flecken untermiſcht ſind, auf der Unterſeite weiß, am Kropf und den Halsſeiten durch braune Längsflecken, an den Körperſeiten durch gleich gefärbte Querflecken gezeichnet. Die mittleren Schwanzfedern ſind bis zur Wurzel herauf ſchwarz und weiß gebändert, der Schnabel iſt an der Wurzel grünlich, an der Spitze ſchwarz, der Fuß grünlichgelb. Im Herbſtkleide iſt der Oberkörper braun, mit roſtgelblichweißen Flecken, der Unterkörper am Hals, Kropf und den Seiten auf ſchmuzig weißem Grunde bräunlich geſtreift und gewellt. Beide Geſchlechter ſind in allen Kleidern einander gleich gezeichnet; die Jungen haben ein dem Herbſtkleid der Alten ähnliches Kleid.

Wie ſeine Gattungsverwandten iſt der Waldwaſſerläufer ein reger, lebendiger Vogel, welcher ſich ſehr ſchmuck trägt, äußerſt geſchwind auf den ſchlammigen Rändern der Gewäſſer dahinläuft und unaufhörlich nach Kerbthieren, Würmern und anderen kleinen wirbelloſen Waſſerthieren umherſpäht, wohl auch Fiſchlaich und ſogar wohl kleine Fiſchchen fängt und frißt. Er geht bei ſeiner Jagd ziemlich tief in das Waſſer und ſchwimmt im Nothfall geſchickt, zeigt ſich aber ungern frei, jedenfalls aus Furcht vor ſeinen Feinden. Sein Flug iſt leicht und ſehr ſchnell, dem der Sumpfſchnepfe ungefähr ähnlich. Gewöhnlich fliegt er in flachen Bogen niedrig über dem Waſſer dahin, bei Gefahr aber erhebt er ſich pfeilſchnell hoch in die Luft. Seine Stimme iſt ein lautes und wohltönendes „Gifgif titirle", welch letzteres trillerartig gehalten wird. Mit anderen ſeiner Art und mit Verwandten lebt er friedlich an den gleichen Orten, und auf dem Zuge bildet

Digitized by Google

er mit dem übrigen Strandgeflügel oft große Geſellſchaften. Er iſt nicht gerade ſcheu, wird aber durch Verfolgung ſehr bald vorſichtig, beweiſt auch eine ziemlich große Klugheit.

Bei uns zu Lande niſtet er ſelten; in Skandinavien trifft man ihn paarweiſe oft an kleinen Teichen oder Lachen im Walde an. Das Neſt ſteht auf Inſelchen mitten im Waſſer, zwiſchen Binſen und Riedgras. Es iſt ein zierlicher, aus Halmen und Grasblättern errichteter, innen ſchön ausgeglätteter Bau und enthält Ende Mai's vier gelblichgrüne, braun gefleckte Eier. Die Jungen verweilen nach dem Ausſchlüpfen höchſtens einen Tag lang im Neſte und laufen dann, raſch und behend, wie Küchlein, hinter den Alten her. Bei Gefahr drücken ſie ſich platt auf den Boden nieder und ſind dann geborgen; denn die Hauptfarben ihres Dunenkleides gleichen der Umgebung auf das Täuſchendſte. Nachdem ſie erwachſen ſind, vereinigen ſie ſich nebſt ihren Eltern mit Anderen ihrer Art und Verwandten, ſtreifen einige Zeit lang im Lande auf und nieder und treten im September oder ſpäteſtens Oktober ihre Wanderſchaft an, welche ſie regelmäßig bis Egypten, einzeln aber bis in das innere Afrika führt. Hier wie dort herbergen ſie an den großen Gewäſſern unter allerlei Geflügel, vielfach, obgleich nicht immer erfolgreich befehdet von den kleineren Edelfalken, welche ihnen nach derſelben Herberge gefolgt ſind und hier wie in der Heimath eifrig Jagd auf ſie machen. Der Menſch verfolgt ſie ihres vortrefflichen Fleiſches halber, welches hinter dem der Schnepfen durchaus nicht zurückſteht, ſehr eifrig. Man ſchießt ſie gelegentlich der Heerſchnepfenjagd und fängt ſie auf beſonders eingerichteten Heerden. In der Gefangenſchaft erhält man ſie mit Nachtigallenfutter ohne Mühe und hat dann ſeine wahre Freude an ihnen, denn jede ihrer Bewegungen iſt zierlich und ihr ganzes Betragen anmuthend und erfreulich.

3. Der ſchwarze Storch, Ciconia nigra Belon.

(Ardea nigra Linné, Ciconia fusca Brisson.)

Der einzige in Deutſchland vorkommende Verwandte unſeres allbekannten langbeinigen Haus- und Kinderfreundes Storch iſt ein menſchenſcheuer, einſam lebender Waldbewohner. Es giebt keinen überzeugenden Grund für die auffallende Verſchiedenheit im Betragen zweier Vögel, welche ſich

leiblich und geiſtig ſo nahe ſtehen, wie dieſe beiden; wir begreifen wohl, daß der Hausſtorch gegenwärtig den ihm gewährten Schutz dankbar anerkennt, ſehen aber nicht ein, warum der dunkle Verwandte nicht ebenfalls in ein freundſchaftliches Verhältniß mit dem Menſchen getreten iſt.

In Geſtalt und Größe ähnelt der ſchwarze, braune, wilde, kleine Storch oder Aiſt ſeinem Vetter; man kann höchſtens herausfinden, daß er etwas kleiner und ſchlanker iſt, als dieſer. Seine Länge beträgt gegen 3 Fuß, die Breite ungefähr das Doppelte. Junge Vögel ſind ſelbſtverſtändlich kleiner, als alte, und die Weibchen ſtehen dem Männchen etwas an Größe nach. Das Gefieder beſteht aus großen Federn und umhüllt ziemlich dicht den Leib. Im Alter iſt die vorherrſchende Färbung ein gleichmäßiges Mattſchwarz, welches ins Grüne oder Purpurfarbene ſchillert; in der Jugend ſind die Federn des Kopfes und Halſes grauſchwarz, an den Rändern lichtgrau geſäumt. Bruſt, Bauch und Schenkel ſind in allen Kleidern weiß befiedert. Füße und Schnabel ſind bei alten Vögeln hochroth, bei jungen zuerſt bleigrau und ſodann olivengrün gefärbt. Die eben dem Ei entſchlüpften Jungen hüllt ein dichtes Dunenkleid ein. — Ausführlicher braucht man den Vogel nicht zu beſchreiben; in Europa wenigſtens lebt kein Verwandter, welcher mit ihm verwechſelt werden könnte.

Das Vaterland des ſchwarzen Storches dehnt ſich über einen großen Theil von Europa und Aſien aus. Einige Lehrbücher führen auch Nubien und Senegambien als ſeine Heimath auf; dieſe Angabe bezieht ſich aber nicht auf ihn, ſondern auf einen ihm ähnlichen, aber beträchtlich kleineren Verwandten (Sphenorhynchus Abdimii), welcher in ganz Mittelafrika lebt und hier Hausſtorch iſt. Das eigentliche Vaterland unſeres ſchwarzen Storches ſind die wald- und waſſerreichen Gegenden Oſt-Europa's und Aſiens. In Deutſchland kommt er einzeln überall, häufig nirgends vor. Zu ebenſo zahlreichen Geſellſchaften, wie ſie der weiße Storch bildet, vereinigt er ſich nie.

Bei uns zu Lande erſcheint der ſchwarze Storch zu Ende des März oder Anfangs April. Sein Aufenthalt währt bis zu Ende Septembers. Dann tritt er eine Winterreiſe an, welche ihn bis in die Länder des ſüdlichen Europa's und Aſiens führt. In Indien iſt er während der Zeit unſeres Winters keine ungewöhnliche Erſcheinung; in Afrika haben wir ihn nie beobachtet.

Wie bei vielen anderen Zugvögeln trifft im Frühjahre der männliche Gatte des Paares etwas früher ein, als der weibliche. Die Paare, welche mit einander verbunden sind oder sich finden, beziehen sodann einen ruhigen Ort im Walde, fern von dem menschlichen Treiben, und leben hier still und in gewissem Sinne verborgen. Der schwarze Storch bevorzugt, wie erklärlich, Auen- und Bruchwälder, deren Gewässer ihm genügende Nahrung geben, meidet aber den Gebirgswald durchaus nicht, vorausgesetzt natürlich, daß derselbe feuchter Wiesen, stehender Gewässer oder endlich der Flüsse und Bäche nicht gänzlich entbehre. Auch in kleinen Feldgehölzen siedelt er einzeln sich an. Zum Mittelpunkte seines ausgedehnten Gebietes erwählt er sich einen Bestand hoher, alter Bäume. Auf einem von ihnen legt er seinen Horst an, auf ihnen übernachtet er, zu ihnen kommt er im Laufe des Tages, um von seiner Arbeit auszuruhen. Lieblingsbäume von ihm sind alte, wipfeldürre Eichen und Föhren, welche ihm eine weite Umschau gestatten; auf solchen sieht man ihn regelmäßig stehen, immer ganz frei, niemals zwischen dem Geäst verborgen; solche Bäume werden auch während der Zugzeit stets von den wandernden Störchen aufgesucht.

Sein Nest, vom Jäger, wie der Nistbau des Raubvogels, „Horst" genannt, steht auf ähnlichen Bäumen, am häufigsten auf solchen, welche die Grenze des Waldes bilden und in deren Nähe Wiesen, Sümpfe, Gewässer belegen sind. Der Nistbaum wird stets mit Vorsicht gewählt, um den Horst selbst zu sichern. Ein tausendjähriger Eichbaum mit hohem Stamm und breiter Krone, eine ähnlich gestaltete Ulme, Buche oder Föhre entsprechen den Wünschen des vorsichtigen Geschöpfes am meisten. Der Horst selbst steht regelmäßig auf den obersten Aesten des Wipfels. Starke Knüppel bilden den Unterbau, schwächere Reiser, durch Erdklumpen verbunden und gedichtet, den Nestboden, Reiser, Schilf und Rohr, Wurzelwerk, Stroh und dürres Gras das eigentliche Nest, dessen Mulde mit Bast, Federn, Haaren, Borsten, Lumpen u. dgl. ausgelegt wird. Nicht selten benutzt das Storchpaar einen alten Raubvogelhorst zur Wiege seiner Jungen, manchmal, jedoch in verschiedenen Sommern, abwechselnd mit dem ursprünglichen Erbauer, und regelmäßig brütet es, so lange der Mensch Dies gestattet, in dem einmal erwählten Horste wieder; nur bessert es denselben dann jedesmal vorher so viel als nöthig aus. Aber auch der Aufbau eines neuen Horstes fördert rasch. Beide Gatten tragen die Niststoffe herbei und arbeiten so eifrig, daß

auch ein zu begründender Bau in wenig Wochen beendet wird. In der Größe gleicht der Horst so ziemlich dem bekannteren Neste des weißen Verwandten auf dem Dachfirst der menschlichen Wohnung.

Dieser Horst ist es, welcher zum eigentlichen Wohnsitze des schwarzen Storches, zum Mittelpunkt seines Gebietes wird. Sobald der Vogel im Frühjahre erscheint, siedelt er sich an dem betreffenden Orte an, erbaut den Horst oder bessert den alten aus und widmet sich dann seinen Geschäften, zunächst denen, welche die Vermehrung mit sich bringt. Wenige Tage nach Herrichtung des Horstes legt das Weibchen sein erstes Ei und in entsprechenden Zwischenräumen die übrigen zwei, drei oder vier. Die Eier sind denen des weißen Storches ähnlich, gewöhnlich aber etwas kleiner; ihre Schale ist stark, fein gekörnt, die gewöhnliche Färbung ein gleichmäßiges Bläulichweiß. Das Weibchen bebrütet das Gelege sehr eifrig, läßt sich vom Männchen inzwischen ernähren und erzielt durch vierwöchentliche Bebrütung das Ausschlüpfen der Jungen. Diese werden von beiden Eltern ernährt, sehr geliebt, gegen überlegene Feinde aber wenig oder nicht vertheidigt, im günstigen Falle nach weiteren vier Wochen dem Neste entführt, hierauf aber noch immer behütet, geleitet, unterrichtet. Im Verlaufe des Sommers schließt sich eine Familie der anderen an; es bilden sich schwächere oder stärkere Gesellschaften, und diese schweifen nun gemeinsam im Lande umher, auch jetzt noch am liebsten in Gegenden, welche vom Menschen wenig beunruhigt werden.

Abgesehen von seiner Scheu vor dem Herrn der Erde, welche den Aufenthalt zu bedingen scheint, ähnelt der schwarze Storch in seinem Wesen und Betragen seinem bekannteren Verwandten sehr. Auch er bekundet in Haltung und Bewegung jene Gemessenheit, jene ruhige Würde, welche der weiße Vetter an den Tag legt. Sein Gang ist langsam, bedächtig, seine Haltung dabei stolz, sein Flug ein geruhiges Schweben, welches nur gelegentlich durch langsame Flügelschläge unterbrochen wird, demungeachtet aber den Vogel, in Folge geschickter Benutzung des herrschenden Luftstromes, zu sehr bedeutenden Höhen emporheben kann. Das Auffliegen pflegen die Störche durch einige Sprünge einzuleiten; hierauf fördern sie sich durch mehrere Flügelschläge in eine gewisse Höhe, und nunmehr beginnen sie Schraubenlinien zu beschreiben, auf denen sie sich heben, wenn sie dem herrschenden Winde sich entgegenwenden und umgekehrt sich senken, wenn

ſie mit dem Winde fliegen. Das Beſchreiben dieſer Kreiſe gewährt ihnen nebenbei Unterhaltung und wird deshalb oft nur des Spielens wegen ausgeführt; der Beobachter aber erfreut ſich im Anſchauen eines ſo gleichmäßigen, ſchönen Flugreigens, welcher zumal an hellen Sommertagen das metalliſch ſchimmernde Gefieder des Vogels in ſeiner vollen Pracht erſcheinen läßt. In der Nähe ſeines Neſtes pflegt ſich der ſchwarze Storch ſtundenlang in dieſer Weiſe zu vergnügen und dabei in Höhen emporzuſteigen, welche ihn dem menſchlichen Auge faſt entrücken.

Der Vogel liebt es unter allen Umſtänden, ſich dieſem Auge ſo fern als möglich zu halten. Er iſt ein Einſiedler, welcher mit anderen Geſchöpfen, ausgenommen die, welche ihm zur Beute werden ſollen, wenig zu thun haben mag. Begabt mit ſcharfen Sinnen und ausgerüſtet mit viel Verſtand, weiß er ſtets die ihm geeignet ſcheinenden Maßregeln zu treffen, um vor allen Dingen ſich zu ſichern, zu verſorgen und eine Behaglichkeit des Lebens zu verſchaffen, wie ſie ihm gefällt. Von dem ſicheren Baume, auf welchem er die Nacht verbrachte, fliegt er am Morgen vorſichtig weg und dann mißtrauiſch durch ſein Gebiet. Nur an einer ſolchen Stelle, welche ihn entweder verbirgt oder ihm eine weite Umſchau geſtattet, läßt er ſich in die ihm gefährlich dünkende Tiefe, welche er des lieben Magens halber doch nicht meiden kann, hernieder, ſtreckt den Hals zu ſeiner vollen Länge auf, ſichert und ſchreitet nun lauernd und ſpähend dahin. Eine umfangsreiche Moorwieſe im Walde, eine umbuſchte Waſſerlache, ein heimlicher Waldbach: das ſind ſeine liebſten Jagdplätze. Er, der auf Raub ausgehende Schelm, welcher faſt alles niedere Wirbelgethier und das wirbelloſe Heer ewig bedroht, fürchtet ohn' Unterlaß für ſein Leben, verbindet ſich deshalb gewöhnlich auch blos mit Seinesgleichen und miſcht ſich nur in beſonderen Nöthen unter die Geſellſchaften verwandter Vögel. Seine Jagd iſt beinahe unbeſchränkt; denn ſie gilt den verſchiedenſten Thieren. Vor dem ſcharfen und gewandt geführten Zangenſchnabel dieſes ſchleichenden Jägers iſt der Maulwurf in ſeiner unterirdiſchen Wohnung ebenſo wenig geſchützt, als die Spitzmaus oder Maus durch ihre gewandten Beine, der Neſtvogel auf der Wieſe durch ſein bodenfarbiges Gefieder, die Viper durch ihren Giftzahn, der Froſch durch ſein muskelkräftiges Schenkelpaar, die Forelle im Bach durch ihre eilfertige Floſſe, die Schnecke durch ihr hartſchaliges Gehäuſe; von dieſem Räuber wird Alles mitgenommen; ihm gilt faſt alles Geſchaffene als rein

und genießbar, mindeſtens als jagdbar. Nur eine gewiſſe Größe, Stärke, beſondere Schnelligkeit und — eine ganz unerträgliche Ausdünſtung oder Ausſchwitzung, wie ſie z. B. der Kröte eigen, ſichert vor den Angriffen des vielbegehrenden Räubers. Gemeſſenen Schrittes, bedachtſam und ohne jegliche Uebereilung ſchreitet er über die Wieſe, durch Sumpf und Moor, oder watet er auf dem Grunde ſeichter Gewäſſer dahin, den Schnabel ſtets zum Angriffe gerüſtet; blitzſchnell wirft er den federnden Hals vor, wenn es gilt, Beute zu machen; mit faſt untrüglicher Sicherheit packt er das erſehene Opfer, tödtet oder betäubt es durch einige Hiebe mit dem Schnabel, faßt es mit der Spitze dieſes Werkzeuges, wirft es in die Luft, fängt es im Fluge wieder, bringt es in eine paſſende Lage und würgt es in den Schlund hinab. Nach reichlichem Fange fliegt er gern zu ſeinem gewöhnlichen Ruheorte zurück oder wohl auch einem Flußufer zu, zumal wenn er hier Andere ſeiner Art erſieht, und ſtellt ſich ſtockſteif auf, um zu verdauen. So regungslos er aber auch verharrt, falls er ſich ungeſtört weiß, ſo wenig verliert er ſein Mißtrauen. Das geringſte Geräuſch ſchreckt den Träumer auf und — davon.

Wie alle Einſiedler überhaupt, iſt auch der ſchwarze Storch ein ſchweigſamer Geſell. In früheſter Jugend läßt er ſonderbare, ſchwer zu beſchreibende Laute vernehmen, im reiferen Alter ſchweigt er, d. h. läßt er wenigſtens keine Stimme verlauten. Gefühlserregungen werden dann einzig und allein bekundet durch das allen Störchen eigenthümliche Klappern mit dem Schnabel, ein ſchnell wiederholtes Zuſammenſchlagen der Schnabelhälften. Der ſchwarze Storch klappert aber nie ſo eifrig, wie der weiße; ſein Klappern klingt auch ſchwächer, unbedeutender. Faſt ſcheint es, als ob nur die Liebe fähig ſei, den würdigen Vogel zu ſolchen Thorheiten hinzureißen!

Alt eingefangene Waldſtörche werden ſelten wirklich zahm; aus dem Neſte genommene Junge gewöhnen ſich bald an den Pfleger, folgen ihm, wie ein Hund, auf dem Fuße nach, begrüßen ihn durch Klappern mit dem Schnabel oder durch Verneigen des Hauptes, wenn er ſich naht und beweiſen ihm überhaupt auf jede Weiſe ihre Anhänglichkeit. Sie gewöhnen ſich bald an geeignete Nahrung, halten ſich immer rein, vertragen ſich mit anderem Geflügel, laſſen ſich zum Aus- und Einfliegen gewöhnen und ſind deshalb für die Gefangenſchaft ſehr zu empfehlen.

Der Menſch verfolgt den ſchwarzen Storch eigentlich nirgends regelmäßig, wahrſcheinlich, weil er überall ſelten iſt. Zudem hat auch nur der Fiſchereibeſitzer wirklich Grund, dem ſtillen Geſellen das Handwerk zu legen. In der Nähe fiſchreicher Gewäſſer, welche unter beſonderer Aufſicht und Leitung des Menſchen ſtehen, iſt dieſer Storch ebenſo wenig zu dulden, wie der Fiſchreiher; denn er bringt hier wirklich empfindlichen Schaden. Im Uebrigen dürfte er dem Land- oder Forſtwirth nützlich werden, ſo ſehr er auch den Jäger durch Wegfangen des jungen Niederwildes ärgern und erzürnen mag.

Die Jagd hat wegen der großen Vorſicht und Scheu des Vogels ihre Schwierigkeiten; ſie führt nicht einmal beim Horſte immer zu dem gewünſchten Ziele. Der Fang alter Störche dieſer Art iſt Sache des Zufalls.

Sechszehnter Abschnitt.

Brutansiedelungen und ihre Bewohner.

Unter den eigentlichen Waldvögeln giebt es wenige, welche zur Brutzeit größere Schaaren bilden, als sonst; vielmehr findet gewöhnlich das gerade Gegentheil statt. Mit der sich regenden Liebe pflegt, wie wir wiederholt zu bemerken Gelegenheit hatten, eine sehr lebendige Eifersucht verbunden zu sein, und Streit und Zank sind die natürliche Folge davon. Deshalb suchen sich die meisten Vögel, nachdem sie sich gepaart, fern von den übrigen einen stillen Ort, welcher ihr Nest aufnehmen und sie den Angriffen anderer möglichst wenig aussetzen soll, brüten hier und vereinigen sich erst dann wieder mit ihres Gleichen, wenn die Kinder erzogen und selbstständig geworden sind. Mindestens auffallend ist, daß auch diejenigen Vögel hiervon keine Ausnahme machen, welche sonst als friedlich, d. h. als sehr gesellig gelten. Die Finken z. B., welche sich im Herbst zu äußerst zahlreichen Flügen vereinigen und in diese auch Verwandte aufnehmen, halten sich zur Brutzeit streng gesondert und bekämpfen, wie wir mitgetheilt haben, mit großem Ingrimm alle Eindringlinge in das von ihnen erwählte Gehege. Das Gleiche gilt für die sonst so geselligen Sänger, es gilt für die meisten Vögel überhaupt. Aber es giebt Ausnahmen. Zu denselben Familien, unter deren Gliedern eifersüchtiges Abgrenzen des Nistplatzes Regel zu sein scheint, gehören Einzelne, welche auch zur Zeit ihrer Liebe massenhaft sich zusammenschaaren und, obschon nicht ganz ohne Hader, doch ziemlich friedlich mit einander leben und brüten.

Wir haben weiter oben schon erwähnt, daß unsere gesellig lebenden Raben, namentlich Saatkrähe und Dohle auch während der Brutzeit zu-

ſammenhalten und Anſiedelungen in unſerem Sinne bilden. Es iſt hier der Ort, dieſe ausführlich zu beſchreiben.

Wenige Tage nach der Rückkehr aus der Winterherberge, welche Ausgangs Februar ſtatt zu finden pflegt, erſcheinen die rechtmäßigen Bewohner einer Anſiedelung auf dem alt gewohnten Platze , und in kurzer Zeit ſind die Bäume im eigentlichen Sinne des Wortes ſchwarz von Raben. Die Saatkrähen leben, wie wir wiſſen, nur in ebenen Gegenden. Hier erwählt ſich nun eine gewiſſe Anzahl den geeignetſten Platz zur Aufnahme der Neſter. Kleine Feldgehölze, Parkanlagen, und nur im Nothfalle hervorſpringende Waldecken erſcheinen den Vögeln zu Brutplätzen beſonders geeignet; denn ſie lieben es nicht, wenn ſie vom Niſtplatze aus größere Flüge unternehmen ſollen, bevor ſie zu ihren Jagdgründen gelangen. In den gedachten Anſiedelungen wird jeder einzelne Baum mit Neſtern bedeckt, im Verlauf der Zeit jeder geeignete Aſt. Ein Paar wohnt und lebt alſo dicht neben dem anderen; doch ſcheint bei der Anlage wenigſtens die Rückſicht beobachtet zu werden, daß das eine Neſt aus leicht begreiflichen Gründen nicht gerade über das andere zu ſtehen kommt. Auf einzelnen Bäumen werden bis fünfundzwanzig Neſter angelegt.

Ein endloſes Geſchrei, Geplärr und Gekrächze kündet die Ankunft der Vögel an. Es beginnt ſchon vor dem erſten Morgengrauen und währt bis tief in die Nacht, zur Qual aller umwohnenden Menſchen, deren Gehör in unbeſchreiblicher Weiſe beläſtigt wird. Man würde irren, wollte man glauben, daß es unter den Anſiedlern friedlich herginge: Dies iſt wenigſtens, bevor alle einzelnen Neſter in den unbeſtrittenen Beſitz eines Paares gelangt und mit der gehörigen Eierzahl belegt worden ſind, nicht der Fall. Wie wir bereits bemerkten, haben die Raben vom Eigenthumsrecht nur ſehr mangelhafte Begriffe, und ein Paar ſucht dem anderen nicht blos die einzelnen Neſtſtoffe zu ſtehlen, ſondern wo möglich gleich das fertige Neſt zu rauben. Der ununterbrochene Streit giebt nun erklärlicher Weiſe fortdauernd zu Gezänk Anlaß, und deshalb eben iſt der Lärm, welchen die Anſiedler verurſachen, wahrhaft ohrenbetäubend.

In den meiſten Fällen ſteht der Menſch den Krähen machtlos gegenüber. Auch Derjenige, welcher den Nutzen dieſer Thiere anerkennt, kann ſich mit der Nachbarſchaft einer Saatkrähenanſiedelung unmöglich befreunden und verſucht deshalb, ſo viel in ſeinen Kräften ſteht, ſie aus ſeiner Nähe zu

entfernen. Das aber hat ſeine großen Schwierigkeiten; denn die Krähen halten mit unglaublicher Zähigkeit feſt an dem einmal gewählten Standorte und ſetzen allen Befehdungen den hartnäckigſten Widerſtand entgegen. Alt gewohnte, d. h. ſeit Jahren bevölkerte Anſiedelungen ſind nur durch Niederſchlagen des betreffenden Wäldchens zu vernichten: ein anderes Mittel giebt es nicht.

In ganz ähnlicher Weiſe vereinigen ſich noch andere Vögel und zwar vor allen übrigen diejenigen, welche am oder im Waſſer leben. Es iſt eine bekannte Thatſache, daß gerade die Waſſervögel beſonders geſellig ſind: ihr Aufenthalt, die allen gemeinſame Thätigkeit, und die wenigen Ruheplätze, welche ſie haben, laſſen Dies erklärlich erſcheinen. Auffallend iſt nur, daß einzelne Sumpf- oder Waſſervögel gerade den Wald, in welchem ſie ſonſt fremd ſind, aufſuchen, wenn es ſich um ihre Fortpflanzung handelt. In ſüdlichen Ländern und namentlich unter den Wendekreiſen wird der Wald während der Brutzeit zum Wohngebiete der verſchiedenſten Sumpf- und Waſſervögel. Alle Flüſſe und Ströme in der Nähe, das Meer, die Seen und Waſſerlachen verarmen, wenn der Frühling einzieht. Das bunte Heer, welches bisher am Waſſer wohnte und fiſchte, verläßt dieſe ſeine Heimath maſſenhaft und lebt jetzt nach anderer Waldvögel Art mehr auf den Bäumen, als auf den Wellen oder am Strande. Schon in Ungarn werden gewiſſe Waldinſeln in den Strömen und in den ſie umgebenden Sümpfen zu Sammelpunkten der verſchiedenſten Arten; in Mittelafrika, in Südamerika, in Indien u. ſ. w. nehmen dieſe Anſiedelungen an Ausdehnung und an Reichhaltigkeit noch bedeutend zu. Aber auch unſer deutſcher Wald entbehrt ſolcher Siedelgäſte nicht: ſie kommen aus Sumpf und Meer zu ihm herein.

In allen waſſerreichen Gegenden unſeres Vaterlandes giebt es gewiſſe Waldestheile, welche jahraus, jahrein von unſerem Fiſchreiher zur Brutzeit aufgeſucht werden und unter dem Namen „Reiherſtände“ wenigſtens den jagdkundigen Bewohnern in der Umgegend bekannt ſind. Ein ſolcher Reiherſtand wird von funfzehn bis zwanzig, aber auch von hundert und mehr Reiherpaaren gebildet.

Die Anſiedler erwählen ſich eine geeignete Stelle im Walde, am liebſten einen alten, hohen Beſtand auf Strom- oder Seeinſeln, Landzungen und vorſpringenden Winkeln in der Nähe von Gewäſſern, errichten ſich hier ihre Neſter, ebenfalls eins dicht an dem andern, und widmen ſich nunmehr

eifrig allen Geschäften der Fortpflanzung. Unter Umständen vertreiben sie Ansiedler, welche vor ihnen kamen, von den altgewohnten Plätzen, oft erst nach langem Kampfe. Haben sie aber einmal Boden gewonnen, so lassen sie sich überaus schwer vertreiben, von anderen nistbedürftigen Vögeln eben so wenig als von dem Menschen, welcher auch an ihren Brutansiedlungen in der Regel keine Freude hat. Versuchen von Seiten des Menschen, ihre Ansiedlungen zu vernichten, setzen sie nicht geringeren Widerstand entgegen, als die Krähen. Der scheue Reiher, welcher sonst den Menschen sorgfältig ausweicht, versucht auf dem Nistplatze mit allen nur erdenklichen Mitteln sich ihm zu widersetzen.

Streng genommen läßt sich eine Regel hinsichtlich der Wahl solcher Nistplätze nicht aufstellen. Die Ansiedlungen sind oft in der Nähe großer Gewässer belegen, gar nicht selten aber auch fern von denselben in Waldgegenden, welche von den fischfangenden Brutvögeln erst nach langem Flug erreicht werden können. Naumann erwähnt eines Reiherstandes mitten in einem großen, ganz trocknen Kieferwalde, welcher von der Mulde eine Stunde Wegs, von der Elbe aber fast drei Wegstunden entfernt war, also möglichst ungünstig gelegen schien und dennoch alljährlich besucht wurde. Werden die Thiere an solchen Plätzen nicht gestört, so vermehrt sich ihre Anzahl von Jahr zu Jahr, und sie können dann wirklich zur Landplage werden.

In diesen Ansiedlungen trägt jeder passende Baum wenigstens ein Nest, oft aber deren zehn bis zwölf, ja selbst zwanzig. Eine Auswahl hinsichtlich der Baumarten scheint nicht getroffen zu werden; denn man findet die Nester auf Laubbäumen ebensowohl, als auf Nadelbäumen: Regel ist nur, daß die Wipfel und die ihm zunächst stehenden dicken Aeste bevorzugt werden.

Das eigenthümliche Leben der Reiher auf diesen Nistplätzen beginnt sehr regelmäßig zur bestimmten Zeit im Frühjahre und endet sofort nach dem Ausfliegen der Jungen. Im April zeigen sich die Paare in der Ansiedlung, bessern die alten Nester aus oder bauen sich neue, bestehen Kämpfe mit zudringlichen Mitbewerbern und nehmen endlich von dem Neste bestimmten Besitz. Dann legt das Weibchen seine Eier und das Brutgeschäft geht seinen Gang. Sind die Jungen ausgeflogen, so wird von dem Besitzer des Standes gewöhnlich eine große Jagd veranstaltet, zu welcher von nah und fern Dianen's Jünger herbeizukommen pflegen. Dieses Blutbad, eine

wahre Schlacht, beſchließt das Waldleben der Vögel, und der ſo belebte Stand verödet für die nächſtfolgenden neun Monate.

Es iſt nichts Seltenes, daß ſich die Reiher gerade der Krähenanſiedlungen bemächtigen. Auf ſeine Stärke pochend, erſcheint vielleicht ein Paar unter den Krähen, gründet in deren Mitte ſeinen Horſt, zieht andere herbei, gewinnt mehr und mehr Boden und verdrängt ſchließlich die Krähen vollſtändig. Nicht das Gleiche gelingt den Reihern, wenn ſich Scharben an demſelben Orte einfinden. Dieſe Ruderfüßler, deren eigentliche Heimath das weite Meer iſt, laſſen ſich gar nicht ſelten durch den Fiſchreichthum größerer Ströme oder Seen bewegen, auch im Innern des Landes zu wohnen, und dann erſcheinen ſie zur Brutzeit regelmäßig auf den Reiherſtänden. Hier ſetzen ſie ſich feſt, in Güte oder mit Gewalt. Sie fürchten den ſcharfen Schnabel des Reihers nicht im Geringſten und ſetzen etwaigen Angriffen genügende Abwehr entgegen. Gewöhnlich beherrſcht eine Scharbengeſellſchaft einen gewiſſen Theil des Reiherſtandes, oft aber niſten Reiher und Scharben in buntem Gewirr unter einander. Man darf behaupten, daß erſt dann, wenn beide Vogelarten zuſammenbrüten, die Anſiedlung in gewiſſem Sinne als vollendet bezeichnet werden kann. Doch gilt Dies nur für Deutſchland; denn in ſüdlicheren Gegenden, in Ungarn z. B. drängen ſich zwiſchen Fiſchreiher und Scharbe noch andere Reiher ein, und nun beginnt ein Leben, für welches der Beſchreiber kaum die rechten Worte finden kann.

Eine ſolche Brutanſiedlung oder richtiger, das Leben in ihr, hat Landbeck ſchon vor vielen Jahren in unübertrefflicher Weiſe beſchrieben, und dieſe Schilderung wollen wir der unſrigen zu Grunde legen.

Die beſchriebene Reiheranſiedlung befindet ſich auf einer dicht bewachſenen Halbinſel oder Landzunge zwiſchen zwei Sümpfen; ihre Bäume ſtehen theilweiſe im Waſſer. „Als wir die Inſel betraten, fanden wir den Unterwuchs des Waldes mit dem Kothe der Reiher ſo beſudelt, daß der Boden nur mit einer weißen Schneedecke zu vergleichen war. Unter den Bäumen ſelbſt war die Erde mit zerbrochenen Eierſchalen, faulenden Fiſchen, todten Vögeln, zerbrochenen Neſtern und anderem Unrath überſäet. Im Gebüſch der Sümpfe liefen die jungen Nachtreiher umher, welche aus ihren Neſtern geſtoßen oder gefallen waren und nun von ihren Alten kümmerlich mit Speiſe verſorgt wurden. Dieſe erhoben ſich bei unſerer Annäherung; die umherlaufenden Jungen ſtellten ſich gegen unſere Hunde mit mächtig

geöffneten Schnäbeln und unter fürchterlichem Geschrei zur Wehre. Ein entsetzlicher Gestank verpestete die Luft.“

„Schon in bedeutender Entfernung hatten wir ein sonderbares Prasseln und Plumpen vernommen, welches wir nicht recht zu deuten wußten; als wir aber näher kamen, wurde uns die Ursache dieses Geräusches bald klar. Es rührte von einem dichten Kothregen und von dem Herabfallen der Fische her, welche den gefräßigen Jungen aus allzu großer Hast öfters entschlüpften, oder es wurden gar halbflügge Junge von ihren freßgierigen Geschwistern über den flachen Nestrand hinabgestoßen und fielen nun krachend zum Boden hernieder. Der Kothregen unter den Nestern war so dicht, daß man unbeleckt unmöglich davon kommen konnte, der Lärm so merkwürdig und sonderbar, daß er eigentlich gar nicht beschrieben werden kann. In einer gewissen Entfernung, wo die vielen schauerlichen Stimmen zu einem verworrenen Getöse verschmolzen sind, glaubt man den Lärm von einer Rauferei betrunkener ungarischer Bauern zu hören, und erst wenn man näher kommt, ist man im Stande, die einzelnen Laute der Vögel zu unterscheiden. Ganz in der Nähe ist der Lärm fürchterlich, der Gestank fast unerträglich und der Anblick von Dutzenden verwesender junger Reiher, welche mit Tausenden von Fleischfliegenmaden bedeckt und dadurch tausendfältig wieder belebt sind, äußerst ekelhaft.“

„Die Gipfel der höchsten Bäume tragen gewöhnlich die Nester des grauen Reihers; etwas tiefer befindet sich die Wohnung des schönen und scheuen Silberreihers, die unteren Aeste und Astgabeln dienen den Nachtreihern zu bequemen Rastplätzen. Alle drei Arten brüten gemeinschaftlich auf einem Baume, und es ist nichts Seltenes, gegen funfzehn verschiedene Nester darauf vereinigt zu sehen.“

„Hoch über den Wipfeln der Bäume erscheint der graue Reiher, beutebeladen, mit einem heiseren „Kraaich“, senkt sich zum Neste hernieder und stößt mit einem gänseartigen „Dadadada“ seinen stets hungrigen Jungen die Fische in den Hals oder speit sie ihnen vor, und die Jungen verschlingen sodann mit einem verzweiflungsvollen „Goh-äääää, goh-äääää“ die Nahrung. Lautlos dagegen kommt der klügere Silberreiher, hoch in der Luft das Nest umkreisend und nach etwa verborgenen Feinden spähend, bevor er sich herniedersenkt, und auch die Jungen im Neste scheinen gesitteter und weniger hastig zu sein. Der Nachtreiher endlich zieht von allen

Seiten und ohne Bedenken zum Neste. Ein im tiefsten Baß ausgestoßenes Quak kündet seine Ankunft schon in bedeutender Entfernung an, und ein katzenartiges „Quäht, quäht“ oder „Queaohaaeh, queoeah“ der Jungen ist deren Antwort beim Füttern. Haben sich die Alten entfernt, dann beginnt die Musik der Jungen auf's Neue. Aus allen Nestern tönt ein ununterbrochenes „Zikzikzik, zäkzäkzäk, zgäzgägzä und gättgättgättgätt.“ Zur Abwechslung klettern die jungen Reiher auch wohl auf den Aesten hinaus auf die Gipfel der Nestbäume, um ihren nahrungsspendenden Eltern entgegenzusehen.“

„Auch den von Scharben bewohnten Theil der Ansiedlung verkünden weißer Koth, Eierschalen und eine Menge halbverwester, mit Schmeißfliegenlarven bedeckter Fischleichname, welche einen unerträglichen Gestank verbreiten. Die Scharben selbst sitzen, Alte und Junge durcheinander, gemüthlich in ihren Nestern und glotzen die unberufenen Ruhestörer mit ihren schönen meergrünen Augen verwundert an. Die Alten lassen wunderliche, im tiefsten Basse ausgestoßene Töne, welche wie „Gokgokgoggoggog“ klingen, die Jungen ein eigenthümlich pfeifendes Geschrei vernehmen, welches sich durch die Silben „heidioh, heidioh“ wiedergeben läßt, und Beide bilden eine gar sonderbare, jedoch nicht gerade unangenehme Musik.“

„Fürchterlich ist die Wirkung, wenn ein Schuß aus der Tiefe das Leben in der Höhe stört. Schreiend stürzen die Reiher aus den Nestern, um ihr Heil in der Flucht zu suchen; doch die Liebe zu den Jungen überwindet Angst und Schrecken, und bald umkreisen die Eltern wieder den Nistplatz und spähen angsterfüllt durch die Lücken der Bäume nach den Ruhestörern. Die Scharben schießen pfeilschnell, gleich Schlangen, aus ihren Nestern hervor, fliehen in weite Ferne und kehren erst nach geraumer Zeit und immer in bedeutender Höhe, vorsichtig zurück, spähen und untersuchen, schießen dann, sobald sie sich sicher glauben, mit beschleunigtem Flügelschlage wieder in die Nester hinein und drücken sich hier sofort auf den Boden nieder, um nicht mehr gesehen zu werden. Die etwa Verwundeten legen noch einen Muth und eine Hartnäckigkeit an den Tag, welche in Erstaunen setzt; sie kehren sich wüthend gegen den Hund oder gegen den Menschen und versetzen dem einen wie dem andern Schnabelhiebe, welche äußerste Vorsicht sehr rathsam machen. Am längsten lassen die aufgestörten Silberreiher auf sich warten; sie aber haben in Ungarn auch alle Ursache

dazu, weil ihnen grade zur Brutzeit der schönen Schmuckfedern wegen auf's Eifrigste nachgestellt wird. Doch wie sehr sich auch der Mensch bemühen möge, die nistenden Vögel zu vertreiben, es gelingt ihm nie. Den ersten Schreck nach einem verderblichen Schusse besiegt die Liebe zum Neste und zu den Kindern gar bald, und schon nach Verlauf einer kurzen Zeit ist das alte Getreibe wieder im Gange."

Die Geschichte dieser Ansiedlung ist so ziemlich die Geschichte jeder ähnlichen. Bis zum Jahre 1817 war die von Landbeck beschriebene Insel der Brutplatz einer ungeheuren Menge von Saatkrähen. Die Theuerung, welche in diesem Jahre Europa drückte, brachte das einfältige Volk auf den Wahn, daß die Krähen an der Plage Schuld sein könnten; es wurden deshalb allgemeine Jagden angestellt und die Krähen sehr vermindert. Im Jahre 1818 erschienen vier Paar Fischreiher, bemächtigten sich mehrerer Krähennester und brüteten. Im nächsten Jahre fanden sich über hundert Reiherpaare ein, und sie verdrängten bereits den größten Theil der früheren Ansiedler. Zwei Jahre später zeigten sich plötzlich viele Nachtreiher, nahmen bescheiden die verlassenen Nester der Krähen in Besitz, setzten sich fest, gewannen an Muth, stritten sich bald mit den Fischreihern und wurden nach kurzer Zeit die häufigsten Vögel der Insel. Im Jahre 1826 fanden sich die ersten Silberreiherpaare in der bereits volkreichen Ansiedlung ein, setzten sich mit den Fisch- und Nachtreihern in gutes Einverständniß und blieben wohnen. Bis dahin ging die Sache ungestört ihren Gang; erst das folgende Jahr wurde der Ansiedlung verhängnißvoll. Es brachte den furchtbarsten Feind der Reiher, die Scharben, welche rücksichtslos auftraten, die schönsten und höchsten Bäume für sich ausersahen, die Fisch- und Nachtreiher ohne Schonung aus ihren Nestern vertrieben und nach den blutigsten Kämpfen, welche sie mit hartnäckiger Ausdauer durchfochten, schließlich Sieger blieben. Da sie jedoch nur die zuerst eingenommenen Brutplätze innebehielten und sich keine weiteren Uebergriffe erlaubten, stellte sich allgemach ein einträchtiges Verhältniß unter allen Ansiedlern ein, und gegenwärtig kann man sehen, daß auf demselben Baume, dessen höchsten Wipfel die Scharben innehaben, auch Fisch-, Silber- und Nachtreiher verträglich brüten. Das Verhältniß der Anzahl der verschiedenen Vögel giebt Landbeck an, wie folgt: auf 2000 Nachtreiher kommen 500 graue, 100 Silberreiher und 200 Scharben. Eine weitere Zunahme der Bevölkerung wird durch den

Menschen verhindert, und die Raubvögel unterstützen diesen nach besten Kräften. Auf den großen Jagden, welche alljährlich angestellt werden, verlieren Hunderte und Tausende von jungen Reihern und Scharben ihr Leben; viele Nester werden ihrer Eier beraubt, kurz, man sucht der Vermehrung in jeder Weise Abbruch zu thun. —

Wir dürfen uns auf die erwähnten Ansiedler beschränken; denn alle übrigen Vögel, welche noch gesellschaftlich in unserem Walde brüten, vereinigen sich niemals auch nur annähernd zu ähnlichen Schaaren, wie Saatkrähe, Reiher und Scharbe. Anders ist es in den außerdeutschen Waldungen und zwar ebensowohl in denen nördlicher, wie in jenen südlicher Länder. Wir aber wollen die Grenzen des bisher von uns festgehaltenen Gebietes nicht überschreiten.

Obgleich in Vorstehendem das Waldleben der Reiher und Scharben in genügender Ausführlichkeit abgehandelt worden ist, halten wir es doch für angemessen, nunmehr einen Blick auf die genannten Vögel selbst und ihr Thun und Treiben außerhalb des Waldes zu werfen, schon um uns gegen den Vorwurf einer einseitigen Behandlung zweier so beachtenswerther Thiere, welcher uns sonst mit Fug und Recht gemacht werden könnte, im Voraus zu verwahren.

Wir lernen, streng genommen, alle Reiher und deren Wesen und Betragen kennen, wenn wir versuchen, uns ein Bild unseres Fischreihers zu entwerfen. Gerade die Familie, als deren Vertreter er für uns Deutsche betrachtet werden muß, zeigt außerordentlich viel Uebereinstimmendes in ihrem Leibesbau und demgemäß auch in der Lebensweise. Das Abweichende, welches selbstverständlich auch bei ihrer genaueren Erforschung sich herausstellt, darf als unbedeutend betrachtet werden; es beschränkt sich im Wesentlichen auf Aeußerlichkeiten und auf geringe Verschiedenheiten in der Lebensweise. Ob der Reiher bei Tage oder bei Nacht auf Raub auszieht, ob er lieber in Sümpfen, als in freieren Gewässern fischt, ob er das Meer oder die im Waldesdunkel fast verborgenen Flüsse bevorzugt, bleibt sich ziemlich gleichgültig, weil im Ganzen alle Arten durchaus sich ähneln.

Der Fischreiher oder Reyer, Reiger, Reigel, Rager, der Kamm-, Schild-, Berg- oder Rheinreiher, der graue, große, gehäubte, türkische

Abb. 10 Ephippiger t. t. ins. Abbe. Ansicht. Leider 1/4fach kleiner, als die Originalzeichnung. Nach einer Photographie. Vergl. Text S. 97 und Taf. IV, 1—3. Taf. VIII, 10—12. Taf. XIII, 1—3. Taf. XVIII, 1. Taf. XXVIII, 1. Taf. XXXI, 1. Taf. XXXV, 1. Taf. XXXVIII, 1. Taf. XLIII, 1. Taf. XLIV, 1. Taf. XLVI, 1. Taf. XLVII, 1. Taf. XLVIII, 1. Taf. XLIX, 1. Taf. LI, 1. Taf. LII, 1. Taf. LIII, 1. Taf. LIV, 1. Taf. LV, 1. Taf. LVI, 1. Taf. LVII, 1. Taf. LVIII, 1. Taf. LIX, 1. Taf. LX, 1. Taf. LXI, 1. Taf. LXII, 1. Taf. LXIII, 1. Taf. LXIV, 1. Taf. LXV, 1. Taf. LXVI, 1. Taf. LXVII, 1. Taf. LXVIII, 1. Taf. LXIX, 1. Taf. LXX, 1. Taf. LXXI, 1. Taf. LXXII, 1. Taf. LXXIII, 1. Taf. LXXIV, 1. Taf. LXXV, 1. Taf. LXXVI, 1. Taf. LXXVII, 1. Taf. LXXVIII, 1. Taf. LXXIX, 1. Taf. LXXX, 1. Taf. LXXXI, 1. Taf. LXXXII, 1. Taf. LXXXIII, 1. Taf. LXXXIV, 1. Taf. LXXXV, 1. Taf. LXXXVI, 1. Taf. LXXXVII, 1. Taf. LXXXVIII, 1. Taf. LXXXIX, 1. Taf. XC, 1. Taf. XCI, 1. Taf. XCII, 1. Taf. XCIII, 1. Taf. XCIV, 1. Taf. XCV, 1. Taf. XCVI, 1. Taf. XCVII, 1. Taf. XCVIII, 1. Taf. XCIX, 1. Taf. C, 1. Taf. CI, 1. Taf. CII, 1. Taf. CIII, 1. Taf. CIV, 1. Taf. CV, 1. Taf. CVI, 1. Taf. CVII, 1. Taf. CVIII, 1. Taf. CIX, 1. Taf. CX, 1. Taf. CXI, 1. Taf. CXII, 1. Taf. CXIII, 1. Taf. CXIV, 1. Taf. CXV, 1. Taf. CXVI, 1. Taf. CXVII, 1. Taf. CXVIII, 1. Taf. CXIX, 1. Taf. CXX, 1. Taf. CXXI, 1. Taf. CXXII, 1. Taf. CXXIII, 1. Taf. CXXIV, 1. Taf. CXXV, 1. Taf. CXXVI, 1. Taf. CXXVII, 1. Taf. CXXVIII, 1. Taf. CXXIX, 1. Taf. CXXX, 1. Taf. CXXXI, 1. Taf. CXXXII, 1. Taf. CXXXIII, 1. Taf. CXXXIV, 1. Taf. CXXXV, 1. Taf. CXXXVI, 1. Taf. CXXXVII, 1. Taf. CXXXVIII, 1. Taf. CXXXIX, 1. Taf. CXL, 1. Taf. CXLI, 1. Taf. CXLII, 1. Taf. CXLIII, 1. Taf. CXLIV, 1. Taf. CXLV, 1. Taf. CXLVI, 1. Taf. CXLVII, 1. Taf. CXLVIII, 1. Taf. CXLIX, 1. Taf. CL, 1. Taf. CLI, 1. Taf. CLII, 1. Taf. CLIII, 1. Taf. CLIV, 1. Taf. CLV, 1. Taf. CLVI, 1. Taf. CLVII, 1. Taf. CLVIII, 1. Taf. CLIX, 1. Taf. CLX, 1. Taf. CLXI, 1. Taf. CLXII, 1. Taf. CLXIII, 1. Taf. CLXIV, 1. Taf. CLXV, 1. Taf. CLXVI, 1. Taf. CLXVII, 1. Taf. CLXVIII, 1. Taf. CLXIX, 1. Taf. CLXX, 1. Taf. CLXXI, 1. Taf. CLXXII, 1. Taf. CLXXIII, 1. Taf. CLXXIV, 1. Taf. CLXXV, 1. Taf. CLXXVI, 1. Taf. CLXXVII, 1. Taf. CLXXVIII, 1. Taf. CLXXIX, 1. Taf. CLXXX, 1. Taf. CLXXXI, 1. Taf. CLXXXII, 1. Taf. CLXXXIII, 1. Taf. CLXXXIV, 1. Taf. CLXXXV, 1. Taf. CLXXXVI, 1. Taf. CLXXXVII, 1. Taf. CLXXXVIII, 1. Taf. CLXXXIX, 1. Taf. CXC, 1. Taf. CXCI, 1. Taf. CXCII, 1. Taf. CXCIII, 1. Taf. CXCIV, 1. Taf. CXCV, 1. Taf. CXCVI, 1. Taf. CXCVII, 1. Taf. CXCVIII, 1. Taf. CXCIX, 1. Taf. CC, 1. Taf. CCI, 1. Taf. CCII, 1. Taf. CCIII, 1. Taf. CCIV, 1. Taf. CCV, 1. Taf. CCVI, 1. Taf. CCVII, 1. Taf. CCVIII, 1. Taf. CCIX, 1. Taf. CCX, 1. Taf. CCXI, 1. Taf. CCXII, 1. Taf. CCXIII, 1. Taf. CCXIV, 1. Taf. CCXV, 1. Taf. CCXVI, 1. Taf. CCXVII, 1. Taf. CCXVIII, 1. Taf. CCXIX, 1. Taf. CCXX, 1. Taf. CCXXI, 1. Taf. CCXXII, 1. Taf. CCXXIII, 1. Taf. CCXXIV, 1. Taf. CCXXV, 1. Taf. CCXXVI, 1. Taf. CCXXVII, 1. Taf. CCXXVIII, 1. Taf. CCXXIX, 1. Taf. CCXXX, 1. Taf. CCXXXI, 1. Taf. CCXXXII, 1. Taf. CCXXXIII, 1. Taf. CCXXXIV, 1. Taf. CCXXXV, 1. Taf. CCXXXVI, 1. Taf. CCXXXVII, 1. Taf. CCXXXVIII, 1. Taf. CCXXXIX, 1. Taf. CCXL, 1. Taf. CCXLI, 1. Taf. CCXLII, 1. Taf. CCXLIII, 1. Taf. CCXLIV, 1. Taf. CCXLV, 1. Taf. CCXLVI, 1. Taf. CCXLVII, 1. Taf. CCXLVIII, 1. Taf. CCXLIX, 1. Taf. CCL, 1. Taf. CCLI, 1. Taf. CCLII, 1. Taf. CCLIII, 1. Taf. CCLIV, 1. Taf. CCLV, 1. Taf. CCLVI, 1. Taf. CCLVII, 1. Taf. CCLVIII, 1. Taf. CCLIX, 1. Taf. CCLX, 1. Taf. CCLXI, 1. Taf. CCLXII, 1. Taf. CCLXIII, 1. Taf. CCLXIV, 1. Taf. CCLXV, 1. Taf. CCLXVI, 1. Taf. CCLXVII, 1. Taf. CCLXVIII, 1. Taf. CCLXIX, 1. Taf. CCLXX, 1. Taf. CCLXXI, 1. Taf. CCLXXII, 1. Taf. CCLXXIII, 1. Taf. CCLXXIV, 1. Taf. CCLXXV, 1. Taf. CCLXXVI, 1. Taf. CCLXXVII, 1. Taf. CCLXXVIII, 1. Taf. CCLXXIX, 1. Taf. CCLXXX, 1. Taf. CCLXXXI, 1. Taf. CCLXXXII, 1. Taf. CCLXXXIII, 1. Taf. CCLXXXIV, 1. Taf. CCLXXXV, 1. Taf. CCLXXXVI, 1. Taf. CCLXXXVII, 1. Taf. CCLXXXVIII, 1. Taf. CCLXXXIX, 1. Taf. CCXC, 1. Taf. CCXCI, 1. Taf. CCXCII, 1. Taf. CCXCIII, 1. Taf. CCXCIV, 1. Taf. CCXCV, 1. Taf. CCXCVI, 1. Taf. CCXCVII, 1. Taf. CCXCVIII, 1. Taf. CCXCIX, 1. Taf. CCC, 1. Taf. CCCI, 1. Taf. CCCII, 1. Taf. CCCIII, 1. Taf. CCCIV, 1. Taf. CCCV, 1. Taf. CCCVI, 1. Taf. CCCVII, 1. Taf. CCCVIII, 1. Taf. CCCIX, 1. Taf. CCCX, 1. Taf. CCCXI, 1. Taf. CCCXII, 1. Taf. CCCXIII, 1. Taf. CCCXIV, 1. Taf. CCCXV, 1. Taf. CCCXVI, 1. Taf. CCCXVII, 1. Taf. CCCXVIII, 1. Taf. CCCXIX, 1. Taf. CCCXX, 1. Taf. CCCXXI, 1. Taf. CCCXXII, 1. Taf. CCCXXIII, 1. Taf. CCCXXIV, 1. Taf. CCCXXV, 1. Taf. CCCXXVI, 1. Taf. CCCXXVII, 1. Taf. CCCXXVIII, 1. Taf. CCCXXIX, 1. Taf. CCCXXX, 1. Taf. CCCXXXI, 1. Taf. CCCXXXII, 1. Taf. CCCXXXIII, 1. Taf. CCCXXXIV, 1. Taf. CCCXXXV, 1. Taf. CCCXXXVI, 1. Taf. CCCXXXVII, 1. Taf. CCCXXXVIII, 1. Taf. CCCXXXIX, 1. Taf. CCCXL, 1. Taf. CCCXLI, 1. Taf. CCCXLII, 1. Taf. CCCXLIII, 1. Taf. CCCXLIV, 1. Taf. CCCXLV, 1. Taf. CCCXLVI, 1. Taf. CCCXLVII, 1. Taf. CCCXLVIII, 1. Taf. CCCXLIX, 1. Taf. CCCL, 1. Taf. CCCLI, 1. Taf. CCCLII, 1. Taf. CCCLIII, 1. Taf. CCCLIV, 1. Taf. CCCLV, 1. Taf. CCCLVI, 1. Taf. CCCLVII, 1. Taf. CCCLVIII, 1. Taf. CCCLIX, 1. Taf. CCCLX, 1. Taf. CCCLXI, 1. Taf. CCCLXII, 1. Taf. CCCLXIII, 1. Taf. CCCLXIV, 1. Taf. CCCLXV, 1. Taf. CCCLXVI, 1. Taf. CCCLXVII, 1. Taf. CCCLXVIII, 1. Taf. CCCLXIX, 1. Taf. CCCLXX, 1. Taf. CCCLXXI, 1. Taf. CCCLXXII, 1. Taf. CCCLXXIII, 1. Taf. CCCLXXIV, 1. Taf. CCCLXXV, 1. Taf. CCCLXXVI, 1. Taf. CCCLXXVII, 1. Taf. CCCLXXVIII, 1. Taf. CCCLXXIX, 1. Taf. CCCLXXX, 1. Taf. CCCLXXXI, 1. Taf. CCCLXXXII, 1. Taf. CCCLXXXIII, 1. Taf. CCCLXXXIV, 1. Taf. CCCLXXXV, 1. Taf. CCCLXXXVI, 1. Taf. CCCLXXXVII, 1. Taf. CCCLXXXVIII, 1. Taf. CCCLXXXIX, 1. Taf. CCCXC, 1. Taf. CCCXCI, 1. Taf. CCCXCII, 1. Taf. CCCXCIII, 1. Taf. CCCXCIV, 1. Taf. CCCXCV, 1. Taf. CCCXCVI, 1. Taf. CCCXCVII, 1. Taf. CCCXCVIII, 1. Taf. CCCXCIX, 1. Taf. CD, 1. Taf. CDI, 1. Taf. CDII, 1. Taf. CDIII, 1. Taf. CDIV, 1. Taf. CDV, 1. Taf. CDVI, 1. Taf. CDVII, 1. Taf. CDVIII, 1. Taf. CDIX, 1. Taf. CDX, 1. Taf. CDXI, 1. Taf. CDXII, 1. Taf. CDXIII, 1. Taf. CDXIV, 1. Taf. CDXV, 1. Taf. CDXVI, 1. Taf. CDXVII, 1. Taf. CDXVIII, 1. Taf. CDXIX, 1. Taf. CDXX, 1. Taf. CDXXI, 1. Taf. CDXXII, 1. Taf. CDXXIII, 1. Taf. CDXXIV, 1. Taf. CDXXV, 1. Taf. CDXXVI, 1. Taf. CDXXVII, 1. Taf. CDXXVIII, 1. Taf. CDXXIX, 1. Taf. CDXXX, 1. Taf. CDXXXI, 1. Taf. CDXXXII, 1. Taf. CDXXXIII, 1. Taf. CDXXXIV, 1. Taf. CDXXXV, 1. Taf. CDXXXVI, 1. Taf. CDXXXVII, 1. Taf. CDXXXVIII, 1. Taf. CDXXXIX, 1. Taf. CDXL, 1. Taf. CDXLI, 1. Taf. CDXLII, 1. Taf. CDXLIII, 1. Taf. CDXLIV, 1. Taf. CDXLV, 1. Taf. CDXLVI, 1. Taf. CDXLVII, 1. Taf. CDXLVIII, 1. Taf. CDXLIX, 1. Taf. CDL, 1. Taf. CDLI, 1. Taf. CDLII, 1. Taf. CDLIII, 1. Taf. CDLIV, 1. Taf. CDLV, 1. Taf. CDLVI, 1. Taf. CDLVII, 1. Taf. CDLVIII, 1. Taf. CDLIX, 1. Taf. CDLX, 1. Taf. CDLXI, 1. Taf. CDLXII, 1. Taf. CDLXIII, 1. Taf. CDLXIV, 1. Taf. CDLXV, 1. Taf. CDLXVI, 1. Taf. CDLXVII, 1. Taf. CDLXVIII, 1. Taf. CDLXIX, 1. Taf. CDLXX, 1. Taf. CDLXXI, 1. Taf. CDLXXII, 1. Taf. CDLXXIII, 1. Taf. CDLXXIV, 1. Taf. CDLXXV, 1. Taf. CDLXXVI, 1. Taf. CDLXXVII, 1. Taf. CDLXXVIII, 1. Taf. CDLXXIX, 1. Taf. CDLXXX, 1. Taf. CDLXXXI, 1. Taf. CDLXXXII, 1. Taf. CDLXXXIII, 1. Taf. CDLXXXIV, 1. Taf. CDLXXXV, 1. Taf. CDLXXXVI, 1. Taf. CDLXXXVII, 1. Taf. CDLXXXVIII, 1. Taf. CDLXXXIX, 1. Taf. CDXC, 1. Taf. CDXCI, 1. Taf. CDXCII, 1. Taf. CDXCIII, 1. Taf. CDXCIV, 1. Taf. CDXCV, 1. Taf. CDXCVI, 1. Taf. CDXCVII, 1. Taf. CDXCVIII, 1. Taf. CDXCIX, 1. Taf. D, 1. Taf. DI, 1. Taf. DII, 1. Taf. DIII, 1. Taf. DIV, 1. Taf. DV, 1. Taf. DVI, 1. Taf. DVII, 1. Taf. DVIII, 1. Taf. DIX, 1. Taf. DX, 1. Taf. DXI, 1. Taf. DXII, 1. Taf. DXIII, 1. Taf. DXIV, 1. Taf. DXV, 1. Taf. DXVI, 1. Taf. DXVII, 1. Taf. DXVIII, 1. Taf. DXIX, 1. Taf. DXX, 1. Taf. DXXI, 1. Taf. DXXII, 1. Taf. DXXIII, 1. Taf. DXXIV, 1. Taf. DXXV, 1. Taf. DXXVI, 1. Taf. DXXVII, 1. Taf. DXXVIII, 1. Taf. DXXIX, 1. Taf. DXXX, 1. Taf. DXXXI, 1. Taf. DXXXII, 1. Taf. DXXXIII, 1. Taf. DXXXIV, 1. Taf. DXXXV, 1. Taf. DXXXVI, 1. Taf. DXXXVII, 1. Taf. DXXXVIII, 1. Taf. DXXXIX, 1. Taf. DXL, 1. Taf. DXLI, 1. Taf. DXLII, 1. Taf. DXLIII, 1. Taf. DXLIV, 1. Taf. DXLV, 1. Taf. DXLVI, 1. Taf. DXLVII, 1. Taf. DXLVIII, 1. Taf. DXLIX, 1. Taf. DL, 1. Taf. DLI, 1. Taf. DLII, 1. Taf. DLIII, 1. Taf. DLIV, 1. Taf. DLV, 1. Taf. DLVI, 1. Taf. DLVII, 1. Taf. DLVIII, 1. Taf. DLIX, 1. Taf. DLX, 1. Taf. DLXI, 1. Taf. DLXII, 1. Taf. DLXIII, 1. Taf. DLXIV, 1. Taf. DLXV, 1. Taf. DLXVI, 1. Taf. DLXVII, 1. Taf. DLXVIII, 1. Taf. DLXIX, 1. Taf. DLXX, 1. Taf. DLXXI, 1. Taf. DLXXII, 1. Taf. DLXXIII, 1. Taf. DLXXIV, 1. Taf. DLXXV, 1. Taf. DLXXVI, 1. Taf. DLXXVII, 1. Taf. DLXXVIII, 1. Taf. DLXXIX, 1. Taf. DLXXX, 1. Taf. DLXXXI, 1. Taf. DLXXXII, 1. Taf. DLXXXIII, 1. Taf. DLXXXIV, 1. Taf. DLXXXV, 1. Taf. DLXXXVI, 1. Taf. DLXXXVII, 1. Taf. DLXXXVIII, 1. Taf. DLXXXIX, 1. Taf. DXC, 1. Taf. DXCI, 1. Taf. DXCII, 1. Taf. DXCIII, 1. Taf. DXCIV, 1. Taf. DXCV, 1. Taf. DXCVI, 1. Taf. DXCVII, 1. Taf. DXCVIII, 1. Taf. DXCIX, 1. Taf. DC, 1. Taf. DCI, 1. Taf. DCII, 1. Taf. DCIII, 1. Taf. DCIV, 1. Taf. DCV, 1. Taf. DCVI, 1. Taf. DCVII, 1. Taf. DCVIII, 1. Taf. DCIX, 1. Taf. DCX, 1. Taf. DCXI, 1. Taf. DCXII, 1. Taf. DCXIII, 1. Taf. DCXIV, 1. Taf. DCXV, 1. Taf. DCXVI, 1. Taf. DCXVII, 1. Taf. DCXVIII, 1. Taf. DCXIX, 1. Taf. DCXX, 1. Taf. DCXXI, 1. Taf. DCXXII, 1. Taf. DCXXIII, 1. Taf. DCXXIV, 1. Taf. DCXXV, 1. Taf. DCXXVI, 1. Taf. DCXXVII, 1. Taf. DCXXVIII, 1. Taf. DCXXIX, 1. Taf. DCXXX, 1. Taf. DCXXXI, 1. Taf. DCXXXII, 1. Taf. DCXXXIII, 1. Taf. DCXXXIV, 1. Taf. DCXXXV, 1. Taf. DCXXXVI, 1. Taf. DCXXXVII, 1. Taf. DCXXXVIII, 1. Taf. DCXXXIX, 1. Taf. DCXL, 1. Taf. DCXLI, 1. Taf. DCXLII, 1. Taf. DCXLIII, 1. Taf. DCXLIV, 1. Taf. DCXLV, 1. Taf. DCXLVI, 1. Taf. DCXLVII, 1. Taf. DCXLVIII, 1. Taf. DCXLIX, 1. Taf. DCL, 1. Taf. DCLI, 1. Taf. DCLII, 1. Taf. DCLIII, 1. Taf. DCLIV, 1. Taf. DCLV, 1. Taf. DCLVI, 1. Taf. DCLVII, 1. Taf. DCLVIII, 1. Taf. DCLIX, 1. Taf. DCLX, 1. Taf. DCLXI, 1. Taf. DCLXII, 1. Taf. DCLXIII, 1. Taf. DCLXIV, 1. Taf. DCLXV, 1. Taf. DCLXVI, 1. Taf. DCLXVII, 1. Taf. DCLXVIII, 1. Taf. DCLXIX, 1. Taf. DCLXX, 1. Taf. DCLXXI, 1. Taf. DCLXXII, 1. Taf. DCLXXIII, 1. Taf. DCLXXIV, 1. Taf. DCLXXV, 1. Taf. DCLXXVI, 1. Taf. DCLXXVII, 1. Taf. DCLXXVIII, 1. Taf. DCLXXIX, 1. Taf. DCLXXX, 1. Taf. DCLXXXI, 1. Taf. DCLXXXII, 1. Taf. DCLXXXIII, 1. Taf. DCLXXXIV, 1. Taf. DCLXXXV, 1. Taf. DCLXXXVI, 1. Taf. DCLXXXVII, 1. Taf. DCLXXXVIII, 1. Taf. DCLXXXIX, 1. Taf. DCXC, 1. Taf. DCXCI, 1. Taf. DCXCII, 1. Taf. DCXCIII, 1. Taf. DCXCIV, 1. Taf. DCXCV, 1. Taf. DCXCVI, 1. Taf. DCXCVII, 1. Taf. DCXCVIII, 1. Taf. DCXCIX, 1. Taf. DCC, 1. Taf. DCCI, 1. Taf. DCCII, 1. Taf. DCCIII, 1. Taf. DCCIV, 1. Taf. DCCV, 1. Taf. DCCVI, 1. Taf. DCCVII, 1. Taf. DCCVIII, 1. Taf. DCCIX, 1. Taf. DCCX, 1. Taf. DCCXI, 1. Taf. DCCXII, 1. Taf. DCCXIII, 1. Taf. DCCXIV, 1. Taf. DCCXV, 1. Taf. DCCXVI, 1. Taf. DCCXVII, 1. Taf. DCCXVIII, 1. Taf. DCCXIX, 1. Taf. DCCXX, 1. Taf. DCCXXI, 1. Taf. DCCXXII, 1. Taf. DCCXXIII, 1. Taf. DCCXXIV, 1. Taf. DCCXXV, 1. Taf. DCCXXVI, 1. Taf. DCCXXVII, 1. Taf. DCCXXVIII, 1. Taf. DCCXXIX, 1. Taf. DCCXXX, 1. Taf. DCCXXXI, 1. Taf. DCCXXXII, 1. Taf. DCCXXXIII, 1. Taf. DCCXXXIV, 1. Taf. DCCXXXV, 1. Taf. DCCXXXVI, 1. Taf. DCCXXXVII, 1. Taf. DCCXXXVIII, 1. Taf. DCCXXXIX, 1. Taf. DCCXL, 1. Taf. DCCXLI, 1. Taf. DCCXLII, 1. Taf. DCCXLIII, 1. Taf. DCCXLIV, 1. Taf. DCCXLV, 1. Taf. DCCXLVI, 1. Taf. DCCXLVII, 1. Taf. DCCXLVIII, 1. Taf. DCCXLIX, 1. Taf. DCCL, 1. Taf. DCCLI, 1. Taf. DCCLII, 1. Taf. DCCLIII, 1. Taf. DCCLIV, 1. Taf. DCCLV, 1. Taf. DCCLVI, 1. Taf. DCCLVII, 1. Taf. DCCLVIII, 1. Taf. DCCLIX, 1. Taf. DCCLX, 1. Taf. DCCLXI, 1. Taf. DCCLXII, 1. Taf. DCCLXIII, 1. Taf. DCCLXIV, 1. Taf. DCCLXV, 1. Taf. DCCLXVI, 1. Taf. DCCLXVII, 1. Taf. DCCLXVIII, 1. Taf. DCCLXIX, 1. Taf. DCCLXX, 1. Taf. DCCLXXI, 1. Taf. DCCLXXII, 1. Taf. DCCLXXIII, 1. Taf. DCCLXXIV, 1. Taf. DCCLXXV, 1. Taf. DCCLXXVI, 1. Taf. DCCLXXVII, 1. Taf. DCCLXXVIII, 1. Taf. DCCLXXIX, 1. Taf. DCCLXXX, 1. Taf. DCCLXXXI, 1. Taf. DCCLXXXII, 1. Taf. DCCLXXXIII, 1. Taf. DCCLXXXIV, 1. Taf. DCCLXXXV, 1. Taf. DCCLXXXVI, 1. Taf. DCCLXXXVII, 1. Taf. DCCLXXXVIII, 1. Taf. DCCLXXXIX, 1. Taf. DCCXC, 1. Taf. DCCXCI, 1. Taf. DCCXCII, 1. Taf. DCCXCIII, 1. Taf. DCCXCIV, 1. Taf. DCCXCV, 1. Taf. DCCXCVI, 1. Taf. DCCXCVII, 1. Taf. DCCXCVIII, 1. Taf. DCCXCIX, 1. Taf. DCCC, 1. Taf. DCCCI, 1. Taf. DCCCII, 1. Taf. DCCCIII, 1. Taf. DCCCIV, 1. Taf. DCCCV, 1. Taf. DCCCVI, 1. Taf. DCCCVII, 1. Taf. DCCCVIII, 1. Taf. DCCCIX, 1. Taf. DCCCX, 1. Taf. DCCCXI, 1. Taf. DCCCXII, 1. Taf. DCCCXIII, 1. Taf. DCCCXIV, 1. Taf. DCCCXV, 1. Taf. DCCCXVI, 1. Taf. DCCCXVII, 1. Taf. DCCCXVIII, 1. Taf. DCCCXIX, 1. Taf. DCCCXX, 1. Taf. DCCCXXI, 1. Taf. DCCCXXII, 1. Taf. DCCCXXIII, 1. Taf. DCCCXXIV, 1. Taf. DCCCXXV, 1. Taf. DCCCXXVI, 1. Taf. DCCCXXVII, 1. Taf. DCCCXXVIII, 1. Taf. DCCCXXIX, 1. Taf. DCCCXXX, 1. Taf. DCCCXXXI, 1. Taf. DCCCXXXII, 1. Taf. DCCCXXXIII, 1. Taf. DCCCXXXIV, 1. Taf. DCCCXXXV, 1. Taf. DCCCXXXVI, 1. Taf. DCCCXXXVII, 1. Taf. DCCCXXXVIII, 1. Taf. DCCCXXXIX, 1. Taf. DCCCXL, 1. Taf. DCCCXLI, 1. Taf. DCCCXLII, 1. Taf. DCCCXLIII, 1. Taf. DCCCXLIV, 1. Taf. DCCCXLV, 1. Taf. DCCCXLVI, 1. Taf. DCCCXLVII, 1. Taf. DCCCXLVIII, 1. Taf. DCCCXLIX, 1. Taf. DCCCL, 1. Taf. DCCCLI, 1. Taf. DCCCLII, 1. Taf. DCCCLIII, 1. Taf. DCCCLIV, 1. Taf. DCCCLV, 1. Taf. DCCCLVI, 1. Taf. DCCCLVII, 1. Taf. DCCCLVIII, 1. Taf. DCCCLIX, 1. Taf. DCCCLX, 1. Taf. DCCCLXI, 1. Taf. DCCCLXII, 1. Taf. DCCCLXIII, 1. Taf. DCCCLXIV, 1. Taf. DCCCLXV, 1. Taf. DCCCLXVI, 1. Taf. DCCCLXVII, 1. Taf. DCCCLXVIII, 1. Taf. DCCCLXIX, 1. Taf. DCCCLXX, 1. Taf. DCCCLXXI, 1. Taf. DCCCLXXII, 1. Taf. DCCCLXXIII, 1. Taf. DCCCLXXIV, 1. Taf. DCCCLXXV, 1. Taf. DCCCLXXVI, 1. Taf. DCCCLXXVII, 1. Taf. DCCCLXXVIII, 1. Taf. DCCCLXXIX, 1. Taf. DCCCLXXX, 1. Taf. DCCCLXXXI, 1. Taf. DCCCLXXXII, 1. Taf. DCCCLXXXIII, 1. Taf. DCCCLXXXIV, 1. Taf. DCCCLXXXV, 1. Taf. DCCCLXXXVI, 1. Taf. DCCCLXXXVII, 1. Taf. DCCCLXXXVIII, 1. Taf. DCCCLXXXIX, 1. Taf. DCCCXC, 1. Taf. DCCCXCI, 1. Taf. DCCCXCII, 1. Taf. DCCCXCIII, 1. Taf. DCCCXCIV, 1. Taf. DCCCXCV, 1. Taf. DCCCXCVI, 1. Taf. DCCCXCVII, 1. Taf. DCCCXCVIII, 1. Taf. DCCCXCIX, 1. Taf. CM, 1. Taf. CMI, 1. Taf. CMII, 1. Taf. CMIII, 1. Taf. CMIV, 1. Taf. CMV, 1. Taf. CMVI, 1. Taf. CMVII, 1. Taf. CMVIII, 1. Taf. CMIX, 1. Taf. CMX, 1. Taf. CMXI, 1. Taf. CMXII, 1. Taf. CMXIII, 1. Taf. CMXIV, 1. Taf. CMXV, 1. Taf. CMXVI, 1. Taf. CMXVII, 1. Taf. CMXVIII, 1. Taf. CMXIX, 1. Taf. CMXX, 1. Taf. CMXXI, 1. Taf. CMXXII, 1. Taf. CMXXIII, 1. Taf. CMXXIV, 1. Taf. CMXXV, 1. Taf. CMXXVI, 1. Taf. CMXXVII, 1. Taf. CMXXVIII, 1. Taf. CMXXIX, 1. Taf. CMXXX, 1. Taf. CMXXXI, 1. Taf. CMXXXII, 1. Taf. CMXXXIII, 1. Taf. CMXXXIV, 1. Taf. CMXXXV, 1. Taf. CMXXXVI, 1. Taf. CMXXXVII, 1. Taf. CMXXXVIII, 1. Taf. CMXXXIX, 1. Taf. CMXL, 1. Taf. CMXLI, 1. Taf. CMXLII, 1. Taf. CMXLIII, 1. Taf. CMXLIV, 1. Taf. CMXLV, 1. Taf. CMXLVI, 1. Taf. CMXLVII, 1. Taf. CMXLVIII, 1. Taf. CMXLIX, 1. Taf. CML, 1. Taf. CMLI, 1. Taf. CMLII, 1. Taf. CMLIII, 1. Taf. CMLIV, 1. Taf. CMLV, 1. Taf. CMLVI, 1. Taf. CMLVII, 1. Taf. CMLVIII, 1. Taf. CMLIX, 1. Taf. CMLX, 1. Taf. CMLXI, 1. Taf. CMLXII, 1. Taf. CMLXIII, 1. Taf. CMLXIV, 1. Taf. CMLXV, 1. Taf. CMLXVI, 1. Taf. CMLXVII, 1. Taf. CMLXVIII, 1. Taf. CMLXIX, 1. Taf. CMLXX, 1. Taf. CMLXXI, 1. Taf. CMLXXII, 1. Taf. CMLXXIII, 1. Taf. CMLXXIV, 1. Taf. CMLXXV, 1. Taf. CMLXXVI, 1. Taf. CMLXXVII, 1. Taf. CMLXXVIII, 1. Taf. CMLXXIX, 1. Taf. CMLXXX, 1. Taf. CMLXXXI, 1. Taf. CMLXXXII, 1. Taf. CMLXXXIII, 1. Taf. CMLXXXIV, 1. Taf. CMLXXXV, 1. Taf. CMLXXXVI, 1. Taf. CMLXXXVII, 1. Taf. CMLXXXVIII, 1. Taf. CMLXXXIX, 1. Taf. CMXC, 1. Taf. CMXCI, 1. Taf. CMXCII, 1. Taf. CMXCIII, 1. Taf. CMXCIV, 1. Taf. CMXCV, 1. Taf. CMXCVI, 1. Taf. CMXCVII, 1. Taf. CMXCVIII, 1. Taf. CMXCIX, 1. Taf. CMC, 1. Taf. CMCI, 1. Taf. CMCII, 1. Taf. CMCIII, 1. Taf. CMCIV, 1. Taf. CMCV, 1. Taf. CMCVI, 1. Taf. CMCVII, 1. Taf. CMCVIII, 1. Taf. CMCIX, 1. Taf. CMCX, 1. Taf. CMCXI, 1. Taf. CMCXII, 1. Taf. CMCXIII, 1. Taf. CMCXIV, 1. Taf. CMCXV, 1. Taf. CMCXVI, 1. Taf. CMCXVII, 1. Taf. CMCXVIII, 1. Taf. CMCXIX, 1. Taf. CMCXX, 1. Taf. CMCXXI, 1. Taf. CMCXXII, 1. Taf. CMCXXIII, 1. Taf. CMCXXIV, 1. Taf. CMCXXV, 1. Taf. CMCXXVI, 1. Taf. CMCXXVII, 1. Taf. CMCXXVIII, 1. Taf. CMCXXIX, 1. Taf. CMCXXX, 1. Taf. CMCXXXI, 1. Taf. CMCXXXII, 1. Taf. CMCXXXIII, 1. Taf. CMCXXXIV, 1. Taf. CMCXXXV, 1. Taf. CMCXXXVI, 1. Taf. CMCXXXVII, 1. Taf. CMCXXXVIII, 1. Taf. CMCXXXIX, 1. Taf. CMCXL, 1. Taf. CMCXLI, 1. Taf. CMCXLII, 1. Taf. CMCXLIII, 1. Taf. CMCXLIV, 1. Taf. CMCXLV, 1. Taf. CMCXLVI, 1. Taf. CMCXLVII, 1. Taf. CMCXLVIII, 1. Taf. CMCXLIX, 1. Taf. CMCL, 1. Taf. CMCLI, 1. Taf. CMCLII, 1. Taf. CMCLIII, 1. Taf. CMCLIV, 1. Taf. CMCLV, 1. Taf. CMCLVI, 1. Taf. CMCLVII, 1. Taf. CMCLVIII, 1. Taf. CMCLIX, 1. Taf. CMCLX, 1. Taf. CMCLXI, 1. Taf. CMCLXII, 1. Taf. CMCLXIII, 1. Taf. CMCLXIV, 1. Taf. CMCLXV, 1. Taf. CMCLXVI, 1. Taf. CMCLXVII, 1. Taf. CMCLXVIII, 1. Taf. CMCLXIX, 1. Taf. CMCLXX, 1. Taf. CMCLXXI, 1. Taf. CMCLXXII, 1. Taf. CMCLXXIII, 1. Taf. CMCLXXIV, 1. Taf. CMCLXXV, 1. Taf. CMCLXXVI, 1. Taf. CMCLXXVII, 1. Taf. CMCLXXVIII, 1. Taf. CMCLXXIX, 1. Taf. CMCLXXX, 1. Taf. CMCLXXXI, 1. Taf. CMCLXXXII, 1. Taf. CMCLXXXIII, 1. Taf. CMCLXXXIV, 1. Taf. CMCLXXXV, 1. Taf. CMCLXXXVI, 1. Taf. CMCLXXXVII, 1. Taf. CMCLXXXVIII, 1. Taf. CMCLXXXIX, 1. Taf. CMCXC, 1. Taf. CMCXCI, 1. Taf. CMCXCII, 1. Taf. CMCXCIII, 1. Taf. CMCXCIV, 1. Taf. CMCXCV, 1. Taf. CMCXCVI, 1. Taf. CMCXCVII, 1. Taf. CMCXCVIII, 1. Taf. CMCXCIX, 1. Taf. CMCC, 1. Taf. CMCCI, 1. Taf. CMCCII, 1. Taf. CMCCIII, 1. Taf. CMCCIV, 1. Taf. CMCCV, 1. Taf. CMCCVI, 1. Taf. CMCCVII, 1. Taf. CMCCVIII, 1. Taf. CMCCIX, 1. Taf. CMCCX, 1. Taf. CMCCXI, 1. Taf. CMCCXII, 1. Taf. CMCCXIII, 1. Taf. CMCCXIV, 1. Taf. CMCCXV, 1. Taf. CMCCXVI, 1. Taf. CMCCXVII, 1. Taf. CMCCXVIII, 1. Taf. CMCCXIX, 1. Taf. CMCCXX, 1. Taf. CMCCXXI, 1. Taf. CMCCXXII, 1. Taf. CMCCXXIII, 1. Taf. CMCCXXIV, 1. Taf. CMCCXXV, 1. Taf. CMCCXXVI, 1. Taf. CMCCXXVII, 1. Taf. CMCCXXVIII, 1. Taf. CMCCXXIX, 1. Taf. CMCCXXX, 1. Taf. CMCCXXXI, 1. Taf. CMCCXXXII, 1. Taf. CMCCXXXIII, 1. Taf. CMCCXXXIV, 1. Taf. CMCCXXXV, 1. Taf. CMCCXXXVI, 1. Taf. CMCCXXXVII, 1. Taf. CMCCXXXVIII, 1. Taf. CMCCXXXIX, 1. Taf. CMCCXL, 1. Taf. CMCCXLI, 1. Taf. CMCCXLII, 1. Taf. CMCCXLIII, 1. Taf. CMCCXLIV, 1. Taf. CMCCXLV, 1. Taf. CMCCXLVI, 1. Taf. CMCCXLVII, 1. Taf. CMCCXLVIII, 1. Taf. CMCCXLIX, 1. Taf. CMCCL, 1. Taf. CMCCLI, 1. Taf. CMCCLII, 1. Taf. CMCCLIII, 1. Taf. CMCCLIV, 1. Taf. CMCCLV, 1. Taf. CMCCLVI, 1. Taf. CMCCLVII, 1. Taf. CMCCLVIII, 1. Taf. CMCCLIX, 1. Taf. CMCCLX, 1. Taf. CMCCLXI, 1. Taf. CMCCLXII, 1. Taf. CMCCLXIII, 1. Taf. CMCCLXIV, 1. Taf. CMCCLXV, 1. Taf. CMCCLXVI, 1. Taf. CMCCLXVII, 1. Taf. CMCCLXVIII, 1. Taf. CMCCLXIX, 1. Taf. CMCCLXX, 1. Taf. CMCCLXXI, 1. Taf. CMCCLXXII, 1. Taf. CMCCLXXIII, 1. Taf. CMCCLXXIV, 1. Taf. CMCCLXXV, 1. Taf. CMCCLXXVI, 1. Taf. CMCCLXXVII, 1. Taf. CMCCLXXVIII, 1. Taf

räuber in der That. Der Leib für ſich betrachtet, iſt überraſchend klein und mager; aber an ihm ſitzt ein ſehr langer, klapperdürrer Hals, welcher einen geſtreckten, mit langem Schnabel bewehrten Kopf trägt; an ihm gelenken große, breite Flügel, lange, dürre Ständer und ein ſehr großer Schwanz. Der gerupfte Reiher dünkt uns die abſcheulichſte Mißgeſtalt zu ſein, weil kein Theil ſeines Leibes mit dem andern im Verhältniß zu ſtehen ſcheint. Mehr als die Hälfte der geſammten Länge kommt auf Hals, Kopf und Schnabel allein, faſt ein Fünftel auf den Schwanz, für den Leib ſelbſt bleibt alſo nur wenig übrig. Die Befiederung iſt nicht beſonders reich, die einzelnen Federn ſind aber lang und breit und laſſen das Gefieder deshalb dichter erſcheinen, als es wirklich iſt. Ganz eigenthümlich ſind ſechs, mit ſeidenartigem, kurzem, dichtem Flaum, ſogenannten Puderdunen, beſetzte Stellen, von denen zwei in der Gegend des Gabelknochens, zwei an den Hüften und die letzten beiden, welche ſehr ſchmal ſind, in der Leiſtengegend liegen. Die zahlreichen Schwungfedern ſind groß und breit, die Steuerfedern, zwölf an der Zahl, nicht minder. Im Uebrigen mag folgende Beſchreibung des Leibes genügen: Der Schnabel iſt länger als der Kopf, gerade, ſpitz, ſeitlich zuſammengedrückt, der Hals höher als breit, muskelkräftig und höchſt beweglich; das Bein iſt weit über die Ferſe nackt, der Fuß langzehig, jede Zehe mit einem großen, flach gekrümmten Nagel, die Mittelzehe mit einem kammartig ausgeſägten bewehrt. Der Schlund iſt unverhältnißmäßig weit, der Magen groß und häutig. Das Gerippe gehört zu den auffallendſten, welche in der Klaſſe vorkommen; eine ausführliche Beſchreibung deſſelben würde unſern Raum jedoch überſchreiten, und deshalb müſſen wir uns auf die Angabe beſchränken, daß der Hals aus ſechszehn, der Rückentheil aus acht und der Schwanztheil aus ebenfalls acht Wirbeln beſteht.

In der Färbung des Gefieders ändert der Fiſchreiher je nach dem verſchiedenen Alter; das ausgefärbte Kleid wird erſt im dritten Lebensjahre angelegt. Beim alten Männchen ſind Schnabel, Zügel, die nackte Stelle um das Auge und der Augenſtern goldgelb, die Füße horngraugelb, die Stirn und die Mitte des Scheitels weiß, die Seiten, der Hinterkopf und die Bruſtſeiten aber ſammtſchwarz, Rücken und Oberflügel aſchgrau, beſonders geziert durch lange, bänderartige Federn von ſilberweißer Farbe; die Unterſeite iſt weiß, am Halſe grauweiß, hier vorn durch drei Reihen ſchwarzer

Längsflecken gezeichnet. Am Kropf flattern lange, weiße Federn, und vom Hinterhaupte hängt ein aus drei ſchmalen, ſammtſchwarzen Federn gebildeter Zopf hernieder. Die Schwungfedern ſind ſchwarz, die Schwanzfedern aſchgrau. Das alte Weibchen iſt weniger ſchön und trägt einen minder langen Zopf. Bei den jungen Vögeln iſt der Oberkörper aſchgrau, der Unterkörper in der Mitte weiß, ſeitlich grau, der Vorderhals durch zwei bis drei Reihen ſchwarzer Längsflecken gezeichnet. Fuß und Schnabel ſind dunkelhornfarben, die nackten Kopfſtellen grünlichſtrohgelb, die Augenſterne ſchwefelgelb. Der Zopf fehlt.

Schwer läßt ſich beſtimmen, welche Gegenden der Erde eigentlich als Heimath des Fiſchreihers bezeichnet werden dürfen. Ob er in Neuholland gefunden worden iſt, wiſſen wir nicht, wohl aber, daß man ihn von Sibirien, Grönland, Island, dem nördlichen Skandinavien an durch ganz Europa, Aſien und einen großen Theil Afrika's, ſowie in Amerika beobachtet hat. In Deutſchland fehlt er nirgends; denn er ſteigt auch im Gebirge ſo hoch empor, als es hier nahrungsverſprechende Gewäſſer giebt. Im nördlichen Europa zwingt ihn der Winter zum Wandern; in den ſüdlichen Gegenden ſtreicht er nur. Er verläßt uns im September oder October und erſcheint im März oder ſpäteſtens im April wieder. Alle Seen und Ströme Südeuropa's, Mittelaſiens und Afrika's beherbergen ihn während des Winters in Menge; aber er fehlt dort auch in den Sommermonaten nicht. Seichte Gewäſſer jeder Art bilden ſeinen Aufenthalt: er fiſcht im Meere oder in Salzſeen ebenſo gern, als in Teichen, Strömen, Flüſſen und Bächen, falls nur das Waſſer klar iſt; denn trübe Fluthen meidet er aus dem ganz einfachen Grunde, weil er die in ihnen lebenden Fiſche nicht ſieht.

Auf ſeinen Reiſen und in der Winterherberge vereinigt er ſich gern mit anderen Reihern zu größeren Geſellſchaften; bei uns lebt er mit Ausſchluß der Fortpflanzungszeit einzeln oder paarweiſe, und namentlich, wenn er zum Fiſchfang ausgeht, liebt er die ihn beeinträchtigende Geſellſchaft anderer Reiher durchaus nicht.

In ſeinem Betragen hat er manches Eigenthümliche. Er verſteht es, den genauen Beobachter zu feſſeln; der großen Menge jedoch erſcheint er als ein höchſt langweiliger Geſell, wie wir glauben, hauptſächlich deshalb, weil er ſich ſchwer beobachten läßt. Der Fiſchreiher iſt wie alle ſeine Verwandten ein ſcheuer, höchſt vorſichtiger und liſtiger Vogel. Er traut dem

Menſchen nie, greift aber dennoch frech in deſſen Gerechtſame ein und ſtiehlt und raubt dreiſt in der Nähe der Wohnungen, ohne jedoch ſeine Sicherung jemals aus den Augen zu ſetzen. Seine Jagd betreibt er, wie ein vorſichtiger Dieb ſein Gewerbe. Er erſcheint geräuſchlos am Ufer des erwählten Gewäſſers, nachdem er vorher ſorgfältig die Gegend unterſucht hat, ſtellt ſich hier wie eine Bildſäule auf, ſichert nochmals und beginnt erſt, wenn er ſich unbeobachtet ſieht, ſeine Fiſcherei. Bei dieſer ſchleicht er mehr, als er geht, im Waſſer dahin, ein Bein bedachtſam vor das andere ſetzend, ohne irgend welches Geräuſch zu verurſachen und fortwährend nach allen Seiten hin ſpähend und beobachtend. Naumann nennt ihn ſehr richtig einen Scheinheiligen, deſſen kleines lebhaftes Auge mißtrauiſche und hämiſche Blicke auf die Umgebung wirft und deſſen Hals blitzſchnell aus ſeiner gepreßten Lage hervorſchnellt, wenn ſich ein ſchwächeres Geſchöpf unvorſichtig nähert.

Jede Stellung des Fiſchreihers iſt eigenthümlich. Wenn er ganz ruhig ſteht und die Verdauung abwartet, richtet er ſeinen Rumpf gerade auf und zieht den langen Hals ſo zuſammen, daß der Kopf unmittelbar auf dem Nacken ruht oder zwiſchen den Schulterfedern verſteckt wird; will er ſich ſonnen, ſo läßt er ſich auf die Fußwurzeln nieder und ſtreckt den Hals ſtockſteif vor ſich hin; will er ſchlafen, ſo nimmt er die frühere Stellung an, wiegt ſich aber nur auf einem Beine und legt das andere ſo an den Leib, daß die Zehen den Hals berühren. Der Gang iſt langſam, ſchleichend, ohne Würde, der Flug unſchön, weil er eigentlich nur aus träge auf einander folgenden Flügelſchlägen beſteht, bei denen die großen, breiten Flügel vorn bedeutend nach unten herabgebogen werden. Der Hals wird im Fluge ebenfalls zuſammengezogen und tritt vorn wie ein Kropf vor, die Ständer werden lang nach hinten geſtreckt, und ſo nimmt der Vogel eine höchſt bezeichnende Geſtalt an, welche ihn in jeder Entfernung von Störchen, Kranichen und ähnlichen Sumpfvögeln unterſcheiden läßt. Bevor er ſich erhebt, ſpringt er ein paarmal empor, ſodann bewegt er die großen Schwingen haſtig; bald aber nimmt er eine ruhige Bewegung an. Eigentlich zu ſchweben verſteht er nicht; höchſtens beim Niederlaſſen gleitet er auf kurze Strecken durch die Luft. Auf dem Zuge erhebt er ſich zu bedeutenden Höhen, ſonſt aber ſtreicht er gern niedrig über dem Boden, und noch niedriger über dem Waſſer dahin. Höchſt ſonderbar benimmt er ſich, wenn er bei ſeinem Spazierfliegen plötzlich erſchreckt wird. Der eingezogene Hals fährt blitzſchnell her-

vor, die Flügel arbeiten ohne Zuſammenhang, die ganze Mißgeſtalt taumelt durch die Luft herab und fällt erſt, wenn die Beſinnung zurückkehrt, wieder in die regelmäßige Bewegung. — Das Schwimmen wird dem Fiſchreiher nicht ſchwer; freiwillig aber begiebt er ſich wohl kaum in das Waſſer. Doch rudert er im Nothfall trotz der langen Beine gar nicht ungeſchickt dahin, ſo ängſtlich er ſich dabei auch geberdet.

Die Sinne ſind vortrefflich; namentlich das Geſicht ſcheint ſehr ſcharf zu ſein. Die geiſtigen Begabungen dürfen nicht als untergeordnete betrachtet, das Weſen des Vogels aber muß als ein abſcheuliches bezeichnet werden. Er hält mit keinem anderen Thiere Freundſchaft und bedroht in hämiſcher Weiſe jedes ſchwächere Geſchöpf, welches ſich ihm naht, ſei es auch nur, um ihm einen ſcharfen Hieb zu verſetzen. Alle untergeordneten Fähigkeiten des Geiſtes ſind ausgebildet. Die Liſt, welche man an ihm oft beobachtet, verleitet, an einen ausgebildeten Verſtand zu glauben; dieſen aber beſitzt er nicht. Böswilligkeit iſt ein hervortretender Zug ſeines Weſens, Mißtrauen und eine geradezu ſinnloſe Furcht oder Scheu vor allem Ungewöhnlichen ein bezeichnendes Merkmal ſeiner geiſtigen Begabung. Ein heftiges Gewitter bringt ihn nach Naumann's Beobachtungen faſt von Sinnen; er geberdet ſich, wenn er das Rollen des Donners vernimmt, wie toll. Liebe oder Zuneigung beweiſt er vielleicht nur gegen ſeine Brut.

Fiſche aller Art bilden die Hauptnahrung des Reihers. Ihrer bemächtigt er ſich durch blitzſchnelles Vorwerfen ſeines Schnabels, und zwar mit großer, ja faſt unfehlbarer Sicherheit. Aber er läßt es beim Fiſchfange nicht bewenden, ſondern verzehrt auch andere kleine Wirbelthiere: Mäuſe, Spitzmäuſe, Ratten, junge Vögel, Fröſche, im Waſſer lebende Kerbthiere, unter Umſtänden ſelbſt dünnſchalige Muſcheln. Er iſt ein ſtarker Freſſer und kann deshalb ſehr ſchädlich werden; an fiſchreichen Gewäſſern iſt er überhaupt nicht zu dulden.

Seine Stimme iſt ein unangenehm kreiſchender Laut, welcher durch die Silben „Kraaich“ wiedergegeben werden kann. Dieſer Laut wird in langen Pauſen ausgeſtoßen, gewöhnlich nur, wenn der Reiher in hoher Luft fliegt, oder aber, wenn er plötzlich erſchreckt wird.

Hinſichtlich der Fortpflanzung iſt hier nachzutragen, daß der Fiſchreiher in einen der beſchriebenen Horſte ſeine drei bis vier ſtarkſchaligen, glanzloſen, ſchön blaugrünen Eier legt, gewöhnlich in der letzten Hälfte des April.

Das Weibchen brütet allein und wird, ſo lange es auf dem Horſte liegt, vom Männchen erhalten. Nach etwa dreiwöchentlicher Bebrütung ſchlüpfen die unbehilflichen, in ein dichtes Dunenkleid gehüllten Jungen aus. Sie zeigen bald den Heißhunger ihrer Sippſchaft, und die Alten haben viel zu thun, um ihnen genügende Nahrung herbeizuſchaffen. Anfänglich ſpeien ihnen die Eltern halbverdauten Fiſche in den Hals, ſpäter auf den Rand des Neſtes. Nach etwa vier Wochen ſind die Jungen erwachſen und fliegen nun, anfangs ſehr ungeſchickt, dem erſten, beſten Gewäſſer zu, wo ſie ſofort ihre Fiſchjagd beginnen; denn die Alten bekümmern ſich bald nicht mehr um ſie.

Die aus dem Neſte genommenen und vom Menſchen aufgefütterten Jungen legen einen guten Theil der ihnen eigenthümlichen Scheu ab und gewöhnen ſich in gewiſſem Grade an ihren Pfleger; eigentlich anhänglich aber werden ſie nie. Im engen Käfig halten ſie nicht lange aus, im Garten oder Gehöft ſtiften ſie durch ihre Bosheit viel Unheil: ſie ſind alſo keineswegs als Hofvögel zu empfehlen.

Die ſchönen Zeiten der Reiherbaize ſind vorüber. Man hat zwar neuerdings verſucht, wiederum mit dem Falken auf der Fauſt zur Reiherjagd hinauszuziehen, dieſe Verſuche aber bald wieder aufgegeben. Gegenwärtig ſtellt man dem ſchädlichen Fiſchräuber nur mit dem Feuergewehr nach. Alte, klug gewordene Reiher ſind äußerſt ſchwer zu erlegen, weil ſie eben Niemand trauen und immer Gefahr fürchten. Es beſchränkt ſich deshalb die Jagd auf das ſogenannte Reiherſchießen, d. h. auf das Blutbad, welches unter den eben ausgeflogenen und ausfliegenden Jungen im Reiherſtande angerichtet wird. In geſchickt gelegten Schlingen oder Tellereiſen, welche in ſeichtes Waſſer geſtellt werden, kann man den Reiher wohl auch fangen; leichter noch geſchieht Dies mittelſt einer Angel, welche mit einem kräftigen, lebenden Fiſch geködert wird. Die natürlichen Feinde des Vogels ſind diejenigen, welche der Menſch ſchon in uralten Zeiten als Gehilfen bei der Reiherjagd gebrauchte, vor Allem die Edelfalken und die Habichte. Daß auch die Eulen Reiher angreifen, wiſſen wir durch Naumann's Beobachtungen. Andere Raubthiere laſſen die wehrhaften Vögel ziemlich unbehelligt, und die Schmarotzer, welche in ihrem Gebiete hauſen, fügen ihnen wenigſtens nur unbedeutenden Schaden zu.

Die Scharbe oder der Kormoran, Phalacrocorax Cormoranus Brisson (Pelecanus Carbo Linné, Halieus Carbo Illiger, Carbo Cormoranus Wolf & Meyer), der Waſſer- oder Seerabe, der ſchwarze Gänſetaucher oder der ſchwarze Pelekan, die Haldenente, der Scholver, Schalucher, Schlucker, Vielfraß, Biſamvogel u. ſ. w., einer der bei uns wohnenden Vertreter der Pelekanfamilie, iſt ein ſo ausgezeichnetes Thier, daß zur Beſchreibung wenige Worte genügen. Der Leib iſt geſtreckt, der Hals lang, aber dabei kräftig, der Kopf ſtark, der Schnabel mittellang, auf ſeiner Firſte rundlich, vorn mit einem ſtark gebogenen, weit überhängenden Haken; die Flügel ſind ſchmal und ſpitzig, aber ziemlich kurz; der Schwanz iſt lang und abgeſtuft, der Fuß kräftig, mit vier langen und dicken Zehen, welche ſämmtlich durch Schwimmhäute verbunden ſind, und deren äußerſte, wie bei anderen Pelekanvögeln, die längſte iſt. Das Gefieder der Unterſeite iſt ſammetweich, die Federn der Oberſeite hingegen ſind derb, die Schwung- und Steuerfedern endlich hart und ſchnellkräftig. Als die bezeichnendſten Merkmale des Vogels ſind die Füße und der Schnabel anzuſehen: erſtere wegen der in angegebener Weiſe entwickelten Schwimmhäute, letzterer wegen einer dehnbaren Kehlhaut am Kinn.

Die Scharbe wird etwas über 3 Fuß lang, wovon auf den Schwanz reichlich 8 Zoll gerechnet werden müſſen, und 4¾ bis 5 Fuß breit. Im Winterkleide iſt der Schnabel bleifarben, der Schnabelwinkel und ein Fleck unter dem Auge gelb, der nackte Kehlfleck grau, mit gelben Warzen, der Augenſtern grün, der Fuß ſchwarz, das Gefieder ziemlich einfarbig grün oder blauſchwarz, auf dem Mantel mehr grün, auf der Unterſeite mehr ſchwärzlich. Um das Kinn zieht ſich eine breite, weiße Binde, welche von einem Auge zum andern reicht; am Kopfe, am Oberhalſe und über den Schenkeln überwuchern zarte, dunenartige, weiße Federn, welche während der Brutzeit ausfallen, das übrige Gefieder. Nach der Brutzeit und bezüglich nach der Mauſer ſieht das Halsband grau aus. Im Jugendkleide iſt der Schnabel bleiſchwarz, der Oberkörper ſchwarzbraun, der Unterkörper ſchmutzig weiß, der Hals grauweiß, braun in die Länge gefleckt; die Seiten der Bruſt und des Bauches ſind ſchwärzlich, nach der Mitte zu ebenfalls braun in die Länge gefleckt. Im dritten Lebensjahre des Vogels geht dieſes Kleid in das vorher beſchriebene über. Das Junge iſt mit dichten, braunen, kurzen Dunen bedeckt.

Bib Ent oder Schnäbler, Gallae, Insecta, **s. Bib Rin, Bib ent.**

Bib Rin oder Rüsselkäfer, Curculionidae, Coleoptera, **s. Bib Ent.**

Bibio Marci, von welchem auch der ganze Käferstamm Bibionidae heißt, Fliegen, Insecta, zweiflügelige, Ordnung 6. Fam. 2. Gattung 1. Art.

Bibio.

Bib Bid, Wt. Bibio Marci, ein gemeiner schwarz behaarter, mittelmäßiger Käfer, Insecta, zweiflügelige, Ordnung 6. Fam. 2. Gattung 1. Art. Die Mittelschienen stehen mit hinten 2 Paar Stacheln, die

kehrt mit Beginn des Frühlings wieder nach Norden zurück. Es iſt wahrſcheinlich, daß ein großer Theil der ziehenden Scharben längs der Meeresküſten dahinfliegt und bezüglich ſchwimmt; immerhin aber wandert eine ziemliche Menge durch das Land. Standvogel iſt die Scharbe in allen nordeuropäiſchen Meeren, welche nicht zufrieren.

Wer die Scharbe kennen lernen will, muß ſie im Waſſer beobachten. Auf dem Lande iſt ſie, wie ſo viele andere Schwimmvögel, unbehilflich, wenn auch nicht in ſo hohem Grade, als man vielleicht meinen möchte. Ihr Gang iſt ſchwerfällig, watſchelnd, und im Sitzen muß ſie ſich gewöhnlich auf den Schwanz ſtemmen, um ſich im Gleichgewicht zu erhalten; doch klettert ſie ganz leidlich und nicht blos an Felſen empor, ſondern auch im beſchränkten Grade auf Bäume, wenigſtens weiß ſie ſich hier ſitzend auf Aeſten leicht zu erhalten und geſchickt zu bewegen. Der Flug erſcheint nur ſo lange ſchwerfällig, als ſich der Vogel noch nicht in eine gewiſſe Höhe erhoben hat; iſt Dies einmal der Fall, dann ſtreicht er ſehr raſch dahin, ja er bringt es ſogar zu einem oft längere Zeit anhaltenden Schweben und vermag ſich dadurch allein zu bedeutenden Höhen emporzuſchrauben. Ungleich größere Meiſterſchaft aber bekundet die Scharbe im Schwimmen und Tauchen. Sie ſenkt ihren Leib ſo tief in's Waſſer, daß nur eine ſchmale Linie des Rückens über der Oberfläche liegt und treibt ſich mit kräftigen Ruderſtößen pfeilſchnell durch die Wogen und zwar in der Tiefe des Waſſers nicht minder, als auf der Oberfläche. Im Meere taucht ſie bis zu hundert und mehr Fuß hernieder, und oft verweilt ſie drei bis vier Minuten unter dem Waſſer. Wie gewandt ſie ſein muß, geht daraus am beſten hervor, daß ſie allen Arten von Fiſchen verderblich wird. Sie fängt dieſe Thiere nicht durch plötzliches Vorſchnellen ihres Halſes, ſondern durch längeres Nachjagen im Waſſer ſelbſt. Bei Gefahr ſucht ſie ſtets in den Wellen Zuflucht, und in der That iſt ſie hier auch viel ſicherer als ſonſt wo; kann ſie das Waſſer jedoch nicht gleich erreichen, ſo drückt ſie ſich der Länge nach platt auf den Boden.

Nach längerem Schwimmen ſieht man die Scharben, wie alle verwandten Vögel überhaupt, auf erhöhten, trockenen Stellen, namentlich auf Felſeninſeln, ſich ſonnen. Es ſcheint, als ob das Gefieder nach längerem Arbeiten im Waſſer ſehr durchnäßt werde und der Austrocknung bedürfe; wenigſtens läßt ſich das eigenthümliche Flügelfächeln der auf feſtem Boden

ſitzenden Kormorane anders nicht wohl erklären. Im Meere erkennt man die Inſeln, welche zu ſolchem Zwecke beſucht werden, ſchon von Weitem an dem weißen Ueberzuge, mit welchem die ruhenden Vögel ſie bedecken. Um die Mittagszeit ſieht man regelmäßig Scharben, reihenweiſe geordnet, auf ſolchen Inſeln ſitzen. Doch hält es ſchwer, ſie zu beobachten; denn ſie ſind ſtets ſcheu und flüchten bei Ankunft eines Bootes immer rechtzeitig in's Waſſer. Dort taucht die ganze Schaar unter, ſchwimmt ein gutes Stück von der Inſel weg, und nunmehr erſcheint hier und dort einer der Köpfe, um zu beobachten und zu ſichern. Scheint noch Gefahr vorhanden zu ſein, ſo tauchen ſie ſämmtlich wieder unter und ſchwimmen eilig der dem Fahrzeug entgegengeſetzten Seite zu. Erſt nach und nach nähert ſich eine nach der anderen der geliebten Inſel wieder, ſchwingt ſich aus dem Waſſer empor und nimmt wie früher ihren Stand.

Man muß die Scharben als begabte Vögel bezeichnen. Ihre Sinne ſind ohne Ausnahme ſcharf; ihr Verſtand iſt keineswegs gering. Sie ſind klug und vorſichtig, erkennen das ihnen Gefährliche wohl und bekunden, wenn ſie ſich verfolgt ſehen, Geiſtesgegenwart und Liſt. Dabei ſind ſie muthig, ja ſelbſt kühn, wehren ſich ihrer Haut gegen die wenigen Raubthiere, welche ihnen gefährlich werden können, und werden ohne Beſinnen zum angreifenden Theil, wenn es gilt, ſich irgend welchen Vortheil zu verſchaffen. In den Niſtanſiedelungen erobern ſie ſich erſt nach langem Kampfe mit den Reihern ihren Stand; haben ſie ſich es aber einmal vorgenommen, an einem gewiſſen Orte ſich feſtzuſetzen, ſo pflegen ſie dieſen Entſchluß mit einer anerkennenswerthen Zähigkeit feſtzuhalten. Große Ausdauer in Allem, was ſie thun, iſt ihnen überhaupt eigenthümlich. In der Geſellſchaft gleich ſtarker Thiere erſcheinen ſie verträglich; ſchwächeren Wohnungs- oder Gewerbsgenoſſen gegenüber zeigen ſie ſich als neidiſche, hämiſche, herrſchſüchtige und boshafte Geſchöpfe, und wenn es zum Beißen kommt, ſo gebrauchen ſie ihre nicht zu verachtende Angriffswaffe mit ebenſo viel Geſchick als Rückſichtsloſigkeit.

Wie andere Mitglieder ſeiner Zunft iſt der Kormoran ein ſtiller, ſchweigſamer Vogel. Seine Stimme, ein rauhes Rabengeſchrei, vernimmt man überhaupt nur bei großer Aufregung; dagegen ſtoßen die Jungen im Neſte abſcheulich kreiſchende Töne aus.

Fiſche bilden die faſt ausſchließliche Nahrung der Scharben, und ihnen ſtellen ſie in der beſchriebenen Weiſe mit großer Ausdauer nach. Sie ſind ſo unerſättliche Freſſer, daß ein genauer Beobachter mit vollem Rechte ſagen konnte, daß „ſie geſchäftig wie Ameiſen und gefräßig wie Wölfe“ ſeien. In dem ſo reichen Meere wird ihre Wirkſamkeit wenigſtens nicht verderblich; im Innern des Landes aber vernichten ſie über kurz oder lang jeden Fiſchbeſtand. Sie leeren auch das fiſchreichſte Gewäſſer; denn ſie ruhen und raſten nicht, ſo lange ſie noch irgend welche Beute erſpähen können: ſie fangen noch, wenn bereits Magen und Schlund bis zur Gurgel mit Fiſchen vollgepfropft ſind. Auch anderen Waſſerthieren werden ſie gefährlich: ganz in der Neuzeit iſt beobachtet worden, daß ſie ſelbſt Schwalben fangen. Zu dieſem Behufe legen ſie ſich platt in's Waſſer, ſenken den langen Hals tief ein und verfolgen nun mit ihren meergrünen Augen die auf und niederſtreichenden Vögel. Kommt eine Schwalbe in hinlängliche Nähe, ſo ſchnellt mit einem Male der Hals hervor, und gewöhnlich iſt das harmloſe Geſchöpf trotz ſeiner Behendigkeit ein Opfer des unerſättlichen Räubers.

Die Scharben, welche im Innern des Landes niſten, ſind nur ein geringer Theil von denen, welche überhaupt ihrem Brutgeſchäft obliegen; denn weitaus die größere Zahl trägt ſich auf den Felsinſeln im Meere die wenigen Stoffe zuſammen, welche das Neſt bilden ſollen. Auf jenen Inſeln werden in irgend einer Höhlung, unter überhängenden Steinen oder auch auf wenig zugänglichen Geſimſen Reiſig, Schilf und Pflanzenſtengel zuſammengeſchleppt und liederlich zu einem Neſte geordnet; dahinein legen dann die Weibchen drei bis vier verhältnißmäßig kleine Eier, deren feſte Schale noch einen kalk- oder kreideartigen, lockeren, weißlichen Ueberzug hat, während die eigentliche Schale eine ſchöne blaugrünlichweiße Färbung zeigt. In den Niſtanſiedelungen bedienen ſie ſich, eben ihrer geringen Geſchicklichkeit im Neſtbau halber, der ſchon vorhandenen Horſte, im Nothfall der Krähennester, lieber aber der Reiherhorſte, und deshalb giebt es ſoviel Kampf und Streit, bevor ſie ſich unter den übrigen Anſiedlern eingebiſſen haben. Beide Gatten brüten abwechſelnd und zeitigen in ungefähr vier Wochen die Jungen. Dieſe tragen zunächſt ein aus kurzem, dichtem Flaum beſtehendes Kleid, welches aber bald in das eigentliche Jugendkleid übergeht. Sie wachſen überaus ſchnell heran, freſſen aber auch fortwährend buchſtäblich, ſo viel ſie können. Die Eltern ſpeien ihren noch ſehr jungen Kindern die Nahrung in

den Hals, den ſchon mehr erwachſenen aber einfach auf den Rand des Neſtes, und dieſes wird im Verlaufe der Zeit zu einer wahren Schlachtbank. Faſt ebenſo viel Fiſche, als gefreſſen werden, fallen in Folge der Tölpelhaftigkeit der Jungen über den Rand des Neſtes hinab und verfaulen am Boden unbenutzt. In dieſer Weiſe geht die Vernichtung der Fiſche ihren Gang, bis die jungen Scharben flugfähig geworden ſind. Dann führen die Eltern ſie auf das Gewäſſer hinab und überlaſſen es dem Hunger, Lehrmeiſter der ſehr befähigten Schüler zu ſein. Dieſe üben alle Fertigkeiten ihrer Eltern von dem Augenblicke an, welcher ſie auf das Waſſer brachte. Sie verſtehen das Schwimmen und Tauchen vom Hauſe aus; die Verfolgung der Fiſche aber lernt ſich raſch, wenn der bisher ſtets überfüllte Magen leer geworden und bellend ſein Recht fordert.

Wenn man nur einmal Kormorane an ihrem Brutorte beobachtet, und zumal wenn man unter den Neſtern dahingegangen oder richtiger in verfaulenden Fiſchen dahingewatet iſt, begreift man, daß der Menſch alle Mittel gebraucht, um ſich der Scharben, welche in ſeinem Gebiete ſich feſtſetzten, zu entledigen. Es handelt ſich hier nicht blos darum, die ſchon vorhandenen Räuber zu vernichten, ſondern auch ihrer maſſenhaften Vermehrung Abbruch zu thun. Man hat beobachtet, daß Anſiedelungen, welche anfangs von wenigen Paaren bevölkert waren, nach Verlauf einiger Jahre von Tauſenden und Abertauſenden bevölkert wurden, und nur zu bald in Erfahrung gebracht, daß dieſes gefräßige Heer die Fiſcherei geradezu unmöglich macht. Deshalb werden auch in allen Brutanſiedelungen jährlich Jagden veranſtaltet, welche man richtiger Schlachten nennen ſollte. Man erlegt vier bis fünfhundert junge Scharben an einem Tage und ſetzt die Jagd ſo lange fort, als ſie Erfolg verſpricht. Aber, wie gewöhnlich, werden auch hierbei faſt nur die jungen, nicht aber die alten vorſichtigen Scharben erlegt, und dieſe kommen im nächſten Jahre regelmäßig wieder, laſſen ſich überhaupt kaum vertreiben. Schwieriger noch, als auf dem Lande, iſt die Scharbenjagd zu Waſſer. Selbſt auf hohem Meere iſt es nicht leicht, die mißtrauiſchen Vögel zu berücken. Sie wiſſen, daß ſie unter den Wellen ſicherer ſind, als über ihnen, wiſſen auch, daß ihnen kein Boot es gleichthun kann, und vermeiden es deshalb wohlweislich, ihren Leib unnöthiger Weiſe ſehen zu laſſen. Wenn ſie ſich verfolgt ſehen, fliegen ſie, ſo lange ſie freies Waſſer vor ſich haben, gewiß niemals vor dem Jäger auf, verſuchen vielmehr ſtets durch Tauchen

ſich der Gefahr zu entziehen und ſchwimmend ſich zu retten. Nur der Anſtand auf ihren Ruheinſeln bringt ſie ziemlich ſicher in die Gewalt des Menſchen.

Unter den Thieren hat die Scharbe wenig Feinde, welche ihr wirklich gefährlich werden können. Selbſt der mächtige Seeadler hat, wie Augenzeugen beobachteten, zu thun, mit dem wehrhaften Vogel fertig zu werden, und andere geflügelte Räuber laſſen ihn wohlweislich in Frieden. Aerger dürfte die Scharbe im Meere gefährdet ſein. Hier mag es wohl vorkommen, daß einer oder der andere der großen Raubfiſche auch ſie ergreift und mit ſeinem furchtbaren Gebiſſe zermalmt, ohne Widerſtand zu finden.

Um vollſtändig zu ſein, wollen wir noch erwähnen, daß die Scharben auch in einer Hinſicht nützlich werden. Sie laſſen ſich nämlich zähmen und zum Fiſchfang abrichten. In früheren Zeiten ſollen ſie von den Liebhabern der Baize zu dem angegebenen Zwecke öfters in der Gefangenſchaft gehalten worden ſein, und heutigen Tages noch bedienen ſich die Chineſen einer verwandten Art, wie man ſagt, in ausgiebiger Weiſe. Die Jagdvögel müſſen jung aus dem Neſte genommen und ſorgfältig aufgezogen, d. h. wohl gezähmt und abgerichtet werden; denn die alt eingefangenen Scharben werden niemals eigentlich zahm. Die Benutzung der abgerichteten iſt ſehr einfach. Man fährt auf einem Boote auf fiſchreiche Gewäſſer und läßt hier die Scharbe arbeiten. Iſt ſie folgſam, ſo kehrt ſie auf den Ruf ihres Pflegers zurück, ſonſt regelt man ihre Arbeit im Waſſer durch eine dünne Schnur, welche man ihr um einen Fuß bindet. Um den eigenen Gebrauch der von ihr gefangenen Fiſche zu verwehren, legt man ihr ein lockeres Halsband an; aber auch Dies ſoll nicht immer nöthig ſein. Es verſteht ſich ganz von ſelbſt, daß eine derartige Benutzung des Vogels bei uns zu Lande nur als Spielerei betrachtet werden, niemals aber eigentlichen Gewinn abwerfen kann.

Dem wahren Liebhaber gewährt übrigens die gefangene Scharbe, auch wenn ſie nicht abgerichtet iſt, viel Vergnügen. Sie verlangt zwar ein ziemlich großes Waſſerbecken, wenn ſie ſich wohl befinden und ihrem eigentlichen Weſen nach zeigen ſoll; hier aber erfreut ſie durch die Lebhaftigkeit der Bewegungen im Waſſer und durch die ſonderbaren Stellungen, welche ſie im Sitzen annimmt. Sie verſteht es, das von ihr bewohnte Gewäſſer zu beleben und zu verzieren. Nach und nach gewöhnt ſie ſich auch einiger-

maßen an den Pfleger, kommt auf deſſen Ruf herbei und läßt ſich ſchließlich dahin bringen, ihm die Fiſche aus der Hand zu nehmen. Böswillig und tückiſch bleibt ſie jedoch ſtets. Mit anderen Schwimmvögeln lebt ſie in Streit, den ſchwächeren wird ſie gefährlich.

Das Fleiſch des erlegten Kormorans iſt, für uns wenigſtens, ungenießbar und findet höchſtens unter den Grönländern oder unter den Egyptern ſeine Liebhaber. Es iſt ſehr dunkelfarbig, hart, zähe, ſchmeckt ſchlechter, als Fiſchthran und riecht wahrhaft abſchreckend. Sogar Raubthiere verſchmähen es.

Die niederen Wirbelthiere des Waldes.

Digitized by Google

Siebzehnter Abſchnitt.

Die Lurche.

Es iſt kein Schritt, ſondern ein Sprung zur Tiefe, welchen wir ausführen, wenn wir uns von den leichten, gefiederten Kindern der Höhe zu dem mehr oder minder ſchwerfälligen, faſt gänzlich auf den Boden gebannten, nackten, beſchuppten oder gepanzerten Volk der Lurche wenden. Während wir uns bisher mit einhellig gebauten, ſinnesſcharfen, geiſtbegabten Weſen beſchäftigten, haben wir es nunmehr mit ſehr tiefſtehenden Geſchöpfen zu thun, mit Thieren, welche uns als Mißgeſtalten erſcheinen wollen, wenn wir ſie mit denen vergleichen, die vorher uns bekannt wurden, — mit Zwittern, welche weder vollkommen, noch unvollkommen genannt werden dürfen, über deren Stellung im Thierreiche wir lange nicht einig werden konnten und deren Eintheilung in engere Kreiſe uns heute noch entzweit. Nicht genug! wir befaſſen uns nicht einmal gern mit dieſen eigenthümlichen Geſchöpfen: wir müſſen, um Dies überhaupt zu vermögen, erſt Vorurtheile aller Art, begründete, wie unbegründete, von uns abſtreifen; wir müſſen den von unſeren Vorfahren ererbten Haß, welchen die alte Sage kindlich unbefangen uns erklären will, erſt vergeſſen; wir müſſen das Gefühl der Rachſucht, welches einige Wenige der Geſammtheit in uns heraufbeſchworen, erſt unterdrücken, bevor wir den Lurchen ihr Recht angedeihen laſſen können oder angedeihen laſſen wollen.

Die Naturwiſſenſchaft hat ſich ſchon ſeit Jahrhunderten vergeblich bemüht, die Menſchheit von dem Wahne zu heilen, welcher ſelbſt klare Köpfe umdüſtert, ſobald es ſich um — Lurche handelt. Sie, welche bisher ſo manchen anderen, ſcheinbar viel tiefer begründeten Aberglauben auszutilgen

wußte, welche es, um nur ein Beiſpiel zu geben, durchgeſetzt hat, daß wir der Erde jetzt widerſpruchslos erlauben, ſich um die Sonne zu drehen: ſie ſieht ſich einſtweilen noch ohnmächtig, gegenüber den Lurchen, ohnmächtigen Bewohnern dieſer Erde. Viel ſchlimmere Feinde der Menſchheit, als Giftſchlangen und Krokodile es ſind, haben vor ihr zittern gelernt, während es ihr noch nicht gelingen wollte, das Gefühl der Unheimlichkeit zu verbannen, welches empfindſamen Seelen ſchon ein harmloſer Froſch zu bereiten vermag. Kröten, Eidechſen und Schlangen, welche Kinder mit einem einzigen Ruthenſchlage vernichten können, machen noch heute die gebildete Menſchheit zittern, ſo vielfach ſich die Naturforſcher auch bemüht haben, die zagenden Seelen zu beſchwichtigen. Für Den, welcher mit der unbefangenen Ruhe eines Weltweiſen die Dinge ſieht, wie ſie ſind, kann es kaum ein ergötzlicheres — nein, kaum ein betrübenderes Schauſpiel geben, als das Gebahren mancher Menſchen, die ſich gebildet nennen, einem Lurch gegenüber. Es giebt Das viel zu denken, viel zu fragen. Iſt es nicht mehr als ſonderbar, daß wir, die gewaltigen, erdbeherrſchenden Menſchen, wir, die wir uns faſt ohne Einſpruch als Halbgötter erklären laſſen, denen Alles zur Liebe und Nichts zum Leide ſein ſoll, vor deren Allmacht ſich die ſämmtlichen übrigen Geſchöpfe beugen müſſen, daß wir vor Weſen, welche ſo ungemein tief unter uns ſtehen, uns wahrhaft kindiſch fürchten? Iſt es nicht geradezu abſcheulich, daß wir uns den Lurchen gegenüber kaum anders geberden, als unſere Zerrbilder, die Affen, es wirklich thun? — Aller Belehrung, aller Beruhigung zum Trotz immer und ewig nur die eine Antwort: „Und ſie wird dich in die Ferſe ſtechen!“ — zur Bemäntelung einer feigen, unſerer unwürdigen Furcht, zur Verſchleierung des Bewußtſeins einer unſerer noch unwürdigeren Kenntnißloſigkeit! Die inzwiſchen um zwei Jahrtauſende vorgeſchrittene Welt läßt ſich heutigen Tages noch von einem Moſes beſchämen; ja, ſie läßt ſich von jedem armen, rohgeiſtigen Schlangenbeſchwörer Egyptens oder Indiens an den Pranger ſtellen!

Wir bezwecken nicht, durch Vorſtehendes die Meinung hervorzurufen, als glaubten wir, der Viper und dem ihr verwandten Gezücht ein Tröpflein ihres Giftes rauben, oder die Zähne des Krokodils ſtumpfen zu können: wir wollten einfach eine Seite des Verhältniſſes beleuchten, welches zwiſchen dem Menſchen und den Lurchen beſteht. Allerdings aber glauben wir, im Stande zu ſein, der Viper ihre Giftzähne auszureißen, wie Moſes der

Brillenſchlange ſie ausriß, ehe er vor Pharao mit ihr ſpielte; — mit anderen Worten, wir glauben auch unſererſeits die beſte Hilfe gegen die Lurche gewähren zu können, indem wir dazu beitragen helfen, ſie kennen zu lernen. Es giebt kein beſſeres Mittel gegen den Biß der Viper, als die genaue Kunde ihrer ſelbſt!

Leider, und wir ſagen das aufrichtig, haben wir es an dieſer Stelle nur mit wenigen Lurchen zu thun. Unſer Vaterland liegt ſchon an der äußerſten Grenze des Heimathsgebietes dieſer Thiere; unſer Wald iſt für ſie noch nicht zu der bevorzugten Wohnſtätte geworden, wie der Urwald unter den Wendekreiſen: er iſt gerade an ihnen beſonders arm. Familienreiche Ordnungen ſind nur durch wenige Sippen, ja, nur durch wenige Arten vertreten, und dieſe ſelbſt halten kaum einen Vergleich aus mit ihren in jeder Hinſicht bevorzugteren Verwandten der niederen Breiten. Unſere Schilderung wird alſo eine ſehr beſchränkte ſein; ſie wird aber demungeachtet die angedeutete Hilfe gewähren können.

Es ſcheint uns nothwendig, bevor wir zur Beſchreibung unſerer waldbewohnenden Lurche übergehen, ausnahmsweiſe ein allgemeines Bild der Klaſſe in flüchtigen Zügen zu entwerfen. Die Gründe hierfür ſind leicht zu erkennen.

Im Vergleich zu den Lurchen iſt den Säugethieren und Vögeln eine ſo unverhältnißmäßig größere Theilnahme und bezüglich Liebe geworden, daß wir bei Schilderung derer, welche in unſerem Walde hauſen, Vieles vorausſetzen durften, was wir bei den ſo allgemein verhaßten und deshalb möglichſt wenig beachteten Lurchen wohl hervorheben müſſen, ganz abgeſehen noch von der eigenthümlichen Entwickelung einzelner dieſer Thiere ſelbſt, mit welcher wir hier zuerſt uns bekannt zu machen haben. Einzelnen unſerer Leſer wenigſtens wird eine Erläuterung des Begriffes Lurch nicht unwillkommen ſein.

Bis zu Linné, den eigentlichen Begründer unſerer Wiſſenſchaft, wurden die Thiere, welche Oken zuerſt Lurche nannte, eigentlich gar nicht erkannt und demgemäß behandelt. Man brachte die einen im Kreiſe der „vierfüßigen Thiere“ unter und ſtellte die andern zu den „Würmern.“ Linné erſt vereinigte ſie in einer beſonderen Klaſſe und wies ihnen den Platz an zwiſchen der Klaſſe der Vögel und der Klaſſe der Fiſche. Hier ſind ſie denn auch bisher ruhig verblieben. Linné betrachtete die Lurche

als Thiere, welche ebensowohl im Waſſer als auf dem Lande leben und bezüglich hier oder dort athmen können; er nannte ſie deshalb „Beidlebige“ (Amphibia). Später zog man den Namen „Kriechthiere“ (Reptilia) vor. Oken, welcher die Fremdwörterbettelei des Reichthums der Deutſchen unwürdig fand, griff wie immer in den Schatz der eigenen Sprache, nahm den niederdeutſchen Namen der Kröte (Yerk, Lurk, Lurch) und erhob ihn zum bezeichnenden Namen der ganzen Klaſſe.

Wenn man die leibliche Ausrüſtung der Lurche in Betracht zieht, lernt man ſie als Mittelglieder zwiſchen den edler geſtalteten Säugethieren oder Vögeln und den tiefer ſtehenden Fiſchen erkennen. Sie ähneln wegen des einen Merkmals mehr dieſen, wegen des anderen mehr jenen Wirbelthieren. Etwas Allgemeingiltiges läßt ſich über ſie nicht ſagen; denn ſie weichen unter ſich mannichfaltig ab. Ihre äußere Geſtalt, der Bau und die Einrichtung ihrer Organe zeigen große Verſchiedenheiten; ihre Entwicklung geht nach ungleichen Geſetzen vor ſich: ſie ſchließt eine Verwandlung, wie ſie bei wirbelloſen Thieren beobachtet wird, nicht aus, erinnert aber auch an die Entwicklung der Vögel, und ſcheinbar wenigſtens an das Entſtehen und Werden der Säugethiere, je nachdem die Eier erſt durch längeres Liegen oder durch Bebrütung außerhalb des Mutterleibes und bezüglich im Mutterleibe gezeitigt werden.

Gerade in Rückſicht auf die ſo verſchiedene Entwicklung hat man unſere Thiere neuerdings getrennt, die eine Klaſſe in deren zwei getheilt. Man rechnet dann zu der erſten Klaſſe alle diejenigen Lurche, welche Eier legen, aus denen unmittelbar vor oder bald nach dem Legen die Jungen ſchlüpfen und zwar in einer den Eltern gleichenden Geſtalt, zu der zweiten dagegen die, deren Eier zunächſt ſich zu Larven entwickeln, welche erſt in Folge einer Verwandlung die Geſtalt der Eltern annehmen. Der erſten Abtheilung hat man den Namen „Kriechthiere“, der zweiten den Namen „Lurche“ gegeben oder belaſſen.

Es läßt ſich nicht beſtreiten, daß eine ſo auffallende und bedeutungsvolle Verſchiedenheit der Entwicklung für dieſe Trennung zu ſprechen ſcheint; aber es giebt überwiegende Gründe dagegen. Die Uebereinſtimmung des Leibesbaues gewiſſer Thierarten aus beiden Abtheilungen iſt ein nicht zu verkennender Fingerzeig für ihre Zuſammengehörigkeit innerhalb ein und derſelben Klaſſe, die auch innerhalb der beiden Abtheilungen vorkommende

Verſchiedenheit der Entwicklung ein Beweis, daß auf das Abweichende in dieſer Hinſicht kein ſchweres Gewicht gelegt werden darf. Ein Molch und eine Eidechſe, eine Kröte und eine Schildkröte ſind ſich, ſo ungleichmäßig ihre Entwicklung vor ſich geht, denn doch zu ähnliche Geſchöpfe, als daß wir ſie zwei verſchiedenen Klaſſen einreihen könnten. Die Geſammtheit beweiſt uns, daß nicht blos Geſtaltung und Ausrüſtung, ſondern auch Entwicklung, Lebensweiſe und Betragen, wir möchten ſagen, die Lebensmöglichkeit, der Lurche höchſt verſchieden ſein kann, ohne daß dadurch ihr Gepräge verloren geht. Bei ſolchen Zwittergeſtalten, wie ſie es ſind, ſcheint eben Alles möglich zu ſein. Dies wird aus Nachſtehendem hervorgehen.

Die Lurche ſind Wirbelthiere von ſehr verſchiedener Geſtalt. Ihr Leib kann kugelig oder eiförmig ſich runden oder wurmartig ſich ſtrecken; er kann Gliedmaßen zeigen oder völlig fuß- und ſchwanzlos ſein; es kann ihn eine glatte oder warzige Haut, ein Schuppenkleid, ein Panzer aus Hornplatten bedecken. Die Wirbelſäule kann Rippen tragen oder deren gänzlich entbehren; die Wirbel ſelbſt können noch auf der niederen Stufe der Fiſchwirbel ſtehen oder vollkommen entwickelt ſein; das Schulter- und Backengerüſt kann vorhanden oder angedeutet ſein oder endlich ganz fehlen. Die Rippen ſelbſt ſind innerhalb dieſer Klaſſe größeren Veränderungen unterworfen, als in jeder anderen. Faſt das Gleiche gilt für den Schädel, welcher im Allgemeinen kaum beſchrieben werden kann. Höchſtens läßt ſich ſagen, daß er immer von mehr oder minder ausgebildeten Knochen umſchloſſen wird. Das Hirn ähnelt bei den tiefſtehenden Lurchen noch ſehr dem Hirn der Fiſche, vervollkommnet ſich aber allgemach und erreicht in den Krokodilen den höchſten Grad ſeiner Ausbildung. Es beſteht unter allen Umſtänden aus drei hinter einander liegenden Markmaſſen. Von den Sinneswerkzeugen ſind wenigſtens die drei edelſten immer vorhanden. Die Augen ſind bei Einzelnen verkümmert, im Allgemeinen aber wohl entwickelt, in ihrem inneren Bau auch wenig von den Sehwerkzeugen höherer Wirbelthiere verſchieden. Augenlider fehlen oder ſind vorhanden, werden auch wohl vermehrt durch die Nickhaut, eine durchſichtige Haut, welche durch beſondere Muskeln bewegt und unter den eigentlichen Lidern zeitweilig über das Auge weggezogen werden kann. Das Gehör der niederſten Lurche kommt mit dem bezüglichen Sinneswerkzeuge der Fiſche faſt überein, vervollkommnet ſich aber ſo, daß ſchließlich zwiſchen ihm und dem Gehör der

Vögel kein wesentlicher Unterschied mehr besteht. Ein äußeres Ohr fehlt immer, und das Paukenfell liegt gewöhnlich sehr oberflächlich, fast frei. Bei den Fröschen sind drei Gehörknöchelchen vorhanden, bei den übrigen Lurchen findet sich ein einziges, welches dem Säulchen der Vögel ähnlich ist. Die Nase ist immer in zwei Höhlen getrennt, welche sich im Innern der Mundhöhle öffnen: durch dieses Merkmal unterschied schon Oken die fischähnlichen Lurche bestimmt von den Fischen. Die Zunge ist bei vielen sehr entwickelt, dann jedoch mehr zum Tast- oder Fangwerkzeug ausgebildet, als zum Schmecken geeignet. Die Muskeln sind im allgemeinen gut, bei einzelnen ganz außerordentlich entwickelt. Eine allgemeine Beschreibung derselben ist unmöglich. Sie entsprechen der Gestalt des Leibes und den Bewegungen desselben, wie überall; sie werden deshalb mannichfaltiger sein müssen, als sie bei gleichmäßiger gebauten Thieren es sind.

Sehr bezeichnend für die Mitglieder der dritten Thierklasse sind die Werkzeuge, welche den Blutumlauf vermitteln. Sie sind, mit den Organen höherer Wirbelthiere verglichen, als sehr mangelhaft zu bezeichnen. Das Herz besteht entweder aus zwei dünnhäutigen Vorkammern und einer einfachen, dickwandigen Kammer, von welcher die Schlagader eine selbstständiger Pulsbewegung fähige Fortsetzung ist, oder aus vier Abtheilungen, zwei Kammern, an denen die Schlagadern sich ansetzen, und zwei Vorkammern. Die Scheidung ist nur bei den Krokodilen eine vollständige, sonst immer eine mangelhafte, durch mehr oder weniger große Lücken unterbrochene. Das Blut kann von einer Kammer in die andere und von einer Vorkammer in die andere übergeführt werden: eine vollkommene Mischung desselben ist unmöglich. Die Mangelhaftigkeit dieser Einrichtung wird nicht verringert, sondern vermehrt durch die geringe Verbreitung der Blutgefäße auf den Lungen, welche nichts Anderes sind, als zwei dünnhäutige, einfach blasenartige, oder höchstens durch wenige Scheidewände in große Zellen getheilte Säcke, die oft weit in den Unterleib hinabreichen und hinabreichen können, da Brust- und Bauchhöhle in Folge des Nichtvorhandenseins eines Zwerchfells nicht geschieden sind. Die Lungen treten übrigens bei vielen erst nach Erlangung eines gewissen Alters in Wirksamkeit; sie ersetzen dann die Kiemen, welche die Athmung der unreifen Jungen vermittelten und später einschrumpften — jedoch nicht bei allen: es giebt Lurche, welche gleichzeitig und ihr ganzes Leben lang durch Lungen und Kiemen athmen.

Auch die Verdauungswerkzeuge sind mangelhaft. Die große Mehrzahl besitzt Zähne, diese aber dienen höchstens zum Beißen und zum Festhalten, nicht zum Zermalmen des Raubes, welcher ungekaut verschlungen wird, oft erst nach gewaltiger Anstrengung sehr entwickelter Speicheldrüsen, welche den unverhältnißmäßig großen Bissen mit glättendem Schleim überziehen müssen, damit er nur bewältigt werden kann. Der Magen ist eine einfache Ausbuchtung der Speiseröhre, der Darm zeigt höchstens eine Andeutung des Blinddarm. Leber und Nieren, Milz und Bauchspeicheldrüse sind immer, eine Harnblase, deren Leiter in den Darm mündet, ist oft vorhanden.

Einzelnen Lurchen eigenthümlich sind große Drüsen im Oberkiefer, den Speicheldrüsen in gewisser Beziehung zu vergleichen, welche eine besondere Flüssigkeit, das Gift, absondern.

Die Geschlechtswerkzeuge bestehen aus zwei Hoden und gewöhnlich auch zwei Ruthen bei den Männchen und aus zwei Eierstöcken bei den Weibchen. Eileiter und Samengänge öffnen sich neben dem Mastdarm innerhalb des Afters. —

Solcher Bau des Leibes erklärt das eigenthümliche Leben der Lurche: ihre Bewegungen, ihre Ernährung, ihren Stoffwechsel, ihr geistiges Wesen. Weder das Eine noch das Andere läßt Vergleiche zu mit den Fähigkeiten höherer Wirbelthiere. Die Bewegungen sind gewöhnlich langsam, selten rasch, niemals so einhellig, so gleichmäßig, wie bei Säugethieren und Vögeln. Auch die schnellste Eidechse kriecht, über die Erde dahin, wie durchs Wasser, auch der leichtfüßigste Frosch läßt Einheit, Gleichmäßigkeit seiner Bewegungen vermissen: das eigentliche Kriechthier, die Schlange, allein macht hiervon eine Ausnahme; denn ihre Bewegungen sind als regelmäßige und gleichartige zu bezeichnen. Es kommen bei den Lurchen alle Bewegungsarten vor: Kriechen, Gehen, Hüpfen, Klettern, Schwimmen unter und auf der Oberfläche des Wassers, sogar ein beschränktes Schweben durch die Luft; aber nur das Kriechen und Schwimmen wird mit einer gewissen Vollkommenheit ausgeübt: in jeder edleren, freieren Bewegung erscheinen die Lurche als Stümper.

Noch unvollkommener sind die unwillkürlichen Bewegungen des Lurchleibes. Die Mangelhaftigkeit des Blutumsatzes ist von größtem Einfluß auf das Leben; sie bedingt die Trägheit und Stumpfsinnigkeit der Lurche,

ihre merkwürdige Unempfindlichkeit gegen äußere Einwirkungen, welche höher gebildeten Geschöpfen verderblich sein würden. Man möchte glauben, der Lurch empfange nur von außen her Bewegung: die seinen Leib durchstrahlende Sonne sei es, welche ihn belebe. Mehr als jedes andere Thier bedarf er der Sonne; denn sie ist es, welche die Wärme seines Leibes bestimmt, weil diese steigt und sinkt, wie die Wärme des Mittels, in dem er sich befindet. Die Unselbstständigkeit, die Niedrigkeit des Lurchs zeigt sich auch hierin: sein Leib erglüht und erlebt in der Sonne und erstarrt in der Kälte; er kann buchstäblich zu Eis gefrieren, ohne deshalb zu erliegen. Sein Blut ist gewiß ein „ganz besonderer Saft"; denn es erträgt Kälte, Hitze, Mangel an Sauerstoff ꝛc., ohne zu verderben. Die Athmung hat die Bedeutung nicht wie bei den Säugethieren und Vögeln: sie ist nicht unabwendbare Nothwendigkeit mehr und kann deshalb — wie es scheint willkürlich — längere Zeit unterbrochen werden. Verlust der Lungen zieht ebensowenig den sofortigen Tod des Lurchs nach sich, als theilweise oder gänzliche Abtragung des Hirns.

Die Verdauung ist lebhaft — aber doch auch unregelmäßig. Derselbe Lurch, welcher einen so großen Bissen hinabwürgt, als ihm nur möglich, und dann Tage lang an Verdauungsbeschwerden zu leiden scheint, kann Wochen, Monate ohne Schaden aller Nahrung entbehren — er kann Jahre lang leben, ohne zu fressen. Eine dergrtige Unregelmäßigkeit kann nur bei einem sehr tief stehenden Thiere möglich sein.

Wir kommen zu demselben Schlusse, wenn wir die geistigen Fähigkeiten der Lurche vergleichend betrachten. Das unentwickelte Gehirn verspricht von vorn herein wenig Verstand, aber doch noch mehr, als die Beobachtung erkennen läßt. Kaum Unterscheidungsvermögen macht sich bei allen Mitgliedern der Klasse bemerklich. Sinnestäuschungen, mit anderen Worten also mangelhaftes Verständniß irgendwelches Reizes von außen her, wird bei den Lurchen noch ebenso häufig beobachtet, wie bei den Fischen. Nur die einfachsten, niedersten Regungen des Geistes werden erkenntlich; von eigentlichem Verstande ist kaum zu reden. Ein gewisser Ortssinn, eine beschränkte Erkenntniß des Freßbaren oder Ungenießbaren, des Nützlichen also und des Schädlichen, auch wohl Erkenntniß des Feindlichen und eine sinnliche Leidenschaftlichkeit endlich, — das sind die Beweise der geistigen Thätigkeit. Die Steigerung der Geistesfähigkeit innerhalb der äußerlich so

ungemein verſchiedenen Thierreihe iſt höchſt gering. Bildſamkeit des Geiſtes, Anſammeln von einigen Erfahrungen und zweckdienliches Handeln in Folge derſelben iſt bei den höchſtſtehenden Gliedern der Reihe beobachtet worden, große Fürſorge rückſichtlich der Nachkommenſchaft — meiſt wohl nur Folge eines mit der Geſchlechtsthätigkeit zuſammenhängenden Reizes — bei anderen, Erregbarkeit, welche man als Zorn, Bosheit, Tücke gedeutet, bei vielen, bewußtes Abwägen der eigenen Kraft bei wenigen. Zur Liſt, die noch durchaus nicht als Hochgeiſtigkeit gelten darf, erhebt ſich keines Lurches Geiſt; von wirklicher Anhänglichkeit zu irgendwelchem anderen Thier, von Liebe zum anderen Geſchlecht und zu der Nachkommenſchaft hat man mehr Rühmens gemacht, als man auf Grund vorurtheilsfreier Beobachtungen berechtigt war. Geſelligkeit ſchon iſt nur wenigen eigen.

Die Mehrzahl der Lurche pflanzt ſich, nach vorhergegangener Begattung, durch Eier fort, deren Entwicklung, wie wir bereits angedeutet, ungemein verſchieden ſein kann. Bei den am tiefſten zu ſtellenden Mitgliedern der Ordnung, welche vorzugsweiſe Lurche genannt zu werden pflegen, bei den Fröſchen, Kröten, Molchen, Schleichenlurchen nämlich, findet eine eigentliche Begattung nicht einmal ſtatt: das Weibchen legt ſeine Eier in das Waſſer, und das Männchen läßt ſeinen Samen, während das Weibchen legt, auf die Eier fließen, oder auch nur in das Waſſer, welches das legende Weibchen gerade umgiebt. Die Eier ſelbſt werden in dem langen Eileiter mit gallertartiger Maſſe umgeben, welche im Waſſer bald aufſchwillt und den Laich ſchützend umhüllt. Die Entwicklung geht ſehr raſch vor ſich; das einzelne Ei verwandelt ſich bereits wenige Tage nach dem Legen in eine Larve, welche zunächſt einen Theil der Gallertmaſſe durchfrißt und ſich dann frei im Waſſer bewegt. Mit dem ſpäteren Thiere hat dieſe Larve kaum Aehnlichkeit. Sie iſt fiſchähnlich, fußlos, aber mit einem plattgedrückten, beflößten Ruderſchwanze verſehen; der kleine Kopf verbindet ſich unmittelbar mit dem ſackförmigen Bauch; der Hals bildet ſich erſt ſpäter, wenn die Kiemen ſich entwickeln. Dieſe ſind anfangs außen angeſetzte, baumartig verzweigte Gebilde; ſie verſchwinden jedoch wenigſtens bei einzelnen bald wieder und werden dann durch innere Kiemen erſetzt. Im ferneren Verlaufe der Entwicklung bildet ſich zunächſt der Schwanz der Larve weiter aus, dann ſproſſen die Glieder hervor, entweder die hinteren oder die vorderen zuerſt, endlich verkümmert der Schwanz bei denen, welche im

ſpäteren Alter deſſelben entbehren. Gleichzeitig verändern ſich Gebiß und Kiemen. Die Hornſcheiden oder Hornzähne fallen ab, die Kiemen werden durch die Lungen erſetzt oder erhalten mindeſtens in den Lungen Hilfswerkzeuge, welche dann einen Theil der Athmung übernehmen. Die Entwicklung des inneren Leibes geht mit der äußerlich ſichtbaren Verwandlung in entſprechender Weiſe vor ſich.

Alle höher ſtehenden Lurche dagegen legen Eier, aus denen das den Eltern gleichgeſtaltete Junge entweder ſofort nach, gleichzeitig mit, und ſelbſt vor dem Legen oder erſt nach längerem Liegen an warmfeuchten Stellen außerhalb des Mutterleibes entſchlüpft, woſelbſt es aber regelmäßig ohne Zuthun der Mutter gezeitigt wird. Die Eier ſelbſt laſſen ſich nach Form und Gehalt mit denen der Vögel vergleichen, zeichnen ſich aber durch eine pergamentartige Schale aus: ſie ähneln *unreifen* Vogeleiern. Der ölreiche Dotter iſt verhältnißmäßig bedeutend, das Eiweiß dagegen unbedeutend. Die Entwicklung des Keimes pflegt im Mutterleibe zu beginnen und kann in ihm vollendet werden: hierin beruht der ganze Unterſchied zwiſchen den eierlegenden und lebendig gebärenden höheren Lurchen. —

Wir müſſen uns, ſo wichtig und feſſelnd eine ausführlichere Schilderung des Lurchleibes und ſeiner Entwicklung auch iſt, auf dieſe Andeutungen beſchränken, um der Bedeutung dieſer Thiere für uns und die Schöpfung überhaupt noch einige Worte widmen zu können.

Die Blüthezeit der Lurche iſt vorüber. Ihre Reihen ſind mehr gelichtet worden, als die Ordnungen und Familien aller übrigen Klaſſen. Ob ſie wirklich nur Vorläufer der höheren Thiere waren, wie vielfach angenommen wird, ſteht dahin; ſoviel aber iſt ſicher, daß die Lurche vormals auch in unſeren Gauen das große Wort führten. Gegenwärtig ſpielen ſie nur in den Wendekreisländern noch eine Rolle, welche bedeutſam genannt werden darf; bei uns zu Lande haben ſie keine, mindeſtens keine *große* Bedeutung mehr. Sie nützen auch bei uns, wie überall, durch Vertilgung läſtiger Kerbthiere, Schnecken u. dergl.; ſie ſchaden aber auch, und gerade diejenigen, welche die ſchädlichſten Thiere, die Mäuſe, verfolgen, am empfindlichſten. Man hat ihnen oft das Wort geredet oder ſie ſchonungslos verdammt: ſie verdienen weder das Eine, noch das Andere. Ihre Bedeutung wird am ſicherſten erkannt durch Unterſuchung ihres gefüllten Magens und — ihres Gebiſſes. Im erſteren findet man Würmer, Schnecken, Kerfe und kleine

Wirbelthiere aller vier Klaſſen, in dem letzteren Zähne verſchiedener Größe, welche dann Beachtung verdienen, wenn ſie hohl ſind und mit Giftdrüſen in Verbindung ſtehen, deren Saft auch uns und uns befreundeten Thieren verderblich werden kann. Man thut hier zu Lande gerade genug, wenn man die kerf- und wurmfreſſenden Lurche leben läßt und diejenigen, deren Gebiß uns bedenklich ſcheint, todtſchlägt; man thut aber auch nicht zu viel, wenn man dieſe Bedenklichkeit etwas weiter ausdehnt, als man von Rechtswegen ſollte. Mit anderen Worten: Wer alle Schlangen, deren er habhaft werden kann, umbringt, richtet dadurch kein Unglück an. Das geſammte Gezücht iſt nicht unerſetzlich — im Gegentheil: die kleinen Raubſäugethiere und die Vögel arbeiten entſchieden erfolgreicher zu unſerem Beſten, als alle Nattern und Giftſchlangen der Erde. Hundert und mehr mäuſefreſſende Kreuzottern leiſten und nützen noch nicht ſo viel, als ein einziger Buſſard, als eine einzige Eule oder ein einziger Iltis — und eine Otter von dieſen hunderten kann ein Menſchenleben gefährden, vernichten! Vor ſolcher Erwägung verſchwinden alle Rückſichten gegen die „unſchuldigen Nattern", deren ſich viele Naturforſcher mit großer Wärme angenommen haben. Wir wiſſen, daß ſie ungefährlich ſind, wir wiſſen aber auch, daß ihre Nützlichkeit höchſtens eine ſehr geringe, ja ſogar eine zweifelhafte iſt: eine Kreuzotter kann jedoch leicht mit einer Natter verwechſelt werden und ſolche Verwechſelung die traurigſten Folgen haben! Warum ſoll man dem nicht auszuweichen ſuchen, warum gerade hier vom Rechte des Stärkeren nicht Gebrauch machen? Es iſt beſſer, daß ſämmtliche Nattern todtgeſchlagen werden, als daß ein einziger Menſch ſich irre und ſeinen Irrthum mit Leben oder Geſundheit büße. Das Unedlere, Tieferſtehende kann und muß auch in dieſem Falle dem Edleren, Höherſtehenden weichen.

Das iſt die für unſere Zeit giltige Erläuterung des alten Wortes: „Und du wirſt ihr den Kopf zertreten!"

Es wird nöthig ſein, der Einzelbeſchreibung unſerer Lurche eine flüchtige Kennzeichnung der Hauptgruppen der Klaſſe vorauszuſchicken. Wir haben es nur mit drei Ordnungen zu thun; denn unſerem Walde wenigſtens fehlt ein Vertreter der Schildkröten, welche die erſte Ordnung bilden.

Für uns ſind die Echſen (Sauri) die höchſtſtehenden Lurche. Die wenigen Eidechſenarten des deutſchen Waldes und Landes überhaupt gewäh-

ren uns ein faſt genügendes Bild der geſtaltenreichen Ordnung. Es kennzeichnet die hierher gehörigen Thiere ein verhältnißmäßig wohlgebildeter Leib mit regelmäßig entwickelten, nur ausnahmsweiſe verkümmerten Gliedmaßen, einem Schwanz und zwei Fußpaaren nämlich, welche letztere äußerlich fehlen können, innerlich aber ſtets angedeutet ſind, ein Bruſtbein, welches die vorderen, beweglichen Rippen zu verbinden pflegt, ein aus feſten Knochen gebildeter Schädel, das am höchſten entwickelte Hirn, die ſchärfſten Sinne, ein Herz mit zwei Vorkammern und zwei unvollſtändig geſchiedenen Innenkammern. Der Leib iſt geſtreckt und meiſt in drei wohlgeſchiedene Abtheilungen, Kopf, Leib und Schwanz, zerfällt. Erſterer wird vom dickeren Leibe durch einen erkenntlichen Hals getrennt, letzterer iſt gewöhnlich auch zu unterſcheiden. Der Kopf, welcher ſehr verſchieden geſtaltet ſein kann, iſt ſtets übereinſtimmend gebildet und beſonders dadurch ausgezeichnet, daß das ganze Oberkiefergerüſt mit dem Schädel verwachſen und keiner Erweiterung fähig iſt, wie auch die feſt verbundenen Aeſte des Unterkiefers nur ein Gelenk beſitzen. Die Bezahnung muß als eine im Vergleich zu den Schlangen unvollſtändige bezeichnet werden; die Zähne ſind nicht in den Kiefer eingekeilt, ſondern nur „auf-“ oder „angewachſen“; Giftzähne fehlen ſtets. Die Augen beſitzen gewöhnlich Lider; die Ohröffnung iſt faſt immer frei und läßt das oberflächlich liegende Paukenfell ſichtbar werden; die Zunge iſt ſelten verkümmert, vielmehr regelmäßig ſehr entwickelt und nicht blos als Werkzeug zum Schmecken, ſondern auch als ſolches zum Taſten und ſelbſt zum Fangen der Beute zu gebrauchen. — Die Gliedmaßen ſind manchmal äußerlich nicht wahrzunehmen, zuweilen nur theilweiſe ausgebildet, gewöhnlich aber wohl entwickelt. Es finden ſich entweder keine äußerlich ſichtbaren Füße, oder zwei plattenartige Stummel, welche am Hinterleibe anliegen, oder zwei ſcheinbar verkrüppelte Vorderbeine oder endlich vier mehr oder minder vollkommene Beine. Der Schwanz iſt gewöhnlich ebenſo lang, als der Leib, manchmal viel länger. — Ein Schuppenkleid von oft prachtvoller Färbung, zuweilen durch ſonderbare Anhängſel verziert, deckt den Leib. — Die Ordnung iſt bei uns zu Lande durch wenige, aber hochſtehende Arten vertreten, welche übrigens ſämmtlich nur geringe Größe erreichen.

Von den Echſen unterſcheiden ſich die Schlangen (Ophidia) hauptſächlich durch den Mangel der Beine und durch den Bau ihres Kopfes. Sie ſind wurmförmig geſtaltete, drehrunde, langleibige Thiere von ſehr

übereinſtimmendem Gepräge. Der Kopf iſt gewöhnlich breiter, als der Hals, dieſer aber ebenſo wenig, wie der Schwanz, deutlich vom Leibe geſchieden. Das Auge hat keine Lider, ſondern wird von der Oberhaut überzogen; das Paukenfell fehlt; eine Paukenhöhle iſt nicht vorhanden; die Naſenlöcher ſtehen vorn an der Schnauze; die Zunge iſt zweiſpitzig, ihre Wurzel mit einer Scheide umſchloſſen; ſie iſt vorſtreckbar, taſtfähig, zum Schmecken jedoch kaum oder nicht geeignet. Das Herz hat zwei vollkommen geſchiedene Vorkammern und eine unvollkommen geſchiedene Herzkammer; die eine Lunge iſt gewöhnlich verkümmert, die andere ſehr lang geſtreckt. Die äußere Bedeckung unterſcheidet ſich wenig von der vieler Echſen. Am bezeichnendſten erſcheint die Bildung des knöchernen Gerüſtes, welches den Antlitztheil des Schädels bildet. Es pflegt in hohem Grade beweglich zu ſein, weil die Oberkiefer-, die Flügel- und Gaumenbeine ſowohl, wie die Unterkieferknochen, welche vollſtändig getrennt oder höchſtens durch Sehnenfaſern verbunden ſind, nach allen Richtungen auseinandergeſchoben werden können. Kaum minder eigenthümlich für dieſe Ordnung iſt das Knochengerüſt des Leibes. Ein Bruſtbein fehlt ſtets, ebenſo ein Schultergerüſt; das Becken iſt höchſtens angedeutet. Die ungemein zahlreich vorhandenen Rippen ſind höchſt beweglich: ſie erſetzen die mangelnden Füße. Das Gebiß enthält drei Arten von Zähnen: derbe (ungefurchte), gefurchte und hohle; erſtere finden ſich bei den giftloſen, letztere nur bei den Giftſchlangen; ſie ſind auch ſtets größer, als jene und ſtehen mit Drüſen in Verbindung, welche eine blutzerſetzende Flüſſigkeit bereiten.

Dieſe Zähne und dieſe Drüſen ſind es, welche die Lurche überhaupt zum Gegenſtande einer faſt ſinnloſen Furcht gemacht haben. Wir ſchildern ſie deshalb ausführlicher. Die Giftzähne ſtehen vereinzelt auf dem gleichſam verkümmerten, äußerſt kurzen und kleinen Oberkiefer, in einer vom Zahnfleiſch gebildeten Wulſt, welche ſie ſcheidenartig umgiebt und zugleich die Bildungsſtätte der Erſatzzähne iſt. Der Oberkiefer kann durch beſondere Muskeln bewegt und bezüglich gedreht werden, ſo daß der Giftzahn beim Schließen des Mundes ſich nach hinten zurücklegt, beim Oeffnen des Rachens aber ſenkrecht zur Kinnlade ſtellt. Der Zahn ſelbſt iſt vorn hohl, an der Wurzel durchlöchert, an der Spitze geſpalten und dann eigentlicher Giftzahn, oder nur vorn geſpalten und dann ein ſogenannter Furchenzahn. Zu dieſem Zahne ſendet eine traubige, gelappte Drüſe, welche unter und hinter dem

Auge liegt und von einem kräftigen Muskel umhüllt wird, bezüglich zusammengepreßt werden kann, ihren Ausführungsgang, welcher meist heberartig gebogen ist, gewöhnlich eine sackartig erweiterte Höhlung (eine Giftkammer) besitzt und an der Wurzel des Zahnes in die Röhre oder Rinne desselben mündet. Jede Drüse sondert nur höchst wenig Gift ab, die einer Klapperschlange höchstens 3 bis 4 Tropfen. Das Gift ist ölflüssig, durchsichtig, gelbgrün von Farbe, geruch- und geschmacklos; es röthet Lackmuspapier, ist also eine Säure; es verliert auch im stark verdünnten Zustande seine Eigenschaften nicht und soll selbst eingetrocknet noch jahrelang wirksam bleiben. Nur wenn es unmittelbar in das Blut übergeführt wird, schadet es den Wirbelthieren; verschluckt, im Magen also, äußert es keinerlei erkennbare Wirkung. Es wird um so reichlicher abgesondert, je heißer das Land oder die Witterung und wirkt um so gefährlicher, je schneller es sich mit der gesammten Blutmasse vermischt. — Höchstens ein Drittheil aller Schlangen ist giftig.

Neben den Giftdrüsen sind die Speicheldrüsen besonders entwickelt, daher zu reichlicher Absonderung des Speichels befähigt. —

Die zweite Hauptabtheilung der Klasse, welche die Ordnung der Froschlurche (Batrachia) umfaßt und, wie bereits bemerkt, von Einzelnen als besondere Klasse betrachtet wird, enthält nur kleine Lurche, welche sich von den übrigen äußerlich durch eine nackte, schuppenlose, feuchte und klebrige Haut leicht unterscheiden lassen. Ueber die äußere Gestalt der Froschlurche ist im Allgemeinen schwer Etwas zu sagen; sie wechselt ebenso mannichfaltig ab, wie die Gestalt der Echsen im weiteren Sinne. Je mehr die Gliedmaßen sich entwickeln, um so mehr kürzt sich der Leib, je weniger ausgebildet sie sind, um so mehr ähneln die hierher gehörigen Thiere den Fischen. Ihr Gerippe zeichnet sich durch den Bau der Wirbelkörper aus, welche wie bei den Fischen gebildet sind, noch mehr aber durch den Mangel an Rippen, welche höchstens durch kurze Stummel angedeutet sind und sich niemals mit dem meist vorhandenen Brustbein verbinden. Der Schädel ist stets sehr breit, seine Knochen sind theilweise noch knorpelig. Von den Sinneswerkzeugen verkümmern einzelne; die drei hauptsächlichsten sind jedoch immer vorhanden. Das Herz hat eine Kammer und zwei undeutlich geschiedene Vorkammern.

Giftdrüsen besitzt keiner der hierher zu zählenden Lurche; wohl aber sondern einzelne einen Hautschleim ab, welcher anderen Thieren unangenehm,

kleineren — jedoch nur, wenn er mit dem Blute vermiſcht wird — ſogar tödlich werden kann.

Im Uebrigen gilt für die Mitglieder dieſer Ordnung das bereits Geſagte: von ihrem Leben aber und dem der anderen Lurche, ſo weit es uns angeht, mag Nachſtehendes das Wichtigſte mittheilen.

1. Die Eidechſen.

Den Eidechſen gebührt unter unſeren waldbewohnenden Lurchen die erſte Stellung. Man ſagt nicht zu viel, wenn man ſie als die anmuthigſten und liebenswürdigſten Mitglieder ihrer geſammten Klaſſe bezeichnet, und dieſe Eigenſchaften ſind denn auch von jeher und ziemlich allgemein gewürdigt worden. Der Menſch hat ſich mit den Eidechſen befreundet — in unſerem Norden noch am wenigſten, in den ſüdlichen Ländern, wo dieſe Thiere in ein viel innigeres Verhältniß zu ihm treten, ungleich mehr. Schon in Süditalien oder Spanien fällt es Niemandem ein, die prächtigen Geſchöpfe mit mißgünſtigem Auge anzuſehen oder gehäſſig zu verfolgen, und in den außereuropäiſchen Ländern haben ſie ſich förmliches Hausrecht erworben.

Es kommt uns ſchwer an, bei Erwähnung der Eidechſen uns nur auf die eine Familie zu beſchränken, welcher die deutſchen Arten angehören. Gerade die Echſen bilden die geſtaltenreichſte Ordnung unter den Lurchen und zwar auch dann noch, wenn man die Panzerechſen oder Krokodile, wie es neuerdings geſchehen, von ihnen abtrennt und dafür einer beſonderen Ordnung einreiht. Schwer oder unmöglich für uns Nordländer dürfte es ſein, von der Menge dieſer Thiere in allen heißen Ländern eine Vorſtellung zu gewinnen. Die wenigen Arten, welche Deutſchland bewohnen, ſind auch hier an geeigneten Orten nicht ſelten, für den geübten Beobachter ſogar gewöhnliche Erſcheinungen; im Süden aber darf man gewiß auf jede Eidechſe bei uns deren tauſend rechnen. Hier lebt es aller Orten. Das heitere Volk rennt und huſcht über die ſandigen Stellen dahin; es läuft und klettert an den Blöcken und Bäumen auf und nieder; es raſchelt im dürren Laube und gleitet durch das Gezweige; es ſchwimmt in den Strömen und Flüſſen; es bittet ſich in der menſchlichen Wohnung zu Gaſte; es iſt geſchäftig in

der glühendsten Mittagssonne, wie in der Kühle der Nacht. Selbstverständlich zeigt sich nicht ein und dieselbe Art unter so verschiedenen Verhältnissen: es bewohnt und beherrscht vielmehr jede einzelne ein besonderes Gebiet. Trockene, dürre Stellen, welche uns fast todt erscheinen, sind aber unter allen Umständen die bevorzugten Tummelplätze der Echsen; sie finden sich massenhaft noch auf jenen Sandmeeren der Wüste, welche der Araber so bezeichnend Hammadas, d. h. die „von der Sonne durchglühten" nennt, auf jenen Stellen, wo kaum ein Halm über den Sand sich erhebt. Und gar sonderbare, prächtige Gestalten kommen im Süden dem Beobachter vors Auge! Die Natur scheint sich zu gefallen, die uns bekannte Grundgestalt auf das Auffallendste auszuzieren und zudem mit den prächtigsten Farben zu schmücken. Die südlichen Eidechsen prangen in der vollen, unbeschreiblichen Farbenpracht, welche Thiere überhaupt zeigen können; sie wetteifern hierin fast mit den Kolibris und anderen Schmuckvögeln der Erde. Ihnen gegenüber erscheinen unsere Arten, wir möchten sagen, bescheiden und anspruchslos.

Die Familie der Eidechsen im engeren Sinne zeigt uns gewissermaßen die Urgestalten der ganzen Ordnung. Ihr Leib ist gestreckt, walzenförmig, der Kopf deutlich abgesetzt, der Schwanz lang, in einzelnen Fällen aber auch außerordentlich verlängert. Die vier Füße sind wohl entwickelt und gewöhnlich mit fünf Zehen versehen, welche scharfe Hakenkrallen bewehren. Zur genaueren Beschreibung mögen noch einige Worte dienen, welche wir Karl Vogt's „Zoologischen Briefen" entnehmen. Der Kopf ist dreieckig abgeplattet, vorn zugespitzt, stets mit symmetrischen Tafeln bedeckt, der Rachen weit gespalten; die Augen sind ziemlich groß, mit zwei vollständigen Augenlidern und meist noch mit einer Nickhaut versehen; der Hals zeigt niemals einen Kehlsack oder sonst häutige Anhänge, dagegen stets eine oder mehrere quer von oben nach unten gehende Hautfalten. Der Rücken ist gewöhnlich abgerundet, selten gekielt, niemals mit einem Kamme sägeförmiger Zähne besetzt; der Schwanz ist meist rund, nur in einigen Fällen seitlich zusammengedrückt und oben gekielt. An den Füßen pflegt die vierte Zehe die längste zu sein. Die Haut besteht in der gewöhnlichen Weise aus Schuppen, welche auf dem Rücken klein sind, auf der Bauchfläche aber in sechsseitige Schilder übergehen. Die Zunge ist frei, fleischig, platt und dünn, mehr oder weniger ausstreckbar, an der Wurzel zuweilen von einer

unvollkommenen Scheide umgeben, vorn in zwei Hornspitzen auslaufend. Die krummen Zähne stehen in einer gemeinsamen Rinne, sind aber nur sehr wenig an den Kieferknochen festgewachsen, da die Außenwand der Rinne nur sehr wenig hoch ist. Die Zähne bilden so gleichsam eine Reihe Pallisaden, die auf den Kiefern stehen und leicht ausfallen; am Grunde zeigen sie eine Höhlung, in welche die Gefäße und Nerven des Zahnsäckchens von außen her eindringen. —

Die häufigste Art dieser Thiere, welche in Deutschland und an geeigneten Stellen auch im deutschen Walde vorkommt, ist die sogenannte graue oder gemeine Eidechse, Lacerta agilis Linné (L. arenicola und L. stirpium Daudin; L. sepium Cuvier). Ihre Länge beträgt 6 bis 7 Zoll, die Schwanzlänge etwas mehr als die Hälfte davon. Die allgemeine Färbung, welche ziemlich bedeutenden Schwankungen unterworfen, ist gewöhnlich ein bräunliches Grau oder Graubraun. Der Rücken und die Oberseite der Schwanzwurzel sind durch große schwarzbraune und kleinere weißgelbe Flecken gezeichnet, die Unterseite ist grüngelb, schwarz gepunktet, namentlich am Bauche. Bei Einzelnen geht das Graubraun in's Grünliche oder Bläuliche und das Grüngelb des Bauches in's Weiße oder Safrangelbe über. Die Flecken sind bald heller, bald dunkler. Bei dem Männchen sind im Frühling nach der ersten Häutung die Seiten nebst den Unterseiten der Füße schön gelbgrün, schwarz gesprenkelt; beim Weibchen sehen diese Theile immer lichter, weißlicher aus. Als ein besonderes Kennzeichen der Art gelten die sehr kleinen Gaumenzähne, welche man kaum sieht, aber fühlt, wenn man z. B. mit der Schärfe eines Messers darüberstreicht.

Das Vaterland der gemeinen Eidechse erstreckt sich fast über ganz Europa. Sie findet sich von Schottland und Südskandinavien, der Nordgrenze aller Echsen an, in sämmtlichen übrigen Ländern des Erdtheils. Zäune, mit Gebüsch besetzte Bergabhänge, Steinhaufen, Halden, und ähnliche, an Schlupfwinkeln reiche Oertlichkeiten bilden ihren Aufenthalt.

Die rothrückige Eidechse, Lacerta stellata Koch (L. rubra Wolf), wird von Einigen nur als eine Abart der eben genannten betrachtet, von Anderen jedoch als eigene Art aufgeführt. Der Hauptunterschied zwischen beiden Thieren beruht in der Färbung des Rückens, welcher hier schön einfarbig kupferroth ist und keine Spur von Flecken zeigt. Alle übrigen Leibestheile sind ähnlich gefärbt, wie bei der gemeinen Art. Das Thier ist in

an Cheilo, in Hinsicht zu Gnidus, „dann seine, am Cheilo nicht vorkommende Gattung Cnidia, und Thessalus nennen 11 Arten in 4 Gattungen.

Fig. 71.

Fig. 72.

Fig. 71 u. 72. Mit vollständiger Blumen- Blattkrone, Staubgefäßen und Stempel. Fig. 71. a. Staubgefäß. b. Stempel. Fig. 72. a. Staubgefäß. b. Stempel. c. Fruchtknoten.

dori Geoffroy), wird von einigen Forſchern nicht als ſelbſtſtändige Art angeſehen; ſie unterſcheidet ſich jedoch nicht blos durch die Färbung, ſondern auch durch Aufenthalt und Lebensweiſe, ſowie ferner dadurch, daß ſie lebendige Junge zur Welt bringt, nach Lenz endlich durch größere Schlankheit von den übrigen Arten. Der Rücken und die obere Seite des Schwanzes ſind braun, mit Reihen gelber Punkte, welche der Länge nach geordnet ſind, oder aber mit einem dunklen Mittelſtreifen, zu deſſen beiden Seiten ſchwarze Punktreihen verlaufen, welche wiederum an eine graue Linie ſtoßen; die Kehle iſt blaulich, in's Roſenrothe ſchillernd, die Unterſeite des Rumpfes und des Schwanzes im Uebrigen ſafrangelb mit vielen ſchwarzen Punkten. Sie beſitzt keine Gaumenzähne. Ihre Länge beträgt 5 bis 6 Zoll, die Länge des Schwanzes, wie bei der grauen Art, etwas mehr als die Hälfte davon. „Ihr ſafrangelber Bauch" ſagt Lenz „macht ſie leicht kenntlich, auch wenn der Rücken keine regelmäßigen Punktreihen zeigt." Nun findet man aber auch Einzelne mit matt grüngelblicher Unterſeite, ohne Punkte unter dem Kopfe, Halſe und Bauche oder andere, welche auf der Oberſeite ſchwärzlich oder ganz ſchwarz ſind, aber die gelbe Bauchfärbung zeigen: ſie ſind unter dem Namen Lacerta montana Wagler und bezüglich Lacerta nigra Wolf von der eigentlichen Waldeidechſe getrennt worden, ſcheinen aber doch nur Spielarten derſelben zu ſein.

Die Waldeidechſe iſt in Gebirgsgegenden Mitteleuropa's ſehr häufig, ſo z. B. bei Schnepfenthal und Hildesheim. Sie verbreitet ſich aber viel weiter als die vorigen Arten, nach der Angabe von Bär's nordwärts bis über Archangel hinaus und ſteigt im Gebirge zu bedeutenden Höhen empor. Nach Leunis kommt ſie in den öſterreichiſchen Alpen bis zu 3500 Fuß, nach Tſchudi in den Schweizer Alpen ſogar bis zu 9000 Fuß über dem Meere vor — in Höhen „wo ſie über zehn Monate lang unter dem Schnee vergraben liegen muß und ſich während der kurzen Sommerwochen nur nothdürftig von Fliegen, Spinnen und Käfern nähren kann." Wahrſcheinlich lebt kein europäiſcher Lurch in größeren Höhen, als ſie. Trockene, ſonnige Berglehnen bilden ihren bevorzugten Aufenthalt, Gebüſch und zerklüftetes Geſtein ihren Wohnſitz*).

*) In den ſonnigen Thälern der Alpen, aber auch im ſüdlichen Deutſchland, lebt die Mauereidechſe, Podarcis muralis Wagler (Lacerta muralis Merrem, L. tiliguerta, caliscertola, maculata, fusca etc. auctorum). Sie hat die Größe der

Von den bisher genannten Arten unterſcheidet ſich ſicher die grüne Eidechſe, Lacerta viridis Daudin (L. bilineata Daudin, L. sericea, chloronota, smaragdina auctorum). Sie iſt auf der Oberſeite prächtig grün, auf dem Scheitel oft bläulich, fein ſchwarz gepunktet, auf der Unterſeite gelbgrün, am Schwanze grau, hat Gaumenzähne und wird 14 bis 16 Zoll lang, wovon mehr als zwei Drittheile auf den Schwanz kommen. Das Weibchen pflegt lichter zu ſein, als das Männchen; junge Thiere ſind auf dem Rücken braun, ſeitlich auf weißem Grunde fein ſchwarz geſtreift. Die Färbung wechſelt übrigens ungemein.

Die grüne Eidechſe vertritt im ſüdlichen Europa ihre graue, bei uns gemeine Verwandte, ſie kommt aber auch in Deutſchland vor, nach Lenz z. B. bei Oderberg und auf den Rüdersdorfer Kalkbergen der Mark Brandenburg, bei Danzig und auf der Inſel Rügen. In den Alpen begegnet man ihr noch in Höhen von 4000 Fuß über dem Meere.

Alle Eidechſen oder Heidechſen, Schießechſen, Iltachſen, Egochſen, ſind nur in beſchränktem Sinne als Waldthiere zu bezeichnen. Keine einzige der genannten Arten fehlt dem Walde; aber alle finden ſich auch außerhalb deſſelben. Die Oertlichkeit beſtimmt ihr Vorkommen. Sie beanſpruchen einen Wohnplatz, welcher reich an Schlupfwinkeln, zugleich aber auch den Sonnenſtrahlen ausgeſetzt iſt. Wärme iſt ihnen, wie allen Lurchen, Bedürfniß; deshalb fehlen ſie in den ſchattigen Theilen des Waldes faſt gänzlich, während ſie an ſonnigen Gebirgslehnen, welche mehr mit Gebüſch, als mit höheren Bäumen bewachſen, ungemein häufig ſind. Hier nun wählen ſie ſich eine Höhlung im Geſtein, im Erdboden oder in einem Baume zu ihrer eigentlichen Wohnkammer, und von dieſer aus durchſtreifen ſie ihr kleines Gebiet. Sie entfernen ſich ungern weit von ihren Schlupfwinkeln und kehren bei der geringſten Gefahr zu denſelben zurück, verweilen auch bei ſchlechtem Wetter ſtets in denſelben. Den Winter verbringen ſie in

---

vorigen, unterſcheidet ſich aber hinlänglich von ihr und den übrigen durch ihre kreisrunden, ungekielten Rückenſchuppen. Auch ſoll der Kopf ſpitziger ſein. Die Oberſeite iſt auf graulichem, grünlichem oder bräunlichem Grunde, wenigſtens zuweilen längs der Mittellinie des Rückens reihenartig ſchwarz gefleckt; die Seiten ſind durch ſchwarze, weiß geſäumte Flecke netzartig gezeichnet. Oft aber iſt die Oberſeite einfarbig braun, grün oder grau.

Im ſüdlichen Frankreich, wo die Mauereidechſe häufig iſt, hält man ſie für gleichartig mit unſerer gemeinen oder grauen Eidechſe.

tieferen, mehr geſchützten und froſtfreien Erdſpalten, in welche ſie ſich ſchon ziemlich früh im Jahre, d. h. immer vor Beginn der Kälte zurückziehen. Bald nachdem Dies geſchehen, verfallen ſie in eine Erſtarrung, welche dem Winterſchlafe der Säugethiere ungefähr entſpricht. Der beginnende Frühling weckt ſie zu neuem Leben und lockt ſie bald wieder in's Freie. Wenn die Witterung gut und ihr Wohnort günſtig gelegen iſt, findet man ſie bereits in den letzten Tagen des März, ſonſt aber ſicher in der Mitte des April im Freien. In den erſten Tagen nach ihrem Erſcheinen ſehen ſie kothig und ſtaubig aus, ſind auch noch ſehr langſam in ihren Bewegungen; einige warme Tage aber verleihen ihnen bald ihre volle Lebendigkeit und zugleich ihre Schönheit. Im Herbſt ſieht man ſie noch Ende Septembers recht luſtig ſich bewegen; von Mitte Oktobers an werden ſie ſeltener, und zu Ende dieſes Monats ſind ſie gewöhnlich verſchwunden.

Mit Recht gelten ſie als begabte Thiere. Sie ſind ſehr bewegungsfähig; ihre Sinne ſind ſcharf und ihre geiſtigen Fähigkeiten wenigſtens beziehungsweiſe wohl entwickelt. Sie laufen mit ſchlängelnder Bewegung raſch über den Boden dahin, obgleich ſie ihren Leib faſt ſchleppen; ſie ſind im Klettern verhältnißmäßig ſehr geſchickt — einzelne Arten leiſten hierin ganz Außerordentliches — und ſie bewegen ſich endlich auch im Waſſer mit einer Sicherheit und einer Gewandtheit, welche man ihnen, die alle Näſſe ängſtlich ſcheuen, kaum zutrauen möchte. Unter ihren Sinnen ſcheinen Gehör, Geſicht und Gefühl oder bezüglich der Taſtſinn auf annähernd gleicher Höhe zu ſtehen. Ein feines Empfindungsvermögen bekunden ſie ſchon durch ihre Liebe für die Wärme, oder richtiger durch ihre Empfindlichkeit gegen Witterungseinflüſſe überhaupt. Ueber den Geſchmack können wir kein Urtheil fällen; der Geruch ſcheint ſtumpf zu ſein. Die geiſtige Begabung bekunden ſie durch ihre Vorſicht und Scheu im Freien und durch ihr Benehmen in der Gefangenſchaft. Sie gewöhnen ſich hier bald an den Menſchen und werden zuletzt ganz zutraulich, beweiſen alſo, daß ſie Erfahrungen ſammeln und ihre Handlungsweiſe nach dieſer einrichten. Das innige Zuſammenleben der ſüdlichen Arten mit dem Menſchen darf nicht unterſchätzt oder verkannt werden: die Eidechſen wiſſen, daß ſie ihrerſeits von dieſem Erzfeind der Thiere Nichts zu fürchten haben. Von den alten Naturforſchern iſt dieſe Furchtloſigkeit als Menſchenfreundlichkeit angeſehen

worden. „Dieſe thier“ ſagt der alte Geßner von der grünen Eidechſe nach der Forer'ſchen Ueberſetzung von 1583 „habend ein ſonderbare anmutung zu dem menſchen, dann an allen di Orten ſo ſich der menſch durch wandlen erzeiget, da ſamlend ſich ſölche thier beluſtigend ſich, anzuſchouwen das angeſicht des menſchen. So der menſch ſpeichel außſpeüwt, ſo läckend ſy den ſelbigen auf, läckend auch der jungen kindern harn auf, laſſend ſich fahen, läckend den ſpeichel von dem mund der menſche. Ja ſy laſſend ſich gantz heimiſch machen, daß ſy dem menſchen in vnd vmb den buſen vmbhär kriechend, ſich laſſend ſtreichlen wie die Kazen.“

„Zu zeyten werdend ſy geſähen in den löcheren mit den Schlangen ſtreyten oder kämpffen, alſo dz ſy manches mal gar verletzt vn geſchediget werded, dermaſſen daß auch die leüt vnd eynwoner der landen ſy pflägend in ſolchem kampff zu erretten.“

„In den landen beſchicht es zu zeyten, daß die bauren auf dem väld entſchlaaffend, als dann ſynd gwon die Nateren od' Schlangen der orten, ſich durch den offnen mund in den leyb zu ſchleüffen, oder ſunſt ſy auff ander wäg zu verletzen. In ſölcher gefaar werdend ſy durch ſölche thier bewarnt, dann ſy vergoumend die Schlaaffenden vn ſo ſy des feynds ſichtig werdend, kriechend ſy mit vnruw vnd ſterke auff des ſchlaaffenden angeſicht, hals u. ſ. w. ſo lang, biß er von vnd auß dem ſchlaaff erwacht: Welcher erwacht ſo er den grünen Egechs erſicht, erkent er die gute fründſchafft, vnd den feynd bei der nähe ſeyn.“

Unter Umſtänden zeigen die Eidechſen einen großen Muth. Sie, die Furchtſamen, ſetzen ſich zuweilen den ſich nahenden Menſchen oder Hunden trotzig entgegen, verſuchen den Feind durch weit aufgeſperrten Rachen zu ſchrecken, ſpringen ihm ſogar entgegen und beißen ſich in ihm feſt. So haben wir mit großem Ergötzen geſehen, daß eine Eidechſe ein kleines Hündchen anſprang, ſich in deſſen Lippe verbiß und den gewaltigen Gegner dadurch ſo einſchüchterte, daß er entſetzt das Weite ſuchte. Den Menſchen, welcher Eidechſen fängt, ſuchen ſie immer zu beißen, und ihre große Gelenkigkeit geſtattet ihnen auch, den Kopf ſo zu drehen, daß ſie dieſelbe Hand, welche ſie faßt, mit ihren Zähnchen erreichen können.

Eine eigentliche Stimme haben die bei uns wohnenden Arten nicht; ſie laſſen, in Angſt oder Zorn verſetzt, nur ein heiſeres Ziſchen vernehmen.

Das tägliche Leben unſerer Eidechſen iſt ziemlich einförmig. Erſt, wenn die Sonne hoch am Himmel ſteht, verlaſſen die wärmebedürftigen Geſchöpfe ihre Schlupfwinkel, um ſich an einer geeigneten Stelle ihres Gebietes auf die Lauer zu legen. Ungeachtet ihrer bunten Zeichnung und Farbenpracht iſt die Uebereinſtimmung ihres Kleides mit der Bodenfärbung ſo groß, daß man ſie, ſo lange ſie ſich nicht bewegen, kaum wahrnimmt. Es ſcheint aber auch, als wählten ſie ſich mit Bewußtſein diejenigen Stellen aus, welche mit ihnen gleichfarbig ſind. Hier liegen ſie anſcheinend höchſt behaglich im Sonnenſchein dahingeſtreckt und lauern nun auf Beute. Ihre Lebenswärme nimmt mit der Wärme des vorſchreitenden Tages zu, und in gleichem Verhältniſſe ſteigert ſich ihre Lebendigkeit und Beweglichkeit. Sie ſpähen und lauſchen jetzt nach Allem und auf Alles, was vorgeht. Jedes vorüberfliegende Kerbthier erregt ihre Aufmerkſamkeit. Naht es ſich ihnen, ſo fahren ſie blitzſchnell zu, erfaſſen regelmäßig die in's Auge genommene Beute und ſchlucken ſie, falls ſie nicht zu groß iſt, raſch hinab. Kerbthiere aller Art, vorzugsweiſe aber Fliegen, Immen, Ameiſen, Heuſchrecken und Käferchen bilden ihre Nahrung; ſie verſchmähen aber auch Regenwürmer und Schnecken nicht und ſollen ſelbſt kleinen Fröſchen, Landmolchen und den Jungen ihrer eigenen Art gefährlich werden. Den Bienenzüchtern machen ſie ſich zuweilen verhaßt, weil ſie ſich gern in der Nähe von Bienenſtöcken anſiedeln und hier eine Imme nach der andern wegſchnappen. Sie freſſen nur lebende Thiere, welche ſich bewegen, nehmen beim Verſchlucken aber oft auch Pflanzentheile mit auf. Ihre Verdauung iſt lebhaft; bei gutem Wetter freſſen ſie viel, können freilich auch ohne Beſchwerde monatelang hungern. Die harten Theile ihrer Beute und die zufällig mit verſchluckten Pflanzentheile geben ſie in den ſehr trockenen Klümpchen ihres Miſtes von ſich. Das Waſſer ſcheinen ſie faſt gänzlich entbehren zu können; es genügt ihnen der Thau, welchen ſie von den Blättern abnehmen. Wenn man bei recht heißem Wetter in den Käfigen der gefangenen Echſen das Moos beſprützt, ſieht man die Thiere raſch herbeikommen und mit ihrer Zunge einen Tropfen nach dem andern wegnehmen.

Plinius ſchreibt, daß man die Eidechſen immer paarweiſe fände, und daß, wenn man eine gefangen habe, die andere wüthend zur Vertheidigung herbeikäme. Dies iſt nicht richtig. Geſellig ſcheinen alle Arten zu ſein; wirklich paarweiſe findet man ſie aber nur im Frühjahre, bei uns zu Lande

gegen Ende Aprils. Es ist möglich, daß solche Paare mehrere Tage und Wochen lang zusammenhalten, von einem eigentlichen Eheleben, wie es bei den Vögeln stattfindet, kann aber keine Rede sein. Im Juni legt das Weibchen seine 6 bis 14 Eier, gewöhnlich in lockere Erde oder in Erdritzen, in das Moos, in den Mulm zerfallener Baumstämme und selbst in Ameisenhaufen. Die Eier unterscheiden sich, wie alle Lurcheier, sofort durch ihre zähe, wenig kalkhaltige Schale von den Eiern der Vögel. Sie ähneln höchstens unreifen Vogeleiern. Die Schale ist lederartig und sehr elastisch, der Dotter auffallend groß und ölreich, die Eiweißschicht, welche ihn umgiebt, stärker oder schwächer. In der Größe gleichen die der gewöhnlichen Art etwa Sperlingseiern, die der grünen Eidechse Taubeneiern. Bedingung zu ihrer Entwickelung ist ein feuchtes, warmes Lager; denn an der Luft trocknen sie ein. Die Jungen kommen erst im August oder September aus. Dies ist der regelmäßige Gang der Entwickelung; die Waldeidechse aber brütet ihre Eier im Innern des eigenen Leibes aus. Das Weibchen dieser Art liegt in den Sommermonaten fast den ganzen Tag an sonnigen Stellen auf dem heißen Boden und empfängt dadurch einen ziemlich bedeutenden Grad von Wärme, welche der Entwickelung ihrer Eier im Mutterleibe sehr förderlich sein muß. Die Eier selbst sind viel dünnschaliger, als bei anderen Arten. Uebrigens durchbrechen die Jungen erst unmittelbar vor der Geburt im Eileiter die sie umschließende Hülle; dann sind sie freilich von Stund an sehr lebens- und bewegungsfähig. Die Eltern kümmern sich nicht im Geringsten um die einmal ausgekommene Brut, ja, es ist im Gegentheil nicht unwahrscheinlich, daß einzelne Arten die eigenen Jungen befehden. Durch diese Gleichgiltigkeit unterscheiden sich die Eidechsen sehr auffallend von den verwandten Krokodilen, welche ihre Eier bewachen und beschützen; die ausgeschlüpften Jungen fressen die Krokodile freilich auch.

Noch vor ihrem Zurückziehen in das Winterlager häuten sich die Jungen zum ersten Male, bald nach ihrem Wiedererwachen im Frühlinge zum zweiten Male. Im ferneren Verlaufe des Lebens pflegt die Häutung zu denselben Zeiten stattzufinden. Das Wachsthum der Jungen scheint sehr langsam von statten zu gehen; an Gefangenen wenigstens beobachtet man Dies. Merkwürdig ist eine große Ersatzfähigkeit, welche die Eidechsen wie manche tiefer stehenden Thiere bekunden. Sie sind zerbrechlich, wenn man so sagen

darf; namentlich ihr Schwanz kann leicht verletzt werden, weil die ihn umgebenden Schuppenringe nicht feſt zuſammenhalten. Wenn man eine Eidechſe ungeſchickt am Schwanze packt, behält man dieſen gewöhnlich in der Hand. Das abgebrochene Stück wächſt aber allgemach wieder nach und erſetzt ſich ziemlich, jedoch nicht ganz vollſtändig, wieder. Dies iſt ſchon von den Alten beobachtet worden und hat zu Uebertreibungen Veranlaſſung gegeben. „So man“ ſagt Geßner „einen Egochs entzwey ſchneydt, ſo verliert keiner teil ſein beweglichkeit, ſondern ein yetwederer teil gadt durch hilff der zweyer beinen: vnd ſo ſy widerumb zuſammen kommen mögend, vereinbarend ſy ſich vn kleybend ſich wunderbarlicher weyß widerumb zuſamen, daß es wider ein gantzes läblichs thierlin wirdt, ob man gleych wol das anmaal deß ſchadens ſpüren vnd ſähen mag.“

In der Gefangenſchaft halten ſich die Eidechſen bei geeigneter Pflege ſehr gut und gewähren viel Freude. Sie gewöhnen ſich bald an ihren Pfleger und treten in ein freundſchaftliches Verhältniß zu ihm, kommen auf den Ruf herbei, nehmen Kerbthiere aus der Hand, laſſen ſich, ohne Unruhe zu verrathen, berühren, herausnehmen u. ſ. w. Mit anderen Lurchen vertragen ſie ihrerſeits ſich ſehr gut, die Schlangen aber nicht immer mit ihnen. Kreuzotter und Ringelnatter ſind den Eidechſen nicht eben freundlich geſinnt und verſchlingen eine oder die andere. Der furchtbarſte Feind der harmloſen Geſchöpfe aber iſt die Schling- oder glatte Natter (Coronella laevis), welche ſich faſt ausſchließlich von Eidechſen nährt. Außerdem ſtellen Marder, Iltis, Igel und Maulwurf, Schrei- und Schlangenadler, Buſſard, Rabe und Eichelheher, ja ſelbſt die Würger den Eidechſen nach, und die Jungen werden von Hühnern und Enten gern verzehrt.

Es iſt ſehr Unrecht, wenn ſich der Menſch zu den genannten Feinden geſellt. Keine einzige der bei uns vorkommenden Eidechſen bringt uns den geringſten Schaden, jede Art wird vielmehr durch Wegfangen der Kerbthiere nützlich. Giftig iſt keine Eidechſe: wir ſagen Dies ausdrücklich, weil es, ſo unglaublich Dies auch ſcheinen mag, noch heutigen Tages Menſchen giebt, welche ſolchen Unſinn für möglich halten. Eine gefangene Eidechſe verſucht ſich allerdings zu wehren; ihr Biß iſt aber höchſt unbedeutend, eigentlich weiter Nichts, als ein gelindes Kneipen; denn die kurzen Zähne durchdringen ſelbſt die zarteſte Haut nicht. Dagegen erfreuen die ſchmucken, behenden Thiere Jeden, der ſie kennt, durch ihre Lebendigkeit, die Anmuth ihrer Be-

wegungen, mit einem Worte durch ihr Gebahren, welches ein in jeder Hinsicht fesselndes genannt werden muß.

2. Die Blindschleiche, Anguis fragilis Linné.

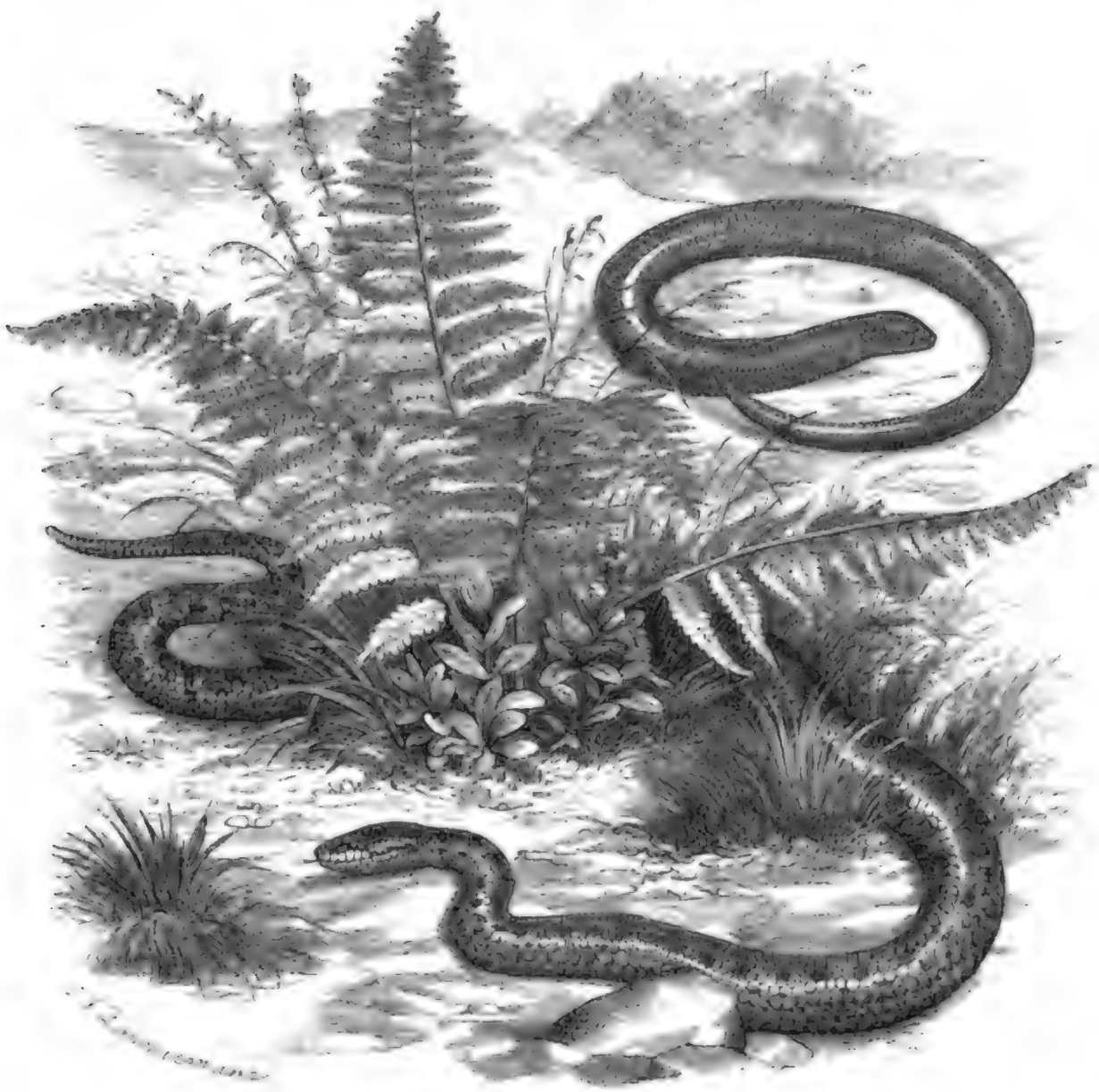
Anguis Eryx Linné, A. lineatus Gmelin, A. punctatissimus Bibron, Eryx clivicus Daudin.

Der Eidechsenordnung gehört ein in Deutschland nirgends seltenes, schlangenähnliches Thier an, welches unter dem Namen Blindschleiche ziemlich allgemein bekannt ist. In seiner äußerlichen Gestalt ähnelt dieses zwitterhafte Geschöpf den eigentlichen Schlangen; bei genauerer Untersuchung aber ergiebt sich, daß ihm alle wesentlichen Kennzeichen der Schlangen fehlen, daß es, wie wir bereits oben gesagt haben, nichts Anderes, als eine verlarvte Eidechse ist. Der Irrthum Derer, welche die Blindschleiche zu den Schlangen zählen, ist übrigens begreiflich. Man nimmt gewöhnlich an, daß alle langgestreckten, wurmartigen, fußlosen Lurche Schlangen sein müßten, während die Kennzeichen der Schlangen wesentlich in dem Bau des Rachens, nicht aber in dem wurmförmig verlängerten Leib zu suchen sind. Unsere Blindschleiche gehört einer Familie an, welche wir nach ihr die der Schleichen nennen. Alle hierhergehörigen Thiere haben eine schlangenartige Gestalt mit dreieckigem, abgeplatteten, vorn etwas zugespitztem Kopf, einen nicht hervortretenden, weil mit dem Kopf und Leib gleich starken Hals und einen, ebenfalls nicht vom Leibe abgesetzten, mittellangen, starken Schwanz. Den Kopf decken Schilder, den übrigen Leib in Längsreihen geordnete, gleichartige Schuppen; die Augen haben Lider; die Ohren sind versteckt; die Zunge ist frei, platt und endet in zwei kurzen Spitzen; die Nasenlöcher liegen unterhalb der Schnauzenspitze. Das Maul ist noch ganz wie bei den wahren Eidechsen gebaut: die Unterkieferhälften sind in der Mitte verwachsen, der Rachen kann sich nur wenig öffnen und nicht seitlich erweitern. Das Gebiß besteht aus 9 kleinen Zähnen im Zwischenkiefer, 18 im Oberkiefer und 28 im Unterkiefer; Gaumenzähne sind nicht vorhanden. Die Wirbelsäule wird von 128 sehr lose mit einander verbundenen Wirbeln gebildet. Das Gerippe besitzt innerlich ein Brustbein, zwei Schulterblätter und zwei Schlüsselbeine, und zeigt auch Andeutungen der Hüftknochen. Die Lungen sind zweitheilig.

Man darf die Schleichen als Mittelglieder zwiſchen den wahren Eidechſen und den Schlangen betrachten; die überwiegende Summe ihrer Kennzeichen aber vereinigt ſie unbedingt mit den erſteren.

Fig. 67.

Gemeine Blindſchleiche.



Schlingnatter.

Die Blindſchleiche wird 15 bis 18 Zoll lang, wovon auf den Schwanz ungefähr die Hälfte oder noch etwas mehr zu rechnen iſt. Die Leibesdicke kommt etwa der eines Fingers gleich. Die Farbe iſt gewöhnlich ein dunkeles Bleigrau, welches an den Seiten in Röthlichbraun, am Bauche in ein gelblich-

weiß gepunktetes Bläulichschwarz übergeht. Je nach Alter, Jahreszeit und Vorkommen ändert die Blindschleiche wesentlich ab, und auch vor und nach der Häutung, welche im Laufe des Sommers fünfmal stattzufinden pflegt, erhält sie ein verschiedenartiges Aussehen. Das alte Männchen sieht auf Oberkopf und Rücken blaßröthlich oder graubraun aus, und diese Färbung geht ganz allmählig in die wenig dunklere der Unterseite über. Bei sehr alten Thieren treten auf der Oberseite oft größere und kleinere, schön blau gefärbte Flecken und Punkte hervor, welche in Längsreihen sich ordnen. Beim alten Weibchen sind Oberkopf und Rücken blaßröthlich oder graubraun, auch wohl silbergrau gefärbt, über die Mitte des Rückens aber verläuft eine feine schwarze Linie und jederseits, die Rücken- und Seitenfärbung trennend, eine andere gleichgefärbte. Die Seiten sind dunkel, und der Bauch ist fast schwarz gefärbt. Beim jungen Thiere ist die Oberseite glänzend gelblich oder röthlich weiß, die Unterseite aber schwarz gefärbt; am Hinterkopf zeigt sich ein dunkler Flecken, und von diesem verläuft eine feine Linie längs der Mitte des Leibes nach unten.

Ganz Europa mit Ausnahme der nördlichsten Gegenden beherbergt an günstigen Orten und zwar in ziemlicher Menge unsere Schleiche. In den Alpen kommt sie nach Schinz nur bis zu 2000 Fuß über dem Meere vor. Nach Pallas findet sie sich auch in Kaukasien und Georgien in Menge, nicht aber in Sibirien. Bei uns zu Lande begegnet man ihr überall, im Walde, wie im Felde, in den Gärten u. s. w., vorausgesetzt, daß es Hecken, Steinhaufen und andere Schlupfwinkel für sie giebt. Sie erscheint bereits ziemlich früh im Jahre, gewöhnlich im März und verweilt bis Ende Oktobers, ja selbst bis zum November über der Erde; dann zieht sie sich in die Tiefe zurück und hält Winterschlaf. Zu diesem Behufe gräbt sie sich — wie, ist zur Zeit noch nicht ermittelt — einen förmlichen Bau, zu welchem ein 30 bis 36 Zoll langer, mehrfach gekrümmter Stollen führt. In einem solchen Bau findet man zwanzig bis dreißig Blindschleichen bei einander. Der Stollen wird von innen mit Gras und Erde zugestopft, und die schlafende Gesellschaft ist somit gegen die ihr tödtlich werdende Kälte vollkommen gesichert. Zunächst am Ausgange sollen die Jungen, am hinteren Ende die alten Paare liegen, alle regungslos erstarrt, theils zusammengerollt, theils ineinander verschlungen, theils gerade gestreckt. Bei Eintritt warmer Witterung sollen die Schläfer manchmal erwachen, dem Ausgang der Höhle

zukriechen, hier athmen, baldmöglichſt aber zu der ſicheren Tiefe zurückkehren und weiter ſchlafen.

Man hat auch der Blindſchleiche viel Böſes nachgeſagt und manchen ſchlimmen Verdacht auf ſie geworfen, ohne hierzu irgendwie berechtigt zu ſein. Schon der Name des Thieres iſt ein Beweis dafür, daß ſie wenig oder nicht bekannt iſt. Sie iſt keineswegs blind, ſondern hat im Gegentheil ein Paar helle, glänzende, obſchon kleine Augen, welche vollkommene Lider und auch eine Nickhaut beſitzen; ſie ſieht auch ſehr gut, wie jeder Beobachter bemerken muß, der ſich ihr nähert. Gänzlich unbegründet iſt die Furcht, daß die Schleiche durch ihren Biß verwunden könne. Gewöhnlich denkt ſie, auch wenn ſie ergriffen wurde, nicht an das Beißen, ſondern begnügt ſich, die ſie angreifende Hand mit ihrem Miſte zu ſalben, weniger wohl zur Abwehr, als in Folge ihrer Angſt, welche ſie hierdurch bekundet. Beißt ſie wirklich einmal zu, ſo ſchadet dies gewiß Niemand; denn der Biß iſt noch kraftloſer, als der unſerer kleinen Eidechſen. Dies hat ſchon der alte Geßner vor 300 Jahren erkannt und der wißbegierigen Welt verkündet, obwohl er im Uebrigen die Schleiche nicht von allen Uebelthaten freiſprechen mag: „Wie wol deß blinden ſchleichers biſſß nit vergifft vnd ſonders ſchedlich, jedoch wenn daß vych, als ochſen vnd dergleychen, ſich in den weiden ohngeferd auff ſie niderlegen, vnd ſie mit dem laſt jres leybs zum zorn reitzen, ſo beiſſen ſie, daß der biſß zu zeyten aufflaufft vnd eyteret.“ Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, daß die Blindſchleiche auch hierin unſchuldig iſt. Endlich iſt die Furcht ausgeſprochen worden, daß die Schleiche in anderer Hinſicht ihrem Namen Ehre mache, daß ſie nämlich ſich an Schlafende heranſchleiche und verſuche, ihnen durch den Mund in den Leib zu kriechen, woraus, wie Jedermann erſieht, gar mancherlei Uebelſtände, zum mindeſten Verdauungsbeſchwerden entſtehen könnten, oder daß ſie gar durch Hinwegkriechen über die Augen die Schlafenden blind ſchleiche u. ſ. w. Wir brauchen auch dieſe Beſchuldigungen nicht zu widerlegen. Die Blindſchleiche iſt ein durchaus harmloſes, unſchädliches, ſchwaches, ja faſt hilfloſes Thier. Nicht blos ihre leiblichen, ſondern auch ihre höheren Begabungen ſind gering. Im Bewußtſein ihrer Schwäche ſucht ſie ſich bei Ankunft eines größeren Geſchöpfes ſo ſchnell als es ihr möglich zurückzuziehen. Ihre Bewegungen ſind ſehr langſam, und namentlich auf dem ebenen, glatten Boden kommt ſie nur mit Mühe von der Stelle. Beſſer bewegt ſie ſich zwiſchen Moos

und Gras, und auch im Waſſer zeigt ſie, wenn ſie durch einen unglücklichen Zufall in daſſelbe geräth, gegen alle Erwartungen gewandt und behend; ſie ſchwimmt dann mit ſchlängelnder Bewegung ſehr raſch dahin. Zu klettern vermag ſie nicht; es wird ihr ſchon ſchwer, eine Unebenheit des Bodens zu überwinden. Geſicht und Taſtſinn ſcheinen bei ihr am ausgebildetſten zu ſein; das Gehör iſt wenigſtens vorhanden. Ueber die geiſtigen Befähigungen iſt ſchwer ein Urtheil zu fällen. Man bezeichnet ſie als gutmüthig, will damit aber wohl nur ſagen, daß ſie eben durchaus harmlos iſt. Jedenfalls ſteht ihr Verſtand nicht auf hoher Stufe. Eine Stimme ſcheint ihr gänzlich zu fehlen, wenigſtens hat noch kein Beobachter einen Laut von ihr vernommen.

Die Nahrung beſteht einzig und allein aus kleinen, langſamen Thieren, und zwar zumeiſt ſolchen, welche dem menſchlichen Haushalt nicht eben nützlich werden. „Ich habe," ſagt Vogt, „Dutzende von Blindſchleichen geöffnet und nie etwas Anderes in ihrem Magen gefunden, als Reſte von Käfern, Würmern, namentlich aber von nackten Landſchnecken und beſonders von Acker- und Gartenſchnecken, die ihre Lieblingsnahrung zu bilden ſcheinen. Dieſen nach kriecht ſie im Graſe und in der Nähe der Gartenbeete und erweiſt ſich ſomit äußerſt nützlich für die Vertilgung unſerer zerſtörendſten Gartenfeinde. Man ſollte ſie in einem Garten hegen und pflegen; denn ſie wetteifert in ihrem nützlichen Treiben mit ihren leichtfüßigen Verwandten, den Mauer- und Landeidechſen, welche nach Kerbthieren, Schnecken und anderm ähnlichen Gewürm laufen, ſpringen und klettern." Ihre Beute ergreift ſie mit größter Langſamkeit, und ebenſo langſam verſchluckt ſie das Erfaßte. Zum Verſchlingen eines Regenwurmes braucht ſie eine ganze Viertelſtunde, und eine fette Schnecke verurſacht ihr förmliche Beſchwerden. Sie biegt dabei den Kopf bald links, bald rechts und greift mit ihren Zähnen langſam vorwärts, bis endlich der für ſie zu große Biſſen hinabgewürgt iſt. Selbſt Naturforſcher haben behauptet, daß ſie auch kleine Fröſche, Eidechſen, ja ſogar Ratten verſchlingen könne, die einfache Betrachtung ihres Maules aber widerlegt ſolche Angaben auf das Entſchiedenſte. Sie trinkt im Freien wahrſcheinlich nur den Thau, welchen ſie mit ihrer behenden Zunge ableckt, in der Gefangenſchaft aber bei heißem Wetter nach den Beobachtungen unſeres Lenz recht ordentlich.

Auch die Blindſchleiche gehört zu den lebendig gebärenden Lurchen. Ende Auguſts legt das Weibchen acht bis ſechszehn kleine, durchſichtige, dünn-

ſchalige Eier, aus welchen ſchon im Mutterleibe oder wenigſtens ſofort nach dem Legen die vollkommen ausgebildeten Jungen ſich hervorwinden.

In der Gefangenſchaft geht die Blindſchleiche leicht an's Futter und läßt ſich deshalb ohne Mühe längere Zeit erhalten. Sie iſt aber langweilig; denn auch im Käfig bemerkt man Nichts von einer höheren, den Beobachter feſſelnden Thätigkeit.

Die Schleiche hat eine Menge von Feinden, denen gegenüber ſie vollkommen ohnmächtig iſt. Außer den bei der Eidechſe genannten Raubthieren, Raubvögeln und den Hühnern ſtellen ihr die Schling- und die gelbliche Natter eifrig nach. Beide würgen Schleichen hinab, welche drei Viertheile ihrer eigenen Länge haben und zwar in verhältnißmäßig kurzer Zeit. Der ungebildete Menſch tödtet das arme Geſchöpf, wo er es findet, oder verſtümmelt es wenigſtens. Nicht mit Unrecht trägt die Blindſchleiche auch den Namen Bruchſchlange. Ihr Schwanz fällt bei der geringſten Veranlaſſung ab, und ein einziger Ruthenſchlag zertheilt ihr auch den eigentlichen Leib. Man erklärt ſich die leichte Zerbrechlichkeit des Thieres, indem man annimmt, daß es geängſtigt ſeine Muskeln krampfhaft anſtrenge und hierdurch in einen Zuſtand übermäßiger Starrheit gerathe. Der Verband der Wirbel unter ſich iſt ſehr loſe und die äußere Bedeckung ſpröde, eine Verletzung des Leibes alſo ungewöhnlich leicht. Der abgebrochene Schwanz wächſt wieder nach; eine ernſtere Verletzung des eigentlichen Leibes aber führt regelmäßig den Tod herbei, und deshalb gehen ſo viele Blindſchleichen zu Grunde. Die abgebrochenen Stücke behalten noch eine Zeitlang eine gewiſſe Beweglichkeit und ſchnellen zuckend hin und her, dem ungebildeten Beobachter zum Entſetzen.

3. Die Nattern.

Unter den bei uns lebenden Schlangen ſtehen die Nattern in jeder Hinſicht oben an. Sie ſind, obgleich ihnen die furchtbare Waffe der Vipern fehlt, als höher ſtehende Thiere zu bezeichnen: ſie ſind gewandter, bewegungsfähiger, lebhafter und verſtändiger, mit einem Wort begabter, als jene, ganz abgeſehen von ihrer Ungefährlichkeit. Ihre Eigenſchaften haben ihnen ſogar eine gewiſſe Zuneigung erworben. In alten Sagen ſpielen gerade ſie eine große Rolle, und heutigen Tages noch giebt es in Italien Gegenden, in denen ſie förmlich gepflegt werden.

Es hält, wie bei den Schlangen überhaupt, schwer, Kennzeichen anzugeben, welche für die Nattern allein gültig sind. Ihre äußeren Merkmale unterscheiden sie nur wenig von zwei anderen Schlangengruppen, welche man früher allgemein mit ihnen zusammengestellt hat und heute noch Gift- oder bezüglich Trugnattern nennt. Die Größe unserer Thiere schwankt in ziemlich bedeutenden Grenzen: die kleinsten Arten sind etwa einen, die größten ungefähr acht Fuß lang. Die verschiedenen Arten ähneln sich so auffallend, daß es nicht eben leicht ist, die einzelnen zu unterscheiden. Es herrscht deshalb auch heute noch große Unsicherheit der Angaben und Meinungsverschiedenheit der bezüglichen Forscher. „Der Kopf der Nattern", sagt Vogt, „ist dreieckig, etwas zugespitzt, kaum vom Halse abgesetzt und mit Schildern bedeckt, unter denen sich besonders die Schilder zu beiden Seiten der Kinnfurchen auszeichnen. Nasenlöcher und Augen sind klein, erstere seitlich gestellt, letztere mit runden Sternen versehen. Rücken und Seiten des Körpers sind mit dachziegelförmigen Schuppen, der Bauch ist mit einfacher, die Unterseite des Schwanzes mit doppelter Schilderreihe besetzt. Der Oberkiefer ist sehr lang, der Rachen weit gespalten, die Zähne sind meist von gleicher, nach hinten zu abnehmender Länge. Zuweilen finden sich aber auch einige, zu größeren Fangzähnen ausgebildete Hakenspähne; der Zwischenkiefer trägt niemals Zacken." Die Nattern verbreiten sich über den ganzen Erdkreis und finden sich in allen Gegenden. Viele Arten lieben das Wasser; andere verlassen die schattigen und feuchten Wälder niemals, wieder andere aber bewohnen die dürrsten und heißesten Berglehnen. Sie nähren sich ohne Ausnahme von kleinen Thieren, hauptsächlich von Wirbelthieren, welche sie vermöge ihrer Schnelligkeit und Gewandtheit zu fangen wissen, und zwar im Wasser oder im Gezweig der Bäume ebensowohl, als auf dem Boden. Dem Menschen fügen sie unmittelbar niemals Schaden zu, manche Arten machen sich sogar, wenn auch im beschränktem Grade, nützlich.

In Mitteldeutschland kommen eigentlich nur zwei Arten ständig vor; zu ihnen aber treten in den südlicheren Gauen unseres Vaterlandes noch mehrere andere, welche deshalb von uns wenigstens nicht übergangen werden dürfen.

Die gemeinste und verbreitetste Art ist die Kragen- oder Ringelnatter, welche hier und da wohl auch Unk oder Schnake genannt wird,

Tropidonotus natrix Kuhl (Coluber natrix Linné. Coluber torquatus, tyrolensis, helveticus, arabicus, gronovianus, hybridus, sieulus etc. auct., Natrix torquata Bonaparte). Sie erreicht eine Länge von höchstens 4½ Fuß. Der faſt dreieckige Kopf iſt vom Hals deutlich geſchieden, die Naſenlöcher liegen in der Mitte zweier Naſenſchilder. Die Kopfſchilder ſind ſehr groß; vor dem Auge ſtehen zwei, hinter ihm drei Schilder; die Anzahl der Bauchſchilder beträgt etwa 170, die Schwanzſchilderpaare etwas mehr oder weniger als 60. Ihr eigentliches Kennzeichen iſt der Kragen, welcher ihr den Namen gegeben hat, ein weißer oder gelber, ſchwarz geſäumter Mondfleck jederſeits hinter den Schläfen. Im Uebrigen iſt die Oberſeite graugrün oder bläulich oder graubraun, auch wohl ſchwärzlich, gezeichnet durch zwei Reihen ſchwärzlicher Flecken, welche über den Rücken verlaufen, und eine Reihe an jeder Seite. Die Unterſeite iſt weiß, bläulichſchwarz gefleckt; letztere Farbe kann übrigens vorherrſchend werden, ſo daß dann das Weiß als Fleckenzeichnung erſcheint. Mehrfache und wie es ſcheint, ſtändige Abarten kommen vor. Es giebt eine ganz ſchwarze, an den Seiten bläuliche Spielart, welche mit dem Namen Coluber minax bezeichnet wurde. Es giebt ferner in Südeuropa eine Abart, welche ſich durch zwei weiße oder weißliche, im Nacken beginnende und neben einander bis zum Schwanz fortlaufende Streifen auszeichnet. Ihr hat man den Namen Coluber murorum oder Tropidonotus Opellii gegeben.

Der Wohnkreis der Kragennatter erſtreckt ſich faſt über ganz Europa; denn ſie findet ſich von Sicilien oder Spanien an bis Schweden hinauf, im Walde, wie im Felde oder Sumpfe, in der Tiefe, wie in der Höhe. In den Alpen kommt ſie bis zu 6000 Fuß über dem Meere vor, in Nordeuropa dagegen meidet ſie die Höhe. Sie liebt das Waſſer mehr, als andere Arten.

Kaum minder verbreitet als ſie iſt die **Schlingnatter** oder **glatte, öſterreichiſche** und **thüringiſche Natter**, die **Jach-** oder **Zornſchlange**, **Coronella laevis Merrem** (Coluber austriacus Gmelin, C. thuringiacus Bechstein, Zaccholus austriacus Wagler). Ihr verhältnißmäßig kleiner, ei- oder herzförmiger Kopf iſt ebenfalls deutlich abgeſetzt, durch die Flachheit ſeiner Oberſeite, die dünne Schnauze und ein großes, einfaches Naſenſchild an der Spitze der Oberkinnlade, in deſſen Mitte die Naſenlöcher liegen, ausgezeichnet. Die lanzettförmigen, ſechseckigen Schuppen ſind glatt,

d. h. nicht in der Mitte gekielt, wie es bei der Kragennatter der Fall ist. Die Anzahl der Bauchschilder schwankt nach Lenz zwischen 155 bis 188, die Anzahl der Schwanzschilderpaare zwischen 46 bis 57. Durch die Färbung läßt sich die glatte Natter nach einiger Uebung unschwer von der Kragennatter unterscheiden. Ein bräunliches Gelb, welches bis zum Schwarzbraun dunkeln kann, ist die Grundfarbe der Oberseite, den Hinterkopf ziert ein brauner, hufeisenförmiger Fleck, und durch die Augen läuft ein dunkelbrauner Streifen bis zum Mundwinkel. Hinter dem Kopffleck stehen zwei braune Flecken, welche den Anfang von Längslinien bilden, die sich zu beiden Seiten des Oberleibes dahin ziehen, zuweilen sich paarweise verbinden und nach dem Schwanze zu immer undeutlicher werden oder ganz verschwinden. Sie entstehen durch scheinbare Vereinigung dunkler hufeisenförmiger Flecken oder richtiger der Umrandungen der einzelnen Rückenschuppen. An der Spitze jeder einzelnen Schuppe bemerkt man ein schwarzes Pünktchen. Der Unterleib ist dunkelbraun oder schwärzlich stahlblau oder röthlich, gelblich, weißlich und schwarz und grau marmorirt. Große Veränderlichkeit der Farben macht sich auch hier merklich; doch scheinen der hufeisenförmige Kopfschmuck und die ersten Rückenflecken nie zu fehlen. In der Größe steht die Jachschlange weit hinter der Kragennatter zurück, ihre Länge beträgt selten mehr als 2 Fuß*).

*) Die übrigen Mitglieder der Familie, welche in Deutschland vorkommen, sind die gelbliche Natter oder Aesculapschlange, die schwarzgrüne Natter und die Vipernatter.

Die Erstgenannte, welche auch Schwalbalcher oder Natter des Schlangenbades genannt wird, Coluber flavescens Gmelin (C. Aesculapii, Sellmanni, Scopolii, longissimus, pannonicus, girondicus auct., Zamenis Aesculapii Wagler, Natrix longissima Laurentius), kann eine Länge von 5 Fuß erreichen. Ihr Kopf ist wenig deutlich, die Schnauze stumpf, das vordere Scheitelschild vorn sehr breit; die sechseckigen Schuppen sind glatt und länglich, die Anzahl der Bauchschilder schwankt zwischen 220 und 228, die Anzahl der Schwanzschilderpaare zwischen 74 und 86. Ein sehr gleichmäßiges, nur manchmal weiß gestricheltes Oelbraun färbt die Oberseite, ein fleckenloses Weiß oder Strohgelb die Unterseite des alten Thieres. Am Hinterkopf steht auf jeder Seite ein gelber Fleck, welcher sich von der Unterkinnlade heraufzieht. Die Jungen sind oben braun und grau gewellt, auf der Unterseite vorn gelb und braun gewürfelt, hinten stahlblau gefärbt, an der Kehle durch ein gelbliches Halsband geschmückt. Das eigentliche Vaterland dieser Schlange ist Italien oder Südeuropa überhaupt. In Deutschland beschränkt sie sich auf wenige Gebirge des Südens, vorzugsweise aber auf die Gegenden um Schlangenbad, welches nach ihr benannt worden ist. Dort wird sie zur Freude der Badegäste förmlich gepflegt.

Die Nattern lieben feuchtwarme Strecken. Unſere Ringelnatter iſt eine entſchiedene Freundin von waſſerreichen Oertlichkeiten; die übrigen Arten bevorzugen trocknere Stellen, und zumal Bergabhänge, auf denen jedoch auch die Ringelnatter nicht fehlt. Mit Buſch bewachſene Berglehnen, ſonnige Halden, alte Gemäuer und Teiche, Lachen und Sümpfe, mit hohem Riedgras umgeben, ſind die Wohnorte der Thiere. Der Aufenthalt iſt bedingt durch die Beute, welcher die verſchiedenen Arten nachſtreben.

Sämmtliche Nattern ſind ſehr bewegliche, zierliche und anmuthige Thiere. Den trägen Vipern gegenüber darf man ſie als ſchnelle und gewandte Geſchöpfe bezeichnen. Sie gleiten raſch über den Boden dahin, auch über Stellen, welche ſpärlich bewachſen ſind und ihnen deshalb nur geringen Anhalt gewähren; ſie überwinden mit Leichtigkeit Steilungen; ſie ſchwimmen

———— — —

Die ſchwarzgrüne Natter, Coluber atrovirens Daudin (C. viridiflavus luteostriatus, personatus, auctorum, Zamenis viridiflavus Wagler), erreicht eine Länge von 3½ bis 4 Fuß, hat 200 bis 220 Bauchſchilder, 100 bis 115 Schwanzſchilderpaare, und glatte, ſechseckige rautenförmige Schuppen. Der Kopf iſt deutlich, der Schwanz dünn und dreiſeitig, während er bei den vorhergehenden Arten mehr vierſeitig erſcheint. Die Oberſeite iſt dunkel gefärbt, auf dem Kopf und gegen den Schwanz hin ſchwarz und grün gefleckt, beinahe geſtreift, auf der Unterſeite weißgelblich gefärbt. Jeder einzelne Schild zeigt zu beiden Seiten einen rundlichen ſchwarzen Flecken. Das junge Thier iſt bleifarbig olivenbraun und ungefleckt, nur auf dem Scheitel gelblich punktirt, auf der Unterſeite gelblich. — Eine Spielart iſt ſchwarz und fleckenlos auf der Oberſeite, ſtrohgelb längs der Bauchmitte, ſtahlblau zu beiden Seiten derſelben. Sie hat den Namen C. carbonarius erhalten.

Das ganze wärmere Europa von der Schweiz an nach Süden hin iſt die Heimath dieſer Schlange. Bei Paris kommt ſie häufig vor. In Deutſchland findet ſie ſich nach Leunis nur am Rhein, hier aber nicht ſelten.

Die Vipernatter endlich, Tropidonotus viperinus Boje (Coluber natricula Hermann, Natrix ocellata Wagler), welche mit der vorigen die Heimath theilt und nach Vogt ebenfalls in Süddeutſchland gefunden wird, erreicht eine Länge von 2 bis 2¾ Fuß. In ihrer Färbung ähnelt ſie ſo auffallend der Kreuzotter, daß ſelbſt einer der größten Schlangenkundigen dieſe mit ihr verwechſeln konnte und erſt, nachdem er von der Viper gebiſſen worden war, ſeinen Irrthum erkannte. Ein helleres oder dunkleres Bräunlichgrau bildet die Grundfarbe der Oberſeite, hinter den Kopfſchildern aber beginnt ein ſchwarzes Wellenband, welches ſich längs des Rückens hinabzieht und gegen den Schwanz hin in eine Fleckenreihe auflöſt. Am Nacken umſchließt dieſer Streifen rautenförmig einen gilblichweißen Flecken. Die Seiten ſind heller, ebenfalls reihenartig dunkel gefleckt. Die Unterſeite iſt ſchwarz und grau gewürfelt, einem Damenbrete etwa zu vergleichen. Ueber den Backen verlaufen drei ſchwarze Streifen in ſchiefer Richtung. Bei ſehr alten Thieren fehlt das Wellenband längs des Rückens, und die Zeichnung beſteht hier aus einer doppelten Reihe ſchwarzer Flecken, welche gegen den Schwanz hin ſich vereinigen. Mancherlei Spielarten kommen auch bei dieſer Natterart vor.

raſch und geſchickt und klettern auch gewandt an Geſtein oder Bäumen empor. Jede Art zeichnet ſich in einer Fähigkeit aus. Die Ringelnatter trägt nicht umſonſt den Namen Schwimmerin (Natrix): ſie übertrifft in dieſer Fertigkeit wirklich ihre Verwandten. Bei Gefahr pflegt ſie ſich regelmäßig dem erſten beſten Gewäſſer zuzuwenden und kann in ihm ſtundenlang verweilen. Man hat ſie ſogar meilenweit von der Küſte, im Meere ſchwimmend, gefunden; Lenz giebt an, daß ſie halbe Stunden und länger zu tauchen vermöge. Dagegen klettert die gelbliche Natter beſſer, als ſie und ihre glatte Schweſter, und nicht blos an brechlichem Gemäuer, ſondern auch an glattſtämmigen Bäumen oder überhaupt an jedem Gegenſtande empor, an welchem ſie ſich nur einigermaßen feſthalten kann. „Man kann deutlich ſehen," ſagt Lenz, „wie ſie ihre Rippen bei dem Klettern zu gebrauchen weiß. Wenn ich meine Gefangene ſtehend an meine Bruſt legte, nachdem ich den Rock zugeknöpft, ſo wußte ſie ſich doch daran zu halten, indem ſie da, wo ein Knopf war, die Rippen ſo ſeitwärts ſtemmte, daß ihr Leib an dieſer Stelle eine ſcharfe Kante bildete. Dieſe ſchob ſie ſo feſt unter den Knopf, daß ſie im Stande war, an einem einzigen oder an zweien ſich feſtzuhängen. Wollte ſie höher klettern, ſo ſtemmte ſie ihren Leib dann unter die folgenden Knöpfe. Auf ſolche Weiſe können dieſe Thiere auch an dicken ſenkrechten Kieferſtämmen emporklimmen; ſie ſchieben dann immer die Kanten, welche ſie bilden, in die Spalten der Borke." Linck erzählt ähnliche und wirklich ergötzliche Beiſpiele von der Kletterfertigkeit dieſer Art, welcher er die größte Beweglichkeit und Anmuth in der Bewegung zuſpricht. Die Schling-Natter dagegen läßt ſich nur ſelten über dem Boden ſehen und meidet auch das Waſſer, ja faſt mit Aengſtlichkeit.

An Sinnenſchärfe ſcheinen ſich die drei Arten ziemlich gleich zu ſtehen. Wahrſcheinlich iſt bei allen das Geſicht der höchſtſtehende Sinn; auf ihn dürfte der Taſtſinn, welcher ſeinen Sitz vornehmlich in der Zunge hat, und auf dieſen das Gehör folgen. Das Auge der Natter iſt ſehr beweglich und reicht auch in ziemliche Ferne, eine Zauberkraft aber, wie oft behauptet worden iſt, beſitzt es nicht, und ebenſowenig, im Vergleich zum Auge der Kreuzotter, eine gewiſſe Milde oder Gutmüthigkeit im Ausdruck; dazu iſt es denn doch noch nicht geiſtig genug. Die Beobachter, welche einen Unterſchied zwiſchen dem glühenden, tückiſchen Auge der Kreuzotter und dem ſanften, harmloſen der Ringelnatter fanden, haben ſolchen Ausdruck wohl erſt hinein-

gelegt. Andere Thiere werden durch dieſes Auge gewiß nicht bezaubert. Der Taſtſinn ſcheint den Nattern, wie ſo vielen anderen Schlangen, zum Leben unentbehrlich zu ſein. Man ſieht ſie, ſobald ſie ſich bewegen, fortwährend züngeln, um das vor ihnen und außerhalb ihres Geſichtsfeldes Liegende zu unterſuchen. Das Züngeln, welches vielen Menſchen als ſehr ſchrecklich erſcheint, ſteigert ſich, wenn die Natter auf irgend etwas im beſondern Grade aufmerkſam wird; es dürfte aber auch eine gewiſſe Zufriedenheit und Behaglichkeit ausdrücken. Ueber die Schärfe des Gehörſinnes iſt ſchwerer ein genaues Urtheil zu fällen; ſicher iſt, daß alle Nattern auf Geräuſch achten und danach ihre Maßregeln treffen. Der Geruch iſt wahrſcheinlich ſtumpf, jedoch keineswegs ganz wegzuleugnen. Das Empfindungsvermögen bekundet ſich bei der leiſeſten Berührung der Thiere, ſowie durch ihre Vorliebe für die Wärme; doch darf man deshalb noch nicht auf eine beſondere Höhe dieſes Sinnes ſchließen, weil die Nattern, wie die meiſten übrigen Schlangen, ſich auch gerade gegen Witterungseinflüſſe äußerſt unempfindlich zeigen. Verwundungen, welche anderen Thieren unbedingt tödlich ſein würden, heilen bei ihnen ohne weſentlichen Schaden, und hohe Kältegrade bringen ſie, wie vielfache Beobachtungen dargethan, auch nicht um. Kurz, die Folgerung ſtößt hier auf Widerſprüche, welche zur Zeit noch nicht erklärt ſind. Nur der Geſchmack darf entſchieden als tiefſtehender Sinn betrachtet werden. Vom Schmecken im eigentlichen Sinne des Worts wiſſen die Schlangen überhaupt Nichts; ihre Zunge liegt, wenn man ſo ſagen darf, einzig und allein im Magen.

Die geiſtigen Fähigkeiten im engeren Sinne des Worts ſind beſchränkt. Alle Schlangen ohne Ausnahme ſind ſchwachgeiſtige Thiere, und die alte Behauptung des Gegentheils („Seid klug wie die Schlangen“) beruht ſicherlich nicht auf einer gründlichen Beobachtung. Doch läßt ſich nicht verkennen, daß ſich auch der Geiſt der Nattern in gewiſſem Grade als bildſam zeigt. Man kann ſie zähmen, an den Menſchen gewöhnen, mit dieſem vertraut machen. Die eingekerkerte Natter verliert nach und nach ihre Scheu und Furcht vor den Menſchen; ſelbſt die freilebende ändert ihr Betragen je nach den Erfahrungen, welche ſie macht. Von den italieniſchen Arten, welche als Hausthiere in gewiſſem Sinne geduldet werden, wird behauptet, daß ſie den ihnen gewährten Schutz wohl zu würdigen wiſſen. Unter unſern drei Nattern macht ſich übrigens ein Unterſchied des geiſtigen Weſens

bemerklich. Die Ringelnatter wird gutmüthig und friedfertig, die glatte Natter wüthend und ſtreitluſtig genannt, und auch die gelbliche Natter ſoll jähzornig ſein. Dieſe Behauptung gründet ſich darauf, daß die letzteren Arten ſich, wenn ein Feind ihnen nahet, dieſem zur Wehre ſtellen und zu beißen ſuchen, ſo gut ſie können, während die Ringelnatter es ſeltener thut. Doch iſt auf dieſen Unterſchied ſchwerlich ein großes Gewicht zu legen: jede Art wehrt ſich, ſo gut ſie kann. Unter Umſtänden beißt auch die Ringelnatter zu, und zuweilen denken die Anderen nicht daran, ihrer Zähne ſich zu bedienen. Die Verſchiedenheit mag wohl von der verſchiedenen Jagd, welche die drei Arten betreiben, herrühren. Die Ringelnatter kommt hierbei ſelten oder nicht in die Verlegenheit, mit der ergriffenen Beute im eigentlichen Sinne des Wortes zu kämpfen, während Dies bei den anderen Arten öfterer der Fall iſt.

Fröſche bilden die Hauptnahrung der Ringelnatter, Eidechſen und Blindſchleichen die bevorzugte Speiſe der Schlingnatter. Erſtere frißt nebenbei auch Kröten, Waſſermolche, Fiſche und Eidechſen, ſo lange ſie jung und klein ſind, während die Schlingnatter, ungeachtet ihrer geringen Größe, Eidechſen jeden Alters bewältigt. Eine Maus, welche ſich übertölpeln läßt, wird von allen Arten angenommen. Namentlich die große gelbliche Natter ſoll dieſe Jagd mit Vorliebe betreiben und ſich nebenbei ſogar an Maulwürfe, kleine Wieſel u. dgl. wagen. Während ihres Winterſchlafes nehmen alle Arten keine Nahrung zu ſich, und in den Sommermonaten können ſie wochenlang ohne Beſchwerde faſten, dann aber auch eine tüchtige Mahlzeit zu ſich nehmen, mehrere Dutzend kleine Fröſche z. B., über ein Schock Kaulpadden oder kleine Fiſche, ein bis zwei vollkommen ausgewachſene Fröſche und bezüglich Eidechſen. Die Nattern jagen nach Art aller giftloſen Schlangen überhaupt durch Auflauern oder durch Verfolgung. Sie achten ſehr ſorgfältig auf das Leben rings um ſie her und wiſſen den geeigneten Augenblick wohl zu benutzen. Die Art und Weiſe des Angriffes unterſcheidet ſie ſehr von den Vipern. „Flieht ein Froſch“ ſagt Lenz „laut und jämmerlich ſchreiend vor der Ringelnatter her, ſo achtet ſie, ſofern ſie hungrig iſt, nahende Menſchen gar nicht, jagt aus Leibeskräften hinterdrein und erwiſcht ihn in dieſem Falle gewöhnlich an einem Hinterbeine, das ſie dann ſo ſchnell als möglich in den Rachen hineinhäkelt. Tödtet man die Schlange kurz nachher, ſo findet man den in ihr befindlichen Froſch dünn und lang geſtreckt.“ Die

Fiſche jagt die Ringelnatter ſelbſtverſtändlich im Waſſer und zwar ebenſowohl, indem ſie auf dem Grunde des Gewäſſers dahinkriecht, als indem ſie, faſt mit denſelben Bewegungen, durch die Wellen gleitet. Sie ſtößt kaum auf Widerſtand, während die Schlingnatter mit ihrer Beute oft genug einen ernſten Kampf zu beſtehen hat. Die Eidechſe, welche dieſe ſich erſah, macht ſchon vermöge ihrer Gewandtheit die Jagd ſchwieriger, ſie wehrt ſich aber auch, wenn ſie es kann. Durſy hat nach ſeinen Beobachtungen an Gefangenen Dies ſehr hübſch beſchrieben. „Plötzlich“ ſagt er „fährt eine der Schlangen auf ihr Opfer los, ſtreckt den vorher nach hinten und ſeitwärts gebogenen Hals, und raſch dahingleitend, erfaßt ſie mit weitgeöffnetem Rachen die fliehende Eidechſe. In raſendem Wirbel ſich drehend, umſchlingt ſie mit engen Windungen den Leib der auf den Rücken geworfenen Eidechſe, ſo daß nur noch deren Kopf und Schweif den dichten Knäuel überragt.“

„Nun folgt die ſchwere Arbeit des Verſchlingens; die Eidechſe ſoll in ihrer ganzen Länge und Dicke hinabgewürgt werden und zwar mit dem Kopfe voran; das koſtet viel Zeit und Mühe. Unſere Natter hat daher auch keine große Eile damit, umzüngelt einſtweilen ihr Opfer und wedelt mit dem Schwanze nach Katzenart.“

„Nun aber richtet ſie ſich hoch auf, beſchreibt mit dem Halſe einen ſenkrechten Bogen und mit weit geöffnetem Rachen erfaßt ſie den Kopf ihres Opfers. Allmählig löſen ſich die Schlingen, es verſchwindet der Kopf der Eidechſe, langſam folgt ihr Leib, traurig winkt noch zum Abſchied ihr Schweif, und erſt im Verlauf einer halben Stunde oder ſpäter iſt ſie durch den weit ausgedehnten Schlund in den Magen der Natter eingefahren.“

„Nicht immer aber wickelt ſich dieſes Geſchäft ſo glatt ab, denn auch die bis zum Halſe eingeſchraubte Eidechſe lebt noch und hält ſich mit ebenfalls offenem Rachen zur verzweifelten Gegenwehr bereit. Faßt die Schlange nicht richtig an, ſo erwiſcht die Eidechſe den oberen oder den unteren Kiefer der Natter und mit krampfhaft ſich ſchließendem Munde, ſowie mit Hülfe der ebenfalls hakenförmig umgebogenen Zähne iſt ſie im Stande, ſtundenlang den gepackten Theil ihrer Feindin zu behaupten. Umſonſt ſucht ſich die Schlange zu befreien, beide Thiere haben ſich mit krampfhaft geſchloſſenen Kiefern wie Doggen in einander verbiſſen; wüthend wickelt die Schlange von ihrem Opfer ſich ab, zieht ſich zurück — doch vergeblich. Endlich läßt die

Eidechſe los, macht ſich natürlich aber ſogleich aus dem Staube, und die mitunter blutende Schlange hat das Nachſehen.“

Nach anderen Beobachtungen, welche an Gefangenen angeſtellt wurden, braucht eine Schlingnatter, um eine zwölf Zoll lange Blindſchleiche hinabzuwürgen, drei bis vier Stunden, zum Verſchlingen einer Eidechſe gewöhnlich noch etwas mehr. Das Verſchlingen hat etwas außerordentlich Widerwärtiges nach unſeren Begriffen, wir möchten ſagen, etwas Unnatürliches. Es ſtrengt auch die Schlange ſehr an; denn nachdem ſie gefreſſen, liegt ſie ſtundenlang regungslos an ein und derſelben Stelle und iſt mehrere Tage lang faul und träge. Wenn eine Natter, welche eben gefreſſen hat, gefangen wird, ſpeit ſie, wohl aus Schreck, ihren Fraß oft wieder aus. Die Nattern trinken wenig, zuweilen wochenlang keinen Tropfen; ſie begnügen ſich dann mit der Feuchtigkeit, welche der Leib ihrer Beute enthält. Doch hat man beobachtet, daß die Gefangenen bei ſehr warmer Witterung nicht blos nach den Tropfen züngelten, mit denen man das Moos ihres Käfigs angefeuchtet hatte, ſondern förmlich und zwar ſaugend tranken, wie Linck behauptet, ſchmatzend und ſchlürfend wohl eine Viertelſtunde lang, „wobei die Kinnladen mit Macht arbeiteten, wie die Kiemendeckel eines athmenden Karpfens.“

Bald nach ihrem Hervorkommen im Frühjahre häuten ſich unſere Nattern und im Verlauf des Sommers noch drei- bis viermal. Im Mai paaren ſich die Geſchlechter, im Juli oder Auguſt legen die Weibchen ihre Eier, die Ringelnatter deren zwanzig bis ſechsunddreißig, die Schlingnatter nur etwa die Hälfte davon. Die Eier der Erſtgenannten hängen wie Perlen an einer Schnur zuſammen. Sie ſind kaum kleiner als Taubeneier; ihre Schale iſt weich und elaſtiſch; der Dotter iſt groß, das Eiweiß verhältnißmäßig nur in geringer Menge vorhanden. Die Schlangenmutter legt ſie an feuchte, warme Stellen ab, in Mulm, unter Düngerhaufen, unter Laub und an anderen ähnlichen Orten. Nach drei bis fünf, zuweilen aber auch erſt nach acht Wochen kriechen die etwa ſpannenlangen Jungen aus. Sie bohren ein Loch in die Eiſchale und ſtecken zunächſt ihr Köpfchen durch, manchmal ſtundenlang, bevor ſie ſich entſchließen, die Hülle zu verlaſſen. Am Nabel tragen ſie noch ein Dotterklümpchen, welches erſt nach einigen Stunden abfällt. Oft erfolgt ihr Auskriechen ſo ſpät im Jahre, daß ihnen nichts Anderes übrig bleibt, als ſich ſofort nach einem Verſteck umzuthun, welches

ſie den Winter über beherbergen ſoll. „Sie haben“ ſagt Lenz „beim Auskriechen eine bedeutende Menge Fett im Leibe und können mit deſſen Hülfe, ohne erſt Nahrung zu ſich zu nehmen, bis zum nächſten Frühjahr ausdauern, wo ſie dann am erſten warmen Tage geſund und munter an's Tageslicht kommen.“ Bei der Schlingnatter ſchlüpft das Junge unmittelbar nach dem Legen des Ei's aus, und wenn man die trächtige Mutter hindert, ihre Eier an paſſenden Stellen abzulegen, wenn man ihr z. B. kein Moos in den Käfig bringt, kann man es dahin bringen, daß ſie vollkommen lebendige Junge gebiert. Die eben dem Ei entſchlüpften Kleinen ſind äußerſt niedliche Geſchöpfe. Junge Ringelnattern haben etwa Spannenlänge, die jungen Schlingnattern ſind kaum fünf Zoll lang und dabei nicht dicker, als ein Rabenkiel. Ihre Haut iſt faſt ebenſo hübſch gefärbt, als bei den Alten; die Zeichnung erſcheint aber zierlicher, weil ſie in kleinerem Maßſtabe ausgeführt iſt. Das Wachsthum währt lange Zeit: die Ringelnatter bedarf vielleicht zehn Jahre, bevor ſie vollkommen ausgewachſen iſt.

Eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Feinden ſtellt unſeren Nattern nach. Die kleinen Raubthiere aus dem Mardergeſchlecht, namentlich der Dachs und der Iltis erbeuten und verzehren die bei uns vorkommenden Arten ohne Ausnahme; aber auch die Schweine freſſen ſie, wenn ſie eine erlangen können, und manche Hauskatzen tödten ſie wenigſtens. Größer iſt das Heer ihrer gefiederten Verfolger. Schrei- und Schlangenadler, die Buſſarde, die Raben und unter ihnen namentlich der Heher, ſowie endlich der Storch ſind ſämmtlich Schlangenfreſſer; ſelbſt unſere Haushühner verzehren junge Nattern und Kreuzottern ohne Bedenken. Der Menſch verfolgt auch die erſteren mit dem Ingrimme, welchen er gegenüber den Schlangen überhaupt bekundet; höchſtens ein und der andere Naturforſcher macht hiervon eine Ausnahme. Auch die Nattern haben ihre Freunde und Verehrer gefunden, und dieſe haben ſie, wie uns dünkt, mehr als billig geprieſen. Streng genommen muß man die Nattern eher ſchädliche als nützliche Thiere nennen; denn ſie freſſen vorzugsweiſe Thiere, welche uns in beſchränktem Grade nützlich werden. In der Gefangenſchaft ſind ſie für Den, welcher ſich an ſie gewöhnt hat, in gewiſſem Grade unterhaltend: mehr aber wiſſen wir wenigſtens ihnen nicht nachzurühmen.

4. Die Kreuzotter, Pelias Berus Merrem.

(Vipera Berus, chersea & prester Linné, V. torva Lenz, V. anglica, vera, orientalis, cinerea auctorum.)

Die Armuth unſeres Vaterlandes an Lurchen überhaupt bekundet ſich glücklicherweiſe auch hinſichtlich der gefährlichſten von allen, derer nämlich, welche ungeachtet ihrer geringen Stärke anderen Thieren, einſchließlich des Menſchen, zu den fürchterlichſten Feinden werden können.

Die Kreuzotter oder Adder, Feuerotter, Kampfſchlange, Gift-, Hecken- und Höllennatter, iſt die einzige Giftſchlange, welche in Mitteldeutſchland vorkommt. Erſt an den ſüdlichen Grenzen unſeres Vaterlandes treten ebenbürtige Verwandten neben ihr auf, im Südweſten die Aſpis (Vipera aspis), im Südoſten die Sandviper (Vipera ammodytes), beides Thiere, welche in ihrem Sein und Weſen große Aehnlichkeit mit ihr haben.

Die Kreuzotter iſt eine kleine Schlange von höchſtens 2½ Fuß Länge, verhältnißmäßiger Dicke und ſehr verſchiedener Färbung. Ein bezeichnendes Merkmal iſt ein breiter Zickzackſtreifen von hervorſtechender Farbe, welcher längs des ganzen Rückens verläuft. Bei dem Männchen pflegt die Grundfarbe der Oberſeite lichter zu ſein, als bei dem Weibchen: während hier Graubraun, Olivengrün oder Schwarz vorherrſcht, ſind dort lichtere Farben von Weiß an bis zum Hellbraun gewöhnlicher. Der Bauch iſt regelmäßig dunkler als die Oberſeite. Um das gefährliche Thier genauer zu kennzeichnen, wollen wir uns der Worte eines der größten Schlangenkundigen, unſeres Lenz, bedienen: „Von der Mitte des Oberkopfes an läuft nach jeder Seite des Hinterkopfes eine ſchwarze, nach außen ſichelförmig gebogene Linie, welche jedoch mit der gegenüberliegenden zuweilen durch das zwiſchenliegende Schwarz ſo verbunden iſt, daß ſich hinten nur ein herzförmiger Ausſchnitt zeigt. Zwiſchen den beiden genannten Linien beginnt auf dem Hinterkopf eine ſchwarze Zickzacklinie, welche über den ganzen Rücken bis zur Schwanzſpitze verläuft und deren Buchten gegenüber an jeder Seite des Körpers kleine, ſchwarze, eine Reihe bildende Flecken ſtehen. Die Farbe des Männchens bleibt ſich in jedem Alter ziemlich gleich, die des Weibchens dagegen verändert ſich. Bis zum erſten Winter iſt die Färbung ſeines Oberkörpers blaßgrau oder blaßröthlichgrau. Die bei dem Männchen erwähnte, auf der

Grundfarbe abſtechende Zeichnung auf Kopf und Rücken iſt hier nicht ſchwarz, ſondern braun. Im zweiten, dritten und vierten Jahre iſt die Grundfarbe des Oberkörpers ſchön hellrothbraun, die Zeichnung ſchön dunkelrothbraun, und das heimtückiſche Thierchen ſieht wunderlieblich aus. Nach und nach wird die genannte braune Farbe matter, und zuletzt geht ſie in eine ſchmuzig-graue Grundfarbe mit ſchwärzlicher Zeichnung über. Je ſchöner rothbraun die Oberſeite des Weibchens gezeichnet iſt, deſto mehr herrſcht auf der ganzen Unterſeite Roth und Gelbbraun vor; je düſter graulich aber der Oberkörper, deſto mehr herrſcht auf dem Unterkörper die ſchwarze Farbe vor.“ — Zuweilen findet man auch ganz ſchwarze Kreuzottern, ſogenannte Höllenottern. Sie ſind entſchieden nur Spielarten der gewöhnlich gezeichneten Kreuzotter, regelmäßig alte Weibchen, welche, wie Linck beobachtete, Junge zur Welt bringen, die von anderen Kreuzottern in Nichts verſchieden ſind.

Bezeichnend für die Kreuzotter iſt auch ihre Geſtalt. Sie macht dieſe Schlange noch leicht kenntlicher, als die ſo vielfachem Wechſel unterworfene Zeichnung. Bei der Kreuzotter iſt, wie bei allen Giftſchlangen überhaupt, der Kopf mehr oder minder dreieckig mit abgeſtumpfter Schnauze und ſtark hervortretenden Winkeln an der Hinterſeite, welche den Hals ſehr ſchmächtig erſcheinen laſſen. Der Leib iſt kurz und gedrungen, breiter, als hoch, der Schwanz verhältnißmäßig kurz, faſt ſtumpf. Hinſichtlich der Beſchuppung iſt der Kreuzotter eigenthümlich ein Schild mitten auf dem Kopf, und dicht hinter ihm zwei andere, nur ausnahmsweiſe in kleinere Schuppen aufgelöſte, welche alle übrigen an Größe übertreffen. Die Anzahl der Bauchſchilder ſchwankt zwiſchen 125 bis 130, die Anzahl der Schwanzſchildpaare zwiſchen 28 und 41. Giftzähne und Giftdrüſen zeigen daſſelbe Gepräge, wie bei anderen Giftſchlangen überhaupt. Hinter den Giftzähnen ſteht jederſeits eine Reihe kleiner, ſehr feiner und ſpitziger Zähnchen, wie im Unterkiefer auch.

Leider fehlt die Kreuzotter keinem einzigen Gau unſeres Vaterlandes, findet ſich vielmehr überall: im Gebirge, wie in der Ebene, auf feuchten, wie auf trockenen Orten, vorausgeſetzt, daß es ihr an Sonnenſchein und Wärme nicht mangelt. Erſt unter dem 60. Grade der Breite hat ſie ihre Nordgrenze; nach Süden hin reicht ſie durch ganz Europa. In den Alpen ſteigt ſie bis zu 6000 Fuß über das Meer empor. Sie kommt aber auch in Aſien vor: Pallas fand ſie in Sibirien bis zum Jeneſey, andere Naturforſcher beobachteten ſie am Kaukaſus und in Kleinaſien. In Deutſch-

land wohnt ſie in Gegenden, wo niederes Gebüſch, alte Baumſtämme und Steinmaſſen ihr geeignete Schlupfwinkel bieten, oft in ſehr großer Menge. An einzelnen Orten iſt ſie gemein zu nennen: ſo wurden im Bennerſtädter Forſte im Lüneburgiſchen beim Heumachen innerhalb acht Tagen auf einer Fläche von einigen Morgen ihrer dreißig getödtet. Bedingung zu ihrem Vorhandenſein iſt ein beutereiches Jagdgebiet, alſo eine Oertlichkeit, wo ihr Hauptwild, die Maus, in Menge lebt. Hier erwählt ſie ſich eine enge Kluft im Geſtein, ein Maus- oder Maulwurfsloch, eine Baumhöhlung oder einen ähnlichen Schlupfwinkel zu ihrer Wohnung und in der Nähe derſelben einen geeigneten Ort zur Ueberwachung ihres Jagdgebietes. Bei kühlem Wetter oder bei Regen zieht ſie ſich in ihr Lager zurück, bei Sonnenſchein hingegen findet man ſie regelmäßig außerhalb deſſelben. Sie liegt dann ruhig, behaglich im Sonnenſchein, gewöhnlich zuſammengeringelt, im eigentlichen Sinne des Wortes auf dem Anſtand; denn ſie befehdet nur dasjenige Wild, welches ihr, ſo zu ſagen, in den Rachen läuft.“ Bewegungslos harrt ſie des Augenblickes, welcher eine unvorſichtige Maus oder eine Eidechſe in ihre Nähe führt, nimmt die rechte Zeit wahr, wirft blitzſchnell den Kopf vor, beißt zu und wartet ruhig, bis das Gift ſeine unfehlbare Wirkung geäußert hat. Dann kriecht ſie höchſtens dem tödlich getroffenen Thiere langſam nach, niemals weit, ſchon weil Dies in den meiſten Fällen unnöthig iſt. Nicht jeder Tag, nicht einmal jede Woche bietet ihr Gelegenheit, ſich Beute zu erwerben; ſie bedarf aber auch nur einer geringen Menge von Nahrung und kann ohne Schaden monatelang hungern. Die Eingeſperrten nehmen niemals Futtter zu ſich und halten doch ſechs bis neun Monate im Kerker aus. Sie werden hier immer platter, ihre Haut wird immer faltiger, ihre Färbung bläſſer, und endlich ſterben ſie eines freiwilligen Hungertodes. Drei erwachſene Mäuſe ſind, nach Lenz, das Höchſte, was eine Kreuzotter kurz nach einander verſchlingen kann. Wie oft ſie frißt im Laufe des Sommers, iſt nicht ermittelt, ſo viel aber ſteht wohl feſt, daß ihr Speiſebedarf nur ein geringer iſt. Auch der ärgſte Hunger bewegt ſie nicht zur Verfolgung eines Wildes: ſie wartet ſtets auf daſſelbe, läßt es unter allen Umſtänden an ſich herankommen. Nicht einmal einen Feind, welcher ihren Zorn erregte, verfolgt ſie.

Eigenſchaften und Begabung ſtellen die Kreuzotter, wie die Giftſchlangen insgemein, außerordentlich tief. Viel hat man gefabelt von der entſetzlichen

Schnelligkeit, der tückiſchen Liſt und berechnenden Bosheit giftiger Schlangen: die Beobachtung hat alles derartige Gerede regelmäßig widerlegt. Unſere Giftſchlange zumal iſt ein überaus träges, bewegungsunluſtiges, weil jedenfalls wenig bewegungsfähiges Geſchöpf, ein ungemein ſinnenſtumpfes und geiſtloſes Thier. Die Kreuzotter kennt nur einen Genuß: im warmen Sonnenſchein regungslos auf ein und derſelben Stelle zu liegen. Jede eigentliche Bewegung ſcheint ihr verhaßt zu ſein. Sie vermag zwar ziemlich ſchnell dahin zu flüchten; ſie verſteht auch das Schwimmen, wie ſie beweiſt, wenn ſie dazu gezwungen wird: aus reiner Luſt an der Bewegung aber übt ſie ihre ſehr bedeutenden Körperkräfte nicht. Eigentlich geſchickt iſt ſie nur mit dem Vordertheil ihres Leibes, wenn es gilt, den Kopf mit den Giftzähnen nach der erkorenen Beute zu werfen. Die Stumpfheit der Sinne iſt durch vielfache Beobachtungen hinlänglich feſtgeſtellt worden. Das feurige Auge, welches einen trotzigen Ausdruck beſitzt, weil ein mit dem Rande über daſſelbe hervorragendes Schild in gewiſſem Sinne zur Braue wird, nimmt nur raſchen Wechſel, einen ſich ſchnell bewegenden Gegenſtand wahr; es ſcheint, als ob ein langſam, gleichmäßig dahinſchleichendes Thier es nicht reizt. Das Gehör iſt noch weit ſtumpfer, als das Geſicht; es iſt zwar vorhanden, dem Anſcheine nach aber für das Leben von keiner Bedeutung. Geruch und Geſchmack ſtehen, wie bei den Schlangen überhaupt, auf der niederſten Stufe der Entwickelung, und höchſtens Gefühl, Empfindungsvermögen ſowohl, wie Taſtfähigkeit, iſt ihr zuzuſchreiben. Die Kreuzotter merkt die leiſeſte Berührung ihres Leibes, bekundet auch Schmerz oder Wuth bei Verletzung. Der Taſtſinn hat ſeinen hauptſächlichſten Sitz in der Zunge. Mit ihr befühlt die Otter prüfend alle Gegenſtände, über welche ſie ſich Aufklärung zu verſchaffen wünſcht. Schneidet man ihr die Zunge weg, ſo verliert ſie für eine geraume Zeit die Sicherheit der Bewegung; ſie erlangt dieſe jedoch bald wieder, wahrſcheinlich, weil dann die übrigen Sinne mehr angeſtrengt werden. Von eigentlichem Verſtande dieſer Schlange iſt kaum zu reden. Die vorurtheilsfreie Beobachtung ſtellt ſie als ein „überaus dummes Thier, als Ausbund von geiſtiger Armuth“ dar. Eine ſinnloſe Wuth iſt der hervorſtechendſte Zug ihres Weſens. Jedes Ungewohnte reizt ihren Zorn: ſie unterſcheidet aber nicht, läßt ſich auf's Gröblichſte täuſchen und wird niemals durch Erfahrung gewitzigt. Mit derſelben Wuth, wie nach einem lebenden Weſen beißt ſie nach dem ihr vorgehaltenen

Stock oder nach dem hinter einem Glas ihr gezeigten Finger. Sie stößt sich die Schnauze blutig, ohne zu erkennen, daß ihr Zorn zwecklos ist; sie beißt, wenn sie erregt wurde, noch wüthend in die Luft, auch wenn es Nichts mehr zu beißen giebt. Ihr Geist ist unfähig, das Gefährliche von dem Ungefährlichen zu unterscheiden; deshalb kennt sie auch kaum die Furcht, deshalb schickt sie sich nicht einmal der entschiedensten Uebermacht gegenüber immer zur Flucht an. Kein Thier ist leichter zu fangen oder todtzuschlagen, als die Kreuzotter. Sie harrt anscheinend trotzig des Kommenden und vergißt, zumal wenn sie sich der belebenden Wärme hingiebt, zuweilen die Außenwelt vollständig. Man würde sich täuschen, wenn man ihr Gebahren als Muth deuten wollte, denn einen solchen besitzt sie nicht; höchstens von Trotz könnte man sprechen. Auch zur List erhebt sich ihr Geist nicht; wirkliche Schlauheit ist ihr fremd. Bevor sie sich anschickt, nach ihrer Beute zu beißen, zischt sie gewöhnlich eben so laut und heftig, als wenn es der Abwehr gilt. Erregung jeglicher Art ist bei ihr mit Zorn fast gleichbedeutend. Daß ein solches Geschöpf mit anderen Thieren niemals Freundschaft schließt, daß es unzähmbar ist, braucht kaum noch erwähnt zu werden. Ein so beschränkter Geist, wie ihn die Kreuzotter hat, ist unbildsam.

Die Kreuzotter erscheint im Frühjahre, gewöhnlich im März, spätestens im April an den ersten warmen Frühlingstagen und verkriecht sich im Spätherbst wieder, sobald die eigentliche Kälte eintritt. Den Winter verbringt sie in einer theilweisen Erstarrung, zusammengerollt in frostfreien Klüften zwischen Gestein oder unter der Erde. Sie erfriert, wenn sie dem Froste ausgesetzt wird, kann aber doch ungewöhnliche Kältegrade ertragen. Wir selbst beobachteten, daß eine Kreuzotter, welche zu Eis gefroren schien, wieder auflebte, als wir sie in die Wärme brachten. Ihre Thätigkeit steigert sich mit der zunehmenden Hitze. Die ersten Tage nach ihrem Erwachen im Frühjahre pflegt sie sich regungslos der belebenden Wärme hinzugeben, ohne eigentlich auf Nahrungserwerb auszugehen; dann häutet sie sich und sucht nunmehr zunächst das andere Geschlecht auf, um dem Fortpflanzungstrieb zu genügen. Nach der Begattung trennen sich die Kreuzottern wieder, und jede geht nunmehr ihren eigenen Weg, ohne sich im Geringsten um andere ihrer Art zu bekümmern. Etwa drei Monate nach der Paarung, im August oder September, sind die zehn bis fünfundzwanzig Eier des Weibchens, länglich runde Gebilde

von etwa 1½ Zoll Länge und faſt 1 Zoll Durchmeſſer, legreif, d. h. die Jungen in ihnen ausgebildet; denn die Kreuzotter gehört, wie ſchon der Name Viper (vivipara) andeutet, zu den lebendig gebärenden Schlangen. Unmittelbar vor, während oder nach der Geburt ſprengen die kleinen, ſechs bis ſieben Zoll langen, prächtig gezeichneten Kreuzotterchen ihre Eihüllen, ſtreifen ein an ihrem Nabel hängendes Dotterklümpchen ab und geberden ſich ſofort wie die Alten ihrer Art, ziſchen, verſuchen zu beißen, wenn man ſie neckt oder öffnen wenigſtens den Rachen, um ihre Zähne im Aufrichten und Niederlegen zu üben. Bald darauf häuten ſie ſich und gehen nun als entſchieden lebens- d. h. auch angriffsfähige Thiere, ihrer Nahrung nach. Hinſichtlich ihrer Färbung ähneln ſie zuerſt mehr der Mutter als dem Vater. Erſt nach mehreren Häutungen erhalten ſie das nach den Geſchlechtern verſchiedene Kleid. Wahrſcheinlich nehmen ſie im erſten Herbſt ihres Lebens keine Nahrung zu ſich, ſondern beginnen erſt im nächſten Frühjahr ihre Jagd, auf welches Wild iſt ſchwer zu ſagen; denn eine Maus vermögen ſie in der Jugend noch nicht zu verſchlingen. Leuz meint, daß ſie ſich hauptſächlich von Eidechſen ernähren. Im ſpäteren Alter dagegen bilden Mäuſe weitaus den größten Theil ihrer Mahlzeiten, und nur nebenbei fangen ſie auch einmal einen Maulwurf, eine Spitzmaus, ein junges Vögelchen, eine Eidechſe oder einen Froſch.

Es läßt ſich nicht beſtreiten, daß die Kreuzotter durch ihren Mauſefang uns nützlich werden kann; kein vernünftiger Menſch aber wird daran denken, dieſen Nutzen ihr als ein Verdienſt anzurechnen. Die Arbeit eines Thieres, welches im Laufe eines Sommers höchſtens dreißig Mäuſe vertilgt, verdient unſern Dank nicht. Der geringe Nutzen, welchen es leiſtet, wird übrigens durch Vernichtung nützlicher Thiere behufs der Ernährung, durch Wegfangen der Spitzmäuſe, kleinern Vögeln und Eidechſen ſchon aufgehoben. Es liegt alſo durchaus kein Grund für den Menſchen vor, ein ſo widerwärtiges Geſchöpf, wie die Kreuzotter es iſt, zu ſchonen. Hundert Gründe aber giebt es, welche uns beſtimmen müſſen, ihr, ſo viel wir nur können, feindlich entgegen zu treten, und ſei es auch nur, um dem Gefühle der Rache, welches ſie in uns erregte, gerecht zu werden. Die Kreuzotter bleibt unter allen Umſtänden zu gefährlich, als daß ihr etwas Anderes gebühren könne, als rückſichtsloſe Verfolgung. Es liegen viel traurige Beiſpiele vor, daß ihr Gift Menſchen tödtete; Linck nimmt ſogar und wohl nicht mit

Unrecht an, daß ihr in jedem Jahre zwei Menſchen zum Opfer fallen, die ungerechnet, welche durch ihren Biß Tage, Wochen, Monate, ja ſelbſt Jahre lang krank und elend wurden. Bei heißem Wetter beißt die Kreuzotter unter allen Umſtänden, und je heißer die Witterung, um ſo gefährlicher wirkt das Gift. Sofort nach dem Biſſe, welcher gewöhnlich ein kaum ſichtbarer Stich oder ein feiner Ritz zu ſein pflegt, ſinken alle Kräfte des Verletzten; Mattigkeit und Schwindel überkommen ihn; unerſättlicher Durſt, Erbrechen und Durchfälle ſtellen ſich ein; die gebiſſene Stelle ſchmerzt fürchterlich, und dieſes Gefühl verbreitet ſich bald über den ganzen Körper, namentlich über die eine Seite deſſelben. Das Blut drängt ſich nach dem verwundeten Gliede, dieſes und die Umgebung ſchwillt hoch auf, wechſelt die Farbe, nimmt alle möglichen Schattirungen von Roth, Grün und Blau an, kurz beweiſt auch äußerlich die furchtbare, ja unbegreifliche Wirkung des in ſo geringer Menge eingeimpften Giftes. Im ungünſtigeren Falle geht die Zerſetzung des Bluts unaufhaltſam ihren Gang; der Gebiſſene verliert ſchon vor Verlauf einer Stunde, ja zuweilen unmittelbar nach dem Biſſe, zeitweilig die Beſinnung, nicht aber das Schmerzgefühl; die Schwäche ſeines Körpers mehrt ſich, und endlich tritt der Tod ein, meiſt ſchmerzlos: wenigſtens ſtarben Alle, welche von der Kreuzotter gebiſſen waren und vorher die heftigſten Klagen laut werden ließen, ruhig und gefaßt. Im günſtigen Falle, wenn nur einer der Zähne verwundete, wenn kein größeres Blutgefäß verletzt wurde, wenn die Kreuzotter durch frühere Biſſe geſchwächt war, bei kaltem Wetter und unter Anwendung geeigneter Gegenmittel, treten alle Krankheitserſcheinungen in minder heftiger Weiſe auf; der Schmerz verliert ſich allmählig; das leidende Glied, welches regelmäßig durch Geſchwulſt unförmlich geworden iſt, wird vollkommen unempfindlich, aber auch faſt unbeweglich; das bisher heftige Fieber nimmt nach und nach ab, und endlich bricht reichlicher Schweiß aus, zum Zeichen der Beſſerung. Nur in ſeltenen Fällen wird der Kranke vor dem ſiebenten Tage hergeſtellt; oft hat er Wochen und Monate lang noch ſchwer zu leiden, und namentlich das gebiſſene Glied behält lange eine gewiſſe Schwäche bei.

Noch läßt ſich nicht mit Beſtimmtheit behaupten, daß dem drohenden Unheil durch geeignete Mittel unter allen Umſtänden wirkſam vorgebeugt werden könne: wohl aber ſteht ſo viel feſt, daß Anwendung ſolcher Mittel unerläßliche Nothwendigkeit iſt. Vor Allem gilt es, die Wirkung des Giftes

ſo viel als möglich auf ein und dieſelbe Stelle zu beſchränken. Dies kann geſchehen durch Ausdrücken und Ausſaugen der Wunde, welche vorher durch einen herzhaften Kreuzſchnitt zu erweitern iſt, durch Einreiben ätzender Flüſſigkeiten, durch Ausbrennen, Ausſchneiden, mindeſtens durch Unterbinden und Auflegen eines harten Gegenſtandes, welcher den Blutumlauf verhindert, eines Steines z. B., der ſo feſt als möglich auf die gebiſſene Stelle gepreßt wird. Aerztliche Hülfe muß immer baldmöglichſt beanſprucht werden, auch wenn alle Vorkehrmittel getroffen ſind. Innerlich wirken nach den Erfahrungen glaubwürdiger Forſcher ſtarke Gaben von Chlorkalk und Branntwein. Lenz empfiehlt dem Kranken vom erſteren Mittel aller Viertelſtunden einen halben Theelöffel in Waſſer verdünnt zu geben; Reiſende in Amerika erfuhren, daß Leute, welche von der Klapperſchlange gebiſſen worden waren, nach reichlichem Genuß von Branntwein oder Weingeiſt hergeſtellt wurden. Dieſe beiden Mittel ſind alſo gewiß zu erproben: ſie können nicht ſchaden, ſondern nur nützen. „Was man aber auch thun mag", ſagt Vogt „man thue es raſch, ohne national-germaniſche Gründlichkeit und langes Bedenken. Einen Fetzen vom Kleide herabreißen, das gebiſſene Glied damit umwickeln, das Meſſer hervorziehen und einſchneiden, ſaugen, wo man es kann und ausſpucken und wieder ſaugen muß das Werk weniger Secunden ſein; denn das menſchliche Herz arbeitet raſch, und in einer Minute iſt der Umſchwung der Blutmaſſe vollendet." Die größte Vorſicht und etwas Heldenmuth iſt immer vonnöthen.

Weit erſprießlicher aber, als alle Vorkehrungen nach dem Biſſe, iſt es, ſich vor dem Biſſe überhaupt zu wahren. Und Dies iſt ſehr leicht. Wer eben nicht Naturforſcher iſt, braucht ſich mit Schlangen wahrhaftig nicht näher zu befaſſen, und er thut ſicherlich wohl, wenn er dieſen Thieren gegenüber ſtets äußerſt behutſam zu Werke geht. Es iſt gewiß ſehr anerkennenswerth, wenn auch der gemeine Mann eine Kreuzotter von den unſchädlichen Nattern zu unterſcheiden lernt, unzweifelhaft aber viel beſſer, wenn er jede Schlange, welche ihm aufſtößt, ohne Weiteres todtſchlägt und ſich um die Todtgeſchlagene möglichſt wenig bekümmert. Kunde des Lebens unſerer Schlangen, ihres Aufenthalts, der Art und Weiſe ihres Angriffs iſt wichtiger, als die genaueſte Kenntniß ihrer Aeußerlichkeit. Dieſe kann täuſchen und zu nutzloſen Spielereien verlocken, die Kunde des Lebens nur vor Gefahr behüten. Wenn man ſich auf Oertlichkeiten, welche Giftſchlangen beherbergen

können, mit Vorſicht bewegt, anſtatt mit den Fingern, mit einem Stock den Boden unterſucht, da, wo man ihn zu unterſuchen hat, nirgends ſich eigentlich ſicher wähnt und Auge und Ohr hübſch offen hält, wird man kaum in die Lage verſetzt werden, von Hülfsmitteln gegen Kreuzotternbiß Gebrauch zu machen. Erkenntniß der Gefahr bewirkt keine blinde Furcht, ſondern höchſtens Vorſicht. Die Kreuzotter beißt nur dann, wenn ſie gereizt wird. Dazu gehört freilich nicht viel, und weitaus die meiſten Menſchen, welche gebiſſen werden, haben das Thier abſichtlich nicht beleidigen wollen, ſondern ſich nur unvorſichtig genähert und dadurch ſeinen Zorn erregt. Gewahrt man die Schlange vor dem Biſſe, ſo iſt in den meiſten Fällen an Gefahr nicht mehr zu denken. Sie greift ohne Urſache niemals einen Menſchen an, verfolgt nicht einmal den, welcher ſie mißhandelt, ſondern wehrt ſich beißend ihrer Haut, glaubt wenigſtens ſich wehren zu müſſen. Es iſt alſo leicht, ihr aus dem Wege zu gehen und noch leichter, ſie unſchädlich zu machen; denn es iſt kein Heldenſtück, ſie oder eine unſerer Schlangen überhaupt zu tödten. Ein Gertenſchlag über den Leib lähmt ihre Kraft, ein Schlag auf den Kopf tödtet ſie faſt augenblicklich. Sie zuckt dann wohl noch hin und her; Bewußtſein und Lebensfähigkeit aber ſind dahin. Bemerken wollen wir übrigens, daß man ſich auch vor den Zähnen einer bereits getödteten Kreuzotter hüten muß: Vinck erprobte, daß ſelbſt Zähne, welche er längere Zeit in das Waſſer gelegt und ſorgfältig gereinigt hatte, noch immer giftig verwundeten.

Die Kreuzotter hat glücklicherweiſe Feinde, welche ſie viel erfolgreicher befehden, als der Menſch es vermag. Es giebt, wie wir bereits oben mitgetheilt haben, einzelne Säugethiere und Vögel, welche auffallenderweiſe den Wirkungen des Schlangengiftes trotzen. Man ſollte zwar annehmen, daß die Wirkung bei allen warmblütigen Thieren in gleicher Weiſe ſich äußere; Dies iſt aber, wie vielfache Verſuche dargethan, nicht der Fall. Daß ein Schwein von dem Biß einer Otter nicht beſonders beläſtigt wird, läßt ſich begreifen. Die reichliche Fettſchicht, welche unter der Haut zu liegen pflegt, und die Dicke der Haut ſelbſt, lähmen die Kraft des Biſſes. Schwer erklärlich aber iſt es, daß ein Igel z. B. von der Kreuzotter blutig gebiſſen, im Geſicht, in die Lippen verwundet werden kann, ohne Schaden an Leben oder Geſundheit zu erleiden. Auch Iltis und Dachs gehören zu den wenigen Glücklichen, welche ungeſtraft gebiſſen werden können, und ebenſo ſcheinen einzelne Vögel, namentlich der Buſſard und Schlangenadler, gegen das

Otterngift gefeit zu ſein, wenigſtens nur in geringem Grade nach empfangenem Biſſe zu leiden. Dieſe Thiere ſind es denn auch vor Allen, welche der Kreuzotter eifrig nachſtreben; aber auch Wieſel, Rabe und Heher, ſowie endlich der Storch betheiligen ſich an dem Kampfe gegen das giftige Gewürm. Es iſt auffallend genug, jedoch vollkommen gegründet, daß alle Schlangenvertilger die giftloſen Lurche von den giftigen wohl zu unterſcheiden wiſſen, auch wenn ſie jung aus dem Neſte genommen und dadurch jeder Gelegenheit beraubt wurden, Erfahrungen zu ſammeln. Thiere, welche noch nie eine Otter geſehen haben, ſträuben, ſobald ſie mit dieſer zuſammengebracht werden, augenblicklich ihr Haar oder das Gefieder, nahen ſich dem gefährlichen Geſchöpf mit großer Vorſicht und vernichten durch zermalmende Biſſe oder Schnabelhiebe immer zuerſt den Kopf des Giftlurchs, während es ihnen bei anderen Schlangen gleichgiltig zu ſein ſcheint, nach welchem Körpertheile ſie zuerſt ihre Angriffe richten. Die genannten Raubthiere ſind es, welche der Menſch hegen und pflegen muß, wenn er ſein Gebiet von den Kreuzottern befreien will. Wir können die Bitte um Schonung des Iltis, des Wieſels und des Igels, der kleinen Adler und Buſſarde auch bei dieſer Gelegenheit nicht unterdrücken. Sie vernichten nicht blos die Kreuzottern, ſondern ſie erſetzen ſie auch vollſtändig, oder richtiger geſagt, ſie leiſten noch ungleich mehr als ſie.

Nächſtdem hat man da, wo Kreuzottern ſich aufhalten, hauptſächlich darauf zu ſehen, daß die Schlupfwinkel der Thiere möglichſt gemindert werden. „Auf dem Thüringer Walde“ ſagt Lenz „war früher ihre Vermehrung dadurch befördert worden, daß man den Boden da, wo hohe Bäume gefällt worden waren und eine neue Ausſaat ſtattfinden ſollte, in große Schollen umlegte, unter welchen ſich auch alsbald Eidechſen und Mäuſe, zuletzt auch Kreuzottern einſiedelten. Gegenwärtig pflanzt man in die entblößten Stellen junge, aus Pflanzenſchulen entnommene Stämmchen feſt ein. Die Höhlungen fallen weg und ſo hat ſich die Menge des Otterngezüchts gar bald auffallend vermindert.“

In früheren Zeiten hat man auch die Kreuzotter zu benutzen verſtanden, und in einzelnen Ländern nutzt man ſie heute noch in derſelben Weiſe wie früher überall. Während unſere Homöopathen gegenwärtig nur noch das Gift amerikaniſcher Schlangen arzneiwiſſenſchaftlich verwenden, bereitete man ſonſt aus den zu Tode gemarterten, gekochten, gebratenen, gepulverten

und ſonſtwie umgewandelten Kreuzottern und deren Verwandten eine wunderbare Arznei, Theriak genannt, von der man großes Rühmens machte. Der alte Geßner füllt viele Seiten ſeines Schlangenbuches mit der Schilderung der „edlen und hochnutzlichen lattwergen oder confect deß Theriacks“ und verſichert, „daß fürtreffenlich confect deß theriacks hatt vnzalbare vilfaltige kräfft vnd tugent, welche es in vns gewaltigklich würcken mag, nit allein innerlich vnd außerlich wider allerley gifft, ſonder auch vilerley andere ſorgliche vnnd ſchwere ſuchten vnnd gebrechen, denn man hatt auß gewüſſer erfahrung, daß er vaſt nutz vnnd gůt iſt wider das podagran vnnd zipperlin, ſo ſtelt vnnd trücknet er auch auff die herabflieſſende flüß, hilfft den waſſerſüchtigen, reinigt die außſätzigen, vertreybt die melancholiſche ſinnloſigkeit, dient auch fürnemlich wider die gälſucht, nierenſtein, blutſpeyen, heiſſere, keichen vnnd ſchweren athem, für verſtoppfung der läber vnnd deß miltzs, für die überflüſſig gall, rote rur, ſchwachen vnd ännwigen magen. Er mag auch im viertägigen fieber gegeben werden, benimmt die fallend ſucht, vnd fürt oder treybt alle würm auß dem leyb. Der theriac iſt auch ein überauß heilſame artzney wider die peſtilenz. Ja er erhalt auch den leyb in rechter natürlicher geſundtheit, verzehrt die übrig feuchtigkeit, erlengert daß läben, ſterckt vnd bekrefftigt die glider, ſcherpfft ſinn vnnd verſtand, bewahrt die ſo wandlen vor kelte, gebirt gut loblich blut, bewahrt vor allem gifft vnd anderen ſchedlichen ſachen, beſſert die böſen faulen vngeſunden waſſer, vnd würckt anders mehr.“

5. Die Fröſche.

Die Fröſche nehmen in der zweiten Halbſchied der Lurche ungefähr dieſelbe Stellung ein, welche den Eidechſen in der erſten Abtheilung zukommt: ſie ſind unter ihren Verwandten im engeren Sinne die höchſtſtehenden Geſchöpfe. Eine allgemeine Kenntniß ihrer Geſtalt darf vorausgeſetzt werden; demungeachtet iſt es nöthig, die Merkmale anzugeben, welche ſie von den ihnen naheſtehenden Kröten und Molchen unterſcheiden. Die Fröſche ſind ſchlank gebaute, nackthäutige Lurche mit plattem, kurzem Leib und Kopf, welch letzterer durch keinen deutlichen Hals vom Rumpf geſchieden wird. Das vordere Gliederpaar iſt kürzer, als das hintere, welches durch Schwimm-

häute verbundene Zehen hat, sehr entwickelt zu sein pflegt und zum Springen befähigt. Die Vorderhände haben gewöhnlich vier, die hinteren fünf Finger oder Zehen. Der breite, flache Kopf zeigt ein weit gespaltenes Maul, an dessen vorderer Spitze Nasenlöcher sich befinden, welche durch Hautklappen verschließbar sind, große Augen, welche in die Höhlen zurückgezogen und durch Lider fast geschlossen werden können und große runde Ohren, d. h. das flach liegende Paukenfell, welches die weite Paukenhöhle überdeckt. Der Oberkiefer ist regelmäßig, der Unterkiefer selten gezahnt. Die Zunge ist groß und schwammig. Das Gerippe fällt durch die außerordentliche Kürze der Wirbelsäule, sowie durch den gänzlichen Mangel aller Rippen auf. Außerdem sind große, sackförmige, netzartige Lungen, eine wohlgebildete, weite Stimmlade mit eigenthümlichen Kehlblasen oder Schallhöhlen Merkmale der Frösche.

Unser Vaterland ist nicht so arm an Arten dieser Familie, als der Unkundige vielleicht glauben mag. Die Frösche ähneln sich im Ganzen sehr und sind deshalb oft verwechselt worden. Einige stehen auch den Kröten nahe und bedürfen erst einer genaueren Untersuchung, bevor man sie als Das erkennt, was sie sind. So darf es uns nicht Wunder nehmen, daß ihre Kunde zur Zeit noch immer eine sehr beschränkte geblieben ist.

Das höchststehende Glied der Familie ist der Laubfrosch, Hyla arborea Laurentius, (Rana arborea Linné, Calamita arborea Schmid). Er erreicht eine Leibeslänge von etwa 1½ Zoll und zeichnet sich durch seine lebhafte und gleichmäßige Färbung hinlänglich vor den übrigen bei uns vorkommenden Fröschen aus. Die oberen Theile sind schön blattgrün, nach der Häutung blaugrau, die unteren Seiten weißlich, durch eine gelbe und schwarze Linie, welche längs der Seite verläuft, von der Färbung der Oberseite geschieden. Die Kehle des Männchens ist bräunlich. Von anderen Fröschen unterscheidet sich der Laubfrosch hauptsächlich dadurch, daß sich die Spitzen seiner Finger oder Zehen zu Scheiben erweitern, welche in gewissem Sinne klebrig sind und das Anheften auf die Blätter erleichtern. Dieser Frosch ist als der eigentliche Waldfrosch zu bezeichnen. Er findet sich während des Sommers in allen Laubwaldungen Europa's, sonst aber auch auf Zäunen oder Gebüschen, welche nicht weit vom Wasser entfernt stehen, und zieht sich erst im Spätherbst nach den Gewässern zurück, um hier, tief in den Schlamm eingesenkt, den Winter zu verbringen.

Ein paar Eier weiß in saurem Rahm dick, wie's Mus, gerührt, mit Salz und Pfeffer gewürzt, in eine Pfanne mit heißer Butter gegossen, und wie Eierkuchen gebacken.

Fig. 71.

Russische Omelette.

Russische Omelette. Man nehme Eier, wie vorher beschrieben, zu gleicher Quantität Milch, Salz und Pfeffer, backe sie in einer Pfanne mit heißer Butter, wie Eierkuchen, und gieße sie, wie Brod, heiß auf.

der Begattung iſt die Färbung am glänzendſten; ſpäter wird das Grün bläſſer, zuweilen ſogar bräunlich. Sein Verbreitungskreis erſtreckt ſich von Südſpanien an bis zum hohen Norden Europa's. Wahrſcheinlich kommt er auch in Aſien vor.

Die nächſten Verwandten des Waſſerfroſches ſind zwei bis in die Neuzeit zuſammengeworfene Arten, welche wir Thaufroſch und Grasfroſch nennen wollen. Beide, ſeit Linné unter dem Namen Rana temporaria bekannt, ähneln ſich in der Färbung. Ihre Oberſeite iſt auf braunem oder rothbraunem Grunde mit hellen oder dunkelbraunen Flecken gezeichnet; die Beine ſind in die Quere ſchwarz geſtreift; hinter den Augen ſteht ein langer brauner Flecken. Bruſt und Bauch ſind bei den Männchen graulich weiß, beim Weibchen röthlich braungelb marmorirt. Die Unterſcheidungsmerkmale liegen vorzugsweiſe in der Geſtalt der Schnauze und im Bau der Füße. Bei der einen Art, dem Thau- oder breitſchnäuzigen Froſch, Rana platyrrhinus Sundevall, iſt die Schnauze ſtumpf, ſehr wenig über den Unterkiefer hervorragend, das Stirnbein breit und flach, die äußere Zehe an ihrer Wurzel mit kleinen weichen Höckern beſetzt und die Schwimmhaut bei beiden Geſchlechtern bis zum vorletzten Gliede der längſten Zehe ausgedehnt. Beim Gras- oder ſpitzſchnäuzigen Froſch, Rana oxyrrhinus Sundevall, hingegen iſt die Schnauze ſpitz, hervorragend, das Stirnbein ſchmal und gewölbt, der Zehenhöcker groß und hart, die Schwimmhaut beim Männchen wie bei dem Thaufroſch gebildet, beim Weibchen hingegen nur bis zum dritten, letzten Glied vorgezogen. Dieſe Art iſt ſeltener, als die vorhergenannte, meiſt auch etwas kleiner und gedrungener gebaut. Der Verbreitungskreis der beiden Arten iſt ungefähr derſelbe; ſie kommen in ganz Europa bis zum Polarkreiſe vor.*)

---

*) Außer den Genannten leben in Deutſchland noch folgende Fröſche.

Die Unke oder Feuerkröte, Bombinator igneus Merrem (Rana Bombina und R. rubeta Linné), 1½ Zoll lang. Auf der Oberſeite ſchmutzig olivengrün, auf der Unterſeite feuerroth, ſtahlblau gefleckt oder ſchwarzblau, feuriggelb gefleckt. In ſtehenden Gewäſſern faſt ganz Europa's.

Die kurzfüßige Unke, Bombinator brevipes Blasius, etwas größer, ähnlich gefärbt, durch dickere und ſtärkere Schenkel, kräftigere, kürzere und ſtumpfere Zehen unterſchieden; nur in bergigen Gegenden.

Der Feſſelfroſch, Alytes obstetricans Wagler, 1½ Zoll lang, bläulichaſchgrau, ſchwärzlich gefleckt, unten weißlich, ausgezeichnet durch ſeine warzige Haut, deren Drüſen

Die Frösche gehören zu den wenigen Lurchen, welche Gnade vor den Augen des Gebieters der Erde gefunden haben. Einzelne können sogar als seine Lieblinge angesehen werden: er hat sie an sich zu fesseln gesucht und zu Hausthieren gemacht. Die Uebrigen werden wenigstens nicht mit Ingrimm betrachtet und unnöthiger Weise verfolgt. Der Aufenthaltsort der Frösche ist verschieden. Bei uns zu Lande gehört die Mehrzahl der Arten dem Wasser an; unter den niederen Breiten dagegen ist Dies nicht mehr der Fall: dort finden sich die Verwandten unseres Laubfrosches in mindestens eben so großer Anzahl, als die unserem Wasserfrosch entsprechenden Arten. Die Jugendzeit verleben alle Frösche im Wasser; den Winter verbringen die meisten ebenfalls hier und zwar tief eingegraben in den Schlamm. Bald nach ihrem Erwachen im Frühjahr wenden sie sich ihren eigentlichen Jagdplätzen zu, die Laubfrösche dem Walde, die Gras- und Thaufrösche den Wiesen und Feldern, während die übrigen in und an den Gewässern wohnen bleiben. Die meisten Arten meiden die Sonne, welche unsern Wasserfröschen so angenehm zu sein scheint und betreiben entweder im Schatten des Gelaubes oder in der Kühle des Abends und der Nacht ihre Jagd. Die Laubfrösche pflegen sich an die Unterseite der Blätter, mit denen sie gleich gefärbt sind, anzuheften und hier auf Beute zu harren; die Grasfrösche verbergen sich bis gegen den Abend hin in Höhlungen, zwischen dem Wiesengras oder im Getreide, und nur die Wasserfrösche recken sich behaglich im Strahle der Sonne.

Sämmtliche Frösche sind gefräßige Thiere, welche nur selten eine geeignete Beute unangefochten an sich vorüberziehen lassen. Die Alten nähren sich vorzugsweise von Kerbthieren, verschmähen aber auch andere Thiere keineswegs, nicht einmal die Jungen ihrer eigenen Art, greifen selbst höhere Wirbelthiere, Mäuse und Vögel z. B. rücksichtslos an und speien höchstens die Wespen und Horniſſen wieder aus, welche sie gelegentlich verschluckt haben. Scheinbar theilnahmslos und unbeweglich sitzen sie auf ein und derselben Stelle, bis ein kleines Thier ihnen nahe genug gekommen ist; dann plötzlich

---

einen scharfen, nach Knoblauch riechenden Saft absondern, und die halben Schwimmhäute an den Hinterfüßen. In den Rheingegenden.

Der Krötenfrosch, Pelobates fuscus, auch Wasser- oder Knoblauchskröte genannt, 2½ Zoll lang, bräunlichgrau, dunkelbraun gefleckt, auf den Seiten mit vielen Warzen und Aederchen. Häufig überall.

ſpringen ſie blitzſchnell zu, ſtoßen ihre klebrige Zunge heraus und verſuchen mit dieſer die betreffende Beute anzuleimen. Größeren Thieren und namentlich ſolchen, welche im Waſſer leben, jagen ſie wohl auch durch Schwimmen nach. Die Larven hingegen nähren ſich, nachdem ſie die Eihülle durchbrochen haben, ausſchließlich von Pflanzenſtoffen.

Faſt alle Arten ſind geſellige, muntere und lebendige Thiere, welche ebenſowohl wegen ihrer hübſchen Färbung, als hinſichtlich ihres Weſens anſprechen. Dieſes iſt bekannt genug. Sie ſind geſchickt in mancherlei Bewegungen, hüpfen in Bogenſätzen klafterweit, ſchwimmen leicht und raſch mit kräftigen Ruderſtößen ihrer Hinterfüße, tauchen in ziemlich bedeutende Tiefen hinab und halten ſich halbe Stunden, ohne zu athmen, unter dem Waſſer. Die Laubfröſche, deren ſcheibenförmig erweiterten Finger vortreffliche Klebwerkzeuge ſind, klettern auch und zwar in ſehr ausgedehnter Weiſe. Faſt alle Arten zeichnen ſich durch eine weitſchallende Stimme aus, welche jedoch nur den Männchen zukommt; denn die Weibchen können höchſtens grunzen. Die Stimme wird verſtärkt durch eine zarte Haut, welche an der Stelle zurückbleibt, wo bei den Jungen die Kiemenſpalten waren, durch die Luft als große Blaſe herausgetrieben wird und gewiſſermaßen einen Schallboden abgiebt. Hinſichtlich der Stimmbegabung übertrifft die Fröſche kein anderer Lurch.

Unter den Sinnen ſtehen Geſicht und Gehör obenan. Die Augen, welche einen prächtigen Goldglanz zeigen, können lebhaft genannt werden und ſind höchſt beweglich. Das Gehör iſt ſcharf, wie unſere Thiere bei ihren Stimmübungen hinlänglich bekunden; nur der Geruch ſcheint ſchwach zu ſein. Verſtand iſt den Fröſchen nicht abzuſprechen: Erfahrung witzigt ſie, Verfolgung macht ſie ſcheu und vorſichtig, gute Behandlung zutraulich. Sie lernen ihre Feinde kennen, Gefahren ausweichen und befreunden ſich mit Denen, welche ſie wohlwollend behandeln. Das eigentliche Leben der Fröſche beginnt überall mit dem Eintritt des Frühlings: in den Wendekreisländern nach dem erſten Regen, bei uns zu Lande, wenn die Gewäſſer eisfrei geworden ſind. Zuerſt läßt ſich hier der Thaufroſch ſehen: er entſteigt bereits zu Ende des März ſeinem Schlammgrabe. Um die Mitte Aprils oder Anfangs Mai kommen die Laubfröſche und wenige Tage ſpäter die Waſſerfröſche. Die Männchen pflegen einige Tage früher zu erſcheinen, als die Weibchen. Sofort nachdem ſie die Winterherberge verlaſſen haben

denken sie an das Geschäft der Fortpflanzung. Es werden nunmehr zur Feier der geschlechtlichen Vereinigung die großartigsten Stimmübungen ausgeführt. Ein Männchen läßt seinen eigenthümlichen Ruf ertönen, andere fallen ein, und endlich schreit und quakt die ganze Gesellschaft. Bei dem Schreien treten in den hinteren Mundwinkeln die Schallblasen weit hervor, während die Weibchen, wenn sie grunzen, nur ihre Kehle aufblähen.

Kurz vor der Paarung schwillt die Daumwarze der Männchen bedeutend an und erleichtert ihnen dadurch, sich auf dem Weibchen festzuhalten. Letztere legen im Verlauf von zwei bis vier Tagen eine Menge Eier, zuweilen nahe an tausend, welche durch die sie umhüllende gallertartige Masse zusammengehalten werden und Klumpen bilden. Beim Grasfrosch schwillt die Gallerte so bedeutend an, daß der ganze Klumpen etwa acht Stunden, nachdem die Eier gelegt wurden, zur Oberfläche aufsteigt; bei den übrigen Froscharten bleibt er auf dem Grunde des Gewässers liegen. Die Entwicklung der Eier, welche man sehr genau beobachtet hat, ist je nach der Art verschieden. Bei dem Wasserfrosch schlüpfen schon am sechsten, bei dem Laubfrosch bereits am achten Tage die Larven aus; bei dem Thau- und Grasfrosch hingegen vergehen sechs volle Wochen, ehe Dies geschieht, höchst wahrscheinlich blos deshalb, weil das Laichen so früh im Jahre stattfindet und die zur Entwicklung der Eier nöthige Wärme fehlt. Auch die weitere Ausbildung der Larven geht nicht gleichmäßig vor sich; sie ist vielmehr bei jeder Art verschieden. Rösel beobachtete, daß die Eier des Teichfrosches innerhalb einiger Tage nach dem Legen zu Erbsengröße anschwellen und das am sechsten Tage ausschlüpfende Junge noch eine Zeit lang in die Gallerte zurückkehrt, um sich von ihr zu ernähren. Die Kiemen besitzt es bereits beim Ausschlüpfen; sie halten sich jedoch nur bis zum zwanzigsten Tage; von dieser Zeit an schrumpfen die Kiemenbüschel ein. Am vierzehnten Tage des Lebens ist die Larve etwa einen halben Zoll, am sechsunddreißigsten Tage 1½ Zoll lang. Die hornigen Kiefern des sehr engen Maules sind um diese Zeit mit feinen Zähnen besetzt. In der dritten Woche des Lebens keimen die Hinterfüße hervor, und die vorderen, welche noch unter der Hülle steckten, sind wenigstens schon zu sehen. Nach Ablauf von zwei Monaten berstet die Haut auf dem Kopfe, und dieser tritt nun in seiner Gestalt vollkommen umgeändert, d. h. als ausgebildeter Froschkopf aus dem Schlitze hervor. Fast zugleich befreit sich das vordere Gliederpaar von

der Hülle, welche es bis dahin bedeckte, ſchiebt ſie zurück und ſchließlich auch über die Hinterbeine hinweg. Der Schwanz, bisher das hauptſächlichſte Bewegungswerkzeug, ſchrumpft nunmehr zuſehends ein, und der junge Froſch iſt fertig. Iſt er ein Teichfroſch, ſo bleibt er im Waſſer; iſt er jedoch ein Thau- oder Laubfroſch, ſo wendet er ſich nunmehr ſeinem eigentlichen Jagdgebiete zu und erſcheint plötzlich in großer Anzahl auf Wieſen und Feldern, oder in dem Gelaube der Gebüſche und Bäume. Es iſt ſehr erklärlich, daß dieſes maſſenhafte Auftreten junger Fröſche den Unkundigen noch heutigen Tages ein unlösbares Räthſel dünkt und die Sage vom Froſchregen zu beſtätigen ſcheint, während der Hergang darin ſeine einfache Erklärung findet, daß die Laichzeit und die Entwicklung der Froſchlarven ein und derſelben Art ſich ſehr genau auf den gleichen Zeitabſchnitt beſchränkt, ſomit auch an einem günſtigen Tage, namentlich aber nach einem Regen Tauſende und Abertauſende von jungen Fröſchen zugleich das Waſſer verlaſſen und ihr Landleben beginnen. Eigentlich handelt es ſich bezüglich des Froſchregens nur um Thau- und Grasfröſche.

Von den tauſend jungen Fröſchen, welche ein Paar Aeltern erzeugt, erreichen nur wenige die Zeit des Mannbarſeins; die kleinen munteren Geſchöpfe ſind allzugroßen Gefahren ausgeſetzt, und unfähig ſich zu wehren. Angegriffen, ſprützen ſie zwar ihren ſcharfen Harn in einem Strahle von ſich, ſchrecken aber dadurch kaum einen ihrer vielen Feinde zurück. — Ihr Wachsthum geht langſam vor ſich und währt vielleicht bis in das achte oder zehnte Jahr. Vor dem vierten Lebensjahr ſcheint keiner unſerer Fröſche zeugungsfähig zu ſein. Der Menſch hat kaum Urſache, ſich zu den Feinden dieſer Thiere zu geſellen. Die Teichfröſche können durch Wegfangen junger Fiſche vielleicht beſchwerlich werden; die Laub-, Thau- und Grasfröſche aber machen ſich durch Vertilgung der Regenwürmer, Schnecken und anderer läſtigen Thiere entſchieden nützlich. Auf Feldern und in Gärten ſollten ſie unbedingt gehegt werden. Mit dieſer Wirkſamkeit iſt ihr Nutzen jedoch nicht erſchöpft; denn die Fröſche werden, in einigen Gegenden unſeres Vaterlandes wenigſtens, ihrer höchſt ſchmackhaften Schenkel wegen eifrig verfolgt und förmlich als Wildpret betrachtet. Daß außerdem der Laubfroſch als Hausgenoſſe des Menſchen gern geſehen wird, iſt bekannt.

6. Die Kröten.

Man nimmt gewöhnlich an, daß diejenigen Froſchlurche, deren Hinterbeine im Verhältniß zu den vorderen beſonders entwickelt ſind, Fröſche — diejenigen hingegen, deren Hinterbeine nur kurz ſind, Kröten ſeien. Dies iſt unrichtig. Das hauptſächlichſte Merkmal der Kröten iſt in den Kiefern zu ſuchen, welche bei ihnen ſtets zahnlos, bei den Fröſchen aber gezahnt ſind. Zähne kommen höchſtens im Gaumen vor. Im Uebrigen iſt allerdings richtig, daß die Hinterbeine gewöhnlich kaum länger, als die Vorderbeine ſind. Die Haut iſt ſehr warzig und drüſenreich; der Leib pflegt dicker und runder zu ſein als bei den Fröſchen, und die Gliedmaßen ſcheinen zu ihm in keinem Verhältniß zu ſtehen; die Färbung iſt regelmäßig eine düſtere. Auf äußere Schönheit können die Kröten daher keinen Anſpruch machen. Ebenſo wenig iſt ihr Weſen geeignet, ſie als anziehende Geſchöpfe erſcheinen zu laſſen. Sie ſind Nachtthiere, welche das Licht faſt ängſtlich ſcheuen und ſich deshalb angeſichts der Sonne ſo gut als möglich verbergen. Erſt nach Sonnenuntergang kommen ſie zum Vorſchein und kriechen dann mehr, als ſie hüpfen, über den Boden dahin; aber auch ihr Kriechen erſcheint ungeſchickt und tölpe'haft. Eine widerliche Ausdünſtung endlich, welche ihnen eigenthümlich iſt, ſchreckt auch Den zurück, welcher ſich weder von der häßlichen Geſtalt, noch von der Trägheit der Bewegungen anwidern läßt. Demungeachtet ſind die Kröten einer größeren Beachtung werth, als ſie bisher gefunden haben: ſie gehören zu den nützlichſten aller Lurche und leiſten im Feld und im Garten große Dienſte.

Als eigentliche Waldthiere ſind die Kröten nicht zu bezeichnen: ſie finden ſich vielmehr überall, wo es Verſteckplätze für ſie giebt, obwohl ſie mit Bäumen beſtandene Oertlichkeiten bevorzugen. Ebenſo oft, als im Walde, begegnet man ihnen im Garten oder auf dem Felde. Sie bewohnen Höhlungen in feuchtem Boden, welche ſie vorfinden oder im Nothfall ſich ſelbſt graben. Mit eintretender Nacht verlaſſen ſie dieſe Baue und betreiben nunmehr mit großem Eifer ihre Jagd auf Kerbthiere, Schnecken und Würmer. Sie können ſehr lange hungern, ſind aber, wenn ſie Nahrung finden, wie Lenz ſagt „ſehr darauf bedacht, ihren Magen tüchtig zu füllen". Verſtändige Landwirthe und Gärtner haben ſie als Das erkannt, was ſie ſind: als die beſten Freunde und die treueſten Gehilfen des Menſchen im

Arten aus der Familie der Cyprinoiden, Karpfen, Gen. und Art Rutilus, Rotfisch, Plötze.

Fig. 1. Rutilus rutilus, gemeiner Rotfisch, Plötze, Rutz, Rutzen, Rutzenfisch, Rutzfisch, Rutzgrundel, Rutzmaul, Rutzmaus, Rutzmaul, Rutzmaulgrundel, Rutzmaulgrundel, Rutzmaulgrundel.

Oberſeite grau, braungrau, oder grünlich und braun gefleckt, unten weißlich oder röthlich; die Iris iſt roth. Man findet ſie in faſt ganz Europa bis Schweden und Rußland hinauf, in Höhlungen aller Art, in Kellern, unter Gewölben, unter Gebüſchen, Zäunen, Kräutern, namentlich Salbei und Schierling u. ſ. w.*)

Im Spätherbſt ziehen ſich die Kröten tiefer in ihre Höhlen zurück, als während des Sommers, und fallen hier, wie andere Lurche, in Winterſchlaf. Die erſten warmen Frühlingstage locken ſie in's Freie. Ihre Laichzeit fällt ſchon in den März, ſpäteſtens in den April. Die Paarung findet nicht ſelten auf dem Lande ſtatt, gewöhnlich aber im Waſſer, welchem das Weibchen unter allen Umſtänden zukriecht, um den Laich abzuſetzen. Dieſer wird in Schnüren gelegt und ſinkt zu Boden. Nach acht bis zehn Tagen kommen die Kaulquappen hervor; ſechsundzwanzig Tage ſpäter zeigen ſich die Hinterbeine, und nach Verlauf von drei Monaten ungefähr ſind die Jungen ausgebildet und im Stande, das Waſſer zu verlaſſen. Sie wachſen außerordentlich langſam, können aber ein hohes Alter erreichen. Man nimmt an, daß ſie mit dem vierten Jahre zeugungsfähig ſind und glaubt, daß ſie bis in's zehnte oder zwölfte Jahr fortwachſen. Durch Beobachtungen iſt feſtgeſtellt worden, daß eine Kröte 36 Jahre in der Gefangenſchaft lebte und dann auch nur durch einen Zufall um's Leben kam. Nicht unwahrſcheinlich iſt, daß freilebende noch ein viel höheres Alter erreichen.

Wahrhaft wunderbar iſt die Lebenszähigkeit, welche die Kröten unter ungünſtigen Umſtänden beweiſen. Es iſt oft behauptet worden, daß einzelne von ihnen, welche zwiſchen Geſtein eingeſchloſſen waren, viele Jahre lang ſich hier am Leben erhielten; man hat auch verſichert, daß Dies in gänzlich von der Luft abgeſchloſſenen Räumen möglich wäre: dieſe Angabe iſt jedoch gewiß als Fabel zu bezeichnen. Das Mögliche mag aus nachſtehenden Beobachtungen hervorgehen, welche Buckland in Verbindung einiger wiſſen-

*) Andere in Deutſchland vorkommende Kröten ſind:

Die Kreuz-, Rohr- oder ſtinkende Kröte, Bufo calamita Latreille (B. cruciatus & portentatus auct., Rana foetidissimus & mephiticus), 3 Zoll lang, olivengrün mit einem hellgelben Längsſtreifen über die Mitte des Rückens und röthlichen Warzen, auf der Oberſeite weißlich, und

die veränderliche Kröte, Bufo variabilis Gmelin, Linné (B. viridis Latreille, B. Schrebersianus viridiradiatus, sitibundus, cursor, roseus auct.), 2½ bis 3 Zoll lang, graulichweiß mit großen grasgrünen Flecken und röthlichen Warzen.

ſchaftlicher Freunde anſtellte. Am 26. April 1825 ſetzte er 24 lebendige Kröten in verſchiedene Zellen, von denen die Hälfte in poröſes, die Andern in derbes, kieſelhaltiges Kalkgeſtein gebohrt waren. Jede Zelle wurde mit einem doppelten Glasdeckel, außerdem mit einer Schieferplatte verſehen und das Deckſtück mit Thon aufgekittet. Jede einzelne Kröte war gewogen, und die großen und kleinen in die Kalk- und Sandſteinzellen gleichmäßig vertheilt worden. Die Steinblöcke wurden dann zuſammen drei Fuß tief in die Erde gegraben und am 12. December 1826 wieder unterſucht. Sämmtliche Kröten in den Zellen des feſten Sandſteins waren todt; von denen, die in dem poröſen Kalk untergebracht worden waren, lebte die größere Anzahl. Einzelne hatten an Gewicht verloren, Andere zugenommen. Man ſperrte ſie wieder ein und ſah öfters durch die Glasdeckel nach ihnen, ohne daß ihnen Luft zugelaſſen wurde. Sie ſchienen immer wach zu ſein, hatten ihre Augen offen und zeigten keinen Zuſtand von Erſtarrung. Bei jedem ferneren Nachſehen fand man ſie magerer und endlich todt. Vier Kröten, welche man in Löcher gebracht hatte, die in Bäume gebohrt und ſpäter mit Pflöcken verſchloſſen worden, waren nach Ablauf eines Jahres ſämmtlich todt; von vier anderen, welche man in die Erde eingegraben hatte, fand man nach Ablauf von zwei Jahren noch zwei am Leben.

Die Kröte hat viele Feinde, jedoch wenige, welche ihr eigentlich ſchaden können; denn die meiſten Thiere ekeln und ſcheuen ſich vor ihr. Allen feinſinnigen Thieren iſt der Geruch, welchen ſie verbreitet, in hohem Grade widerlich, und Vielen wird die Feuchtigkeit, welche ſie bei Berührung aus den Warzen ihres Körpers hervorſchwitzt oder der Harn, welchen ſie ausſpritzt, in größerem oder geringerem Grade verderblich. Man hat die Kröten oft giftig genannt und in gewiſſem Sinne damit nicht zu viel geſagt. Die Drüſenfeuchtigkeit und der Harn erregen auf zarter Haut ein fühlbares Brennen und ſelbſt Geſchwüre, auf Schleimhäuten einen äußerſt heftigen Schmerz. Der Drüſenſaft tödtet nach angeſtellten Verſuchen kleinere Vögel und Säugethiere, falls er dieſen durch Einſchnitte in's Blut gebracht wird, und verurſacht größeren wenigſtens Uebelbefinden. Pallas, ein als gewiſſenhafter Beobachter allgemein bekannter Naturforſcher, erzählt, daß er einen Mops beſeſſen habe, welcher es nicht laſſen konnte, Kröten todt zu beißen, aber doch einmal geſchwollene Lippen bekam, krank wurde und ſtarb, und Lenz erfuhr, daß Sand, welcher mit der von Kröten ausgehenden

Feuchtigkeit in Berührung gekommen, kleinen Vögeln tödtlich wurde, wenn dieſe ihn aufpickten.

In der Neuzeit hat man angefangen, die Kröten öfters in der Gefangenſchaft zu halten und zwar vorzugsweiſe in Treibhäuſern oder Gärten, wo ſie durch ihre Jagd auf Schnecken und anderes Ungeziefer ſich ſehr nützlich machen. In England wird gegenwärtig ein förmlicher Handel mit Kröten getrieben. Naturforſcher haben die Thiere auch früher ſchon im Käfig gehalten, um ſie zu beobachten. Die Eingeſperrten rühren während der erſten vierzehn Tage keine Nahrung an, bleiben aber munter und wohlgemuth; dann ſöhnen ſie ſich mit ihrem Schickſale aus und ſchnappen gierig nach Mücken und anderen Kerbthieren, welche ſich vor ihnen bewegen oder bewegt werden. Sobald ſie ihre Beute gewahr werden, rennen ſie gegen dieſelbe los, machen dann plötzlich Halt, legen ſich auf den Bauch, richten ihre Augen gierig nach dem Kerbthier und ſchnellen, ſobald ſich dieſes regt, ihre Zunge nach ihm, leimen es an und ziehen es ſo ſchnell ein, daß das Auge nicht folgen kann. Kleinere Thiere werden ſehr ſchnell verſchluckt, große Biſſen jedoch äußerſt langſam. Bienen und Weſpen verſchlucken die Kröten ungeachtet ihrer Stacheln ohne Schaden; zufällig verſchlungene Ameiſen aber brechen ſie wieder aus, wahrſcheinlich wegen der ihnen unangenehmen Säure. Man will beobachtet haben, daß Gefangene nach längerer Einkerkerung ihre Pfleger kennen und in gewiſſem Grade lieben lernen. Ob Dies wahr iſt oder nicht, laſſen wir dahingeſtellt; ſoviel iſt ſicher, daß gefangene Kröten ſich ſchwerlich viel Freunde erwerben dürften.

7. Die Salamander.

Noch mehr als mit den Kröten hat ſich die Sage mit den Salamandern beſchäftigt. Sie bilden eine eigene Ordnung in ihrer Klaſſe, welche man die der Schwanzlurche genannt hat, ſtehen aber den Fröſchen ſehr nahe. Ihr Leib erinnert an den Leib der Eidechſen. Er iſt verlängert, walzig, langgeſchwänzt und mit zwei Fußpaaren gegliedert, deren vorderes vier und deren hinteres fünf Zehen beſitzt. Das Gerippe ähnelt den der Fröſche; es zeigt ebenfalls keine Spur von Rippen. Zähne finden ſich in beiden Kiefern und am Gaumen. Das Auge iſt wohl gebildet, das Ohr äußerlich nicht

Tafel 74 und 75 gestellt. Es liegt nun Tafel XXVIII-XXXI. Diese Tafeln sind sehr schwierig und nur mit Lupe genau zu lesen.

Es handelt sich in Tafel 28 um verschiedene Schreiben und Rechnungen, die Tafel 29 enthält Briefe, Tafel 30 Rechnungen und Tafel 31 Briefe.

Ich habe mich bemüht, die Tafeln zu entziffern und zu übersetzen und bemerke, daß ich die Tafeln 28 und 29 bereits in Tafel 74 und 75 veröffentlicht habe.

Tafel 28 und 29. Auf Tafel 28 finden Sie Briefe und Rechnungen, auf Tafel 29 Briefe. Diese Tafeln sind sehr schwierig und nur mit Lupe genau zu lesen.

Tafel 30 und 31. Auf Tafel 30 finden Sie Rechnungen, auf Tafel 31 Briefe. Diese Tafeln sind sehr schwierig und nur mit Lupe genau zu lesen.

renti (Lacerta palustris Linné, Lacerta lacustris, porosa, pruinata, platyura auctorum) die häufigſte Art. Seine Länge beträgt 5 Zoll. Die körnige Haut iſt auf der Oberſeite ſchwarzbraun, mit dunkleren rundlichen Flecken und auf den Seiten mit weißen Punkten, auf der Unterſeite regelmäßig orangegelb gefleckt. Er lebt faſt in allen Teichen oder größeren Waſſerlachen, beſonders auch in den Gewäſſern des Waldes.*)

Wenn man die Angaben der alten Naturforſcher über die Salamander mit den Ergebniſſen unſerer Forſchungen vergleicht, kann man ſich des Lächelns nicht entwehren.

Seit Plinius haben ſich die meiſten Schriftſteller förmlich bemüht, die Salamander als furchtbare Thiere darzuſtellen, obgleich ſich nicht verkennen läßt, daß die Anſchauung im Verlauf der Zeit eine für das Thier immer günſtigere wird. Plinius ſagt: „Der Salamander, ein Thier von Eidechſengeſtalt und ſternartig gezeichnet, läßt ſich nur bei ſtarkem Regen ſehen und kommt bei trockenem Wetter nie zum Vorſchein. Er iſt ſo kalt, daß er wie das Eis, durch bloße Berührung Feuer auslöſcht. Der Schleim, der ihm wie Milch aus dem Munde läuft, frißt, er mag eine Stelle treffen, welche es ſei, die Haare am ganzen menſchlichen Körper weg, und die benetzte Stelle verliert die Farbe und wird zum Maale.“

„Unter allen Giftthieren ſind die Salamander die boshafteſten; denn andere verletzen nur einzelne Menſchen und tödten nicht mehrere zugleich. Nicht zu gedenken, daß andere Giftthiere, wenn ſie einen Menſchen verwundet haben, durch das Bewußtſein davon umkommen und von der Erde nicht wieder angenommen werden, will ich nur ſagen, daß der Salamander ganze Völker tödten kann, wenn ſie nicht auf ihrer Hut ſind. Wenn er auf einen Baum kriecht, vergiftet er alle Früchte und wer davon genießt, ſtirbt vor Froſt, nicht anders, als ob er Aconitum genommen hätte. Ja,

*) Andere Arten, welche an denſelben Oertlichkeiten vorkommen, ſind:

der gefleckte Waſſermolch, Triton punctatus Merrem, 3½ Zoll lang, auf der Oberſeite hellbraun mit ſchwärzlichen Flecken, unten orangeroth mit ſchwarzen Flecken, und

der Teichmolch, Triton cinereus Merrem (Lacerta aquatica Linné, Triton taeniatus, Bechstein.) nur 3 Zoll lang, auf der Oberſeite olivenfarbig, mit dunkleren Längsſtreifen.

Einige Naturforſcher führen außer den genannten noch eine Menge anderer Arten auf. Die Verſchiedenheit der Anſichten iſt aber ſo groß, daß wir die noch fraglichen Arten nicht weiter berückſichtigen wollen.

wenn bei einem Holze, das er nur mit dem Fuße berührt hat, Brod gebacken wird, so ist es vergiftet; und fällt er in einen Brunnen, so ist es das Wasser nicht minder. Wenn man mit seinem Speichel einen Theil des Körpers befeuchtet, und wenn es auch nur die Fußsohle ist, so geht das Haar am ganzen Leibe davon aus. Doch wird dieses so giftige Thier von einigen anderen Thieren gefressen, wie z. B. von den Schweinen, da dann jene natürliche Abneigung die Oberhand behält. Nach Dem, was man von einem Canthariden trank e und von einer gespeisten Eidechse erzählt, ist wahrscheinlich, daß sein Gift vorzüglich durch solche Thiere gedämpft wird, welchen er zur Nahrung dient. Die übrigen Gegenmittel sind bereits angeführt, und einige werden am gehörigen Ort noch vorkommen. Wäre Das gegründet, was die Magier vorgeben, da sie nämlich gewisse Theile des Salamanders als Mittel wider Feuersbrünste vorschlagen, weil er das einzige Thier ist, welches das Feuer auslöscht, so würde Rom längst den Versuch gemacht haben. Sextius sagt, wenn man einem Salamander die Eingeweide ausnimmt, Füße und Kopf abschneidet und ihn in Honig aufbewahrt, so diene er, als Speise genossen, zu einem erregenden Mittel, läugnet aber, daß er das Feuer lösche."

Leider können alle diese Angaben vor unserer nüchternen Beobachtung nicht bestehen. Der Salamander wählt sich seinen Aufenthalt an feuchten, dunklen Orten, namentlich im Walde unter Wurzeln, Steinen und Erdlöchern, zuweilen auch in Kellern, und bleibt hier versteckt, so lange das Wetter kalt oder auch warmtrocken ist. Nach heftigem Regen und in lauen Nächten kommt er hervor, um seiner Nahrung nachzugehen. Er kriecht dann träge und schwerfällig auf dem Boden dahin, packt die Kerbthiere, Schnecken und Regenwürmer, welche sich von ihm ergreifen lassen und würgt sie mit entsetzlicher Langsamkeit hinab. Findet er einen Andern seiner Art, dem er an Stärke überlegen ist, so frißt er wohl auch diesen auf; trifft er auf einen übermächtigen Gegner, so macht er eigenthümliche Bewegungen, geberdet sich sehr ängstlich, sperrt das Maul auf und treibt aus den Drüsen hinter dem Kopfe und aus den Warzen so viel Saft aus, daß er wie mit einem weißen Schaum überzogen wird und eine brennende Kohle mit diesem Saft wohl löschen kann, falls die Kohle nur klein genug dazu ist. Dieser Saft ist scharf und stinkend, bringt kleinen Vögeln, denen er unter den Flügeln oder an den Schenkeln eingeimpft wird, oder Eidechsen, Wassersalamandern und

Kröten, welche ihn verſchlucken, den Tod und kann auch bei größeren Thieren Ekel erregen. Er ruft, wie man annimmt, eine Darmentzündung hervor, an welcher die ſchwächeren Geſchöpfe erliegen. Hierauf beſchränkt ſich das Thatſächliche.

Ende Juni's oder Anfang Juli's begiebt ſich der Salamander in das Waſſer, in welchem er unter ſtarker Bewegung des Schwanzes zu ſchwimmen verſteht, um zu laichen oder richtiger, um zu gebären; denn auch er bringt lebendige Junge zur Welt. Dieſe tragen bei ihrer Geburt zu jeder Seite des Kopfes drei gefiederte Kiemenplättchen und beſitzen bereits ihre Glieder. Der Schwanz iſt aber wie ein Ruder ſeitlich zuſammengedrückt und rundet ſich erſt während der Verwandlung. Vor Eintritt des Winters ſchrumpfen die Kiemen ein, die jungen Salamander häuten ſich, erhalten die Farbe und Geſtalt ihrer Eltern, verlaſſen das Waſſer und ſuchen nun baldmöglichſt die Winterherberge auf, welche eine tiefe Erd- oder Felſenhöhlung zu ſein pflegt. Hier liegen ſie dann in todesähnlicher Erſtarrung bis zum Frühjahr.

Die Molche hingegen ſcheinen das Waſſer, ihr eigentliches Element, nur dann zu verlaſſen, wenn ſie durch die überhand nehmende Trockenheit zur Wanderung gezwungen werden. Sie ſchwimmen in den Teichen und Lachen ſehr hurtig umher, kommen oft ſenkrecht in die Höhe, um zu athmen und betreiben wochenlang im Waſſer ihre Jagd. Gelegentlich ihrer Wanderung begegnet man ihnen aber auch weit von Gewäſſern, in feuchtem Gras und Moos oder in ähnlichen Verſteckplätzen, wie die Salamander ſie benutzen. Den Winter pflegen ſie an den Ufern der Gewäſſer, in Erdlöchern, Höhlen, Bäumen, in Laub und Moos zu verbringen. Sie wählen nicht immer froſtfreie Oertlichkeiten zur Winterherberge, werden vielmehr nicht ſelten auch da gefunden, wo die Kälte mit voller Kraft eindringen kann. Unter den Steinhaufen findet man zuweilen einzelne, welche ſcheinbar zu Eis gefroren ſind, aber dennoch wieder lebenskräftig werden, wenn ſie in die Wärme kommen.

Die Paarung findet im Frühjahre ſtatt, gewöhnlich ſchon im April oder Mai. Wenige Tage ſpäter legt das Weibchen ſeine Eier, jedes einzelne an ein Blatt, welches es mit den Hinterfüßen zuſammenſchlägt um das Ei zu umhüllen. Die anfangs rundlichen, lockeren, von Schleim umgebenen Eier ſind nach etwa vierzehn Tagen entwickelt; die ausgekrochenen Jungen

sind aber noch sehr unvollkommene Geschöpfe. Ihr Maul ist geschlossen; die Augen sind durch zwei kugelförmige Erhöhungen, die Vorderbeine durch zwei Warzen, die Hinterbeine noch gar nicht angedeutet; nur der Schwanz ist wohl ausgebildet, und die Kiemen sind bereits vollendet. Nach wenigen Tagen öffnet sich das Maul, die Augen brechen hervor, und die Vorderbeine wachsen rasch aus dem Leibe heraus. Nunmehr hält sich die Larve an der Oberfläche des Wassers und lauert hier auf kleine Wasserthiere, welche sie sehr behend zu fangen weiß. Später entwickeln sich die Hinterbeine und schließlich die Lungen. Dann pflegt der junge Molch zeitweilig das Wasser zu verlassen.

Noch wunderbarer, als die Unempfindlichkeit der Salamander gegen die Einwirkung der Kälte, ist ihre Ersatzfähigkeit. Schwanz und Füße, welche einem Molche wiederholt abgeschnitten wurden, wuchsen im Laufe eines Sommers sechsmal wieder nach, wobei 687 neue Knochen gebildet werden mußten. Blumenbach schnitt einem seiner gefangenen Molche fast das ganze Auge aus und ließ die Linse sammt dem Glaskörper auslaufen. Dennoch ersetzte sich binnen zehn Monaten das Auge wieder; es blieb jedoch kleiner, als das andere. Dagegen sterben die Salamander in kürzester Zeit, wenn man sie mit Salz bestreut. Weißlicher Saft dringt aus allen Poren hervor, sie zucken krampfhaft zusammen und verenden im Laufe weniger Minuten.

In der Neuzeit sind auch die Salamander wiederholt zu Hausgenossen des Menschen gemacht worden: man betrachtet sie als eine große Zierde der Aquarien und hat sie besonders deshalb gern, weil sie sich ohne alle Mühe halten lassen.

Achtzehnter Abſchnitt.

Der Fiſch des Waldes.

Die Reihe der Wirbelthiere, welche Bewohner des Waldes genannt werden dürfen, iſt ſtreng genommen mit dem Salamander beendet; von Waldfiſchen im eigentlichen Sinne des Wortes iſt kaum zu reden. Es giebt nicht eine einzige Fiſchart, welche ausſchließlich hier ihren Aufenthalt wählt, welcher der Wald die alleinige Heimath iſt. Ein Thier, welches ſo ſtreng an das Waſſer gebunden iſt, wie der Fiſch, braucht ſich wenig um Das zu kümmern, was außerhalb des Ufers ſeines Gewäſſers liegt; denn das Waſſer bietet ihm alle Bedingniſſe zu ſeinem Leben. Demungeachtet dürfen wir auch in unſerem Buche einen Fiſch nicht mit Stillſchweigen übergehen, denjenigen, welcher ſich ſchon längſt den Namen eines Waldbewohners erworben hat weil er mit beſonderer Vorliebe an den Bächen hängt, welche man ſo recht eigentlich als Lieblingskinder des Waldes bezeichnen darf.

Wir müſſen, indem wir uns anſchicken, die Forelle zu ſchildern, wohl oder übel bei unſeren Leſern eine allgemeine Kenntniß der Fiſche und ihres Lebens vorausſetzen. Der uns zugemeſſene Raum erlaubt uns nicht, wegen eines einzigen und verhältnißmäßig wenig bedeutenden Thieres ſo weit von unſerer Aufgabe abzuſchweifen, als wir es thun würden, wenn wir hier eine allgemeine Schilderung der Fiſche und ihres Lebens einweben wollten.

Die Forelle, Bach-, Wald- oder Stein-, Gold-, Silber-, Weiß- und Rothforelle, Salmo Fario Linné, (Salmo Salmulus, alpinus, punctatus, marmoratus auctorum) iſt das kleinſte Mitglied der in jeder Hinſicht ausgezeichneten Familie der Salme oder Lachſe. Von ihren Verwandten unterſcheidet ſie ſich hauptſächlich durch die dichte Bezahnung der Mittellinie des Pflugſcharbeins. Ueber die Färbung iſt ſchwer

Fig. 9.

etwas Beſtimmtes zu ſagen. Die Grundfarbe ändert vom hellen Citronengelb bis zum tiefſten Dunkelbraun ab, und auch die Fleckenzeichnung, ſtreng genommen das einzige Merkmal des Thieres, iſt vielfachem Wechſel unterworfen. Als Regel mag gelten, daß die Flecken roth gefärbt und entweder von einem helleren oder von einem dunkleren Ringe umgeben, alſo ſogenannte Augenflecken ſind. Der Kopf iſt im Verhältniß zum Körper bald kürzer, bald länger, und hiernach ſind zwei Abarten oder Raſſen aufgeſtellt worden, welche auch noch dadurch ſich unterſcheiden, daß die langköpfigen gewöhnlich weniger Flecken zeigen, als die kurzköpfigen. Nur unter beſonders günſtigen Umſtänden erreicht die Forelle eine bedeutende Größe und Schwere; gewöhnlich beträgt ihre Länge nicht über einen Fuß und ihr Gewicht nicht über ein bis zwei Pfund.

Die Heimath der Forelle erſtreckt ſich über ganz Europa und über einen großen Theil Aſiens. Sie iſt in allen Gebirgsgegenden wohlbekannt, fehlt aber in der Ebene oder wenigſtens in allen Bächen und Flüſſen mit trübem Waſſer. Im Gebirge ſteigt ſie bis zu 5000 Fuß über das Meer empor, höher als irgend ein anderer Fiſch. Klares, reines und kühles Waſſer iſt Bedingung zu ihrem Leben; ſie verlangt ein ſchlammloſes, an Verſteckplätzen reiches Gewäſſer; deshalb ſagen ihr vor Allem die von den Bergen herniederrauſchenden Bäche zu. Lieblingswohnſitze von ihr ſind Strecken, wo die Baumkronen das Gewäſſer überwölben und die Wurzeln in die Fluthen ſelbſt hinabreichen. In Ermanglung ſolcher Aufenthaltsorte wählt ſie Strecken, wo die Flüßchen felſige Ufer und einen mit Stein bedeckten Grund haben. Sie iſt ein im hohen Grad bewegungsfähiges Thier, eine vortreffliche Schwimmerin, welche wie ein Pfeil die Wellen durchſchneidet und auch im ſtärkſten Strom ſich feſtzuhalten weiß, ja ſelbſt kleine Waſſerfälle und ähnliche Hinderniſſe überſpringt. Den Kopf gegen den Strom gerichtet, ſieht man ſie mitten im Bach oder Fluß ſcheinbar bewegungslos ſtillſtehen; ebenſo oft verbirgt ſie ſich in Uferlöchern zwiſchen Steinen, Wurzeln und in ähnlichen Verſtecken. Hier wie dort lauert ſie auf Beute, welche die Strömung ihr zuführt. Sie iſt einer unſerer gierigſten Raubfiſche, und läßt kein kleineres Thier unbefehdet an ſich vorüber gehen. Ihre Nahrung beſteht aus Kerbthieren und Würmern aller Art, aus Roßegeln, Krebſen, Fiſchen, Fröſchen, Mäuſen, Spitzmäuſen und dergl. Sie frißt Eier und Junge ihrer eigenen Art oder anderer Raubfiſche, falls ſie dieſelben zu bewältigen vermag; ſie

ſpringt ſelbſt aus dem Waſſer hervor, um Kerbthiere aus der Luft zu ſchnappen. Ihr Geſicht iſt ganz vortrefflich; ihr Verſtand verhältnißmäßig entwickelt: ſie kennt ihren Feind und entflieht, ſobald ſich ihr etwas Verdächtiges naht, ſo eilig als möglich. Nur ihre Gefräßigkeit wird ihr verderblich: ſie läßt ſich leichter berücken als andere Fiſche und ſelbſt durch ſchlecht nachgebildete kerbthierähnliche Köder auf's Gröblichſte täuſchen. Auch in der Laichzeit ändert ſie ihr Betragen; ſie ſcheint dann förmlich im Rauſch zu ſein und alle Gefahren zu vergeſſen: ſie läßt ſich während dieſer Zeit buchſtäblich mit Händen greifen.

Bei uns zu Lande laicht die Forelle in der letzten Hälfte des Septembers und im October, je nach der Witterung. Das Weibchen wählt ſich hierzu eine geeignete Stelle, meiſt im ſeichten Waſſer auf Kiesgrunde unter größeren Steinen oder an ähnlichen Stellen, wo die Strömung gebrochen iſt. Um eine ſolche Stelle zu finden, wandert es in den Bächen aufwärts, zwar nicht beſonders weit, aber immerhin auch verhältnißmäßig große Strecken. Dem einen Weibchen folgen gewöhnlich mehrere kleinere Männchen nach, und die Fiſcher behaupten, daß das Weibchen eines von dieſen mehr begünſtigt, als die andern, welche es nicht ſelten zurückjagt, während es mit dem erwählten mancherlei Spiele ausführt. Nur in der Nacht, aber am liebſten bei Mondſchein, werden die Eier gelegt. Das Weibchen höhlt vermittelſt einiger Bewegungen des Schwanzes eine ſeichte Vertiefung auf und läßt in dieſe die Eier fallen, worauf das Männchen ſofort ſeinen Samen darüber ſpritzt. Durch die Bewegungen der Fiſche werden die Eier gewöhnlich mit etwas Sand nothdürftig bedeckt, dann aber ihrem Schickſal überlaſſen. Sie ſind verhältnißmäßig groß und orangenroth von Farbe. Ihre Entwicklung geht, der kalten Jahreszeit halber, nur langſam vor ſich. Erſt nach ſechs Wochen entſchlüpfen ihnen die Jungen, ſonderbar geſtaltete, langſtreckige, äußerſt durchſichtige Thierchen, welche noch wenig Aehnlichkeit mit den Eltern haben und durch einen großen Sack am Bauche verunſtaltet ſind. Dieſer Sack enthält den überflüſſigen Dotter, welcher nicht zum Aufbau des Keimes verwendet wurde, und dient dem Jungen während der erſten Zeit ſeines Freilebens zur Nahrung. Er ſchrumpft nach und nach ein und iſt einen Monat nach dem Ausſchlüpfen bereits zum größten Theil aufgezehrt worden. Bis dahin liegen die Jungen faſt unbeweglich auf dem Grunde; ſie bewegen nur die großen Bruſtfloſſen, in der

Absicht, das zu ihrer Athmung nöthige Wasser zu erneuern. In der sechsten Woche des Freilebens ist der Dottersack bis auf einen kleinen Rest aufgezehrt, und nunmehr stellt sich das Bedürfniß nach anderer Nahrung bei dem jungen Fischchen ein. „Das Thierlein" sagt Vogt „ist beweglich geworden, und es ist eine wahre Freude zu sehen, wenn es sich schon sein Jagdgebiet, wenn auch im beschränkten Raume, auswählt und dort Alles verfolgt, was es nur irgend glaubt, bewältigen zu können. Alle kleinen Wasserthierchen, die fast mikroskopischen Kerbthierlarven, Krebsthierchen, Würmchen, welche das Wasser in Unzahl bevölkern, sind ihm eine willkommene Beute. Es stellt sich, um seine Jagd erfolgreich auszuüben, mit den Kopf gegen den Strom und schießt nun nach den Seiten hin, wo es Etwas wahrnimmt. Rasch nimmt es an Größe und Stärke zu, wenn es ihm glückt, reichliche Nahrung zu erhaschen; die weniger reichlich ernährten Jungen bleiben zurück; die stärkern stellen sich auch in den stärksten Strom, wo ihnen mehr Nahrung zugeführt wird, die schwächeren halten sich mehr außerhalb desselben". Hinsichtlich der Färbung unterscheiden sich die jungen Forellen von den alten; sie sind noch nicht gefleckt, sondern nur gestreift oder gebändert. Vor Zurücklegung des ersten Lebensjahres erhalten sie selten die Färbung und Zeichnung der Alten.

Die Forellen haben, wie die Fische überhaupt, viele Feinde. Alle größeren Raubfische und die alten Forellen selbst stellen den Jungen und Eiern nach; aber auch die Wasserspitzmaus, die Wasserratte, der Fischotter und selbst Katzen, Marder und Iltisse befehden sie. Der Mensch verfolgt sie ihres köstlichen Fleisches wegen sehr eifrig, ja fast rücksichtslos; denn erst in der Neuzeit hat man daran gedacht, die natürliche Vermehrung des geschätzten Thieres zu unterstützen. In früheren Zeiten war der Forellenfang in manchen Ländern ein Kronrecht: der Markgraf Karl von Brandenburg hatte ihn bei Karrenstrafe und Landesverweisung, der Kurfürst von Sachsen bei Festungsstrafe verboten; in einigen andern Ländern bedrohete man den Unberechtigten, welchem es nach Forellen gelüstete, sogar mit Abhauen der Hand. Diese „guten, alten" Zeiten sind glücklicherweise vorüber. Man hat dafür andere Mittel ersonnen, um den Bächen ihre Forellen zu erhalten. Schon gegenwärtig wird die künstliche Forellenzucht in einigen Gegenden eifrig betrieben, und die Ergebnisse sind höchst befriedigend. Die Vermehrung der Forellen ist wie bei allen Fischen, eine sehr starke; von den

vielen Eiern aber, welche ein Rogener legt, geht mehr als ein Drittheil, und von den ausgeſchlüpften Jungen ein guter Theil zu Grunde. Dem beugt man vor, indem man der Natur zu Hilfe kommt, d. h. indem man einfach die Hinderniſſe hinwegzuräumen ſucht, welche einer möglichſt allgemeinen Befruchtung der Eier und der Erhaltung der ausgeſchlüpften Jungen ſelbſt im Wege ſtehen. Es liegt uns fern, die ſogenannte künſtliche Fiſchzucht hier genauer zu ſchildern; wohl aber können wir auch dieſe Gelegenheit, ſie dringend zu empfehlen, nicht unbenutzt vorübergehen laſſen. Wer ſich ernſthaft mit der Sache beſchäftigen will, wird der nöthigen Unterweiſung nicht entbehren. Der Menſch zeigt ſich ſeiner ſelbſt würdig, wenn er als Freund und Beſchützer aller Thiere auftritt, welche Freundſchaft und Schutz verdienen.

Namen-Verzeichniß.

Acanthis Carduelis 468.
— Linaria 475.
— Spinus 471.
Accentor modularis 443.
Ackerkräbe 518.
Adler 150.
— Bonelli's 159.
Aegolius Otus 215.
Aesculapſchlange 610.
Alauda arborea 445.
— cristatella 445.
— nemorosa 445.
— trivialis 449.
Alcedo ispida 540.
Alces palmatus (antiquorum, jubatus) 54.
Alpenhuhn 264.
Alytes obstetricans 631.
Ammer 525.
Amſel 418.
Anguis Erix 602.
— fragilis 602.
— lineatus 602.
— punctatissimus 602.
Anthus arboreus 447.
Apternus tridactylus 321.
Aquila albicilla 162.
— Bonelii 159.
— brachydactyla 172.
— chrysaëtos 151.
— fulva 151.
— imperialis 158.
— marina 169.
— minuta 159.
— naevia (clanga, pomarina) 158.
— ossifraga 162.
— pennata 159.
Archibüteo lagopus 180.
Ardea cinerea 561.
— major 561.
— nigra 545.
Arvicola agrestis 386.
Arvicola arenicola 386.
— arvalis 386.
— Baillonii 386.
— fulvus 385 f.
— glareolus 385.
— pratensis 385.
— riparia 385.
— rufescens 385.
— vulgaris 386.
Astur palumbarius 201.
Auerhuhn 264.
Auerochs 37 (47).
Auf 209.

Bachforelle 646.
Bachſtelze 428.
— gelbe 429.
— graue 428.
Bär 137.
Baizfalk 191.
Bandſpecht 320.
Baſtardnachtigall 349.
Baumfalk 193.
— großer 191.
Baumkauz 218.
Baumläufer, gemeiner 328.
— kurzzehiger 328.
Baummarder 104.
Baumpieper 446, 449.
Baumſchläfer 372.
Bergfalk 191.
Bergfaſan 264.
Bergfink 456, 464.
Berghänfling 456, 465.
Bergzeiſig 475.
Biber 391.
Bienenbuſſard 181.
Bilch 370.
Birkenſänger 351.
Birkheher 509.
Birkhuhn 273.
Biſon 38, 45.
Blaufalk 191.
Blaufuß 169, 191.
Blauhabicht 194.
Blaukehlchen 429, 431.
— ſchwediſches 432.
— weißſterniges 432.
— Wolf'ſches 432.
Blaumeiſe 339.
Blauracke 502, 504.
Blautaube 532.
Blindſchleiche 602.
Blutfink 478.
Bluthänfling 460, 465.
Bombinator brevipes 631.
— igneus 631.
Bonasia sylvestris 277.
Bonassus Bison 38, 45.
Bos Bison 38, 45.
— Bonassus 38, 45.
— primigenius 37.
— scoticus 40.
— Urus 38, 45.
Brandfink 483.
Brandkauz 218.
Brandmaus 379.
Bubo maximus 209.
Buchfink 460 f.
Bufo calamita 637, 638.
— carbunculus 637.
— cinereus 637.
— cruciatus 638.
— cursor 638.
— ferruginosus 637.
— minutus 637.
— portentatus 638.
— praetextatus 637.
— roseus 638.
— Schrebersianus 638.
— sitibundus 638.
— spinosus 637.
— variabilis 638.
— viridiradiatus 638.
— viridis 638.
— vulgaris 637.

Digitized by Google

Buntſpecht 320.
Buntſpecht, mittlerer 320 f.
Buſchlauz 218.
Buſſard (Buſſaar) 176.
Butalis grisola 355.
Buteo communis 176.

Calamita arborea 629.
Canis Lupus 85.
— Vulpes (Alopex, melanogaster) 95.
Cannabina flavirostris 466.
— pinetorum 465.
Capodacus erythrinus 483.
Capreolus vulgaris 242.
Caprimulgus europaeus 358.
— maculatus 358.
— punctatus 358.
Carbo Cormoranus 567.
Carduelis elegans 468.
— Spinus 471.
Caryocatactes maculata 509.
— nucifraga 509.
Castor americanus 391.
— canadensis 391.
— communis 391.
— Fiber 391.
Catus ferus 78.
Cerchneis tinnuncula 186.
Certhia Costae 328.
— brachydactyla 328.
— familiaris 328.
— Scandulaca 328.
Cervus Alces 54.
— Capreolus 242.
— corsicanus 231.
— Dama 240.
— Elaphus 231.
— eurycerus 34.
— germanicus 231.
— mauricus 240.
— nobilis 231.
— platycerus 240.
— pygargus (?) 242.
— vulgaris 231.
Chloris flavicoptera 458.
Chlorospiza citrinella 472.
Chriſtvogel 485.
Chrysomitris Spinus 471.
Ciconia fusca 545.
— nigra 545.
Cinclus aquaticus 425, 429.
Circaëtos gallicus 172.
Citronenzeiſig 471 f.
Coccothraustes vulgaris 454.
Coluber Aesculapii 610.
— arabicus 609.
— atrovirens 611.
— austriacus 609.
— carbonarius 611.
Coluber flavescens 610.
— girondicus 610.
— gronovianus 609.
— helveticus 609.
— hybridus 609.
— longissimus 610.
— luteostriatus 611.
— minax 609.
— murorum 609.
— natricula 611.
— natrix 609.
— ocellata 611.
— pannonicus 610.
— personatus 611.
— Scopolii 610.
— Sellmannii 610.
— siculus 609.
— thuringiacus 609.
— torquatus 609.
— tyrolensis 609.
— viridiflavus 611.
Columba Oenas 532.
— Palumbus 531.
— torquata 531.
— turtur 533.
Coracias garrulus 504.
— Oriolus 501.
Corax nobilis 515.
Coronella laevis 609.
Corvus caryocatactes 509.
— Corax 415.
— cornix 518.
— corone 516.
— frugilegus 518.
— glandarius 506.
— Monedula 518.
— Pica 512.
Corys arborea 445.
Corythus enucleator 481.
Crucirostra abietina 485.
— curvirostra 485.
— leucoptera 485.
— pinetorum 484.
— pityopsittacus 484.
Cuculus canorus 527.
Curruca atricapilla 413.
— cinerea 413.
— garrula 413.
— hortensis 412.
— nisoria 411.
— sepiaria 443.
Cyanecula 431.
— leucocyana 432.
— suecica 432.
— Wolfii 432.

Dachs 132.
Dama platyceros 240.
— vulgaris 240.
Dambirſch 240.
Dandalus Rubeculus 435.
Diſtelfink (Diſtelvogel, Diſtelzeiſig) 468.
Diteritchen 349.
Dohle 517 f.
Doppelſperber 202.
Dornbreher 491.
Dorngrasmücke 412 f.
Droſſel 417 f.
Dryocopus Martius 319.

Edelfalke 190.
Edelfink 461.
Edelhirſch 231.
Edelmarder 104.
Eichelheher 506.
Eichhorn 366.
Eichvogel 202.
Eidechſe, gemeine 593.
— graue 593.
— grüne 594, 596.
— rothbauchige 594.
— rothrückige 593.
Eisvogel 540.
Elch 54.
Elen 54.
Eliomys Dryas 372.
— quercinus 372.
Elſter 512, 517.
Emberiza 525.
— Cirlus 526.
— citrinella 525.
— hortulana 525 f.
— miliaria 526.
— Schoeniclus 526.
Enneoctonus Collurio 491.
Ephialtes Scops 218.
Erdmaus 386.
Erdſalamander 641.
Erdwolf 384.
Erlenfink 471.
Erlenzeiſig 471.
Eryx clivicus 602.

Falco aesalon (lithofalco, caesius) 194.
Falco albicilla (ossifragus) 162.
Falco apivorus (poliorhynchos) 182.
Falco ater (Forskalii) 186.
— buteo (albidus, communis, fuscus, variegatus, versicolor) 176.
Falco canadensis 151.
— chrysaëtos 151.
— fulvus 151.
— gallicus (brachydactylus, leucopsis) 172.
Falco haliaëtos 169.
— lagopus (pennatus, slavonicus) 180.

Falco melanaëtos 151.
— Milvus (austriacus) 184.
Falco naevius (maculatus) 158.
Falco niger 151.
— Nisus 206.
— peregrinus (communis, abietinus) 191.
Falco palumbarius (gentilis, gallinarius) 201.
Falco subbuteo (hirundinum) 193.
Falco tinnunculus (brunneus, fasciatus) 186.
Fasan 281.
Feldkräbe 518.
Feldfink 466.
Feldmaus 384, 386.
— gemeine 384, 386.
Felis Catus (sylvestris) 78.
— Lynx (lupulina, Lyncula, virgata) 70.
Fesselfrosch 631.
Fettammer 525 f.
Feuerkröte 631.
Feuerotter 618.
Feuersalamander 641.
Ficedula Eitis 351.
— Hipolais 349.
— rufa 351.
— sibilatrix 350.
Fichtengimpel 479.
Fichtenkreuzschnabel 484 f.
Fink 452, 461.
Finkenhabicht 205.
Finkmeise 338.
Fischaar 169.
Fischfalk (Fischgeier, Fischhabicht) 169.
Fischotter 126.
Fischreiher 560.
Fitislaubsänger 350 f.
Flachsfink 475.
Fledermaus 296.
Fliegenfänger (Fliegenschnäpper), gefleckter 355.
Fliegenfänger, kleiner 356.
— schwarzrückiger 355 f.
Flötenlaubvogel 351.
Flüevogel 436, 443.
Flußadler 169.
Foetorius Erminea 116.
— Lutreola 124.
— Putorius 111.
— vulgaris 122.
Forelle 646.
Fremdlingsfalk 191.
Frettchen 112, 114.
Fringilla cannabina 465.
— Carduelis 468.
Fringilla Chloris 458.
— citrinella 472.
— Coccothraustes 454.
— coelebs 461.
— enucleator 481.
— flammea 464.
— flavirostris 466.
— Linaria 475.
— lulensis 464.
— Montifringilla 464.
— montium 466.
— Pyrrhula 478.
— Serinus 476.
— Spinus 471.
Frosch 6, 628, 630.
Fuchs 35.
Fuchseule 215.

Gabelweih (Gabelschwanz, Gabelgeier) 183.
Gänsefalk 202.
Garrulus glandarius 506.
Gartenammer 525 f.
Gartengrasmücke 412.
Gartenkräbe 512.
Gartenrotbschwanz 436, 438.
Gartensänger 349.
Gartenschläfer 371 ff.
Gauch 527.
Gebirgsstelze 428.
Gecinus canus 319.
— viridis 319.
Gelbbrust 349.
Gelbschnabel 466.
Giftnatter 618.
Gimpel 478.
Girlitz 471, 476.
Glandarius pictus 506.
Glaucidium passerinum 224.
Glis esculentus 371.
Glis vulgaris 370.
Goldadler 151.
Goldammer 525.
Goldfink 468.
Goldforelle 646.
Goldhähnchen 315.
— feuerköpfiges 345.
— safranköpfiges 345.
Goldrabe 415.
Grasfrosch 631, 637.
Grasmücke, blaue (gesperberte, große, spanische) 411.
Grasmücke, gelbe 349.
— gemeine (braune) 412 f.
— rothköpfige 413.
Grauammer 526.
Grauspecht 319.
Grünfink 458.
Grünling 458.
Grünspecht 319.
Habicht 201.
— kleiner 206.
Hänfling 456, 465.
Haidedrossel 420.
Haidelerche 445.
Haidenhuhn 273.
Hakengimpel 481.
Haliaëtos albicilla 162.
Halieus Carbo 567.
Halsbandfliegenfänger 356.
Hase 251.
Haselhuhn 277.
Haselmaus 372.
Haubenmeise 340, 346.
Hausmarder 110.
Hausschmätzer 355.
Hecht 193.
Heckennatter 618.
Heher 506.
Hermelin 116.
Hirsch 231.
Höllennatter 618.
Hohltaube 532.
Holzheher 506.
Holztaube, große 531.
— kleine 532.
Honigfalke 181.
Horneule 215.
Hühnerfalk 191, 202.
Hühnergeier (Hühnerdieb, Hühnerweih) 183.
Hühnerhabicht 201.
Hüting 355.
Hyla arborea 629.
Hypolais hortensis 349.
Hypotriorchis subbuteo 193.
Hypudaeus hercynicus 385.

Jachschlange 609.
Igel 308.
Iltis 111.

Kaiseradler 158.
Kammmolch 641.
Kaninchen 251, 257.
Karmingimpel 479, 483.
Katzeneule 215.
Kauz, kleiner, langschwänziger 222.
Kernbeißer 454.
Kiefernkreuzschnabel 484.
Kieferpapagei 484.
Kleiber 334.
Kleinspecht 320 f.
Königsfischer 540 f.
Königsweih 183.
Kohlfalk 191.
Kohlmeise 338.
Kohltaube 531.
Kolkrabe 415.
Kormoran 567.

Digitized by Google

Kothvogel 331.
Krähe, gemeine 516.
Kragennatter 608.
Krammtsvogel 419.
Kreuzkröte 638.
Kreuzotter 618.
Kreuzſchnabel 483.
— weißbindiger 484 f.
Kreuzvogel 485.
Krienitz 484.
Kröte, gemeine 637.
— ſtinkende 638.
— veränderliche 638.
Krötenfroſch 632.
Kuder 78.
Kukuk 527.

Lacerta aedura 594.
— agilis 593.
— aquatica 642.
— arenicola 593.
— bilineata 596.
— caliscertola 595.
— chloronota 596.
— crocea 594.
— fusca 595.
— Isidori 594.
— lacustris 642.
— maculata 595.
— montana 595.
— muralis 595.
— nigra 595.
— palustris 642.
— platyura 642.
— porosa 642.
— pruinata 642.
— pyrrhogastra 594.
— rubra 593.
— Salamandra 641.
— sepium 593.
— sericea 596.
— smaragdina 596.
— stellata 593.
— stirpium 593.
— tiliguerta 595.
— unicolor 594.
— viridis 596.
— vivipara 594.
Lanius Collurio 491.
— Excubitor 490.
— glandarius 506.
— italicus 491.
— minor 491.
— pommeranus 491.
— ruficeps 491.
— rufus 491.
— rutilus 491.
— spinitorquus 491.
— Vigil 491.
Lafurmeiſe 341.
Laubfroſch 629.
Laubſänger, grauer 351.
— grüner (ſchwirrender) 350.
Leinzeiſig 475.
Lemmus insularis 386.
— rubidus 385.
Lepus cuniculus 251. 257.
— europaeus 252.
— timidus 252.
— vulgaris 252.
Ligurinus cannabinus 465.
— Chloris 458.
Linaria borealis 475.
— montana 466.
— rubra 475.
Linota montium 466.
Loxia cardinalis 483.
— Chloris 458.
— Coccothraustes 454.
— curvirostra 485.
— enucleator 481.
— erythrina 483.
— flamengo 478.
— leucoptera 485.
— pityopsittacus 484.
— psittacea 481.
— Pyrrhula 478.
— septentrionalis 478.
— serinus 476.
Luchs 70.
Lupus vulgaris 85.
Lusciola Luscinia 406.
Luscinia major 406.
— Philomela 405.
— vulgaris 406.
Lutra minor (Vison) 124.
— Roensis 126.
— vulgaris 126.
Lynx virgatus 70.

Mäuſefalk (Mäuſehabicht, Mauſer) 176.
Marder 103.
Martarus (Martes) Abietum 104.
Martarus (Martes) Fagorum 110.
Mauereidechſe 595.
Maulwurf 307.
Mecistura caudata 340.
Megacerus eurycerus 34.
Meles vulgaris 132.
Merle 418.
Merlin 194.
Merula aquatica 425.
— torquata 418.
— vulgaris 418.
Micromys agilis 379.
Milan, gemeiner, öſterreichiſcher 183.
Milan, ſchwarzbrauner 184, 186.
Milvus ater 186.
— regalis 184.
Miſteldroſſel 418.
Mönch 412 f.
Mönchsgrasmücke 412 f.
Molch 641.
Monedula turrium 518.
Meerbuhn 273.
Mopsfledermaus 301.
Motacilla atricapilla 413.
— boarula 428.
— Curruca 413.
— Hipolais 349.
— Luscinia 405.
— Luscinia major 406.
— Melanope 428.
— modularis 443.
— moschita 413.
— phoenicurus 438.
— Proregulus 346.
— Regulus 345.
— Rubecula 435.
— rufa 413.
— salicaria 412.
— suecica 432.
— sulphurea 428.
— Sylvia 413.
— Trochilus 351.
— Troglodytes 440.
Müllerchen 412 f.
Mus agrarius 379.
— agrestis 386.
— arvalis 386.
— avellanarius 372.
— campestris 379.
— corilinum 372.
— Glis 370.
— gregarius 386.
— messorius 379.
— minutus 379.
— parvulus 379.
— pendulinus 379.
— pratensis 379.
— quercinus 372.
— rubens 379.
— rutilus 385.
— soricinus 379.
— sylvaticus 378.
— terrestris 384.
Muscardinus avellanarius 372.
Muscicapa albicollis 356.
— atricapilla 356.
— collaris 356.
— grisola 355.
— luctuosa 356.
— parva 356.

Musculus dichrurus 378.
Mustela Erminea (candida) 116.
Mustela Foina (Martes) 110.
— Furo 112, 114.
— Lutra 126.
— Lutreola 124.
— Martes 104.
— Putorius (Eversmanni) 111.
— Vison 124.
— vulgaris (Gale, nivalis) 122.
Myoxus avellanarius 372.
— Dryas 372.
— Glis 371.
— muscardinus 372.
— Nitedula 372.
— Nitela 372.
— speciosus 372.

Nachtigall 405.
Nachtkauz 218, 222.
Nachtschatten 358.
Natrix longissima 610.
— ocellata 611.
— torquata 609.
Natter, gelbliche 610.
— glatte 609.
— österreichische 609.
— schwalbacher 610.
— schwarzgrüne 610.
— thüringische 609.
Nebelkrähe 516 f.
Neuntödter 490.
Nisus communis 206.
Nörz 124.
Nonnenmeise 340.
Nucifraga caryocatactes 509.
Nußhacker (Nußheher) 506.
Nußknacker (Nußkrähe, Nußelster) 509.
Nyctale Tengmalmi 222.

Ohrenfledermaus 301.
Ohreule, kleine krainische 218.
Oriolus galbula 501.
Ortolan 525 f.
Otus sylvestris 215.

Palumbus torquatus 531.
Pandion haliaëtos 169.
Paroides caudatus 340.
Parus ater 340, 346.
— Carbonarius 340.
— caudatus 340.
— coeruleus 339.
— cristatus 340, 346.
— cyaneus 341.
— Fringillago 338.
— major 338.
Parus palustris 340.
Passer cannabinus 465.
— Carduelis 468.
— Linaria 475.
— spinus 471.
Pelecanus Carbo 567.
Pelekan, schwarzer 567.
Pelias Berus 618.
Pelobates fuscus 632.
Perisoreus infaustus 507.
Pernis apivorus 182.
Pestilenzvogel 355.
Pfingstvogel 501.
Phalacrocorax Cormoranus 567.
Phasianus colchicus 281.
Phoneus rufus 491.
Phyllopneuste rufa 351.
— sibilatrix 350.
— Trochilus 351.
Pica caudata 512.
— glandaria 506.
Piculus minor 321.
Picus canus 319.
— Chloris 319.
— Cirris 321.
— Cissa 320.
— Cynaedus 321.
— leuconotos 321.
— major 320.
— Martius 319.
— medius 321.
— minor 321.
— Pipra 321.
— tridactylus 321.
— viridicanus 319.
— viridis 319.
Pilgrimsfalk 191.
Pipastes trivialis 449.
Pirol 501.
Plattmönch 412 f.
Plecotus auritus 301.
Podarcis muralis 595.
Posseneule 218.
Pyrrhula enucleator 481.
— erythrina 483.
— rosea 483.
— rubicilla 478.
— rufa 478.
— Serinus 476.
— vulgaris 478.

Quäcker 464.

Rabenkrähe 516.
Racke 504.
Rackelhuhn 276.
Rana arborea 629.
— Bombina 631.
— Bufo 637.
— esculenta 630.
Rana foetidissima 638.
— mephitica 638.
— oxyrrhinus 631.
— platyrrhinus 631.
— pluvialis 637.
— rubeta 631, 637.
— salsa 637.
— temporaria 631.
Ratz 111.
Raubwürger 490.
Rauchfuß 180.
Rauchfußkauz 219, 222.
Regulus cristatus 345.
— crococephalus 345.
— Fitis 351.
— flavicapillus 345.
— Hipolais 349.
— modestus 346.
— Proregulus 346.
— pyrocephalus 345.
— rufus 351.
— sibilatrix 350
Reh 242.
Reiher 555.
Reutmaus 384.
Riesenhirsch 34.
Rind, milchweißes 40.
Ringamsel 418.
Ringelnatter 608.
Ringeltaube 531 f.
Röthelfalk 188.
Röthelmaus 385.
Rohrammer 526.
Rohrfalk 169.
Rohrkröte 638.
Rosenfink (Rosengimpel) 483.
Rothdrossel 420.
Rothfalk, kleiner 194.
Rothforelle 646.
Rothhirsch 231.
Rothkehlchen 435.
Rothschwanz 438.
Rubecula pinetorum 435.
Rüttelweih (Röthelweih) 176, 183.
Ruticilla phoenicura 438.

Saatkrähe 517 f.
Salamander, gefleckter 641.
Salamandra maculata (maculosa) 641.
Salmo Fario (alpinus, marmoratus, punctatus, Salmulus) 646.
Sänger, gelbbäuchiger 349.
— gelbfüßiger 351.
Sängerkreuzschnabel 485.
Saxicola suecica 432.
Schackerutchen 349.
Schafstelze 428.
Scharbe 558, 567.

Schlagtaube 531.
Schlangenadler 172.
Schlangenfreſſer 176.
Schlingnatter 603, 609.
Schermaus 384.
Schmerl 193, 194.
Schnake 608.
Schneeaar 180.
Schneefink 464.
Schneekönig 440.
Schneekrähe 518.
Schreiadler 158.
Schurack 355.
Schwalbenſchwanz 183.
Schwanzmeiſe 339 f.
Schwarzbacken 191.
Schwarzbäckchen 193.
Schwarzdroſſel 418.
Schwarzkopf 413.
Schwarzſpecht 319, 327.
Sciurus alpinus 366.
— Glis 371.
— italicus 366.
— quercinus 372.
— vulgaris 366.
Scolopax rusticola 287.
Scops carniolica (Zorca, pulchella) 218.
Secadler 162.
Serinus hortulanus 476.
Siebenſchläfer 370.
Silberforelle 646.
Singdroſſel 420.
Sitta caesia 334.
Sommergoldhähnchen 345.
Sorex Araneus 307.
— castaneus 307.
— concinnus 307.
— coronatus 307.
— cuniculatius 307.
— eremita(foediens)307.
— labiosus 307.
— melanodon 307.
— rhinolophus 307.
— tetragonurus 307.
— vulgaris 307.
Specht 317.
— dreizehiger 321.
— ſchwarzrückiger 321
Spechtmeiſe 327.
Sperber 205.
Sperbergrasmücke 411 f.
Sperlingskauz 224.
Sphenorhynchus Abdimii 546.
Spinus Carduelis 468.
— citrinella 472.
— Linaria 475.
— viridis 471.
Spitzmaus 303.
— gemeine 307.
Spottvogel 349.
Sprehe 496.
Sprenzchen (Sprinz) 194, 205.
Sproſſer 406.
Staar 496.
Stänker 111.
Steinadler 151.
Steinfalk 191, 193.
Steinforelle 646.
Steinhabicht 194.
Steinhänfling 465 f.
Steinheber 509.
Steinkauz 222.
Steinmarder 110.
Steinrabe 415.
Stelze 428.
Sternfalk 202.
Stieglitz 460, 468.
Stinkhahn 331.
Stockaar 176, 202.
Stockfalk 202, 205.
Stockkauz 218.
Stößer 193, 202, 205.
Storch, ſchwarzer 545.
Stoßfalke 193.
Stoßgeier 183.
Strix acadica 224.
— Aluco (stridula, Soloniensis, sylvestris) 218.
Strix Bubo 209.
— dasypus 222.
— noctua (nudipes, passerina) 222.
Strix Otus (deminuta) 215.
— passerina 222, 224.
— pygmaea 224.
— Tengmalmi (dasypus) 222.
Struthus Montifringilla 464.
Sturnus Cinclus 425.
— varius 496.
— vulgaris 496.
Sumpfmeiſe 339 f.
Sumpfweih 176.
Surnia noctua 222.
— passerina 224.
Sus domesticus 246.
— europaeus 246.
— Scrofa 246.
Sylvia abietina 351.
— cineraria (cinerea) 413.
— Curucca 413.
— Cyanecula 432.
— Fitis 351.
— Hipolais 349.
— hortensis 412.
— ignicapilla 346.
— modularis 443.
— nisoria 411.
Sylvia Philomela 405.
— phoenicurus 438.
— Regulus 345.
— rubricapilla 413.
— rufa 351.
— sibilatrix 350.
— sylvicola 350.
— Trochilus 351.
— Troglodytes 440.
Synotus Barbastellus 301.
Syrnium Aluco (stridulum) 218.

Talpa europaea 307.
— vulgaris 307.
Tannenfalk 191.
Tannenheber 509.
Tannenmeiſe 340, 346.
Tannenpapagei 484.
Tannenſänger 351.
Tannenvogel 485.
Taube 531.
Taubenfalk 202.
Taubenſtößer 191.
Taxidea leucura 132.
Taxus vulgaris 132.
Teichmolch 642.
Tetrao bonasia 277.
— medius 276.
— tetrix 273.
— Urogallus 264.
Thaufroſch 631.
Thurmfalk 186.
Thurmkrähe 518.
Todtenvogel 355.
Totanus glareola 543.
Tringa glareola 543.
Triton 641.
Triton cristatus 641.
— cinereus 642.
— punctatus 642.
— taeniatus 642.
Troglodytes parvulus 436, 440.
Tropidonotus natrix 609.
— Opellii 609.
— viperinus 611.
Turdus Cinclus 425.
— iliacus 420.
— major 418.
— Merula 418.
— minor 420.
— musicus 420.
— Philomelos 420.
— pilaris 419.
— torquatus 418.
— viscivorus 418.
Turteltaube 532 f.
Turtur auritus 533.

Uhu 209.
Unglücksheher 507.
Unk 608.
Unke 631.
— kurzfüßige 631.
Unkenfreſſer 176.
Upupa Epops 329, 231.
Urſtier 37.
Ursus arctos (cadaverinus, collaris, niger, norvegicus) 137.
Ursus Meles (Taxus) 132.
Urus 38 (45).

Vespertilio auritus 301.
— Barbastellus 301.
— cornutus 301.
— Otus 301.
Vipera ammodytes 618.
— anglica 618.
— aspis 618.
— Berus 618.
— chersea 618.
— cinerea 618.
— orientalis 618.
— prester 618.
— torva 618.
— vera 618.
Vipernatter 610.
Viverra Erminea 116.
— Foina 110.
— Lutra 126.
— Lutreola 124.
— Martes 104.
— Putorius 111.
— vulgaris 122.
Vulpes vulg. (crucigera) 95.
Vultur albicilla 162.

Wachholderdroſſel 419 f.
Wächter 490.
Waldeidechſe 594.
Waldfalke 191.
Waldforelle 646.
Waldgeier 176.
Waldhuhn 264.
Waldkauz 218.
Waldmaus 378.
Waldohreule 215.
Waldrothſchwanz 436, 438.
Waldſchnepfe 287.
Waldſpitzmaus 307.
Waldtaube 531.
— kleine 532.
Waldwaſſerläufer 541, 543.
Waldwühlmaus 385.
Wanderfalk 191.
— kleiner 193.
Waſſerfroſch, eßbarer (grüner) 630.
Waſſermolch, gefleckter 642.
— gemeiner 641.
Waſſerſalamander 641.
Waſſerſchwätzer 425, 429.
Weidenblättchen 351.
Weidenlaubſänger 350 f.
Weidenzeiſig 351.
Weindroſſel 420.
Weißbäckchen 193.
Weißbauch 169.
Weißforelle 646.
Wendehals 326.
Weſpenbuſſard 181.
Wiedehopf 329, 331.
Wieſel, großes 116.
Wieſel, kleines 122.
Wildkatze 78.
Wildſchwein 246.
Wildtaube 531.
Winterfink 464.
Wintergoldhähnchen 345.
Winterkönig 440.
Winterſtelze 428.
Wintervogel 485.
Wiſent 38, 45.
Wolf 85.
Würger 490.
— rothköpfiger 491.
— rothrückiger 491.
— ſchwarzſtirniger 491.

Yunx torquilla 326.

Zaccholus austriacus 609.
Zamenis Aesculapii 610.
— viridiflavus 611.
Zapfenbeißer 485.
Zaunammer 526.
Zaungrasmücke 412 f.
Zaunkönig 436, 440.
Zaunſchlüpfer 436, 440.
Zeiſig 470.
Ziegenmelker 358.
Ziemer 419 f.
Zippe 420 f.
Zootoca pyrrhogastra 594.
Zornſchlange 609.
Zwergadler 159.
Zwergfalk 194.
Zwergkauz 219, 224.
Zwergmaus 379.
Zwergohreule 218.

Berichtigungen.

S. 23. 13 v. o. l. Zwergeule ſt. Zwergohreule.
: 28. 12 v. o. l. Waldbewohner ſt. Waſſerbewohner.
: 30. 12 v. o. l. im zweiten Theile ſt. am Schluſſe.
: 96. 12 v. u. l. Nordafrika ſt. Nordamerika.
S. 186. 9 v. u. l. tinnunculus ſt. tinnuncula.
: 277. 5 v. u. l. Bonasia ſt. Bonassia.
: 345. 6 v. u. l. Aſien ſt. Amerika.
: 471. 3 v. o. l. viridis.
: 484 üb. d. Bilde l. bindig ſt. bündig.

Gedruckt bei E. Polz in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03953 9179

Digitized by Google